



HANDBOUND  
AT THE



UNIVERSITY OF









# Die neue Rundschau

*XXVII<sup>ter</sup> Jahrgang der freien Bühne*

---

## Inhalt

Hermann Oncken, Bismarck  
Robert Michel, Die Häuser an der Djamija. Roman  
Leopold von Wiese, Englands Herrschaft in Indien  
Arthur Holitscher, Tagebuch einer Ostpreußenfahrt  
Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89  
Oskar Vie, Deutsche Musik

## Rundschau:

Lucia Dora Frost, Bismarck als Schriftsteller  
Samuel Saenger, Frühlingserwachen  
Moriz Heimann, Erinnerung an ein Buch  
Kurt Hiller, Gedenkrede  
Politische Chronik von Junius

## Anmerkungen:

Carl Brinkmann, Ranke / Otto Flake, Dvonne Müller /  
Alfred Wolfenstein, Alfred Lichtenstein.

---

Vierteljährlich drei Hefte 7 Mark. Einzelhefte 2 Mark 50 Pf.

*Berlin / G. Fischer / Verlag*

## Inhalt

Hermann Ducken, Bismarck . . . . .	433
Robert Michel, Die Häuser an der Djamija. Roman . . . . .	451
Leopold von Wiese, Englands Herrschaft in Indien . . . . .	465
Arthur Holtscher, Tagebuch einer Ostpreußenfahrt . . . . .	480
Wilhelm von Humboldt, Reisetagebücher 1788/89 . . . . .	507
Oskar Vie, Deutsche Musik . . . . .	530

## Rundschau:

Lucia Dora Frost, Bismarck als Schriftsteller . . . . .	542
Samuel Caenger, Frühlingserwachen . . . . .	550
Moris Heimann, Erinnerung an ein Buch . . . . .	556
Kurt Hiller, Gedenkrede . . . . .	561
Politische Chronik von Junius . . . . .	566

## Anmerkungen:

Carl Brunkmann, Rante . . . . .	573
Dito Glase, Yvonne Müller . . . . .	574
Alfred Wolfenstein, Alfred Lichtenstein . . . . .	576

Redaktion: Prof. Dr. Oskar Vie, Berlin. Alle Zusendungen für die Redaktion werden ohne Namensnennung nach Berlin W., Bülowstraße 90 erbeten. Für unverlangte Manuskripte und Rezensionsexemplare kann keine Garantie übernommen werden. Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten.

ist ein Heft von 9—10 Bogen Umfang  
Verlag, Berlin W., Bülowstraße 90.  
in Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt vom  
Verlag, ganzjährig 28 Mark. Einzelhefte Mark 2.50.



## Bismarck

Zur Feier seines hundertjährigen Geburtstags  
von Hermann Dacke

Keine Erinnerungsfeier der Welt könnte einen solchen Tiefstimm in sich bergen, wie der Tag, an dem die Deutschen gedenken, daß vor hundert Jahren Otto von Bismarck seinem Volke geschenkt ward. Mitten in dem Weltkrieg um unsere Existenz und um sein Lebenswerk werden unsere Herzen aufwärts zu ihm gerissen, und wenn bei Erinnerungsfeiern manchmal alles fehlt, was Vergangenheit und Gegenwart innerlich verbindet, an diesem Tage ist eins in dem andern im höchsten Sinne lebendig. Denn wie ein steinerner Roland steht Bismarck inmitten eines Volkes, dem er diese unangreifbare Festung Deutschland geschaffen hat, und sein Schatten wird am 1. April von den flandrischen Nordseebüden bis zu den Hügeln der Champagne, von den Ufern des Njemen und der Weichsel bis zu den Karpathen durch Millionen treuer Herzen wandern. Und könnte er selbst sein mannhaftes Volk noch sehen, wie würde er stolz bekennen, daß Germania, die er in den Sattel gesetzt hat, reiten kann.

Es geht um sein Werk. Es geht einmal gegen die äußeren und sichtbaren Bastionen der Festung; möchten doch die Engländer die erste befreiende Tat des Reichsgründers, den Gewinn der deutschen Meere und Schleswig-Holsteins, wieder rückgängig machen, und die Franzosen wollen zum letztenmal an den Rhein, von dem er sie verjagt hat. Zugleich geht es gegen den Kern und Geist seines Lebenswerkes, um die innersten Kräfte unseres Vaterlandes, die sein Gepräge tragen. Es ist das Bismarckische Deutschland, das die Kaserei der Gegner als Feind der Menschheit und Gefahr der Zivilisation denunzieren möchte; wohl verfällt man auf der Suche nach den schuldigen Vätern deutschen Geistes, da man so wenig von uns weiß, auf Nießsche, Treitschke und Bernhardi, als wenn man den wahren Ahnherrn aller Kräfte, durch die wir unüberwindlich und verhasst sind, nicht zu nennen wagte. Ist es, weil seine Gestalt zu mächtig ragt über die Völker, als daß sie sich herangetrauten, oder können sie nicht vergessen, wie klein sie alle vor ihm gestanden haben? Aber sie meinen ihn

und keinen andern, auch wenn sie ihn nicht nennen. Indem wir für uns kämpfen, kämpfen wir um Bismarcks Gedächtnis, sein Sieg ist unser Sieg. Niemals war er uns so nahe gerückt, seitdem er von uns ging.

Legt man einen weltgeschichtlichen Maßstab an die Persönlichkeit und das Werk Bismarcks, dann gehört er in die Reihe der großen Staatsgründer, die den Grund zu einem neuen Staatsgebäude für ihr Volk gelegt haben — mächtiger kann die Auswirkung einer einzelnen Persönlichkeit auf die Gesamtheit und über große Zeiträume hinweg sich kaum gestalten, und es gibt keinen irdischen Ruhm, der mehr an die Unsterblichkeit heranreichte. Die weltgeschichtliche Würdigung wird daher zunächst danach fragen, wie er diese Tat, die Gründung des Deutschen Reiches in den Jahren 1862 bis 1871, vollbracht hat, durch welche Folge von Handlungen er in dieser kurzen Frist dem tausendjährigen Ablauf deutscher Nationalgeschichte eine andere Richtung — und mitten im Weltkriege dürfen wir heute mit Zuversicht sagen: die Wendung nach oben für immer gegeben hat. Immer wird es von höchstem Reiz bleiben, bis in die kleinste Wendung hinein, etwa an der Hand der Geschichte Sybels oder in der Biographie von Lenz, zu verfolgen, wie der eine Mann das Sehnen von Millionen und Generationen in die Tat umsetzte und in diesem heroischen Zeitalter unserer neueren Reichsgeschichte den Weg aus der Wüste fand. So ist er uns vertraut. So sehen wir ihn in seiner vielleicht genialsten und verwegensten Periode von 1862 bis 1866 die preußische Hegemoniepolitik friderizianischen Stils mit den Idealen neudeutscher Nationalpolitik verschmelzen, indem er das nationale Endziel hinter der Kulisse des preußischen Konfliktes und zuletzt noch der Waffenbrüderschaft mit Österreich verdeckte, um dann zur Sprengung des Deutschen Bundes, zum deutschen Bürgerkrieg und zur Hinaustreibung Österreichs zu schreiten und, der Vollstrecker eines ungeheuren Schicksals, die Fundamente des Neuen zu legen. Und mit ebenbürtiger Kunst bringt er dann in der zweiten, mehr diplomatisch charakterisierten Periode von 1867 bis 1871 das halbgelungene Werk zum endgültigen Abschluß, indem er das neue vor aller Augen enthüllte nationale Ziel mitten hindurch durch das Drängen der Nationalen und die Hemmungen der europäischen Nachbarn zu erreichen strebt — bis er den Willen einer zweiten europäischen Großmacht zerbrechen mußte und den Weg zu unserer nationalen Selbstbestimmung vollendete.

Mit dieser Tat der Reichsgründung lebt Bismarck auch in der weltgeschichtlichen Vorstellung des Auslandes fort, er würde unter uns das Anrecht auf die Unsterblichkeit verdient haben, auch wenn ihn der Tod im Sommer 1871 fortgerafft hätte, an der Eingangspforte zu dem gelobten Lande, das er uns erstritt.

Aber es gibt noch eine zweite Art der Würdigung Bismarcks, die auf

den ersten Anblick eine mehr preussisch-deutsch gefärbte Fragestellung enthält, aber, sobald man tiefer eindringt, auch ihrerseits sofort weltgeschichtliche Perspektiven von innerlichster Bedeutung enthüllt. Wir verlangen Antwort auf die Frage: wie hat der Schöpfer des Reiches, nach geschehener Grundlegung, den neuen deutschen Staat, das Haus, in dem wir wohnen, ausgebaut? Denn es ist ihm in den zwanzig Jahren seiner Staatsleitung, die ihm nach jenen neun Jahren der Gründung beschieden waren, ein zweites Lebenswerk gelungen, mit dem er, wie kaum je eine Persönlichkeit der Weltgeschichte, seine Wesensart auf das tiefste und dauerndste einer werdenden nationalen Gemeinschaft eingepägt hat. Er hat das Glück des Schaffens, an dessen Schwelle schon ein Mann wie Cavour hinweggerissen wurde, in vollen Zügen genießen können. Er konnte noch bleibendere Wirkungen hinterlassen als Wilhelm von Oranien und Washington, die zu den Staatengründern mit vollem Recht gehören, aber auf die Gestaltung ihrer Schöpfung einen verhältnismäßig geringen Einfluß ausgeübt haben. Glücklicher fiel sein Los als das Cromwells, dessen Werk nur an seiner Person hing und mit ihm zugrunde ging, und selbst die alles überragende Gestalt Karls des Großen, die nach dem Falle des Römerreichs die Reihe der Staatengründer des Abendlandes eröffnet, kann sich nicht völlig behaupten, denn sein Werk hat die erste Generation nach ihm nicht überlebt und nur in seinen Zeilen Bestand gehabt — wir aber können am hundertsten Geburtstag Bismarcks mit Stolz und Dankbarkeit sagen, daß sein Werk einen unvergänglichen Bestand nach innen und außen gewonnen hat und eine neue Stufe des Aufstiegs überwindet.

Bismarck als Schöpfer nicht nur des äußern, sondern auch des innern Deutschlands war freilich nicht ein Mann, der, wie Friedrich Wilhelm I. oder der Freiherr vom Stein, von der inneren Politik herkam, um das Innere seines Staates nach seinem Bilde zu formen. Anders als Cavour, der von der innern Politik ausging, um sich dann in der äußern, sobald er sie berührte, als Meister zu bewähren; umgekehrt auch als William Pitt der jüngere, der Minister der inneren Reform, der hernach erst, halb wider Willen, in der napoleonischen Ära zum leitenden äußeren Minister aufstieg, haben wir in dem preussischen Edelmann den Diplomaten, der fast nach einem Vierteljahrhundert vorwiegend außerpolitischer Tätigkeit, anfangs halb wider Willen, seine ganze Energie zugleich auf die innere Politik richten muß, um nun das eine wie das andere Feld mit einer nur Richelieu und Napoleon vergleichbaren Fruchtbarkeit der Ideen und Kraft der Durchführung zu umspannen. Damit tritt auch er für die Entwicklung des preussisch-deutschen Staates in die Reihe der Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Stein, mit deren Persönlichkeiten und Idealen wir sofort eine ganz bestimmte Vorstellung verbinden. Und danach fragen wir

heute: wie hat Bismarck die Institutionen des preussischen Staates und des neuen Deutschen Reiches, ihre Formen und ihren Geist beeinflusst? in welchen Zügen trägt das Staatsgebäude, das er nicht nur äußerlich gemacht, sondern auch innerlich mit Leben erfüllt hat, den Stempel seiner Persönlichkeit? Diese innerste Individualität unseres Reiches ist es ja, die unsere Gegner vor aller Welt bekämpfen, mit unsagbar ärmlichen Mißverständnissen oder (darum handelt es sich viel häufiger) mit berechneter Entstellung; und immer steckt in ihren Schlagworten, ob sie nun Preußen gegen Deutschland ausspielen oder den demokratischen Abscheu gegen Autorität und Organisation heucheln, viel von dem Geiste Bismarcks, ohne daß sie seinen Namen nennen. Diese innerste Individualität unseres Reiches ist es, die sich heute im Feuer härtester Prüfung siegreich behauptet, die ein unvergänglicher Besitz geworden ist und doch nach dem Siege zur Fortbildung und zur Steigerung über sich selbst hinaus berufen erscheint — und wiederum ist es der Geist Bismarcks, mit dem wir uns, wenn wir von dem neuen Deutschland nach dem Kriege sprechen, im Innersten auseinandersetzen.

Seine Persönlichkeit leuchtet durch seine ganze Staatsleitung, die Führung seiner Armeen und den Geist des von ihm Geschaffenen hindurch: mit ihren Stärken und Energien, mit ihren bodenständigen Ursprungskräften, auch mit ihren Härten und Grenzen. Wie die preussischen Könige des achtzehnten Jahrhunderts Staat, Heer und Beamtentum nach ihrem Bilde schufen, so ist das geheimste Wesen dieses Mannes in den Einrichtungen unseres Reiches, in uns selber lebendig, enthüllte Wirklichkeit geworden. Seine Persönlichkeit weist nicht die gleiche Geschlossenheit auf wie die einfacher angelegten Naturen Friedrich Wilhelms I. und Steins: sie vermochte vor allem nicht die gleich geschlossene Auswirkung zu erreichen, weil ihre Aufgaben unendlich komplizierter in sich waren und einen wahrhaft Vielgewandten verlangten, wenn sie gelöst werden wollten. Bismarck als Politiker spottet aller Versuche, ein System aus seinen politischen Gedanken zu bereiten. Seine Handlungen quellen nicht aus einer Summe von Überzeugungen, die er unter allen Umständen festhält, und er bemißt sie selber nicht an dem Maßstab einer Idee, die ihm zur allgemeingültigen Norm des Denkens und Handelns geworden ist. Was er tut, ist durch die Praxis des Lebens bestimmt und eingestellt auf den politischen Zweck, und wie die Aufgaben, die ihm gestellt waren, wandelbar sind nach Zeit und Voraussetzung, so sind die Wege wandelbar, auf denen er ihrer Lösung nachgeht.

Der Mann des Lebens ist ein Verächter der Theorie. Er hat es oft in scharfen und spöttischen Worten ausgesprochen, und diejenigen, deren Lebensarbeit sich unter vorwiegend theoretischen Gesichtspunkten vollzieht, dabei nicht geirret. Er lehnt nicht nur diejenige Theorie ab, die nach ethischen Postulaten oder ideellen Axiomen die bestehende Gesellschaft umzubilden

sucht, sondern — man darf diese andre Seite nicht außer acht lassen — auch diejenige Theorie, die das Bestehende zu einem nicht antastbaren System ausgestalter und allein darum sich gegen noch unerprobte Möglichkeiten des Neuen verschließt. Nur ein Beispiel, wie innerlich unabhängig, fast revolutionär dieser Konservative darin zu denken vermochte. Als er im Jahre 1865, unter der Nachwirkung seiner Verbindung mit Lassalle, seine ersten vorsichtig tastenden Schritte auf dem Gebiete der sozialen Frage tat und eine Besserung der Lage der Weberbevölkerung in den schlesischen Kreisen Waldenburg und Reichenbach anstrebte, stieß er bei allen Gliedern der Bürokratie auf heftiges Sträuben aus Unkenntnis oder Befangenheit. Der von ihm veranlaßte Immediatbericht des Staatsministeriums lehnte gewisse Vorschläge, die an Festsetzung eines Lohnminimums dachten, mit der gewichtigen Begründung ab, daß sie „den ersten Grundsätzen der Volkswirtschaft“ widersprächen. Darauf erging von Bismarck die scharfe staatsmännische Zurechtweisung: „Zunächst erscheint es mir der Stellung des Staatsministeriums überhaupt nicht entsprechend, daß dasselbe seine Entschließung auf die abstrakten Doktrinen einer volkswirtschaftlichen Theorie gründet.“ Nach dieser allgemeinen Lektion aber fuhr er fort — und wenn er sich vielleicht dabei Buchers Feder bediente, so sprach er recht aus eigenem Herzensgrunde —: „Selbst wenn die theoretische Richtigkeit der aufgestellten volkswirtschaftlichen Doktrin feststände, so folgte daraus nur deren Gültigkeit auf dem rein theoretischen Gebiet der Volkswirtschaft. Nur wenn die letztere von allen räumlichen und zeitlichen Bedingungen befreit ist, können die abstrakten Lehren Anspruch auf unbedingte Anwendung haben. Sobald es sich aber nicht um reine Theorie, sondern um handgreifliche Wirklichkeit handelt, ist der Prozeß der volkswirtschaftlichen Theorie bereits durch die mannigfaltigsten Beschränkungen und Einwirkungen der realen und praktischen Verhältnisse gebrochen und getrübt. Diesem Rechnung zu tragen, erscheint mir für die auf dem praktischen Gebiet sich bewegende Entschließung des Staatsministeriums eine nicht zu umgehende Verpflichtung.“

Der Mann des Lebens ist ein Mann des Handelns auf dem Boden „der realen und praktischen Verhältnisse“, innerhalb der „räumlichen und zeitlichen Bedingungen“ seines Staates und seiner Bedürfnisse. Auf diesem Boden faßte er die politischen Ziele fest ins Auge, die er um jeden Preis erreichen wollte. Wenn er sich darüber klar war, so gab es wenig Mittel, vor denen er zurückschaute, wenn sie ihm dienlich schienen, und was ihn von der geraden Linie des verfolgten Zweckes äußerlich oder auch nur innerlich ablenken konnte, das stieß er von sich. So gestand er im Jahre 1864 der Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein: „wenn er eine Sache als richtig erkannt habe, so verschloß er sich absichtlich gegen die guten Gründe seiner Gegner, um sich nicht aus der Bahn drängen zu lassen, und rück-

sicheres los gehe er alsdann seinen Weg mit dem Worte: Mit Gott für König und Vaterland." Der schlagfertig ironischen Antwort der Prinzessin: „Und mit dem Wahlspruch: *Suum cuique*“ hätte er mit dem Einwande begegnen können, daß das *Suum cuique* die Sache des Historikers, und nicht die des Politikers ist. Es war sein innerster Instinkt, der ihm die Einseitigkeit alles schöpferischen Handelns predigte.

Also war er die geborene Kämpfernautur. Er brauchte, um sich ganz entfalten zu können, eine Front, gegen die er alle seine Kräfte zusammenschweißte, und er flankierte den Kampf um seine positiven Ziele gern mit offensiven Zeitdeckungen, denn er sah immer im Angriff die beste Deckung. Es entsprach seiner politischen Herkunft und zugleich der Unbedingtheit seines Willens, wenn er auch in den innerpolitischen Kampf die Methoden des außerpolitischen Kampfes, manchmal bis zur Überspannung, zu übertragen nicht verschmähte. Auch konnte es nicht ausbleiben, daß er in solchen Kämpfen die ideellen Kräfte der Gegner — da sie ihn selbst nicht berührten — als bloße Ideologie unterschätzte und daß er sowohl das persönliche Moment als auch die greifbaren Realitäten, alles das, wie er gern sagte, „*quae numero ac pondere dicuntur*“, allzu stark gegenüber den unsichtbaren Gewalten in Anschlag brachte. Und wenn viele seiner politischen Unternehmungen ursprünglich für ihn nur Mittel zu einem höhern Zwecke waren, so konnte es nicht anders sein, als daß zuweilen die von ihm angewandten Mittel selbständige Gegenkräfte unvorhergesehener Art gegen ihn aufriefen. Wie alle wahrhaft Großen der Weltgeschichte ist er dem tragischen Geschick nicht entgangen, mit der Saat geharnischter Männer, die er selbst gefät hatte, später kämpfen zu müssen. Niemals aber ist der Kampf an sich für ihn Selbstzweck, etwa Befriedigung eines herrischen und rauflustigen Willens, eines verzehrenden Dranges zur Macht um der Macht willen gewesen. Vielmehr hat er über den Kampf hinweg immer den Friedensschluß als das politische Ziel ins Auge gefaßt, im Innern wie im Außern, im preussischen Konflikt, im Kulturkampf, selbst in der Periode des Sozialistengesetzes; und der Hegemoniekampf mit Osterreich mündet im Moment des Sieges schon in den Willen zu dauerndem und aufrichtigem Frieden ein. Vor allem aber ist der Kampf immer, und damit entfällt alle Kritik, einem objektiven Zwecke außer ihm, dem Aufbau eines deutschen Staates, untergeordnet.

Wie einst Stein vor ihm, so ist Bismarck preussischer und deutscher Staatsmann gewesen, aber das Schwergewicht seiner politischen Leistung ruht doch an der entgegengesetzten Stelle. Denn der fränkische Reichsritter von der Lahn ging von deutschen Gesichtspunkten aus, und indem er von hier aus auf Preußen einwirkte, scheute er in der Not der Zeit nicht davor zurück, seine Hand an das Innerste des altpreussischen Staates zu legen.

Bismarck aber, der Enkel jener märkischen Junker, die einst dem Hohenzollern knirschend sich gebeugt und dann dem Staate der Hohenzollern sich auf das engste verbunden hatten, hat den preussischen Boden nicht verlassen, als er das Deutsche Reich schuf. Wenn Ranke von Friedrich Wilhelm IV. sagt, er habe, sowohl in der Verfassungsfrage wie in der deutschen Frage, „das Selbst des preussischen Staates“ erhalten, so ist es Bismarck gewesen, der nach dem unentschiedenen Provisorium dieses Königs endgültig die Staatspersönlichkeit Preußens inmitten seiner eigenen Schöpfung behauptet hat. Er führte in der Konfliktzeit den vor ihm nur angebahnten Widerstand gegen die parlamentarische Umbildung Preußens zum Siege und begründete, in dem scheinbar aussichtslosen Konflikt mit den Idealen des nationalen Einheitsstaates und des modernen Parlamentarismus, den neuen monarchisch-konstitutionellen Staatstypus für Preußen und Deutschland. Und wenn er, am 27. Januar 1863, den Liberalen, die das Königtum nach westeuropäischem Vorbild beherrschen wollten, prophetisch zurief, daß dieses Königtum seine Mission noch nicht erfüllt habe, so ist er und kein anderer es gewesen, der das kecke Wort wahr gemacht und das Königtum davor bewahrt hat, „als ein toter Maschinenteil dem Mechanismus des parlamentarischen Regiments eingefügt zu werden“. Das Durchfechten des Konflikts war nur die Vorstufe: der entscheidende Schritt zum Ziele ward mit der Reichsverfassung von 1867 und 1871 getan.

Und so sehr sein Werk nach den äußeren Kriterien dem Frankfurter Verfassungsentwurf von 1849 gleicht — preussisches Erbkaisertum, Hinausdrängung Osterreichs, deutsches Parlament und demokratisches Wahlrecht —, so ist es hinsichtlich der lebendigen Verteilung der politischen Gewalten ihm von Grund aus entgegengesetzt. Bismarck war keineswegs der Epigone der Paulskirche, sondern ihr Gegner, auch noch im Augenblick seiner Reichsgründung, und der entscheidende Punkt, an dem er diese Gegnerschaft durchkämpfte, war Preußens Stellung im Deutschen Reiche. Nicht die Forderung der Theorie: Preußen in Deutschland aufgehen zu lassen, sondern die praktische Lösung Bismarcks: Preußen in Deutschland erhalten und in die Führung bringen, hat endgültig die deutsche Frage entschieden. Also kam es nicht zu einer Italien analogen unitarischen Lösung, sondern zu einer föderalistischen Lösung, in der Preußen die beherrschende Stellung, die ihm nach Geschichte, realer Macht und Leistung zukam, im Reiche bewahrt, aber zugleich auch die Mittleren und Kleineren, nach dem Maße der ihnen inwohnenden Lebenskraft, ihre historisch begründete Existenz behaupten. Damit war das Wesen des Bundesstaats und auch für ihn der monarchisch-konstitutionelle Staatstypus entschieden.

Das also begründete Verhältnis Preußens zu Deutschland fand in der höchst persönlichen Gestaltung seines eigenen Amtes seinen Ausdruck. Die

Würde des Reichskanzlers im heutigen Sinne hatte nicht von Anfang an in seinem Plane gelegen, und ein Entwurf von 1867 hatte noch einen Bundeskanzler vorgesehen, der in dienstlicher Unterordnung unter dem preussischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu stehen habe. Als aber die Nationalliberalen, der konstitutionellen Doktrin gemäß, die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers vor dem Reichstag, ja noch mehr, eine verantwortliche Mehrheit von Reichsministern verlangten, ließ er sich das eine gefallen, um das andere bestimmt zu verwerfen. Er brach aus dem liberalen Verfassungsgedanken das Kernstück, den durch die politische Verantwortlichkeit erhöhten Kanzler, heraus und vereinigte nunmehr die neue Würde mit dem bisherigen preussischen Amte. So schuf er die von der Doktrin aus nicht vorgesehene Personalunion, von der aus er die Staatsleitung übernahm: Reichskanzler, preussischer Ministerpräsident, auswärtiger Minister, seit 1879 Handelsminister — es war eine fast monarchisch geartete Amterkumulation, die er auf sich nahm. So schwer die Last dieser Machtfülle und so reibungsreich ihre Handhabung war, so war die Kombination doch für seine Persönlichkeit eben so gut eine Notwendigkeit wie für die grundlegenden organisatorischen Aufgaben des Reiches, und man mag sich erinnern, daß auch Cavour die Ressorts in seiner Hand häufte und beim Ausbruch des Krieges von 1859 neben dem Ministerpräsidium auch das Auswärtige, Innere, die Marine und in zeitweiliger Vertretung noch das Kriegsministerium leitete. Denn worauf es Bismarck ankam, war nicht der äußere Besitz der Macht, sondern die Einheit des politischen Willens, und niemals, bis in seine Katastrophe hinein, hat er auf sie verzichtet.

Er bedurfte ihrer vor allem für die auswärtige Politik und hielt fest an dem Grundsatz, die innere Gesamtleitung nicht von der auswärtigen Leitung zu trennen. Es gehörte vielmehr zu den Geheimnissen seiner Staatskunst, die beiden Sphären in entscheidender Stunde zu einheitlicher Aktion miteinander zu verbinden: so war es seiner festen Hand schon im Frühjahr 1867 gelungen, die Norddeutsche Reichsverfassung mit Hilfe der europäischen Spannung über die Luxemburger Frage durchzudrücken. Mit der Zeit aber wuchs die überragende Persönlichkeit immer höher, bis sie die andern Ressorts rettungslos in den Schatten drängte. Ein preussischer Premierminister von seinen Größenmaßen, der zugleich als einziger Reichsminister die deutsche Politik lenkte, mußte die Mitarbeiter hüben wie drüben zu Handlangern herabdrücken. Wer das nicht wollte und die Unvereinbarkeit ihrer politischen Ziele rechtzeitig erkannte, der ging freiwillig, wie es Delbrück im Jahre 1876 in wohlüberlegtem Entschlusse tat: das war das Erlebnis, das Wenigsten ein Jahr später so bedenklich machte, zu dem mächtigen Steuermann in den Kahn zu springen. Der letzte der Ressortminister, der ernsthaft wider den Stachel zu löcken wagte, war Stosch,



der bald die Unhaltbarkeit einsah. Er schrieb (in einem mir vorliegenden Briefe) im Juli 1879: „Ich bin doch noch Minister und befinde mich dabei in hellem Gegensatz mit dem Einen, der die Seele aller andern Minister bildet.“ Das war die ministerielle Signatur der achtziger Jahre, und wer wie Bötticher, durch Gewandtheit und Brauchbarkeit, eine vollständige Bewegungsfreiheit gewann, konnte sie doch nur in dem begrenzten Rahmen seines Ressorts üben. Die Räte vollends, die Bismarck nahestanden, wie Keudell und Bucher, Tiedemann und Rottenburg, wurden zu bloßen Organen eines allmächtigen Willens, der jeden Widerstand zermalmte.

Man hat wohl gesagt, daß vor Moltke der Posten eines Generalstabschefs nicht viel bedeutet habe und nur durch den einen Träger zu dauernder Bedeutung erhoben worden sei: so hat Bismarck einen gewaltigen Umfang von Kompetenzen und Verantwortlichkeiten geschaffen, der für die Erben dieses Amtes, die eine ebenbürtige Persönlichkeit doch nur in Jahrhunderten einmal mitbringen können, fast erdrückend wirken muß. Aber der Gründer des Reiches hat die Kombination dauernd für notwendig gehalten, um gegenüber der schwerfälligen Maschinerie von Kaiser und Bundesrat, Reichstag und den beiden Häusern des preussischen Landtages eine dem Monarchen selbst analoge Einheit der politischen Direktive für Preußen und das Reich sicherzustellen.

Wer nun von dieser mächtig verkörperten Einheit des Willens auf eine sichtbare Einheitlichkeit des von ihm Geschaffenen in der deutschen Politik schließen wollte, der sieht sich angesichts der entgegengesetzten und scheinbar ganz unvereinbaren Tendenzen, die von ihm ausgegangen sind, auf den ersten Anblick in einer gewissen Verlegenheit. Auf den roten Reaktionsär von 1848 und den scheinbar absolutistischen Konfliktminister der sechziger Jahre folgt der Vater des demokratischen Reichstagswahlrechts und damit der wirksamste demokratische Politiker deutscher Geschichte; den Reichskanzler der ersten, der liberalen Ära löst der Staatsmann der achtziger Jahre in der zweiten, der eigentlich schöpferischen Periode seiner innern Staatsleitung, der Urheber des starken Staates und Vorkämpfer der antidemokratischen Mächte ab; und selbst der konservative Alte von Friedrichsruh steht vor allem Volke in leidenschaftlichem Kampf mit dem Träger der Institution, die er erhöht hatte wie keiner seit den beiden großen Königen des achtzehnten Jahrhunderts. Ranke hat Luther, den größten Revolutionär deutscher Geschichte, mit Recht einen der größten Konservativen genannt, und auch auf den Mann von 1866 und den Reichsgründer darf man dieses Doppelwort anwenden: daß sie beide es zugleich, aber das eine nur um des anderen willen waren, das begründet ihre eigentümliche Größe. Wenn dem aber so ist, wo ist das Verbindende zwischen dem Unvereinbaren, die innere Einheit der Persönlichkeit zu suchen?

Wir beginnen, um diese Frage zu beantworten, mit dem, was bei der Herkunft seiner politischen Ideen am verwunderlichsten ist, mit seiner Stellung zum allgemeinen Wahlrecht. Es ist längst bekannt, daß der Entschluß in Bismarck seit Jahren langsam gereift war, bis er in dem Kampf um die Hegemonie zur namenlosen Überraschung von Freund und Feind im Frühjahr 1866 diese Fahne aufzog. Erst neuerdings habe ich den fast noch überraschenderen Nachweis führen können, daß er sich schon während der Konfliktzeit aus einer nicht nationalpolitischen, sondern spezifisch preussischen Motivenreihe mit dem Gedanken der Anwendung des allgemeinen Wahlrechts in Preußen befreundet hatte. Für seinen von der Theorie ungetrübten und nur auf die Realitäten des Lebens eingestellten Blick war es klar, daß das Dreiklassenwahlrecht, das den Liberalen erdrückende Mehrheiten und den Konservativen verschwindende Minderheiten lieferte, nichts als ein Wahlrecht der liberalen Bourgeoisie sei. Von hier aus war für einen Mann wie Bismarck der Weg nicht weit zu dem Gedanken, ein so fehlerhaft arbeitendes Wahlrecht abzuschaffen und durch das allgemeine Wahlrecht zu ersetzen: das heißt nach seiner Rechnung, die Millionen der Königstreuen, der im konservativen Sinne lenkbaren Masse der Landbevölkerung mobil zu machen, um mit ihnen die Mittelschicht samt ihren parlamentarischen Herrschaftsgelüsten niederzustimmen — so wie Napoleon III. vermöge des Plebiszits die liberale Bourgeoisie außer Gefecht gesetzt hatte. Das Ziel war, das demokratische Wahlrecht zu verwenden für die Stärkung der Staatsgewalt. Darüber besprach er sich im Herbst und Winter 1863/64 im geheimen mit Lassalle, der auf andere Massen seine Zukunftsrechnung gestellt hatte, aber auch den starken Staat als Regulator des Wirtschaftslebens und Fels im Meere der freien Konkurrenz forderte. So war es möglich, daß die beiden Männer, von den entgegengesetzten Lagern herkommend, sich in dem verwegenen Plane begegneten, sich des Dreiklassenwahlrechts, das einst von oben her oktroyiert worden war, durch eine neue Oktroyierung zu entledigen. Wir wissen, daß in der Stunde, wo der Krieg um Schleswig-Holstein ausbrach, Bismarck diesen Plan fallen ließ, weil er nunmehr ein anderes Mittel gewann, die Liberalen zu überwinden und aus der Sackgasse des Konflikts herauszukommen: die Lösung der deutschen Frage durch Blut und Eisen. Und somit holte er die Waffe des allgemeinen Wahlrechts, die er für Preußen beiseite gelegt hatte, erst im Moment der Entscheidung für das Deutschland, das er gründen wollte, wieder hervor. Für die Anwendung seines Zauberrezepts, das Österreich den Eintritt in den Staat unmöglich machte und in seiner demokratischen Gestalt von keinem Rivalen zu überbieten war, trafen alle Gründe zusammen. Das Kopfwahlrecht mußte der natürliche Ausdruck für Preussens reale Überlegenheit gegenüber

Mittel- und Kleinstaaten werden, eine grundlegende Institution des Reiches, die dem Partikularismus, dem gefährlichsten Gegner auf dem neuen Wege, schlechthin überlegen war: die wahrhaftige Klammer, um die Tiefen der Nation zu erfassen und an das neue Reich zu binden. Trotz aller Bedenken, die man vom konservativen Standpunkt gegen die revolutionäre Wendung hegen mochte, zielte auch dieses Mittel am letzten Ende auf den starken Staat.

So hat Bismarck im Jahre 1867 das allgemeine Wahlrecht in die Verfassung des Norddeutschen Bundes gebracht. So hat er, ein würdiger Epigone der preussischen Reformen vor hundert Jahren, wieder einmal in schicksalsschwerer Stunde das Fundament des Staates tiefer in die Nation gelegt, er hat damit den Schichten, die bisher nur Objekt der Gesetzgebung gewesen waren, die erste Möglichkeit gegeben, zu Subjekten der Gesetzgebung zu werden und zu einem aktiven Anteil an der staatlichen Gemeinschaft heranzuwachsen.

Freilich hatte er ein Mittel zum Zweck verwendet, das ihm, als der Zweck erreicht war, nicht mehr so wertvoll schien, vielmehr, zum Selbstzweck geworden, mit seinen Folgen über den Kopf des Urhebers hinwegzustreben begann. Er hatte Kräfte in Bewegung gesetzt, die seinem Ideal des starken Staates wieder gefährlich zu werden drohten. Hatte er doch weder das rasche Anwachsen der industriellen Fabrikbevölkerung und die Anziehungskraft der sozialdemokratischen Propaganda, noch den Einfluß der Organisation der katholischen Kirche auf die Massen richtig eingeschätzt und seine Rechnung auf die Kräfte „*quae numero ac pondere dicuntur*“, vor allem auf ihm die vertrauten Teile der bestehenden Gesellschaftsordnung gegründet. Also begann der Enttäuschte wieder gegen den Strom zu schwimmen und je älter er wurde, desto lieber mit dem Gedanken einer Revision seines „*Irrtums*“ zu spielen. Aber dieser Baustein steckte doch zu tief im Boden, als daß hernach die Bauleute, und wenn es der Meister selbst gewesen wäre, ihn wieder hätten verwerfen können. Nicht von politischen Augenblicksnöten aus, sondern allein nach dem Gesamtergebnis der Entwicklung darf man sein Urteil bemessen. In dieser Schule der politischen Erziehung sind schließlich doch die Massen einer ursprünglich staatsfremden und zum Teil staatsfeindlichen Bevölkerung dem Dienste an der Nation zugeführt worden. Und wenn Bismarck selbst im Unmut des Alters mit dem Gedanken spielte, sein Werk wieder zu zerschlagen, so wird die Geschichte der Nation es rechtfertigen. Ja, sie hat es in dieser Stunde schon gerechtfertigt: so müssen auch alle, die vorher gezweifelt hatten, seit dem 4. August 1914 bekennen. Bismarck selbst würde sich diesem Erlebnis nicht verschlossen haben, das von neuem den Beweis liefert, daß der Staat der stärkste ist, der am tiefsten in der Nation ruht.

In dem neuen Reiche, das er geschaffen, war seit 1871 die preußische Basis verlassen und zugleich das Experiment des demokratischen Wahlrechts gemacht worden. Von nun an steigerten sich erst die Schwierigkeiten für Bismarck, die preußische Staatspersönlichkeit zu erhalten. Es war natürlich, daß in den ersten Jahren, wo man die ersten Einheits-einrichtungen gegen die ganz oder halb Widerstrebenden treffen mußte, das Schwergewicht der politischen Entscheidung aus dem preußischen Landtage in den Reichstag sich hinüberschob und eine unwiderstehliche unitarische Welle alle Gefilde zu bedecken schien. Es waren die Jahre von 1871/77, wo die ersten und unumgänglichsten Schritte zur wirtschaftlichen Einheit (in Münze, Maß und Gewicht, Reichsbank) und zur Rechtseinheit (Justiz-gesetze, Reichsgericht, Beschluß eines Bürgerlichen Gesetzbuches) getan wurden. Die beherrschenden mittleren Gruppen des Reichstages, mit denen der Reichskanzler zusammen arbeitete, sahen in der unitarischen Ausgestaltung nur einen Anfang: sie gedachten von hier aus zugleich ihrem Ideal, einer Parlamentarisierung der zentralen Institutionen nach west-europäischem Vorbild, näher zu kommen. An der Frage der Reichsmini-sterien, denen Bismarck aus sachlichen und persönlichen Gründen grundsätz-lich widerstrebte, stießen die entgegengesetzten Staatsauffassungen zusammen, um dann in wirtschaftlichen Fragen vollends auseinander zu geraten.

So begann Bismarck in dem Verhältnis Preußens zu Deutschland das föderalistische Moment wieder stärker zu betonen. Schon am 22. Februar 1878, in dem Augenblick, wo er die taktische Bundesgenossenschaft mit den Nationalliberalen löste, ließ er vertraulich in München erklären, daß er nur „in dem föderativen Bunde des Reichsvertrages die sichere Grund-lage der Einheit“ erblicke. Immer mehr begann er den Schwerpunkt vom Reichstage wieder zum preußischen Landtage zurückzuschieben und scheute sich nicht, gelegentlich kampflustig zu übertreiben, daß er das Reich „trocken zu legen“ gedenke. So trat er in seinen zweiten großen Kampf mit dem Liberalismus, mit dem Parlamente, das er selbst in den Sattel gehoben, und von neuem war der Preis, um den er rang, die Staats-persönlichkeit Preußens im Reiche zu behaupten und damit erst den monar-chisch-konstitutionellen Staatstypus im Reiche wie in Preußen sicherzustellen. Es war im Grunde wieder ein Kampf um den starken Staat in seiner zweiten Periode von 1879 – 1890, als er ganz in die innere Politik hineinwuchs und zu dem schöpferischen inneren Staatsmann wurde, dessen Nachwirkung aus der preußisch-deutschen Entwicklung niemals verschwinden wird. Und zugleich war es ein Kampf um die eigene Macht, die immer autoritärer aufwuchs und doch mehr um der Sache als um der Person willen ge-sucht ward, denn Persönlichkeit und Staatsideal waren ihm längst inein-andergeschmolzen.

Bismarck hat auch diesen zweiten Kampf gewonnen. Der letzte Grund seines Sieges lag nicht in den Zufälligkeiten, die ihm die Gunst der politischen Konstellation bot, sondern in seiner grundsätzlichen Überlegenheit. Er vermochte dem liberalen Staatsideal ein anderes entgegenzustellen, das in wesentlichen Zügen ihm eigen war, ein mit konservativen und sozialistischen Ideen bereichertes Staatsideal, dem die Zukunft gehörte. Das alte liberale Ideal, wie es von Staatsmännern wie Thiers, Cavour und Gladstone am geschlossensten verkörpert wurde, hatte die freie Bewegung des Individuums in den Mittelpunkt gestellt, und noch unsere Liberalen der sechziger bis achtziger Jahre hatten unter dem Druck der Erinnerungen an den alten Polizeistaat keine höhere Forderung, als daß die staatliche Autorität sich von aller Beeinträchtigung des Spiels der individuellen Kräfte möglichst weit zurückziehe und diesen, in der Selbstverwaltung und im wirtschaftlichen Leben, das Feld ohne Kampf überlasse. Die Anwendung dieser Grundsätze war möglich in einem wirtschaftlich und national gefestigten Staat: unter den Voraussetzungen etwa, die das England um 1830 bot. Die Anwendung eignete sich kaum für einen jungen Staat, der nur zur äußeren, noch nicht zur inneren Einheit gelangt, von Parteien zerrissen und von politischen Traditionen nicht gestärkt war, der aus rückständigen wirtschaftlichen Verhältnissen in das Chaos der großkapitalistischen Gewalten und der sozialen Probleme geschleudert und in den internationalen Wettbewerb gedrängt ward: für einen Staat vor allem, dessen geographisch-militärische Lage in der Welt nur eine Existenz unter ganz einzigartigen Bedingungen des Wettbewerbs möglich machte. Die Besonderheit dieses Problems hat Bismarck, von neuem sich erhebend über die Theorie, erkannt und seine Aufgabe in einem Umfange gelöst, daß man das Wort Wilhelm v. Humboldts über Kant auch von diesem letzten Teile seines Lebenswerkes wiederholen darf: „Einiges, das er zertrümmert hat, wird sich nie wieder erheben. Einiges, das er gegründet hat, wird nie wieder untergehen, und was das Wichtigste ist, er hat eine Reform gestiftet, wie die gesamte Geschichte wenig ähnliche aufzuweisen hat.“

Die neudeutsche Wirtschaftspolitik und Staatspraxis Bismarcks begann mit dem Übergang zum Schutzollsystem und der Aufgabe des mit den liberalparlamentarisierenden Tendenzen eng verschwisterten Freihandels. Hatte der Kanzler ursprünglich nur die Schutzölle für die Industrie ins Auge gefaßt und sich daneben einen landwirtschaftlichen Schutzoll als Ausgleich und bescheidene Gegengabe gefallen lassen, so war es doch dieser erste Schritt, der mit der Zeit eine immer weitergehende Ausgestaltung erfuhr. Über das Maß der Durchführung und manche Begleiterscheinung des neuen Systems mag man vom Standpunkt der Interessen und des Gemeinwohls verschieden denken, und manche Überspannung in dem späteren

Wertflectern der Schutzolltarife mag bedauert werden, aber an dem Kern des Gesamtergebnisses kann heute nicht mehr gerüttelt werden. Es steht fest, daß dadurch im Zeitalter einer sich überstürzenden Industrialisierung, anders als es einst in England geschehen war, die Lebenskraft der deutschen Landwirtschaft nicht nur in segensreicher Weise erhalten, sondern in ihrer Leistungsfähigkeit gewaltig gesteigert worden ist. Was das heute bedeutet, lehrt jede Stunde: ohne diese Voraussetzung, mit einer stehen gebliebenen oder blutleer gewordenen Landwirtschaft in einem reinen Industriestaat würden wir in unserer zentralen Weltlage diesen Krieg nicht haben aushalten können. Die Festung hätte, trotz der tapfersten Ausfälle, vor Hunger kapitulieren müssen und der Traum unseres gefährlichsten Gegners würde sich erfüllt haben. Man hat früher manchmal bedauert, daß unter Führung Deutschlands der Übergang von der völkerverbindenden Idee des Freihandels, der alle Schranken niederlegte, zu der Autarkie, zu dem Sichselbstgenügen und Sichabschließen der nationalen Wirtschaftskörper, erfolgt sei. Heute haben wir die Erfahrung gemacht, daß wir vor allem von einer solchen Autarkie der Nationalwirtschaft leben und auch in zukünftigen Krisen wieder werden leben müssen und daß es in Zukunft nur darauf ankommen kann, die wirtschaftliche Basis dieses sich selbst genügenden Körpers in Mitteleuropa vertragsmäßig zu verbreitern. Bismarcks Wirtschaftspolitik hat an diesem entscheidenden Punkte die Feuerprobe bestanden. Auch was er im Wirtschaftlichen erstrebte, war der starke Staat mit eisenfesten Knochen und stählernen Muskeln, den wir brauchen: das Schicksal hat uns so in die Welt gestellt, daß wir nur in dieser Verfassung unüberwindlich sind.

Von den weiteren handelspolitischen und finanzpolitischen Folgen des neuen Systems sei hier geschwiegen, nur Bismarcks führender Anteil bei der Verstaatlichung der Eisenbahnen mag noch erwähnt werden. Er hatte seinen Gedanken, der sich im Reiche als undurchführbar erwies und 1876 zum Rücktritt Delbrücks führte, auf Preußen beschränken müssen, aber das genügte für die Entscheidung. Was diese Reform bedeutet hat, durch die regelmäßigen Überschüsse für den Staat, durch die staatliche Kontrolle des gesamten Wirtschaftsverkehrs und seine Sicherstellung vor dem Groskapital, vor allem aber durch die Einheitlichkeit und Schlagkraft des Betriebes, das wissen wir längst. Daß aber ein Reich, das einem Zwei- und Dreifrontenkrieg ausgesetzt war und in Zukunft wieder ausgesetzt sein kann, nur vermöge des überlegensten und einheitlich durchgearbeitesten Eisenbahnapparates die Feinde von seinen Grenzen fern halten kann, haben Mobilmachung und Kriegsverlauf seitdem in unvergeßlicher Weise uns zum Bewußtsein gebracht.

Bismarck aber machte den Staat nicht nur selbst zum Unternehmer,

wo das Interesse des Gemeinwohls es forderte, sondern er schob seine Fürsorge und Aufsicht auch in den gesamten Prozeß der Privatwirtschaft in einem Umfange ein, wie er bis dahin unerhört war und seither vorbildlich für die Welt geworden ist. Mit Recht urteilt Schmoller, daß nur die ungeheure Energie des Einzigen es vermocht hat, das Ganze der sozialen Gesetzgebung gegen die Widerstände der Interessen und der Theorie durchzudrücken. Heute hat diese staatssozialistische Gedankenwelt alle Parteien bei uns erobert, und auch auf diesem Felde sehen wir die Tendenzen der englischen Freihandelsära von der deutschen sozialpolitischen Ära in der Welt abgelöst und überwunden. Selbst das Mutterland der alten Ideale sehen wir heute auf unseren Wegen. Der gefürchtete Sprung ins Dunkle hat uns auf festen und zukunftsreichen Boden geführt. Auch hier nahm der Staat, statt scheu zurückzuweichen aus dem wirtschaftlichen Kampfe aller gegen alle, einen neuen Kreis von Pflichten und Aufgaben in sich auf; seine Autorität begann die schwer arbeitenden Schichten des Volkes vor der Ausbeutung zu schützen, sie gesund und stark zu erhalten, ja, ihnen einen bescheidenen Zugang zu der Lebensfreude zu ermöglichen, auf die sie ein Anrecht haben. So wurde die Staatsidee im Hegelschen Sinne mit neuem und reichem Leben erfüllt. Die ganzen Millionen aber, die in den Kreis der staatlichen Sozialpolitik einbezogen wurden, waren damit von neuem an das Reich geknüpft, in dem sie bis dahin nur durch das allgemeine Wahlrecht eine formale politische Berechtigung ausübten. Auch das war von Bedeutung. Man hatte wohl von der föderalistischen Wendung Bismarcks seit 1879 eine Rückbildung seines eigenen nationalen Einheitswerkes befürchtet. In Wahrheit setzte mit der sozialen Gesetzgebung eine Ausdehnung der Reichskompetenz über zukunftsreiche Gebiete ein, von deren Einbeziehung in der Reichsverfassung noch kein Wort stand: alles das wuchs fortan dem Reiche zu. Also hatte die stärkere Betonung des bundesstaatlichen Prinzips und der Staatspersönlichkeit Preußens doch nur die Bedeutung, der für alle Zukunft unvermeidlich fortschreitenden Ausdehnung der Reichskompetenz ein Gegengewicht zu geben und den Prozeß der Umbildung zu verlangsamten und zu mildern: auch hier in dem historischen Sinne, der für die deutsche Politik der Gegenwart bezeichnend ist: fortzuschreiten ohne gewaltsame Sprünge und Brüche, aufzubauen ohne zu zerstören.

In dem publizistischen Feldzug, den unsere Gegner gegen uns führen, haben sie wohl wegwerfend von dem Geiste unseres Militär- und Beamtenstaates und von dem Zwang unseres Bevormundungssystems gesprochen. Alle Dinge haben ihre Kehrseite, und auch die Schatten in unserem Wilde sind nicht zu verkennen. Man hat auch bei uns darüber geklagt, daß in dem steten Ruf nach dem Staat die Initiative des Einzelnen Schaden leide, daß das Eindringen der wirtschaftlichen Interessen in die Politik

überhand nehme und auf der andern Seite das Bedürfnis nach beamtenmäßiger Sicherung des Lebensweges; man kann sich nicht dagegen verschließen, daß auch der omnipotente Staat immer wieder in Gefahr gerät, einer klassenmäßigen Interessenverengung zu verfallen. Trotzdem dürfen wir mit Stolz den sozialen Aufbau unseres Reiches mit dem gesellschaftlichen Organismus der französischen kapitalistischen Republik oder des englischen Soldner- und Rentenstaates vergleichen. Wir wissen, in welchem Lande die soziale Verpflichtung des Staates gegenüber allen seinen Gliedern am höchsten entwickelt, wo das gleichmäßigste Verhältnis zwischen Reichtum und Arbeit vorhanden ist und wo die sozialen Ausgleichs- und Aufstiegsmöglichkeiten am gesundensten gestaltet sind. Auch wir sind noch nicht am Ende angelangt, aber daß wir weiter gekommen sind als die andern, ist gewiß. Die Gesundheit unseres sozialen Körpers enthält das letzte Geheimnis einer inneren Widerstandskraft, die in diesem Kriege die Welt in Erstaunen setzt.

Nur im härtesten Kampfe hat Bismarck seine neue Wirtschaftspolitik zum Siege führen können. Er hat ja im Laufe seiner Staatsleitung mit allen Parteien gerungen und allen gegenüber den machtpolitischen Grundsatz des „divide et impera“ anzuwenden gesucht. Diese Methode glückte ihm nur bei den Parteien, mit denen ihn ein wesentliches Stück gemeinsamer Ziele verband, bei den Liberalen in der Zeit von 1866/67 und wieder nach 1878, und bei den Konservativen in der Zeit von 1867/75; nicht aber bei den ihm wesensfremden Parteien wie dem Zentrum und der Sozialdemokratie. Er mußte den Kulturkampf einstellen und stand kurz vor seinem Sturz vor der Alternative, das Sozialistengesetz fallen zu lassen oder zu verschärfen. Aber auch in diesen beiden Fällen hat er den Kampf nicht um des Kampfes, sondern um des Friedens willen gesucht, und wenn er ihn mit dem Zentrum noch selber schloß, mit der Sozialdemokratie ihn aber nicht schließen, sondern zu immer schärferen Maßregeln schreiten wollte, so hat die Zeit uns längst gelehrt, daß die Anwendung seiner Methoden überlebt ist. Auch hier kommt es nicht mehr darauf an, was der im Alter verhärtete Bismarck in den neunziger Jahren gesagt hat, sondern darauf: wie er heute als handelnder Staatsmann einer Sozialdemokratie, die sich auf den Boden des Reiches gestellt hat, gegenübertreten würde. Die taktischen Positionen im Kampfe sind vergänglich, sie sind auch hier für immer aufgegeben. Die großen strategischen Konzeptionen bleiben bestehen und sind heute lebendiger als je.

Die innere Staatsleitung Bismarcks ist ein Werk, ohne das unsere ganze heutige Entwicklung nicht zu denken ist. Jetzt im Kriege erkennen wir dankbar wie unendlich viel es für uns bedeutet, und wir erwägen die Möglichkeiten, die sich aus ihm in der Zukunft ergeben. Und wenn wir



auch Unvollkommenes und Überlebtes, wie es nicht anders sein kann, in dem Ganzen erblicken und über manches seiner Nutzenwerke hinaus zu neuen Ufern geleckt werden, so gibt es zwei große und unanfechtbare Rechtfertigungen für den starken Staat, den Bismarck errichtet hat.

Ohne den starken Staat würden die jungen Institutionen des Reiches widerstandsunfähig geblieben sein gegen die Mächte der Zukunft, die sich in dem großen Kapital und anderen mächtigen Interessensorganisationen zusammenballen. Jetzt stehen sie diesen Mächten ebenbürtig oder überlegen gegenüber. Der Staat hat dem Kapital die Grenzen seiner Macht gewiesen, die Klassenorganisationen auf seinen Boden gezwungen und, hoch über den „Fragmenten“ der Gesellschaft thronend, die Sorge für das Gemeinwohl in seine Hand genommen. Die vielbeflagte Materialisierung der Politik wäre auch sonst gekommen, nur in viel gefährlicherer Weise. Erleben wir doch heute, wie in Amerika vor den massiven Tatsachen des kapitalistischen Gesellschaftsaufbaus selbst die individualistischen Ideale der Demokratie nicht standhalten und die politische Maschine schon zu schwach geworden ist, um das Verlorene wieder einzuholen. Die alte Welt, nicht mehr die neue, vermag die Wege der Zukunft anzugeben.

Vielleicht hätte Bismarck selbst dieses Motiv nicht bewußt vertreten. Aber das zweite Motiv für den starken Staat war auf das äußerste in ihm lebendig. Wenn er selbst gefragt worden wäre: warum denn lehten Endes diesen Leviathan, der alles verschlingt, so würde er nicht mit einer Theorie geantwortet haben, sondern den Finger auf die „räumlichen und zeitlichen“ Bedingtheiten unseres Daseins, auf unsere Weltlage gelegt haben. Und damit kommen wir zu dem, was für ihn der Ausgangspunkt auch jeder innerpolitischen Rechnung war: jede Würdigung seiner innern Staatskunst muß in letzter Linie auf seine äußere Staatskunst zurückbezogen werden. In jedem Staate ist die äußere Erörterung die schlechthin beherrschende Voraussetzung für sein inneres Leben, und wenn die insulare Lage Englands, die kontinentale Weltmachtstellung Amerikas und die halbkontinentale Rußlands diese Mächte zu Zeiten bis zu einem gewissen Grade von den außerpolitischen Rücksichten dispensieren kann, so gilt der Primat der äußern Politik vor der innern für keinen Staat in dem gleichen Maße wie für das in die Mitte Europas gestellte Deutschland. Es ist die große Lehre der Geschichte eines Jahrtausends: wir müssen stark sein, um überhaupt als eine freie Nation leben zu können. Es ist der zentrale Gedanke der Staatskunst Bismarcks. Er übte ihn nicht etwa, weil er von der Diplomatie aus in sein Amt gelangt war, sondern weil sein genialer Blick sich klar war über die dauernden Bedingtheiten, unter denen gerade wir unter den Völkern Europas leben müssen.

Darum hat er jederzeit die innere Politik den Entschliefungen in der

unseren untergeordnet. Gerade auf dem Gebiete, wo die Natur der Dinge eine einseitliche Leitung fordert, sah er den Kern seiner Macht und ließ sich in Lebensfragen von keinem das Konzept verrücken. Er hatte einst den Entschluß zu den Kriegen, die unser Reich schufen, ganz persönlich gefaßt und vor allem den Schicksalskrieg von 1866, der die deutsche Geschichte entschied, seinem Königshause und seinem Volke aufgezwungen, und noch für zwanzig Jahre hat der Schöpfer des Reichs, mit dem Schwergewichte einer zuletzt widerspruchslosen Autorität, jede der Entscheidungen getroffen, die bis heute nachwirken. Er vor allem war es, der, im schweren Ringen mit dem eigenen Kaiser, im Jahre 1879 in der unvermeidlich gewordenen Option zwischen den beiden Kaisermächten für Österreich-Ungarn entschied und den Grund der Bundesgenossenschaft gelegt, die heute mit Blut und Eisen für immer zusammengefügt ist. Wir wissen, daß Bismarck damals schon mit dem Gedanken umging, das völkerrechtliche Bündnis zu einem staatsrechtlichen zu machen, das in den Verfassungen beider Reiche ewig — als eine Art Magna Charta Zentraleuropas — sichergestellt sei. Und wenn wir irgend etwas als Frucht des großen Krieges ersehnen, so ist es die Verwirklichung dieses Bismarckschen Gedankens: daß das starke Deutschland im Bunde mit Österreich-Ungarn der unantastbare Kern einer Staatenverbindung werde, die ihr Daseinsrecht gegen alle andern siegreich bewiesen hat.

Mancher hat wohl bei uns, in den Sorgen des furchtbaren Weltbrandes, nach einem zweiten Bismarck gerufen, daß er uns führe. Sein Genius kann sich so nicht wiederholen, aber was er uns gebracht hat, bleibt unverloren, es erlebt jetzt die höchste Bewährung. Daß wir ein starker Staat und ein starkes Volk sind, und gegen eine erdrückende Koalition von Weltmächten Herr und Meister unseres Schicksals bleiben, das danken wir Bismarck. So sechten wir den Schicksalskrieg gegen die Weltkoalition, der uns, wie vor Zeiten Friedrich dem Großen, nicht erspart blieb, heute aus, ohne daß unser Friedrich der Große noch unter uns wirkt: siegreich mit dem Erbe der politischen Kräfte, das er uns hinterlassen hat.

Den „Zwingherrn zur Einheit“ hat uns Fichtes prophetisches Auge für die Gestaltung des deutschen Chaos gefordert. Wir haben diesen Zwingherrn in Otto von Bismarck gehabt und sind stolz, daß wir an seinem hundertsten Geburtstag den nationalen Befähigungsnachweis unserer Einheit erbringen können. Ihm danken wir heute, daß wir in diesem Kampfe eines Zwingherrn nicht mehr bedürfen, sondern einig und stark, freiwillig und opferfroh den Grund zu einem neuen, zu einem freien Deutschland zu legen bereit sind.

# Die Häuser an der Džamija

Roman von Robert Michel

(Fortsetzung)

Die alte Milja war in den letzten Tagen, obwohl die Sonne so warm auf die Steine schien, nicht mehr vor die Haustür gekommen. Auch im Hause konnte sie nicht herumgehen, denn ihre Beine waren schon so entkräftet, daß sie die Last des Körpers nicht mehr ertrugen. Die ganzen Tage lag sie auf ihrem Lager und wartete still und ergeben auf das Sterben. Sie wurde im Hause kaum mehr beachtet. Die anderen gingen ihrer Arbeit auf den Feldern und im Hofe nach und bekümmerten sich um die Kranke nicht viel mehr, als wenn sie wieder in Mostar im Spital gelegen wäre. Nur Bozko betreute seine Mutter und blieb alle die Zeit bei ihr, die er nicht dafür verwendete, mit seinen Freunden die Entführung der Tochter des Zafarbegovic zu besprechen.

In diesen letzten Tagen hatte Milja nur wenig gehustet, so als fehlte ihr auch dazu schon jegliche Kraft. Aber einmal befiel sie doch noch ein Hustensturm, der ihren gebrechlichen Leib wie in Krämpfen herumwarf. Bozko kniete neben ihr und hielt sie sanft nieder, um ihr die Schmerzen des Anfalls zu erleichtern. Die Mutter blickte ihn dabei manchmal an, als wäre dieses Anschauen schon der allerletzte Gruß. Allmählich besänftigte sich aber der Sturm in ihrer Brust und der Kranken wurde so leicht und wohl wie schon lange nicht. Sie versuchte sogar sich zu erheben, um vors Haus zu gehen; Bozko wollte sie stützen und hinausgeleiten, aber sie sank wieder kraftlos zurück aufs Lager. Da blieb Bozko bei ihr und hielt ihre Hand und freute sich, daß der gefährliche Ausbruch glücklich überwunden war. Milja lag ganz still und lächelte. Einmal aber drückte sie ein wenig Bozkos Hand und sagte dann mit leiser Stimme: „Siehst du, Bozko, jetzt kann ich es dir sagen. In den letzten Tagen dachte ich oft und oft, daß es schon aus ist mit mir. Manchmal war mir am helllichten Tag so, als legte mir jemand einen Felsen Nacht ums Gesicht. Aber jetzt ist mir so wohl, als wäre ich schon ganz gesund und nur ein wenig schwach. Jetzt glaube ich, daß ich bald wieder aufstehn werde.“ Sie setzte eine Weile aus, dann sprach sie noch leiser weiter: „Aber später einmal wird es doch sein müssen. In den letzten schweren Tagen habe ich mir etwas ausgedacht, was du für mich tun könntest, bis ich nicht mehr da bin.“ Bozko streichelte ihr die Wangen: „Denk nicht so Düsteres, Mutter. Aber versprechen kann ich dir alles. Du verlangst doch nichts, was ich nicht zu tun vermöchte. Und für niemanden auf der Welt tu ich so gern etwas wie für dich.“ „Von deinem Ersparten wird ein kleiner Teil dafür langen — ein steinernes

Kreuz möchte ich auf dem Grabe haben. Auf unserem kleinen Friedhof gibt es nur Holzkreuze und ich allein hätte ein Steinkreuz, das man sehen von weitem sehen möchte. Laß es nur niedrig und breit machen, daß du dich darauf setzen kannst, wenn du zu mir kommst.“ Sie sprach das alles sehr langsam und mit Pausen, in denen ihr der Atem stockte. Bozko unterbrach sie nicht. Er schaute sie dabei nur besorgt an, weil er fürchtete, die Worte würden wieder den Husten aufreizen. Als sie geendigt hatte, sagte er mit bewegter Stimme: „Sprich nicht von einem Grabstein, wenn es dir besser geht. Wozu sollen wir an dieses Steinkreuz denken. Ich kann dir mit meinem Ersparten ganz andere Dinge kaufen. Ein ganzes Haus von Stein kann ich dir bauen lassen — und ich werde es tun, Mutter, bis du wieder gesund bist. Dort können wir zusammen wohnen. Dieses Haus hier ist doch schon zu eng für so viele.“ Zu dieser Wendung war er gekommen, weil er bemerkte, daß Iwan und Jila vom Felde heimkehrten. Dann blieben beide wieder ganz ruhig. Mit der Rechten hielt Bozko eine Hand der Mutter, und in die aufgestützte Linke hatte er sein Gesicht gelegt. Manchmal hob er den Kopf und blickte auf die Kranke, die lächelnd eingeschlafen war.

Einmal kam Jila in die Stube, ohne Gruß, und polterte so laut herum, daß Bozko sie zur Ruhe mahnte: „Da soll die Mutter schlafen kommen?“ Jila schrieb ihn an: „Ich arbeite doch auch für sie.“ Bozko neigte sich besorgt über die Mutter, weil er fürchtete, sie werde mit einem Hustenanfall erwachen. Da erschrak er, denn das Gepolter der Jila hatte die Mutter nicht zu wecken vermocht. Er schüttelte ihre Hand und rief besorgt: „Mutter!“ Sie aber blieb ruhig, weil es kein Erwachen mehr für sie gab. Bozko rüttelte mit ihrem ganzen Körper, aber auch daraufhin blieb sie völlig still. Da sprang er auf und blickte in seinem Schmerze ratlos umher. Auch Jila hatte es nun erkannt, daß die alte Milja dahingegangen war. Sie schrie in klagendem Ton: „Iwan, deine Mutter ist tot!“ dann jammerte und schluchzte sie so laut, daß es weit-  
hin schallte. Bozko wollte auf sie zuspringen und sie zum Schweigen bringen, er wandte sich aber dann ab und lief ins Freie.

Wer der Džamija traf Bozko seine zwei Freunde. Sie saßen auf dem Rasen und berieten eifrig mit halbblauten Stimmen; und als Bozko zu ihnen kam, gab ihm jeder die Hand, ohne das Gespräch zu unterbrechen. Bozko setzte sich zu ihnen und schwieg. Muharrem erklärte dem Muzir, wie weit er mit dem Briefe war, in dem der Misa der Entführungsplan ausführlich mitgeteilt werden sollte. Dann widersprach Muzir in vielen Einzelheiten. Er hätte Misa am liebsten auf seinen Armen davorgetragen; und die Umständlichkeit, mit der Muharrem jede Kleinigkeit gut vorbereitet wissen wollte, machte ihn ungeduldig. Aber Muharrem wurde nicht müde, seinen Freund vor dem düsteren Zafarbegovic zu warnen und

ihm auszumalen, wie kläglich es wäre, wenn die Entführung verhindert würde. Gerade heute hatte er daran gedacht, daß man die Spuren des Pferdes, das Muzir und Misa tragen würde, unkenntlich machen müßte. Er rechnete damit, ihm die Eisen verkehrt anzuschlagen, aber dann kam er zu dem Schluß, daß das Tier etwas Weiches um seine Hufe bekommen müsse, um auch nicht gehört zu werden. Selbst das Wiehern müßte ihm unmöglich gemacht werden. Er sprach eben davon, daß Katica für das Pferd dicke Wollstrümpfe stricken müsse, als Bozko, der schon lange mit sich gerungen hatte, plötzlich laut aufschluchzte und in ein heftiges Weinen ausbrach. Muzir und Muharrem schauten verwundert auf; gleich begriffen sie aber, welcher Schmerz ihren Freund getroffen hatte. Sie rückten ganz nahe zu ihm, jeder von einer Seite, als müßten sie ihn beschützen, und sprachen tröstend auf ihn ein. Besonders Muzir, der dem Freunde schon einmal im Unglück beigestanden war, fand wieder manches Trosteswort, das Bozko den Schmerz linderte.

Als sich Bozko beruhigt hatte, wandte er sich an Muharrem: „An dich hätte ich eine Bitte.“ „Sprich nur.“ „Ich weiß aber nicht, ob du sie wirst erfüllen können. Jedenfalls kannst du mir raten: Es war meiner Mutter letzter Wunsch, daß sie ein steinernes Kreuz aufs Grab bekommt. Da dachte ich zuerst an dich, weil du den Stein zu bearbeiten verstehst. Aber ich weiß nicht, ob du als Moslim ein Kreuz anfertigen wollen wirst.“ Muharrem streckte dem Bozko die Hand hin: „Ich werde das Grabkreuz für deine Mutter machen.“ Bozko dankte ihm, und da schämte sich Muharrem, weil doch sein Freund glauben mußte, es wäre ein großes Opfer von ihm, ein Christenkreuz aus dem Stein zu hauen. Er brachte aber das befreiende Wort nicht über die Lippen; es war ihm klar, daß er das Geheimnis seines Glaubens einzig der Katica zum erstenmal anzuvertrauen vermöchte. Er schwieg, und auch die beiden anderen schwiegen; denn jeder hatte jetzt genug zum Nachdenken.

Die Anfertigung des Grabkreuzes ging nicht so einfach vonstatten wie es sich Muharrem vorgestellt hatte. Schon der Besitzer des Steinbruches im Nachbardorf wollte es nicht begreifen, daß in der Werkstatt des Nurija Sekirija ein Kreuz bearbeitet werden sollte. Da aber Muharrem gut bezahlte, lieferte er ihm schließlich den Steinblock nach seinem Wunsch. Auch Nurija Sekirija machte ein überraschtes Gesicht, als ihn Muharrem bat, für die Mutter seines Freundes Bozko ein steinernes Kreuz anfertigen zu dürfen. Nurija ließ den Muharrem gewähren, vermied es aber, sich an diesen zwei Tagen, während Muharrem an dem Grabstein arbeitete, in der Werkstatt oder im Vorhofe aufzuhalten. Ueberdies sprach man im ganzen Dorfe davon, und wenn die Gläubigen in die Dzamija zur Andacht kamen, mußte sich Muharrem manchen scheelen Blick gefallen lassen.

Vollends entriistet darüber, daß in ihrem Hause das Zeichen des Kreuzes in Stein gehauen wurde, war Nuriyas Mutter, die alte Memnuma. Ihrem Sohne machte sie die bittersten Vorwürfe, daß er diese Handlung seines Dieners gestattetete, die in ihren Augen die ärgste Lästerung Allahs war. Nuriya war in seiner Noth zum Hodja Adem gegangen, um seinen Rat einzuholen. Erst als ihn dieser durch seine Erklärung davon abbrachte zu glauben, daß in Muharrem's Tun eine Gotteslästerung läge, hingegen dieses Verhalten seinem Freunde gegenüber lobenswert wäre, gelang es Nuriya, seine Mutter zu besänftigen. Aber in ihrem Zimmer stieß sie noch manche Verwünschung aus über den Wandel der Zeiten. Sie sagte zu Nuriya: „Hattest du etwas Ähnliches getan dazumal, als du so alt warst, wie jetzt der Junge ist, wahrlich, deine Hand wäre nicht lange am Arm geblieben.“

Nachdem Nuriya wieder aus dem Hause gegangen war, wollte es Memnuma nochmals versuchen, Muharrem von der Ausführung des Kreuzes abzubringen. Ja, sie entschloß sich, ihm den Preis mitzuteilen, den sie auf seinen Gehorsam setzte. Sie öffnete das Fenster und rief: „He, Muharrem!“ Muharrem hielt inne in der Arbeit und horchte auf. „Muharrem, laß dieses Teufelswerk. Glaub einer alten Frau, dieses Kreuz wurde dich dereinst erdrücken auf dem Wege zu Allahs Thron.“ „Zürne nicht, Mutter Memnuma, aber du weißt doch, daß der Hodja selbst mein Tun billigt.“ „So höre mich, Muharrem. Ich möchte doch dein Unglück verhindern; und ich kann dir etwas sagen, worauf dir die Freude im Kopf so wirbeln wird, daß du Meißel und Hammer gerne weit weg schleuderst. Versprichst du, daß du das Kreuz bleiben läßt, wenn ich dir dein künftiges Glück mitteile?“ „Aber mein armer Freund . . . .“ „Ach was, der wird schon einen Steinmeß finden, der kein Moslim ist. Auf dem Weg nach Mostar ist ein großer Steinbruch, wo sie arbeiten, und in der Stadt muß es gewiß auch christliche Steinmeße geben. Dir wird aber ein Lohn, um den dich alle beneiden werden.“ Muharrem horchte mit weit offenem Munde zum Fenster hinauf. „Ich sags dir kurz: ich habe eine Braut für dich. Leg den Hammer weg und komm näher, ich werde dir sagen, wie sie heißt.“ Muharrem folgte dem Geheiß, ließ den Hammer zu Boden gleiten und kam bis unter das Fenster. Memnuma neigte sich so weit vor, daß ihr einige kurze verfärbte Haarsträhnen aus dem Tuche glitten, das um ihren Kopf geschlagen war: „Misa ist es, die Tochter des Jasarbegovic.“ Muharrem wurde rot im Gesicht, wandte sich ab, ging, ohne ein Wort zu sagen, wieder zu dem Stein und begann von neuem kräftig zu hämmern. Da kreischte ihm die Alte nach: „Was? — Das ist deine Antwort? So dankst du mir?“ Muharrem lakt abermals inne: „Mir macht es das Herz schwer, dich so zu erzürnen;

aber ich will nicht heiraten.“ Da brachte Memnuna kein Wort mehr hervor; sie schlug voll Zorn das Fenster zu; und erst später hörte Muḥarrem zwischen den Hammerschlägen hin und wieder einen schrillen Fluch. Verdrossen hieb er weiter auf den Stein ein und wollte nichts anderes hören als das Niederfallen des Hammers. Es fiel ihm nun auch ein, daß seine Abweisung des Heiratsplanes übereilt war. Hätte er sich gefügiger gestellt, wäre es vielleicht seinem Freunde Muzir zu gute gekommen; denn Memnuna hätte es dann wohl selbst ermöglicht, Briefe in Nisas Hände gelangen zu lassen.

Möglich vernahm Muḥarrem zwischen seinen Schlägen eine andere weibliche Stimme und hielt sofort in seiner Arbeit inne. Das war ja Katicas Stimme. Sie sang irgendwo auf dem Hang ein Hirtenlied. Also hatte sie endlich seinem Wunsche nachgegeben und hatte einmal die Herde bis hinauf getrieben, bis zu den Häusern an der Džamija. Er horchte mit Entzücken zu, wollte aber die Stimme noch näher herankommen lassen. Katicas Lied klang immer stärker und klarer, und Muḥarrem sang in seiner Freude leise ihren Namen in das Lied hinein: „Kata . . . . . Katica . . . . . Kata . . . . . Katica . . . . .“ Katicas Gesang brach aber mit einem Mal ab; da wollte Muḥarrem gleich hinauslaufen, um sie zu suchen. Kaum hatte er sich aber erhoben, als er hörte, wie sie mit allerlei Lauten und Zungenschnalzen einem scheuen Schafe nachlief. Gerade war sie über den jenseitigen Riegel in den Hof der Džamija gesprungen und haschte dort nach dem Tier. In der Ecke neben dem Eingang in die Moschee brachte sie das Schaf in die Enge und rief schon aus: „Gleich werde ich dich haben, du Teufel.“ Muḥarrem reckte sich freudig hoch: „Mich wirst du gleich haben, du Engel?“ Katica aber überhörte es. Sie hob in ihren Armen das Schaf empor: „Da hab ich dich.“ Dann wollte sie es zurück zur Herde tragen. Eben schickte sich Muḥarrem an, sie anzurufen, als sie ihn gerade bemerkte. Sie blieb stehn und sagte ganz verwundert: „Muḥarrem.“ Der junge Bursche antwortete zärtlich: „Katica.“ Dann blickten sie einander lange innig in die Augen. Schließlich ließ aber das junge Mädchen die Blicke über die Umgebung gleiten, und Muḥarrem bemerkte es genau, daß sich ihre Augen dabei verdüsterten. Da wollte er sie rasch mit einem Scherze aufheitern: „Nimm lieber mich so in deine Arme.“ Katicas Augen wurden wieder lichter: „Du hast keine so weiche Wolle.“ „Ja, ich bin hart anzufassen, und doch wären meine Hände für dich so weich wie die Nüstern von einem jungen Pferd.“ Da verdüsterten sich ihre Augen abermals, und mit einem scheuen Blick auf die Moschee sagte sie gepreßt und traurig: „Ich gebe mich aber nicht in die Hände eines Moslims.“

Muḥarrem erkannte, daß der Augenblick gekommen war, da er seiner Geliebten das Geheimnis seines Glaubens mitteilen mußte. Er begann ein wenig feierlich: „Gestern am Abend, wie ich deine Hand in meinen

Händen hielt, da wußte ich . . . ." Katica unterbrach ihn unwirsch: „Schweig, Muḥarrem; du hast meine Hand nicht gehalten; ich selbst weiß nichts davon.“ Da versuchte es Muḥarrem wieder in scherzhaftem Ton: „Du Schwelm, mehr als die Hand war es, wenn du es wissen willst.“ Katica trachtete streng zu bleiben: „Schweig, schweig, schweig —,“ sie kämpfte dagegen an, fröhlich zu werden: „Ich kann mir doch nicht die Ohren zuhalten, sonst springt mir das Schaf davon;“ dann runzelte sie die Stirn und blickte ihn ganz ernst an: „Nie im Leben soll mich ein Moslim berühren.“ „Nur weil ich ein Moslim bin, tußt du so spröde, Katica? Sags nur heraus, du hast mich lieb.“ Katica stampfte mit dem Fuß auf: „Nein, Muḥarrem!“ „Und wenn ich nicht ein Moslim war?“ Das junge Mädchen begann nachdenklich: „Wenn du ein Christ wärest . . . dann Muḥarrem —,“ sie erröthete und drückte das Gesicht in die Welle des Schafes, „dann . . . nein, nein; ich sag es nicht.“ Bei diesen Worten preßte sie das Schaf so leidenschaftlich an sich, daß es schmerz- lich aufblühte. Muḥarrem wäre in seiner Freude am liebsten über den Riegel gesprungen. Aber er besann sich anders. Während er ganz nahe an den Riegel hin trat, gruben sich in seine Stirn ernste Falten, und er begann mit bewegter Stimme: „Katica, hör zu, hör zu; du bist der erste Mensch, dem ich es sagen muß.“ Katica wich erschrocken einen Schritt zurück: „Was willst du sagen, Muḥarrem; du machst mir Angst.“ „Katica, ein lang bewahrtes Geheimnis, das zeitlebens in mir verschlossen bleiben sollte — die Liebe aber sprengt es auf.“ „Muḥarrem, bei meinem Gott, ich zittere.“ „Ja, Katica, bei deinem und bei meinem Gott: ich bin ein Christ!“ Katica wich entsetzt noch weiter zurück: „Muḥarrem, lästere nicht!“ Er aber beschwor sie: „So glaub es doch, ich bin ein Christ; nur still!“ „Du betest zu Allah und sagst, du bist ein Christ — ein Heide bist du, Muḥarrem.“ Muḥarrem rang die Hände: „So höre mich doch an!“ „Ich will nichts mehr hören; mir graut vor dir.“ „Bei meiner Liebe, Katica, höre! Du weißt, ich bin ein Waisenkind. Meine Eltern waren gute Katholiken. Ich verlor sie zeitig und mußte in die Welt hinaus, mein Brot verdienen.“ „Du heißt doch Muḥarrem.“ „Ja, so heiß ich. Fünf andere Kinder starben meinen Eltern klein dahin. Da riet man ihnen, sie sollten dem nächsten einen Tüchermamen geben; dies konnte dem Kindersterben Einhalt tun. So kam ich zu dem Namen Muḥarrem.“ „Und des Namens wegen wandtest du dich ab von unserm lieben Gott; o pfui!“ „Weiß ich denn selbst, wie es geschah? Ich war noch ein Kind, als Nurija mich in seine Dienste nahm. Er hielt mich dem Namen gemäß für einen Glaubensbruder. Nach Kindesart machte ich mir keine schweren Gedanken über solche Dinge. Nurija war für mich wie ein Vater, und ich lernte nicht nur ihm dienen, sondern auch seinem



Gott. Verdammst du mich deshalb, Katica?" Katicas Stimme wurde sanfter: „Hast auch den Türkenmädchen aufgelauert: sicher warst du jeden Freitag bei einem vergitterten Fenster. Und jetzt willst du ein Christ sein?" Da sagte er einschmeichelnd: „Seitdem ich dich kenne, Katica, lebe für mich kein anderes Mädchen, wes Glaubens immer. Sei gut und gib mir deine Hand.“ Katica schmolte noch ein wenig: „Geh, du Unhold. Geh zu eurer Nachbarstochter, der rothaarigen Zahida, und laß dir einen Finger durch die Lospalte geben.“ Muharrem bat weiter: „Für heute gib mir nur die Hand und sag, daß du mir gut bist.“ Das junge Mädchen trat näher und gab ihm über den Steinriegel hin zögernd die Hand: „Wenn uns die alte Memnuna sieht, so jagt sie dich noch aus dem Dienst.“ „Was tut denn das? Ich bin doch jung und stark genug und kann dich wohl auch anderswo ernähren.“ Katica schmiegte ihre Hand noch fester in die seine, und dann sagte sie nachdenklich: „Ja, schöner wäre es, nicht in einem fremden Haus zu leben.“ Da bemerkte sie, daß sich hinter dem Holzgitter oben im Haus des Nurija etwas bewegte: „Ich glaube, Memnuna schaut . . . . ich gehe . . . . die Herde ist schon weit.“ „Wo bist du heute abends, Katica?“ „Dort wo ich gestern war, Muharrem.“ Sie entwand ihm ihre Hand und trug das Schaf, das sie noch immer im Arme hielt, eilig davon.

Muharrem rief ihr nach: „He, Katica; heute ist ein heißer Tag; nimm dich in acht vor den Schlangen. Hier oben gibt es ihrer viel mehr als unten bei euch.“ Katica blieb stehen und wandte sich ihm noch einmal zu: „Ich fürchte mich nicht. Erst gestern fing ich eine, die auf mich springen wollte, am Halse und drückte sie tot.“ „Man hört jetzt täglich von einem Unglück. Es ist die Zeit ihrer Liebe; da sind die Schlangen gefährlich. Die großen tun dir nichts, die haben kein Gift und keine Zähne; nur vor den kleinen Vipern hüte dich.“ Katica lachte auf: „Vor dir werd ich mich hüten, du Heide.“ Dann sprang sie über den Riegel und eilte davon. Muharrem ging zu seiner Arbeit zurück und begann wieder zu hämmern. Nach einer Weile erscholl aus der Ferne von Katicas Stimme ein Lied; er begleitete es beglückt mit leisem Summen.

Als Nurija Sekirija nach Hause kam, bestre ihn Memnuna gegen Muharrem auf. Ja, sie sagte, daß der unbotmäßige Junge nicht mehr die Schwelle des Hauses betreten dürfe. Nurija beschwichtigte sie aber und versprach ihr, selbst noch einmal mit Muharrem zu reden. So ging Nurija zum erstenmal, seitdem Muharrem an dem Kreuz arbeitete, hinunter in die Werkstatt. Er trat gleich auf Muharrem zu und begann unvermittelt: „Hören meine Ohren recht? Die kleine Nisa willst du nicht zur Frau?" Muharrem gab zurück, ohne ihm in die Augen zu blicken: „Ich kann nicht.“ „Wie ist es möglich, den Sinn anders zu lenken,

wenn man die kindliche Nisa zur Frau bekommen kann? Bist du denn kein Mann, Muharrem?" Muharrem fühlte, daß der Augenblick gekommen war, da er auch vor seinem Herrn das Geheimnis preisgeben mußte. Aber er sträubte sich noch: „Ich darf nicht Nisa nehmen, Meister.“ „Warum nicht dürfen? Weil du nur ein Diener bist? Nisa kommt als unsere Tochter ins Haus; Memmuna liebt sie wie ihr eigenes Auge.“ Muharrem warf ihm jetzt einen verzweifelten Blick zu: „So wahr ein Gott im Himmel ist, ich darf nicht!“ Nurija faßte ihn am Handgelenk: „Mir steckt das Blut, dich so zu hören.“ Niedergeschlagen und mit bebender Stimme gestand der junge Bursche: „Ich darf nicht die Tochter eines Moslems freien.“ Da ließ Nurija entsetzt seinen Arm frei: „Du hast . . . du bist . . .“ Muharrem sagte nun entschlossen und ruhig: „Ich bin ein Christ.“ Nurija rang nach Worten und schwang die Fäuste vor Muharrems Gesicht: „— Übrünniger! —“ „Ich war seit je ein Christ.“ „Nicht konntest du betrügen; wer aber Allah betrügen will, der betrügt nur sich selbst.“ „Ich dachte an keinen Betrug.“ „Du betest täglich nach Mekka hin; da spricht also dein Mund, was nicht in deinem Herzen ist. Wer Allah Götter zur Seite stellt, der ist weit abgeirrt.“ Muharrem sah ihn stehend an: „Ich will dir sagen, wie alles gekommen ist.“ „Ich möchte nur wissen, wo du den ehrlichen Namen Muharrem nimmst.“ „Das will ich dir eben sagen;“ und er sagte ihm dieselben Worte, wie sie ihm noch von der Mitteilung an Katica in den Ohren wiederklangen: „Meinen Eltern starben fünf Kinder klein dahin. Da riet man ihnen, sie sollten dem nächsten einen Türkennamen geben; dies würde dem Kindersterben Einhalt tun. So kam ich zu dem Namen Muharrem.“ „Mir verrietest du nichts davon, als ich dich ins Haus nahm.“ „Du fragtest nicht. Bald fühlte ich mich so wohl geborgen bei dir und bei deinem Gott, daß ich gar nicht glaubte, ein Unrecht zu begehn, indem ich schwieg.“ „Es war ein abscheuliches Unrecht;“ und Nurija beschwor ihn: „Fürchte den Tag, an dem eine Seele für die andere nichts leisten kann; an dem kein Lösegeld von ihr angenommen wird; an dem ihr keine Fürbitte nützt und an dem sie keine Hilfe findet.“ Dann wurde seine Stimme vollends drohend: „Fürchte den Tag, da weiß werden Gesichter und schwarz werden Gesichter.“ Muharrem blickte wie vernichtet zu Boden: „Verzeih mir, Herr und Meister.“ Nurija machte einige Schritte und holte mehrmals tief Atem. Dann sprach er wieder milder: „Wir hielten dich wie ein Kind von unserem Fleisch und Blut. Wir wollten dich mit der schönen Nisa vereinen; die Morgengabe hielt ich selbst bereit in schwerem Geld.“ Nun kam aber doch wieder der frühere Zorn in seine Stimme: „Jetzt aber geh ich mein Erbe lieber dem ersten besten Sohn des Weges, wenn er nur meines Glaubens ist.“ „Ich bitte um nichts anderes als

um Verzeihung.“ Nurija ermannte sich: „Allah ist verzeihend und barmherzig. Wenn er dir verzeihen kann, dann sei dir auch von mir verziehen.“ Dem jungen Burschen wurde es wieder leichter ums Herz: „Und darf ich weiter in deinem Dienste bleiben?“ Nurija aber wehrte ab: „Ich denke noch an Gott, und du sprichst schon von weltlichen Dingen. . . . erst muß ich wissen, was Memnuma dazu sagt.“ Er wandte sich von Muharrem ab und ging ins Haus.

Muharrem trat wieder an seine Arbeit. Eben wollte er den Hammer zum ersten Schlag niederfallen lassen, als jemand den Steinriegel neben ihm übersehte. Er sah an seiner Seite Katica, die seltsam erregt sofort zu ihm zu reden begann: „Muharrem, ein ganzer Haufen von Schlangen.“ Muharrem war zwar äußerst verwundert, aber doch war er noch zu sehr unter dem Eindruck des Gespräches mit Nurija, als daß ihn ihre Erregung hätte mitreißen können; so wollte er sie beschwichtigen: „Ach, laß die Schlangen, Katica, weich ihnen aus.“ „Die Schlangen nicht töten?“ „Bleib bei mir, ich bin traurig.“ „So gib doch einen Stock her oder deinen Hammer, gleichviel. Ein gräßlicher Knoten liegen sie dort zwischen den sonnigen Steinen; das sah ich noch nie im Leben. Ich hätte sie am liebsten mit den Händen gewürgt oder mit Steinen zerschmissen.“ „In einem Knoten sind sie? Da sind sie in der Liebe.“ Das junge Mädchen hatte mittlerweile mit ihren suchenden Blicken im Hofe eine Sichel erspäht: „Dort die Sichel,“ und sprang schon auf sie zu, erfaßte sie und schwang sie durch die Luft: „Wie durch ein Büschel Gras durch alle die Feiber!“ Da sprach Muharrem eindringlicher zu ihr: „Du wirst sie doch nicht in ihrer Liebe töten wollen.“ Auf diese Worte hin besann sich Katica ein wenig: „Was sagst du? Das ist ihre Liebe?“ Muharrem trat ganz nahe zu ihr hin und blickte ihr in die Augen: „Ja, Katica, gerade so, wie wenn ich dich umarme;“ dabei schlang er die Arme wirklich um sie und preßte sie an sich. Katica gab sich dieser Umarmung eine Weile willig hin, dann riß sie sich aber los: „Nein, Muharrem, das ist keine Liebe; es sind nicht zwei — ein ganzer ecker Haufen.“ Sie verbarg einen Augenblick lang ihr Gesicht in Scham; gleich aber sprang sie, die Sichel erregt schwingend, über den Steinriegel und lief davon.

Muharrem rief ihr nach: „Katica, bleibe! Ich habe mit dir zu reden — bleibe!“ Als das nichts half, wollte er ihr nachhelfen, um sie vor den Schlangen zu beschützen. Da öffnete sich aber gerade das Fenster im ersten Stockwerk, und er hörte Memnumas zornige Stimme: „Wo ist der Heide. . . der Abtrümmige?“ Da blieb Muharrem stehen und wandte sein Gesicht zu dem Fenster. Er hörte, wie Nurija seine Mutter besänftigte: „Beruhige dich, Mutter. Allah ist rings um alle Dinge, und er wird auch dieses zum Guten lenken.“ Und wieder hörte Muharrem Mem-

nanas Stamme, gedampft durch ein Tuch, das sie sich vors Gesicht hielt: „Ja, Allah nimmt Rechenschaft von allen Dingen und sieht in das Innerste der Brüste . . . und Allah rechnet schnell.“ Ihr Sohn suchte weiter sie zu beschwichtigen: „Nage dein gerechtes Herz nicht tiefer in den Zorn hinein . . . beruhige dich.“ Dann entfernte er sich von ihr.

Da steckte Memnuna den verhüllten Kopf aus dem Fenster und schrie: „Muharrem, du Ungeheuer, wo bist du?“ „Da bin ich, Mutter Memnuna.“ „All die Jahre hab ich mein Anklis unverhüllt vor dir sehen lassen — o Schmach —“ dann hob sie die Stimme in ihrem Zorne so stark, daß manche Silben durch die wenigen langen Zähne wie durch eine Meise gingen: „Allah möge dafür dein Gesicht auslöschen und es gleich machen dem Hinterteil!“ Ihr Kopf verschwand, und das Fenster schlug dröhnend zu.

Wald darauf kam Nurija wieder in den Hof, rascher ausschreitend als gewöhnlich. Er hatte den Fluch, den seine Mutter auf Muharrem geschleudert hatte, nicht gehört, weil er schon auf der Stiege gewesen war. Er glaubte den Wartenden erst selbst mit der Auffassung Memnunas bekennen zu müssen: „Noch nie sah ich die Mutter so erregt; und meine Ruhe selbst war auch noch nie so gräßlich zerstört.“ Muharrem war schon vollends verzagt: „Was hab ich nur getan — ist meine Schuld so groß?“ „Ich vermag es nicht zu überblicken, wie weit deine Schuld reicht, und ich vertraue auf Allah, daß er dich auf den richtigen Weg führen wird.“ Da mußte Muharrem verwundert fragen: „Wie sollte Allah einen Christen führen?“ Nurija aber wehrte ab: „Seit deiner Kindheit hast du dein Anklis Allah zugewendet — du kannst ihm nicht fremd sein. Sicher ist Allah um all dein Tun.“ „Wenn mich aber die Verkäufte zwingen, mich als Christ zu bekennen —“ „Du kannst jederzeit auch vor der Welt den Glauben Mohammeds annehmen.“ „Wie sollte ich das wollen, wenn mir dann kein Weg bleibt . . .“ Nurija unterbrach ihn und sprach ihm eindringlich zu: „Sage nicht nein. Siehe, in der Zwerping der sieben Himmel und der Erde; und in dem Wechsel der Nacht und des Tages; und in den Karawanen, welche über unsere Berge wehn, beladen mit dem, was den Menschen nützt; und in dem, was Allah niederstendert an Wasser, damit er die Erde belebe nach ihrem Tode; und in dem, was er auf ihr ausbreitet an Getier; und in dem Wechsel der Winde und der Wellen: wahrlich in all dem sind Zeichen genug für einen Menschen von Verstand.“ Muharrem wollte seinen Meister nicht wieder ermahnen, aber er erkannte, daß er bekennen müsse: „Verschwende nicht deine guten Worte . . . für mich gibt es keine Rückkehr. Ich liebe Helena, Tochter und will sie zum Weib.“ Nurija kam wieder aus der Ruhe. „So hat dich nur sinnliche Hier verführt.“ Er beherrschte sich

über alsbald: „Auch da wird der Prophet einen Weg wissen. Meine Kenntnisse gehen nicht so weit; ich werde den forankundigen Adem um Rat fragen. Gib nur dein Angesicht Allah hin.“

Gerade war Adem über den Hof der Dzamija gegangen; da er aber nicht zu ihnen herüber schaute, wollte ihn Nurija nicht aufhalten. Schon schickte sich Nurija an ins Haus zu gehen, um die Waschung für die Andacht zu vollziehen, als er eine klagende Frauenstimme vernahm. Katica schleppte sich mühsam an die Steinriegel der Hofeinfassung und brachte nur schwer einzelne Worte hervor: „Wehe! — Muharrem — ich sterbe.“ Sie hatte in der Tat die verknöteten Schlangen wiedergefunden und mit der Sichel den lebendigen Knäuel durchgeschlagen. Gleich nach dem ersten Hieb hatte sie sich aber noch gegen zwei unversehrte Schlangen zu verteidigen. Der einen zerdrückte sie geschickt den Kopf zwischen den Fingern. Die andere hatte sich aber emporgeschwungen und biß sie durch das Hemd in die Brust. Freilich verlor sie dabei fast alles Gift in die Leinwand hinein. Es gelang ihr aber noch ein zweiter Angriff, bei dem sie sich am Halse des jungen Mädchens festbiß. Da wäre die Wirkung allerdings furchtbar gewesen, aber nach dem ersten Biß hatte die Schlange kein Gift mehr bereit. Vom Schreck und Todesgrauen gejagt, war dann Katica wie eine Rasende über die Steine des Hanges gesprungen, war einigemal gestürzt und hatte sich immer wieder emporgerafft. So waren nun die Folgen des Schreckens und des Laufens verheerender gewesen als die des Giftes selbst. Aber auch die Einimpfung des Giftes war nicht so gering, daß sie ohne Wirkung geblieben wäre. Ja, infolge der Hitze und des Laufens war das Blut für die Einwirkung des Giftes besonders empfänglich.

Muharrem sprang entsetzt zu ihr hin und stützte sie. Dann hob er sie über den Steinriegel und führte sie auf einen Rasenfleck, wo er sie achtsam niederlegte. Dabei wußte er nichts anderes zu sagen, als wehvoll immer wieder ihren Namen zu nennen: „Katica — Katica.“ Katica stammelte: „Die Schlangen —“ Muharrem fragte, schreckensbleich: „Wo? Ich saug es aus.“ Das junge Mädchen zeigte auf die Brust, und Muharrem riß ihr das Hemd auf und fand gleich die leichtgerötete Stelle des Bisses. Dort saugte er mit aller Kraft. Katica zeigte dann die zweite Wunde: „Hier . . . eine sprang . . . bis an den Hals.“ Muharrem saugte sich nun an der Halswunde fest. Dann ging er in seinem Schmerz in sinnlose Liebesfungen über, unter denen Katica einigemal laut aufstöhnte. Dazwischen ächzte er abgerissene Worte hervor: „Leure Kata . . . unser ganzes Leben . . . du darfst nicht sterben . . . Kata . . . bei unserer Liebe . . . Katica!“ Plötzlich sprang er auf und schrie Nurija, der regungslos zugehört hatte, an: „Hilf doch! Bring Kräuter! Hol Ärzte, hol Zauberer!“ Dann wandte er sich ab und rief verzweifelt aus

Leibeskraften gegen das Dorf hin: „Hilfe! . . . Um eures Gottes willen, Hilfe!“ Darauf ließ er sich über dem jungen Mädchen nieder und horchte nach ihrem Leben. Nurijas Gesicht erhellte sich wie unter einer Vision. Mit bewogener Stimme sagte er kraftvoll vor sich hin: „Gelobt sei Allah. Was reicht sein Ehren über die Himmel und die Erde und nicht beschwert ihn beider Behütung. Denn er ist der Hohe, der Erhabene.“ Muharrem rang die Hände gegen den Himmel: „Welcher Gott darf solches zulassen!“ Dann ließ er wie vernichtet den Kopf auf die Brust der Geliebten sinken. Vom Minarett erscholl der Ruf Adems zum Gebet. Nurija mühte seine Stimme in den Ruf des Muezzins: „Muharrem! Allah ruft! Dies war ein Zeichen von seiner mächtigen Hand. Gib dein Angesicht Allah hin, er wird dies lohnen, und nicht wirst du traurig sein — Muharrem!“ Muharrem hob den Kopf und schaute mit stumpfem Blick auf Nurija und dann auf Katica. Gerade schlug Katica die Augen auf, und indem sie ein wenig den Kopf hochhielt, lächelte sie Muharrem zu. Da sprang Muharrem ermutigt auf, hob seine Geliebte auf die Schulter und trug sie davon.

Vor den Häusern an der Džamija traf er seinen Freund Muzir. Der war ihm gleich behilflich: und teils gemeinsam, teils abwechselnd trugen sie Katica hinunter in die Hütte ihrer Mutter. Unterwegs brach einmal Muharrem vor Müdigkeit zusammen und begann laut zu schluchzen. Muzir sprach ihm aber gleich zu: „Wie kannst du weinen, wenn du dein Madel trägst. Ich werde nicht weinen, bis ich Alisa tragen werde und mußte es bis ans Meer sein.“ Er hatte es aber nur leise gesagt, denn Katica war bei vollem Bewußtsein; freilich war sie von dem Erlebnis und von der Einwirkung des Giftes in einem Zustand, der ihr jedwede Bewegung und auch das Sprechen unmöglich machte. Kaum daß sie Katica zu ihrer Mutter in die Hütte gebracht hatten, war die alte Hatidza nachgekommen. Bei ihrem Auftauchen faßte Mutter Jelena, die anfangs sehr erschrocken war, wieder Zuversicht: „Du wirst ihr helfen, Mutter Hatidza, du weißt in allem Rat. Schlangen haben sie gebissen . . . wenn du nur da bist.“ Gegen die zwei jungen Burschen wandte sie sich aber unwirsch: „Ihr könnt jetzt gehn. Aber wo sind die Schafe? He, Muharrem, du wirst wohl noch die Schafe hertreiben können.“ Muzir und Muharrem verließen die Hütte, und Muharrem schickte sich gleich an, die Schafherde der Katica zu suchen. Vorher aber beschwor er seinen Freund: „Muzir, ich bitte dich, verlaß mich nicht. Hilf noch. Hole jemanden von Mostar; ich glaube nicht an diese alte Hexe, die Hatidza. Hole vielleicht einen Arzt oder vielleicht einen Heißlichen. Wenn Geld notwendig ist, ich hab Ersparthes.“ Muzir versprach ihm, noch in Mostar eine Hilfe zu suchen. So trennten sie sich; Muharrem stieg wieder bergwärts und Muzir eilte im Tale mit einem langen Schritten der Stadt zu.

Hatidza half der Jelena ihre Tochter ausziehen und aufs Lager betten. Dann ging sie gleich daran, ihre Heilkünste gegen die Schlangenbisse aufzubieten. Zuerst mußte Katica das linke Ohr hinhalten und Hatidza flüsterte ihr hinein: „Schlange, beiße doch die Schlange;“ nach diesen Worten hielt sie eine Weile den Atem an, dann flüsterte sie weiter: „Böse Seele,“ hielt wieder inne und endlich schloß sie: „Versuche nicht den großen Gott.“ Daraufhin stellte sie abermals auf lange den Atem ein. Das nächste Mittel war für das junge Mädchen nicht mehr so schmerzlos. Hatidza verlangte eine alte zerbrochene Spindel, um mit einem Holzstück davon die Bisse auszubrennen. Es war zwar eine alte Spindel da, aber die war nicht zerbrochen, und die Jelena war nicht gleich bereit, ein Holzstück von ihr abzubrechen. Da begnügte sich schließlich Hatidza mit dem Stück von einer kleinen Handspindel. Das Holz wurde mit einer Spitze in die Blut unter die Asche auf dem Herd gesteckt. Dann hielt Jelena mit ihren sehnigen Armen ihre Tochter fest, und Hatidza brannte ihr mit der glühenden Holzspitze in den Schlangenbiß an der Brust. Katica wand sich vor Schmerzen und schrie. Als Hatidza endlich abließ, fragte Katica wiederholt in Grauen: „Muß ich sterben, Mutter Hatidza?“ „Wenn du dich noch am Halse brennen läßt und auch weiterhin befolgst, was ich anordne, kannst du länger leben, als ich bis jetzt gelebt habe.“

Da ließ Katica das neuerliche Brennen am Halse mit mehr Beherrschung über sich ergehen. Nachdem auch die Halswunde ausgebrannt war, legte ihr Hatidza frischen Schaffäse, den sie aufgeweicht hatte, auf die gebrannten Stellen. Bald darauf schloß Katica ein. Hatidza versicherte ihrer Mutter, daß sie ihre Tochter binnen drei Tagen wieder gesund haben werde. Dann ging sie weg, nachdem sie vorher noch versprochen hatte, am nächsten Morgen nachschauen zu kommen.

Muharrem mußte die Schafherde lange suchen. Von ihren gewohnten Weideplätzen wäre sie bei Einbruch der Dämmerung wohl von selbst nach Hause gekommen. Aber in so weiter Ferne kannten sich die Tiere nicht aus. Es war schon gegen Abend, als Muharrem die Schafe an den Häusern an der Dzamija vorbei heimwärts trieb. Unterhalb des Dorfes lenkte er die Herde vom Wege ab, da er von weitem Hatidza kommen sah und ihr ausweichen wollte. Rascher hatte Muzir seine Aufgabe erfüllt. Er hatte den Arzt in Mostar zu Hause angetroffen und ihm sofort den Fall geschildert. Als der Arzt hörte, daß es sich um einen Schlangenbiß handle, raffte er das Notwendige zusammen und ließ gleich sein Pferd satteln. Ehe eine Stunde verging, hielt er schon beim Hause der Jelena. Er band draußen das Pferd an und trat rasch in die Hütte. Als die Jelena erfuhr, daß er der Arzt sei, wehrte sie lebhaft ab: „Ich hab niemandem gesagt, daß er dich holen soll, Herr.“ „Das tut nichts; jetzt bin

„Ich da . . . wo ist die Kranke?“ „Bewahre Gott; noch nie war hier und auch im Dorfe eben nie ein Arzt aus der Stadt. Immer genügten uns andere Heilkundigen. Wie sollte ich, arme Frau, einen gelehrten Arzt holen lassen.“ Der Arzt bekümmerte sich aber nicht um ihre Einwände. Er trat an das Lager der Katica, küßte ihr die Stirn und zählte den Puls; dann verlangsamte er alsbald sein Tum, da er sah, daß eine augenblickliche Gefahr nicht bestand. Er nahm Katica, die mittlerweile erwacht war, den Katernschlag von den Wunden und erkundigte sich, was bisher an den Schlangenbissen gemacht wurde. Die alte Jelena schickte sich zögernd an, alle Einzelheiten der bisherigen Behandlung zu berichten. Als sie die eintretende Beschwörungsformel der Hatidza zu umständlich schilderte, unterbrach sie der Arzt, indem er auf die Wunde wies: „Das ist ausgebrannt, nicht wahr?“ „Ja, mit dem Holz einer Spindel.“ „Das ist gut. Deine Tochter ist nicht mehr in Gefahr. Ich werde die Wunden noch auswaschen und einen Verband darauf geben. Den mußt du fünf Tage darauf lassen. Dann wird alles erledigt sein. Nur wenn sie Schmerzen bekommen sollte, rufst du mich gleich wieder rufen.“ Nachdem der Arzt die Verbände zu recht gemacht hatte, schärfte er der Mutter nochmals ein, daß er im Falle einer Verschlimmerung geholt werden müsse. Hierauf setzte er sich in den Sattel und ritt davon. Die Alte ging vor die Hütte und schaute ihm nach, bis er ihren Augen entchwand und bis sie auch nicht mehr den Hufschlag seines Pferdes hörte. Dann ging sie zurück zu Katica, nahm ihre sofort die Verbände wieder ab und legte ihr abermals den Schafkäse auf, wie es Hatidza verordnet hatte.

Muzir legte den Rückweg von Mostar langsam zurück. Halben Weges traf er den Arzt, der schon zurücktritt. Dieser erkannte ihn wieder, hielt sein Pferd an und sagte: „Du warst es doch, der mich geholt hat?“ „Ja, Herr, ich war es. Ist deine Hilfe noch rechtzeitig gekommen?“ „Gewiß, der Jungen geht es gut. Du bist ihr Geliebter?“ „Nein, ich nicht; mein Freund will sie aber heiraten.“ „Dann sag ihm, wenn er es sehr eilig hat, kann er es schon in drei Tagen tun.“ „Ich danke dir, Herr. Was soll ich aber meinem Freund sagen, daß du verlangt hast? Er war es, der dich hat rufen lassen.“ „Er soll lieber seiner Braut etwas kaufen.“ bei diesen Worten trieb der Arzt sein Pferd an und ritt weiter.

(Schluß folgt)



# Englands Herrschaft in Indien

von Leopold von Wiese

Je mehr sich die Gebildeten in Deutschland, die ein echtes, politisches Verantwortungsgefühl besitzen, dazu zwingen, aus dem noch immer nicht überwundenen Stadium einer rein gefühlsmäßig-leidenschaftlichen Bewertung der Zeitereignisse zu dem Zustande einer zwar entschlossenen und willensstarken, aber ruhig überlegenden und streng sachlichen Beurteilung der vor uns liegenden Aufgaben zu gelangen, desto besser wird es um uns stehen. Am Ende wird sich die Nation als die siegreiche erweisen müssen, die am klarsten denken und am folgerichtigsten handeln kann. Alle Aufregtheit ist politisch vom Ubel. Die Ekstase hält auf die Dauer vor der unabänderlichen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens auf Erden nicht stand. Es ist die Tragik des Parhos, daß es mehr Kraft vortäuscht, als es besitzt. Kaum jemals bedurfte unsere Nation in höherem Maße der Nüchternheit, des von phantastischen Nebeln ungetrübten Fernblicks und der Fähigkeit zur objektiven Abwägung von Leistungsmöglichkeiten und realen Werten als heute. Konnte man vor dem Kriege im Zweifel sein, ob es notwendig wäre (wie es unter den Nationalökonomien geschah), die Vertreter der Wissenschaft zu mahnen, lediglich das, was ist, zu erforschen, so scheint mir diese Aufgabe jetzt während des Krieges erst ihre wahre und fruchtbare Bedeutung zu erhalten, nämlich unserem Volke durch eine allen Stimmungen und Wünschen abgewendete, Klarheit schaffende Darstellung des Wirklichen zu nutzen. Alle Tendenz, alle noch so gut gemeinte und heiß empfundene, einseitige Stellungnahme bricht schließlich zusammen. Mit Schwarmgeisterei macht man keine Geschichte.

Es ist mir eine der unverständlichsten Beobachtungen am Geistesleben der Nation während dieses Krieges, daß sich so wenige von denen, deren Hauptaufgabe darin besteht, zu denken, vom ersten Augenblicke des Kampfes an gesagt haben: Jetzt muß ich wie ein scharfsichtiger Falke sein, in erster Linie klar sehen und über allen Tumult des Herzens hinweg die sichere Stoßkraft des kalten, klaren Denkens wahren. Daß statt dessen so viele zu Schwärmern und Zungenrednern wurden, mit denen ein einigermaßen verständiger Gedankenaustausch über politische Dinge unmöglich war — nicht bloß bei uns, sondern in allen Ländern — ist eine herbe Enttäuschung gewesen. Ihnen gegenüber bleibt einem nichts anderes übrig, als in einem gewissen Sinne wirklich ein „Slaumacher“ zu werden, das heißt ein Politiker, der bewußt nüchtern an die ungeheuer schwierigen, klippenreichen Probleme der nächsten Zukunft herantritt, damit nicht aus unserem erfahrenen Europa schließlich ein Narrenhaus werde.

Man; besonders notwendig scheint mir diese politische Mäßigkeit bei Fragen, die unter Verhältnis zu England betreffen. Die Befürchtung, daß solche Mäßigkeit unsere Tatkraft gegenüber diesem starken und schlauen Gegner vermindern könne, ist völlig verkehrt; sie bewahrt uns vielmehr vor einem Schwanken in der Wahl der Kampfmittel, vor Fehlgriffen in der richtigen Einschätzung des Feindes und vor einem plötzlichen Umschwunge der Volksleidenschaft. Uns, die wir uns bisher mit diesem oder jenem Teile des Lebens der britischen Nation wissenschaftlich beschäftigt haben, fällt, wie mir scheint, die Aufgabe zu, soviel wie möglich gründlich überprüfte und kritisch gesicherte Tatsachenelemente über England unter unseren Landsleuten zu verbreiten und damit politische Rechenfehler zu vermindern. Neue Strophen zu dem Haßgesange zu dichten kann ebensowenig unsere Aufgabe sein wie irgendeine Beschönigung britischer Fehler oder eine Einschüchterung energischer Kraftanstrengung gegen England.

Vielleicht bedarf kein Auschnitt aus dem Tatsachenkomplexe des großbritannischen Daseins so sehr der Beschreibung für Deutschland, wie das Verhältnis der englischen Herrschaft zu Britisch-Indien. Man weiß im allgemeinen herzlich wenig darüber bei uns. Wie Zeylon den Schmetterlingsjäger, so hat bisher Vorderindien in Deutschland fast nur die Sanskritforscher und Archäologen allein interessiert. Weil Vorderindien nicht deutsches Einflußgebiet war und verhältnismäßig wenige deutsche Wirtschaftsinteressen dort bestanden, blieb dieses Land dem durchschnittlichen Gebildeten bei uns ein rätselhaftes, ziemlich gleichgültiges Etwas. Da man außerdem in Deutschland die Völkerkunde nicht als einen Bestandteil der allgemeinen Bildung betrachtet, ließ man sich jeglichen Unsinn, den die Zeitungen etwa über die Zusammensetzung und Herkunft der indischen Hülfstruppen berichteten, seelenruhig gefallen. Die Diskussionen über die Bedeutung, die im gegenwärtigen Kriege für Deutschland die Beziehungen zwischen England und Indien besitzen, erschöpften sich meist in so unbestimmten und leeren Versicherungen wie etwa die, daß Deutschland (Großbritannien in Indien einen Stoß ins Herz versehen müsse, eine Aufmunterung, die begreiflicherweise großen Beifall auslöste, während doch bei aller Anerkennung dieses Ziels die Erörterung dort erst anfängt wichtig zu werden, wo man erwägt, wie das wohl zu machen wäre. Abhandlungen wissenschaftlichen Charakters und öffentliche Diskussionen über unser Thema sollen uns doch grade befreien von der nur stimmungsmäßigen, aber gedankenarmen Behandlung weltpolitischer Fragen und zu einer gangbaren Wege bahnenden Untersuchung des Möglichen und der realen Voraussetzungen für die Verwirklichung unsrer Wünsche führen. Je weniger wir eine Sache kennen, desto mehr überlassen wir uns ihr gegenüber dem Einflusse der Phantasie. Auch über Indien phantasieren wir gern, statt uns

zu orientieren. Einen bescheidenen Beitrag in dieser zweitgenannten Richtung sollen die folgenden Skizzenstriche bilden. Mir kommt es bei ihnen darauf an, lediglich einiges Tatsächliche aus der inneren Geschichte Britisch-Indiens während der letzten Jahre zusammenzufassen und dadurch etwas Material zu einer unvoreingenommenen Beurteilung des Verhältnisses zwischen England und Indien zu liefern, das bei der Einschätzung des Festigkeitsgrades der Beziehungen zwischen beiden Ländern vielleicht brauchbar sein kann. Ubrigens klagen auch unter den Briten die Kenner und Freunde Indiens darüber, daß in ihrem Mutterlande zwar viel oberflächliche Kritik der indischen Verwaltung, aber wenig eigentliche Kenntnis der Verhältnisse besteht. Schon der junge Gladstone erklärte einmal halb scherzend, als er noch Unterstaatssekretär für Indien war, das Unterhaus hätte ihn mit der größten Freundlichkeit angehört; denn es hätte sich bei den Verhandlungen über Indien ja um eine Sache gehandelt, an der nur sehr wenige Leute ein Interesse nähmen. Heute indessen lehrt auch uns der Krieg, Englands Herrschaft in Indien unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden; denn im Kerne des weltgeschichtlichen Geschehens dieser Tage steht die Frage nach Großbritanniens gegenwärtiger Welt Herrschaft und ihrer zukünftigen Entwicklung. Der Eckstein dieses Imperiums ist das Kaiserreich Indien.

Nun ließe sich gewiß ein dickes Buch mit vielen Bänden, von denen nicht eine Seite langweilig zu sein brauchte, über den Festigkeitsgrad des Zusammenhanges zwischen England und Britisch-Indien schreiben. Doch müssen wir uns hier mit der Aufrollung der Fragen begnügen: Welche Aufgaben haben die britische Regierung in Indien in den letzten fünfzehn Jahren besonders beschäftigt? Wie hat sich bei ihren Lösungsversuchen das Verhältnis zwischen Briten und Indern gestaltet? Welche Schlüsse kann man aus diesen Tatsachen auf die Zukunft der englischen Herrschaft ziehen?

Mit welchem Rechte konnte Lord Curzon am 20. Juli 1904 im Mansionhouse zu London erklären: „Für mich ist die Botschaft in Granit gegraben und aus dem Felsen des Schicksals gehauen, daß unser Werk gerecht ist und daß es Dauer haben wird“? Welchen Grund haben die Engländer für die Behauptung, daß das mit ihrer Herrschaft in Vorderindien und Birma errichtete Regiment „for ever“ eingerichtet sei? Oder, wenn man daran zweifelt, wo lassen sich Spuren erkennen, daß diese Auffassung irrig sei oder wenigstens der Einschränkung bedürfe? Hat sich doch auch ähnlich wie Lord Curzon Lord Cromer, der erfolgreiche Regent Ägyptens, im Jahre 1909 geäußert: „Es wird gut für England sein, besser für Indien und am allerbesten für die Sache fortschreitender Zivilisation, wenn man ein für allemal klar versteht, daß wir nicht die geringste Absicht haben, unsere indischen Besitzungen aufzugeben und daß es höchst unwahrscheinlich ist, daß unsere Nachkommen je eine solche Absicht hegen werden.“

Am Dezember 1898 landete in Bombay ein neuer Vizekönig, Lord Curzon, den man wohl als den tüchtigsten, jedenfalls als den energischsten und selbstbewusstesten Generalgouverneur der letzten Jahrzehnte bezeichnen kann. Vor seinem Amtsantritte lag eine anfangs der neunziger Jahre ruhige, dann aber allmählich bewegter werdende Zeit.\* 1892 hatte man eine größere Anzahl von Indern neu zu den gesetzgebenden Körperschaften angelernt. Doch 1896-97 herrschte zugleich mit der Bubonenpest Hungersnot. Kurz darauf wurden in Puna britische Beamte ermordet. Die Haupttaten Lord Curzons bestanden, wenn wir von der mehr die äußere Politik betreffenden Lösung der Nordwestgrenzen-Frage absehen, die das Verhältnis zu Afganistan betraf, in der Reform des Bildungswesens und der Grundsteuer, in der Teilung der Provinz Bengalen und in der Verstärkung der Bindung Indiens an die britische Herrschaft, besonders an die Krone. Er führte sein Regiment in konservativem Geiste und war bestrebt, den Indern einen möglichst hohen Festigkeitsgrad der englischen Herrschaft vor Augen zu führen, was ihm schließlich den Haß der Anhänger der indischen Selbstverwaltung und der Parole „Indien den Indern“ zuzog. Nach Ablauf der normalen Frist jedes Vizekönigtums, nämlich von fünf Jahren, trat Curzon nicht zurück, kehrte vielmehr nach einem Heimatsurlaub aufs neue als Generalgouverneur nach Indien wieder. Jedoch standen die nun folgenden Jahre seiner Herrschaft nicht mehr unter einem glücklichen Sterne. Schon 1899/1900 war eine neue, größere Hungersnot entstanden. Eine scharfe Opposition heftete sich an zwei seiner Programmpunkte: die Reform der Universitäten und die Teilung Bengalens. Noch verhängnisvoller wurde nur ihn sein Zerwürfnis mit dem Oberkommandierenden des Heeres in Indien, Lord Kitchener. In London entschied man in diesem Streite gegen ihn. Die Folge war, daß Curzon im November 1905 vorzeitig zurücktrat. Die Demission geschah fast gleichzeitig mit dem Kabinettswechsel. Mit der Bildung des liberalen Ministeriums vollzog sich auch in Indien der Übergang zu einem liberaleren Regiment, das in den Händen der beiden Nachfolger Curzons, erst Lord Minto, dann Lord Hardinges ruhte. Zu einer Hauptaufgabe wurde unter ihnen die Reorganisation der Zivilverwaltung. Ihren Höhepunkt erreichte diese liberale Ara bei dem großen Durbar zu Delhi im November 1911, als der neue Kaiser, angetan mit dem glänzenden Krönungsmantel und von einer unübersehbaren Menschenmenge umjauchzt, die Verlegung der Hauptstadt von Kalkutta nach Delhi, sowie die Aufhebung der Teilung Bengalens in der

\* Vgl. darüber Revat Fraser, *India under Curzon and after*; London, Heinemann, 1912. Dieses ausführliche Werk des gescheiterten Times-Korrespondenten hat mit mehr als andere Schriften aus der umfangreichen, in englischer Sprache vorhandenen Indien-Literatur als Quelle gedient.

Curzonschen Form und die andersgestaltete, mehr den Wünschen der Inder entsprechende Regelung dieser Streitfrage verkündete. Was seitdem an äußeren Ereignissen von Wichtigkeit eingetreten ist, läßt sich kurz dahin summieren: erst das Bombenattentat auf den Vizekönig beim Durbar im Dezember 1912, dann während des Krieges die Beschießung von Madras durch die deutsche „Emden“ und die Beunruhigung des Handels von Kalkutta durch sie, ferner gelegentliche Meutereien und Mordanschläge und die Internierung der Deutschen Indiens in dem alten Burenkonzentrationslager in Amadnagar in der Provinz Bombay.

Für unsere Untersuchung lehrreich ist von diesen Geschehnissen erstens die Teilung Bengalens und ihre Folgen; denn aus ihr läßt sich ein Einblick in die Beziehungen der Hindu zu den Muslimen und beider Volksgruppen zu den Briten gewinnen; zweitens das Universitätsproblem, da sich in ihm die Stellung des gebildeten Eingeborenen spiegelt; drittens der Streit zwischen Curzon und Ritchener, in dem die verschiedenen Formen und Absichten des britischen Imperialismus durchscheinen, und schließlich viertens die Reform der indischen Zivilverwaltung, die einiges Licht auf das Verhältnis des europäischen Beamtentums zur Selbstverwaltung durch Eingeborene und die Beziehungen zwischen Delhi und London wirft.

Die alte ungeteilte Provinz Bengalen war ein Gebiet von 189000 englischen Quadratmeilen und hatte eine Bevölkerung von nicht weniger als 78 Millionen Seelen. In ihr lenkte die Hauptstadt Kalkutta und ihr Umkreis die Hauptaufmerksamkeit auf sich, während das vom Brahmaputra durchströmte Ostbengalen von jeher (schon in der Mogulzeit) vernachlässigt wurde. Der Distrikt von Mymensing zum Beispiel, der 6000 englische Quadratmeilen groß war und eine Kopfzahl von vier Millionen Menschen enthielt, wurde oft nur von einem einzigen europäischen Beamten verwaltet. In Ostbengalen kam, wie der Unterstaatssekretär Montagu in der indischen Budgetverhandlung des Unterhauses am 7. August 1913 berichtete, im Durchschnitt auf 400 Quadratmeilen eine Polizeistation. Die Folge war, daß hier auf den zahlreichen Wasserwegen das Räuber- und Mörderwesen blühte. Auch kamen gerade aus diesen Gegenden zahlreiche Anarchisten und Terroristen nach Kalkutta. Eine Teilung dieser übergroßen Provinz war notwendig. Es lag nahe, dafür den Unterlauf des Ganges als Grenze zu benutzen und durch ihn West- und Ostbengalen zu scheiden. Wichtig war, daß mit dieser Teilung auch eine politisch wertvoll erscheinende Sonderung der Bevölkerung vorgenommen werden konnte. Curzon erklärte demgemäß Ostbengalen mit Assam als neue Provinz; von den 31 dort wohnenden Millionen Menschen waren 18 Millionen Muslimen und 12 Millionen Hindu. Es wurde also in diesem neuen Verwaltungsbereich eine muhammedanische Mehrheit geschaffen, die jedoch nicht fremder

Rasse wie die Hindu war, sondern meist aus armen Nachkommen von Hindus bestand, die einst von den islamitischen Eroberern zwangsweise konvertiert worden waren. West- (oder Ost-) Bengalen zählte 54 Millionen Einwohner, von denen 42 Millionen zu den Hindu und 9 Millionen zu den Muselmanen gehörten.

Diese Schaffung einer neuen, vorwiegend muhammedanischen Provinz verurteilte unter den Hindu große Empörung: Die Regierung wolle die Muselmanen gegen die Hindu ausspielen, besonders die Angehörigen hoher Kasten die in Ostbengalen bisher den Ton angegeben und ein politisch unruhiges Element gebildet hatten) unterdrücken und die einheitliche „bengalische Nation“ durch die Trennung vernichten. Sicherlich bestand diese politische Nebenabsicht; doch war die Sonderung auch eine dringend notwendige Verwaltungsmaßnahme. Curzon ließ sich durch die Agitation nicht einschüchtern und erklärte die Teilung Bengalens für eine erledigte, unabänderliche Tatsache.

Es kam jedoch anders. Seine liberalen Nachfolger, mehr noch die Regierung im Mutterlande, besonders Lord Crewe, wollten den nationalistischen Bestrebungen entgegenkommen, um Ruhe zu schaffen. Auf dem großen, glanzenden Durbar verkündete, wie gesagt, der Kaiser und König Georg den aufstrebenden Mengen der Fürsten und Stämme Indiens nicht nur die Erhebung Delhis, der alten Mogulresidenz, zur neuen Hauptstadt, sondern auch die Wiedervereinigung der beiden bengalischen Provinzen. Eine Teilung mußte zwar erfolgen; doch geschah sie nun in der Weise, daß Assam selbstständig, ferner Behar abgetrennt und mit Orissa zu einer neuen Provinz vereinigt wurde, eine Aufteilung, die keine Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse gegenüber den Zuständen der Zeit vor Curzon bedeutete.

Der Staatssekretär Lord Crewe sah die beiden beim Durbar angekündigten Maßnahmen als etwas Zusammengehöriges an. Sein Wunsch war, den gerechten Forderungen der Inder nach größerer Teilnahme an der Regierung des Landes entgegenzukommen. Dies schien ihm auf dem Wege der Dezentralisation erreichbar zu sein, dergestalt, daß den Provinzen mehr Selbstverwaltung unter stärkerer Heranziehung der Inder gegeben würde, während die Zentralregierung möglichst selbständig über allen Provinzialverwaltungen mit Veto- und weitgehenden Kontrollrechten zu stehen hätte. Diesem Grundsatz entsprechend, wurde der Sitz des Generalgouverneurs und des kaiserlichen gesetzgebenden Rates von Kalkutta nach Delhi verlegt; sie sollte dadurch dem Einflusse des unruhigen Bengalen entzogen werden. In Delhi hätte einst der alte ruhmreiche Kaisersithron gestanden; dort waren die altindischen Traditionen lebendig. Für diesen Verzicht auf die Hauptstadt mußte aber den Bengalen als Kompensation die einheitliche Provinz wieder zurückgegeben werden.

Die Neuverteilung fand besonders unter den Anhängern Curzons viel ab-

fällige Kritik. Sie wurde als bedenkliche Schwäche ausgelegt. War nicht die Teilung für unwiderruflich erklärt worden? Ließe man nicht bei diesem Umstoß die loyalen Muselmanen im Stiche? Die von der Regierung vermuteten Empfindungen der geschichtlichen Wertschätzung Delhis wären bei den völlig unhistorisch fühlenden Indern gar nicht vorhanden, die Hindu wallsfahrten nach Benares und verehrten die tausend alten Tempel ihrer Kulte, hätten aber keine Schwärmerei für zerbrochene Throne früherer Gewalt herrscher. Auch militärisch wäre es für den Fall eines Krieges oder einer Revolution töricht, die Hauptstadt tausend Meilen ins Inland zu verlegen. Die fünf großen, von Briten geschaffenen Städte, nämlich Bombay, Madras, Kalkutta, Rangun und Karatschi, wären sämtlich Seehäfen. Strategisch läge Kalkutta ideal; denn es wäre für Schiffe zugänglich, doch so weit von der Küste entfernt, daß die Stadt vor Flottenangriffen sicher wäre. Die umwohnende Bevölkerung wäre unkriegerisch, während Delhi von der Blüte der kämpfenden Stämme Indiens umlagert wäre. Im allgemeinen handele es sich um einen bedenklichen Schritt in der Richtung nach der Selbständigkeit, wenigstens nach dem Föderalismus Indiens.

Mit seinem Eingreifen in die Universitätsverhältnisse Indiens zog sich Curzon die allgemeine Empörung der intellektuellen Hindu zu. Die Schulfragen und damit das Problem der Aufklärung von Eingeborenen durch europäische Bildung gehören zu den schwierigsten Aufgaben im modernen Indien. Dem liberalen Programme entspricht es seit Macaulays Zeiten, die Bildungsmöglichkeiten zu vermehren. In nichtoffiziellen Äußerungen hört man jedoch häufiger die Ansicht, das Land würde glücklicher sein, wenn man möglichst alle Bildungsversuche beiseite ließe, zumal da alle politische Gefahr von den „educated natives“ drohe, die irreligiös und demokratisch dächten und aus einer eigentlich unindischen Gesinnung heraus, die ihnen erst von Europa selbst zuströme, Selbstverwaltung forderten. In der Tat zeigt sich hier das schwere Dilemma der Übergangszeit: alle Aufklärung macht zunächst unzufrieden und begehrtlich; sie schafft Kritiker und denkende Feinde. Die Engländer fragen: sollen wir diese uns selbst heranzüchten? An den großen Massen seien außerdem solche Bemühungen unnütz; denn sie würden doch niemals zu geistiger Selbsttätigkeit gelangen. Wie in China klagen die europäischen Lehrer über die dürftige Lernweise des Orients, die stets nur auf Memorieren nach dem Textbuche beruhe und keine selbständige Verarbeitung des Stoffes zulasse. Die Intelligenteren aus den oberen Bevölkerungsschichten aber wären gefährlich.

Ich möchte glauben: Diese Tadler beachten nicht hinreichend, daß europäisches und indisches Wissen aus verschiedenen Quellen fließt. Das rationalistische Streben nach klarer Erkenntnis von Kausalzusammenhängen kennt der Inder, der sich im seelischen Halbdunkel wohler fühlt, nicht. Ist doch

Ein Land so reich an Ekstatikern, Sonnambulanten und Hellssehern wie Indien. Gerade weil so viele Arier in ihrer Weise kultiviert sind, ist die europäisierende Erziehung hier schwieriger als anderswo.

Die europäisch gebildeten Hindu machen einen unharmonischen Eindruck. Über ihnen ruht die stille, schwere Tragödie der Halbheit. Viele kommen von englischen Universitäten, wo sie als vollwertige Gentlemen galten, die an der Londoner Gesellschaft teilnahmen und sich auf Sportplätzen auszeichneten. Mit europäischen Manieren und mit europäischem Demokratismus und Nationalismus kehren sie heim. Nun gewahren sie bei ihren Landsleuten in Indien Unfreiheit, Kastensystem, Priesterherrschaft. Von den Brahminen, mit denen sie vielfach blutsverwandt sind, werden sie als Abtrünnige und Verräter betrachtet; ihre europäische Kleidung und östlichen Umgangsformen werden argwöhnisch bespöttelt.\* Auf Seiten der Engländer begegnen sie jenem unerschütterlichen britischen Hochmute, dem nichts tiefer liegt, als dem verachteten „native“ irgendwelche Gleichberechtigung zu gewahren und ihn als gesellschaftlich vollwertig zu betrachten. So gehören diese „educated natives“ zu keiner der beiden Gruppen; die alte und die neue Heimat versagt sich ihnen. Oft besitzen diese Leute den dankbar besten Willen, sind voller Idealismus und Reformeifer und verlangen nichts als Selbsterhaltung und Parlamentarismus. Ihren sozialen Halt suchen sie an den Universitäten. Diese Bildungsstätten sind jedoch im Laufe der Zeit in der Hauptsache zu reinen Prüfungsanstalten geworden, an denen möglichst zahlreiche akademische Grade zur Eröffnung gelehrter Berufe zu erlangen sind. In den Senaten, die bis zur Curzonschen Herrschaft zu übermäßig kopfreichen Gremien angewachsen waren, herrschte ein bedenkliches Kliquenwesen. Deshalb suchte der Vizekönig eine Beschränkung der Mitgliederzahl herbeizuführen und die Hochschulen darüber hinaus strengerer Kontrollen zu unterwerfen. Die Folge war, daß über Beamtenwillkür und Einengung der Bildungsbestrebungen geklagt wurde. Diese Universitätsreform sollte nach Curzons und seiner Nachfolger Absicht mit einer allgemeinen Verbesserung des gesamten Schulwesens einhergehen, mehr Elementarschulen sollten geschaffen, der Unterricht in den Mittelschulen praktischer gestaltet und die Universitäten selbst zu Lehranstalten umgewandelt werden. Die das Curzonsche Regiment ablösende liberale Regierung suchte auf diesem Wege weiter zu schreiten. Zu den bestehenden fünf Universitäten wurde die Gründung von vier neuen Hochschulen in Allahgar, Dacca,

\* Sehr gut schildert dies Mera Annie Steel in ihrem fesselnden und lebenswahren Roman „Voices in the Night“ (Heinemann's Colonial Library, London, 1900). Diese Dichterin versteht auch in ihren übrigen indischen Romanen (zum Beispiel: On the face of the waters; A Prince of Dreamers etc.) das ferne Land lebendig vor unsere Augen zu stellen.



Patna und Rangun vorbereitet. Die heikelste und schwierigste Aufgabe, die den größten Widerstand fand, hing mit dem Versuche zusammen, alle Anstalten der nationalistischen Agitation zu entziehen.

Nun zum Konflikt Curzon-Kitchener: Diesen General hatte der Vizekönig selbst nach Indien als Höchstkommandierenden gezogen. Die Stellung des Commander-in-Chief war Ende der neunziger Jahre derart geordnet, daß er in der Organisation und Ausbildung des Heeres selbständig, aber als außerordentliches Mitglied des Regierungskollegiums dem Generalgouverneur unterstellt war; der Vizekönig hatte das militärische Ausgabenbudget zu überwachen. Kitchener wollte nun von der Kontrolle frei sein und verlangte Abschaffung dieser Gebundenheit. Der Vizekönig hingegen wünschte die Suprematie der Zivilgewalt nicht gekürzt zu wissen; er widersetzte sich jeglicher Militärdiktatur. Als Kompromiß schlug er die Schaffung eines neuen Military Supply Department vor, dessen Chef, ein hoher Offizier, Mitglied der Regierung wäre und neben dem selbständigen Commander-in-Chief stände. Kitchener trat auch diesem Plane entgegen. Er war damals der Liebling Englands. Als Lord Curzon in London mit seinen Ansichten durchdrang, dankte er ab.

Dieser Streit ist von sachlicher Bedeutung; handelt es sich doch bei ihm letztlich um die Frage, ob Britisch-Indien eine friedliche Zivilregierung haben oder unter einem Militärregiment stehen solle. Die Anhänger Curzons betonten, daß die britische Herrschaft in Indien nicht auf den Bajonetten aufgebaut wäre, zumal 75 000 Mann Truppen nicht mehr als 300 Millionen Menschen in Schach halten könnten. Der Timeskorrespondent Lovat Fraser schrieb (in seinem oben genannten Werke): „Nicht in Verfolgung eines törichten und anmaßenden Imperialismus arbeitete Lord Curzon in Indien, focht Lord Milner seinen einsamen Kampf in Südafrika, baute Lord Cromer ein neues Ägypten aus den Trümmern des alten. Gewiß suchten diese drei Männer schnell zuzuschlagen, wenn es notwendig war, schnell Unordnung zu unterdrücken und streng ihre große Verantwortung zu behaupten; aber sie arbeiteten nicht nach dem Tone der Kesselpauke. Sie waren allerdings Imperialisten; jedoch sie vertraten einen feineren Imperialismus, der die Schaffung von großen Nationen auf festen und dauernden Fundamenten, die Erhebung von Tausenden zu einem glücklicheren und vornehmeren Leben, die Ausbreitung von Gerechtigkeit und Freiheit, die Entwicklung einer stolzeren Männlichkeit zum Ziele hatte. Sie wirkten nicht mit Hochmut, sondern in Demut. Um den Hochmut zu finden, der sich mit dem Imperium brüstet, aber dessen wahre Basis vergißt, diesen Kesselpaukenstolz, muß man sich nach England wenden. Die größte Gefahr des indischen Reiches liegt heute nicht in Indien, sondern in dem unwürdigen Imperialismus, der eine unglückliche Mode in England geworden ist.“ Dieser Verehrer Cur-

zens sprach sich dahin aus, daß sich besonders in indischen Angelegenheiten der brittische Imperialismus im Mutterlande geltend mache und keine Sympathie dem angriffslustigsten Manne Englands, eben Kitchener, zuwende, von dem man hoffe, er würde „show these people we mean business“. Weiter schrieb Frazer die bemerkenswerten Worte: „Bis das britische Volk nicht weiß, daß Indien einen Entwicklungsgrad erreicht hat, wo es nicht länger zu blindem Gehorsam geknechtet werden kann, werden wir nie ein wirkliches Verständnis für indische Probleme sehen. . . Wir fordern kein martialisches Gesetz — so mag man die Dinge in England ansehen — wir treten vielmehr für prompte und unbeugsame Übung des bürgerlichen Rechts ein.“

Diese Zitate sind auch als Beiträge zum Verständnis der imperialistischen Strömung im heutigen England nicht uninteressant. Der vielfach in Großbritannien zu beobachtende Gegensatz zwischen Mutterland und Kolonien schimmert auch hier durch. Das imponierendere, edlere Großbritannien ist heute in den Kolonien zu finden, die kulturell dem zurückbleibenden England über den Kopf wachsen. Die City und Whitehall verlieren immer mehr die Fähigkeit, wirtschaftlich und politisch die Zügel der Regierung des Riesereichs in der Hand zu halten; das leistungsfähigere Beamten-tum, die energischeren Kaufleute und die fortschrittlicheren Köpfe finden sich in der Regel draußen übersee.

Die Reform der Zivilverwaltung schließlich ist ein Hauptpunkt im liberalen Regierungsprogramme geworden. Während nun die Inder klagen, daß auch die Gebildeten von ihnen fast gar nicht zur Verwaltung zugelassen würden, daß man sie, die wahren Kenner des Volkes, hinter blutjungen britischen Beamten, die frisch von Oxford oder Cambridge kämen und die Eingeborenen verachteten, zurücksetze, leiden die europäischen Beamten unter Überlastung. Nach dem letzten Zensus kamen einschließlich der Militärbeamten ungefähr 1200 Beamte britischer Herkunft auf die gesamte Bevölkerung Indiens. Diese Herren halten sich nun einen großen Teil des Jahres nicht in ihren Bezirken, sondern in den hill-stations, den Sommerhäusern in den Vorbergen des Himalayas, besonders in Simla und Darjeeling, auf. Selbst Curzon soll den scherzhaften Vers anerkannt haben: „For law, administration and the rest Simla 's best.“ Nun ist es sicherlich eine ungerechte Nachrede, wenn behauptet wird, die Gentlemen leben dort nur dem Golf- und Bridgspiel und vergnügten sich allzu häufig bei Netmücken; sondern zweifellos wird dort oben recht viel Aktenarbeit geleistet. Aber es fehlt den Beamten eben die Berührung mit der Volksmasse, besonders mit dem viel zitierten „ryot at the plough“. Da aber die Agrarfragen in Indien sicherlich bei allen Verwaltungsaufgaben ebenan stehen, ist diese Regierung aus der Ferne ein beträchtlicher Nach-

teil. Je mehr die Aufgaben wachsen, desto bedenklicher wird dieses Hindernis. Lovat Fraser sagt darüber wörtlich: „It will never be done while every civilian aspires to be a Moses on a mountain-top. The time has come for the Governments to descend from the clouds and show themselves to the multitude. As things are, the high officials swoop down on the various capitals for a brief period in the cold weather, live in their carpet-bags, are reluctantly dragged into a whirl of rather dull dinners and dances and receptions, and then vanish again, breathless and exhausted, but happy in the vain notion that they have been really „in touch with the people“.

Mit Recht haben einsichtsvolle Kenner des Landes immer wieder ausgesprochen, daß in Indien hundert Millionen Menschen an der Selbstverwaltung gar kein Interesse nehmen, vielmehr nur gegen Wucher und Hungersnot geschützt sein wollen. Ganz richtig sagte der Unterstaatssekretär Montagu im Unterhause, daß diese armen Landleute noch wie vor fünfzehn Jahrhunderten lebten. Eine große Schwierigkeit bestehe in Indien darin, daß hier Seite an Seite das 20. und das 5. Jahrhundert gleichzeitig existierten und daß dieselbe Regierungsmaschine beiden dienen müsse. Die einen trachten nach Parlamentarismus, die anderen brauchen das patriarchalische System. Curzon stellte mit Recht die Fürsorge für die Massen der Armen obenan.

Zu den Schwierigkeiten der Überlastung der einzelnen Beamten kommt der Mißstand übertriebener Zentralisation, der sich äußerlich durch ein Übermaß von Berichten bemerkbar macht. Die lokalen Beamten berichten an die Distriktsregierung, diese an die Provinzialverwaltung, diese an den Generalgouverneur, dieser an den Staatssekretär in London — hat doch selbst Montagu den Vizekönig gelegentlich nur als Agenten des Staatssekretärs bezeichnet — und dieses Mitglied der Londoner Regierung hat sich seinerseits wieder vor den Parlamenten zu verantworten, die ihm gern (bisweilen am unrechten Ort) hineinreden. Aus diesen Zuständen entstand das Verlangen nach größerer Dezentralisation der Verwaltung des Riesenreiches unter Mitwirkung der Eingeborenen. Je mehr sich freilich dabei zugleich der Parlamentarismus in Indien entwickelt, desto mehr entsteht der Mißstand, daß sich nunmehr die Beamten einer doppelten, von bisweilen recht verschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Kontrolle zu unterwerfen haben, daheim und in Indien. Nun erhebt sich die Forderung: Weg von London!

Auch durch die zunehmende Industrialisierung wachsen die Schwierigkeiten. Das Problem der Fabriken tut sich auf: Spinnereien, Webereien, Hochofen und Stahlwerke wachsen aus der Erde, der Bergbau paßt sich modernen Methoden der Technik an. All das vollzieht sich neuerdings in eiligem Tempo; denn billigste Handarbeit ist in Massen vorhanden,

an Mehlstein fehlt es nicht. Wie seltsam erheben sich die Fabrikschlote von Howrah, der Vorstadt Kalkuttas, aus den Dschungeln des Gangesdeltas! Wie ähnlich sind in manchem Belang die Hafenviertel von Bombay und Liverpool! In ihrem europäischen Teile tragen die großen Städte des Reiches einen völlig modernen Charakter. Die rastlosen Lokomotiven durchqueren Wüsten und Dschungeln, die Schienenstränge der Eisenbahnen binden dieses Land der seelischen Dämmerung an unser — soll man wirklich sagen: einst, nämlich vor dem Kriege? — so helläugiges Europa. Mit den besser bestellten Weizen- und Reisfeldern, der Förderung von Kohle, Eisen und Mangan zieht auch der Wille zur ökonomischen Emanzipation in manche intelligenten Hinduköpfe, die das geschäftliche Leben nicht mehr Europäern, Parsen und Muselmanen allein überlassen wollen. Bei dem Gange durch die Textilfabriken Bombays überraschte mich die technische Vollkommenheit mancher Betriebe, nicht minder die Beobachtung, daß man hier jetzt fast überall sogar ohne europäische Vorarbeiter auskommt. Dämmert nicht langsam ein Morgen über Asien herauf, wo auch Indien seine eigene, vom Mutterlande unabhängige Industrie- und seine autonome Handelspolitik treiben wird? Freilich noch sind die Inder lange nicht so weit wie die Japaner, nicht einmal wie die fleißigeren, leistungsfähigeren und geschäftsgewandteren Chinesen der Straits Settlements. Aber die Welle, die sich vom Osten nach Westen kehrt, steigt. Asien erwacht.

Sicherlich ist heute noch die Fähigkeit der Inder zur modernen Erwerbswirtschaft ziemlich gering. Viel von den Reinerträgen ihrer Werke sollen die einheimischen Fabrikanten Bombays wieder in unvorsichtigen Spekulationen verlieren. Doch bildet der echt orientalische, wenn auch primitive Handelsgeist einiger indischen Kasten die Basis für eine zukünftige Entfaltung des Kapitalismus. Den Europäern ist der steigende Wettbewerb der Eingeborenen schon recht spürbar. Die kaufmännischen Gewinne der Briten verringern sich, je selbständiger die indische Nation wirtschaftlich wird.

Wenigere Schwierigkeiten bietet die Existenz der zahlreichen eingeborenen Fürsten. Ich muß mir versagen, dieses reizvolle, romantischste Kapitel aus der Chronik der britischen Herrschaft in Indien ausführlicher zu behandeln, und will mich damit begnügen, hervorzuheben, daß die meisten von ihnen heute der englischen Krone gegenüber loyal sind. Mögen sie bisweilen das Mängelband, an dem sie von dem britischen Residenten geführt werden, peinlich empfinden und mag es manchem Maharadscha nicht sehr bequem sein, wenn er zum Beispiel für eine Europareise erst der Bewilligung des Umlaubsgefuchts durch den Vizekönig bedarf, so hat es doch die Kunst britischer Kolonialpolitik zustande gebracht, daß die Interessen der britischen Krone und der eingeborenen Fürsten heute in der Hauptsache übereinstimmen, so sehr England die unbedingte Suveränität auch über die

native states beansprucht. Die Fürsten wissen, daß ihre Herrschaft wohl kaum den Untergang des britischen Regiments überdauern würde; anderseits sind eben diese Fürsten die Hauptstützen Englands in Indien geworden. Deshalb sucht auch die Zentralregierung an den im einzelnen staatsrechtlich recht verschieden gestalteten Beziehungen möglichst wenig zu ändern. Als vor einiger Zeit ein Streit wegen der Abzeichen der Königswürde zwischen einem Maharadscha und einem belgischen Residenten entstand, schrieb der Vizekönig nur an den Bericht: Drop it! Vielleicht ist kein Gebiet britischer Kolonialgeschichte, die als Ganzes auch von manchem auf Unfähigkeit beruhenden Fehlschlage meldet, so reich an Beweisen für die Kunst geschickter Menschenbehandlung als diejenigen Stellen, die davon berichten, wie es immer wieder den Briten gelang, die Führer einer Bewegung oder einer Menschengruppe für sich zu gewinnen. Die Mittel waren nicht immer einwandfrei; bisweilen ging es nicht ohne Bestechung ab. Das Endergebnis war aber meistens für die Engländer günstig. Auch der Uga Kan, das Haupt der Muselmanen Indiens, ist offenbar trotz des Heiligen Krieges England heute ebenso treu ergeben wie die islamitischen Fürsten des Landes.

Größere Sorge machen den Briten, wie gesagt, die Intellektuellen unter den Indern, obwohl sie in der großen Mehrzahl nicht Revolution, sondern Reformen wollen. Aber neben diesen Leuten, die in der Hauptsache Fortschritte des Parlamentarismus verlangen, stehen doch auch unklare Anarchisten, die die leichtgläubigen und schwachhaften Basare aufregen und gelegentlich zu Attentaten schreiten. Trotzdem bleibt die große Masse des Volkes der Krone Englands treu. Der monarchische Instinkt liegt ihr im Blute. So geschickte Inszenierungen wie der große Durbar zu Delhi, bei dem der Kaiser und König und mit ihm die Kaiserin und Königin, auf Elefanten reitend, an der Spitze der Fürsten im reichsten Gepränge durch die alten Tore der Hauptstadt einzogen, wirken tief auf die pietätvollen Gemüter der Inder. Mit Recht konnte Curzon sagen, daß der ewige Osten niemals die Geburtsstätte erfolgreicher Republiken sein werde. Er selbst gab sich in Indien auch möglichst königlich. Und aus einer richtigen Beobachtung der Psyche Indiens ist der Vorschlag hervorgegangen, man möge einen königlichen Prinzen zum Vizekönige machen. Freilich steht der Ausführung dieses Vorschlags die Erwägung entgegen, daß ein solcher Prinz mehr der dekorative Repräsentant der englischen Herrschaft sein würde, während die Verwaltung des Landes noch mehr an das Staatssekretariat in London überginge. Das aber wird ja gerade in Indien als ein Mißstand empfunden, daß das Reich von Whitehall aus, also von einer 6000 englische Meilen entfernten Stelle, geleitet wird. Die Entwicklungstendenz geht eben vielmehr dahin, die Funktionen des Staatssekretärs zu vermindern, die des Vizekönigs zu vermehren.

Es mag richtig sein, wenn die Engländer sagen, daß bei der großen

Mehrheit der Aider die Überzeugung obwalte, eine Auflösung der britischen Herrschaft werde die Jahrhunderte lang andauernde Unordnung der Veranagenheit zurückzuführen, während das Riesengebiet des Reichs jetzt zu einem einheitslichen Gebilde zusammengeschlossen sei, wie es nicht einmal die Mokoluen erreicht hätten. Vor einer russischen oder japanischen Herrschaft empfindet man sicherlich die größte Abneigung. Von Deutschland weiß man in Indien zu wenig, als daß man sein Regiment herbeizusehnen bereit sein konnte. Deutsche Siege üben sicherlich auch allmählich einige Rückwirkung auf Indien aus. Auch hat Wilhelm Dibelius\* durchaus recht, wenn er sagt: „Indien ist unruhig, daran kann kein Zweifel sein.“ Die kühnen Taten der „Emden“, das schwächliche Verhalten der Engländer in Tanga, die Erklärung des Heiligen Kriegs, das Vordringen der Japaner, die Internierung unserer Landsleute, schließlich die Ereignisse auf dem europäischen Kriegstheater, auf dem ja zahlreiche Aider eine unglückliche Rolle mitzuspielen berufen sind, werden sicherlich in allerdings verzerrter und phantastischer Form trotz aller Pressezensur und Vertuschung durch die Engländer in den unruhigen Basaren besprochen. Auch mag es nicht überflüssig sein, an die Nachrichtenmethode im Jahre 1900 während des Burenkrieges zu erinnern, wo (wie mir der frühere deutsche Konsul in Kalkutta, Herr Schmidt-Ernsthäusen, erzählte) an jedem fünfzigsten oder hundertsten Baume auf der großen Heerstraße von Peshawar nach Kalkutta in der regelmäßigen Höhe von ungefähr sechs Fuß vom Erdboden ein Klumpen Kuhdung, aus dessen Mitte starkes Viehhaar wie ein Pinsel hervortrat, auffällig angebracht war. Es war dies das Zeichen der Vorbereitung und der Warnung für die Eingeborenen, daß der Aufstand im Anzuge wäre.

Schreckhafte Gemüter mag auch die Erinnerung an den Aufstand von 1857 aufs neue befallen. Sie denken vielleicht daran, daß damals nicht nur mit Waffen gekämpft, sondern auch mancher Britte heimlich von Leuten aus seiner eigenen großen Dienerschaft durch Gift beseitigt wurde. Aber in den letzten fast sechszig Jahren sind doch auch manche Fortschritte in der Annäherung der beiden Rassen trotz aller unleugbaren Schwierigkeiten im einzelnen erzielt worden.

Um die Summe zu ziehen: Die Schwierigkeiten der englischen Herrschaft wachsen in sachlicher Hinsicht beständig und drängen zu einer größeren Unabhängigkeit der indischen Regierung von London, sowie zu einer stärkeren Dezentralisation der Verwaltung in Indien selbst. Jedoch ist eine allgemeine Revolution und eine Auflösung der britischen Herrschaft in Indien, wenn nicht tiefgehende, allgemeine Umwälzungen im übrigen Asien vor sich gehen und von außen den Umsturz nach Indien hineintragen, äußerst unwahrscheinlich. Die gelegentlichen Meutereien und Attentate reichen nicht hin, um der Mehr-

\* Vgl. meine Abhandlung „Englands indische Gefahr“ in der „Internationalen Monatschrift“, Heft 7, Jahrgang 9, B. 65, Teubner, Leipzig.

heit der indischen Völker die Überzeugung zu rauben, daß jedes andere Regiment für sie noch verhängnisvoller wäre als die jetzige britische Herrschaft.

Aber eine andere Frage richtet sich vor uns auf. Liegt es nicht unter den gegenwärtigen Umständen in unserem deutschen Interesse, nach Möglichkeit dahin zu wirken, daß Großbritannien eben von außen her Schwierigkeiten in Vorderindien bereitet und künstlich ein Umsturz vorbereitet wird, der ohne solche Einwirkung in Indien nicht eintritt? Wer darauf eine Antwort sucht, muß den engen Boden dieser Untersuchung verlassen und auf das stürmische Meer der verwickeltesten weltpolitischen Probleme hinaussegeln; zum mindesten müßte zunächst die Stellung Britisch-Indiens in der äußeren Politik dargelegt werden.

Das eine darf aber vielleicht hier noch andeutungsweise gesagt werden: Die Lage unseres Reiches, das von allen Seiten durch eine Überzahl von erbittertesten Feinden angegriffen wurde, ist so schwierig und erfordert von uns so große Opfer und Siege, daß eine Situation denkbar ist, in der hinter der Rücksicht auf unmittelbare nationale Selbstbehauptung jede andere Rücksicht auf zukünftige Verwicklungen zurücktreten muß. Es ist jedoch sehr unwahrscheinlich, daß sich eine internationale, militärisch-politische Konstellation ergeben wird, in der es wirklich in unserem deutschen Interesse liegen könnte, gerade Britisch-Indien von Großbritannien loszureißen. So sehr vom deutschen Standpunkte eine Abschwächung der britischen Welt- und Seeherrschaft wünschenswert wäre, so sollten doch die Möglichkeiten einer solchen Zerschlagung des englischen Imperialismus auf anderem, aussichtsreichem Gebiete, nämlich in der Internationalisierung der strategischen Punkte des Weltverkehrs, in der Vereitelung der englischen Pläne in Afrika und Hinterindien, schließlich in der Vervollständigung Kanadas, Australiens und Südafrikas gesucht werden.\* Dagegen würden die ungünstigen Folgen einer Erschütterung der britischen Herrschaft in Vorderindien auch für Deutschland auf die Dauer die augenblicklichen Erleichterungen, die sie vielleicht für unser Reich mit sich brächte, stark überwiegen. In Vorderindien sollte das Deutsche Reich möglichst nur Erleichterungen seiner Handelsbeziehungen zu erreichen suchen. Anders als etwa dem benachbarten Zeylon und der malaiischen Halbinsel gegenüber wäre es aber verfehlt, hier, womöglich mit japanischer Hilfe, eine Umwälzung der jetzigen Herrschaftsverhältnisse anzustreben oder auf einen allgemeinen Aufstand der Inder Hoffnungen zu setzen. Eine schnellere Herbeiführung eines vorteilhaften Friedens, der dadurch vielleicht erreicht würde, wäre schließlich mit einer endlosen Kette dauernder Gefahren zu bezahlen.

\* Vgl. hierüber meine „Politischen Briefe über den Weltkrieg“. (Duncker & Humblot, München 1914) und in. Abhandlung „Die Internationalisierung der strategischen Punkte des Weltverkehrs“ in Nr. 10/11 des vierten Jahrgangs der Zeitschrift „Weltwirtschaft“.

\*\*\*

# Tagebuch einer Ostpreußenfahrt

von Arthur Holtscher

Auf dem Zettel, den mir die liebe alte Mrs. Bradlock aus Manitoba vor sechs Wochen bei meinem Abschied aus London in die Hand gedruckt hat, stand das Bauerngut der Familie Brodlaunen: „Grudspofchen“ benannt, im Kreis Darkehmen gelegen. Jetzt finde ich beim Buchhändler auf einer Enlißschen Spezialkarte das Gütchen auf; es liegt nicht weit von der Stadt Darkehmen, beim Zusammenfluß der Rache Schaltinn und Nagawisze, am Fuße einer lang hingestreckten Hügelkette; hinter dieser liegen etwas höhere Hügel, die Kucklinsberge genannt. —

Es ist nicht so leicht, in jene Gegend hinaufzukommen. Auf dem Bahnhof Friedrichstraße heißt es am Vormittag: der Mittagszug nach Königsberg wird fahrplanmäßig abgelassen. Aber wie ich mittags in der Reihe vor dem Schalter stehe, wendet sich der erste in der Reihe um: der Mann hinter dem Schalter hat soeben Nachricht erhalten, man kann nur bis Schneidemühl fahren. Die Linie Bromberg-Thorn ist frei, und so fahre ich nach Thorn. Vielleicht gehts von dort durch das Culmerland nordwärts, hinauf. Wahrscheinlich ist's ja nicht, denn der erste Einbruch der Russen ist eben abgeschlagen, die Bahnen im Osten verunruhigt. Es ist die letzte Woche des September.

Herbstland hinter den Scheiben; friedliche Radfahrer auf trockenen Landstraßen; weiße Nebel um Ziegelhäuser; kleine gebückte Menschen verstreut auf Kartoffeläckern; ein rotes Feuerchen über schwarzem Laub. Die Luft sickert blau in alle Gegenstände und verblaßt weit hinten zu einem Milchhimmel. Wie schön könnte alles sein, wären einem Herz und Sinn nicht vergiftet. Jedes Gebüsch, der Straßengraben, die Windmühle, das Häuschen und sogar der Nebel drüber hat ja plötzlich keine strategische Bedeutung erhalten, das Herbstland dehnt sich zynisch dahin mit einer Gebärde: komm ran! Wie sieht man das Land an! —

Auf der Landstraße hinter einer größeren Stadt eine viereckige Wolke von feldqummen Rekruten. Aus dem kompakt zusammengetriebenen Menschenwudel lacht oben ein roter Streif, breite erpöckte Bauerngesichter, zu den vorbeilaufenden Waggonfenstern herüber. — Der Schaffner schiebt die Tür zurück: Fenster schließen, Vorhänge zu — eine Brücke! Da ich dem Fenster zunachst sitze, sehe ich durch einen fingerbreiten Spalt im Vorhang die gutmütigen bärtigen Landsturmlente unten, mit ihren alten lackierten Helmen aus der Napoleonszeit. Der erste schießt in die Luft, Warnungs-



Schuß, der zweite, fünfzig Schritte weiter, ditto. Zwei trockene Knalle, wie aus Kinderpistolen, Kriegsgeräusch. Der dritte Rotbart schießt nicht mehr. Bald ist das Eisenklirren vorbei, und die Vorhänge gehen auseinander vor dem Friedensland. Friedensland, aber nicht lange — ein annütiger Hügelabhang mit Laubwald oben ist plötzlich mitten entzwei, und zwischen Stümpfen und Stoppeln von ungleich abgehackten Bäumen klettert blickender Stacheldraht, kreuz und quer gespannt, zum Bahndamm hinunter. Etwas weiter weg ziehen sich aufgedeckte Maulwurfsgänge, mit Sandsäcken belegt, längs des Damms hin, fidele rotbärtige Landsturmköpfe qualmen unter schwarzlackierten Napoleonshelmen ihren Knaster zu uns hinauf. —

**S** In die Festung Thorn kommt keiner hinein, der dort nichts zu suchen hat. Auf dem Bahnhof aber gibt's mehr als genug zu sehn. Enorme Truppentransporte schon den dritten Tag von Tilsit bis hinunter nach Galizien; die ganze riesige Strecke eine ununterbrochene Kette von Zügen. Im Bahnhof Thorn steht einer aus sechzig Wagen, draußen wartet, kaum hundert Schritte weit hinter dem letzten Wagen, die Lokomotive des nächsten Zuges darauf, mit nochmal sechzig Wagen hereinfahren zu können.

Auf den Wagen gibt's keine Kreideinschriften mehr zu lesen. Auch auf den Gesichtern steht nichts mehr außen draufgeschrieben, wohl aber hat sich manches Inwendige rücksichtslos hervorgeedrängt an die Oberfläche. Alle Uniformen, einst grau, sind bunt wie Herbstlaub vom Regen, Schweiß, Rot, Blut. Musketiere, Pioniere, Jäger, Ulanen tragen erfrischt, gesättigt, ausgeschlafen und mit Wasser und Seife gewaschen ihr grenzenloses, fast ironisches Behagen an dem abenteuerlichen Zustand der Sauberkeit, Satttheit, Kasiertheit zwischen Schlacht und Schlacht zur Schau. Die aber in den hinteren Wagen in tiefem Schlafe liegen, auf dem Stroh zwischen Pferden, die Köpfe hängen fast heraus aus den klaffenden Wagentüren — ihr Schlaf ist so tief, daß ihm Fahrt, Halten, Schwachen der Bahnhofsmenge, Lokomotivengestöhn und Hornsignale nichts anzuhaben vermögen — diesen ist mürrisch und hart die Erschöpfung auf die eingesunkenen Gesichter aufgedrückt. Eisern und zornig steht, wie eine Schildwache vor dem Quartier, der beleidigte Schlaf vor der mißbrauchten, über die Grenze des Erlaubten angespannten Menschenseele.

„Sie geben wenigstens mit vollen Händen!“ Die junge Jüdin vom Roten Kreuz hat zugesehen, wie ich die einzige Handvoll Zigaretten, die ich besaß, in einen Viehwagen hineingereicht habe, wo zwei blasse, junge Ulanen stumm und mit stierem Blick auf dem Stroh hocken. Die junge Jüdin hat ein Tablett vorgeschmalt, reicht jedem der Soldaten mit den

Angeworfen zwei Thorner Lebkuchen, zwei Pfeffermüsse, eine schwarze Zigarre hinein. Gefällt ihr einer besonders, erhält er drei oder gar vier. Die beiden Todmuden, Erlöschenen im Wagen vor mir greifen mechanisch zu, werfen alles in ihre Klappen, die sie im Stroh neben sich haben, murmeln Dank, sehen uns kaum, nicht mich, nicht die Rote Kreuzdame, nicht die vorbeibrangende Menge, die den Kopf in jeden Wagen hineinsteckt, als sähe hier eine reisende Menagerie durch.

Zwischen den Leuten aus der Stadt drängen sich Gymnastasten mit bunten Mäusen. Mit stinken Blicken durchstöbern sie die Strohlager nach Beutesücken — hier gib't russische Gewehre, Bajonette, Achselklappen, Turniere, asiatische Trensen, verzierte Messer in Scheiden zwischen dem Stroh, die Pferde sind an quergesteckte Kosakenlanzen gebunden, die muden, kopfhängerischen, langsam scharrenden Pferde im Dunkel der Wagen . . .

Stink hinken die Buben den Zug entlang, mit Groschen in den geballten Fäusten. „Kief, ick hab 'n Kosaken im Stroh!“ Ein kleiner Musketier kriegt den neugierigen Sertaner beim Kragen und scheuert ihm das Kinn den Wagenboden lang. Die unten vor dem Wagen lachen, der Musketier spuckt seinen Tabaksfaß in den Wagen hinein und fährt in seiner Erzählung fort vor der aufhorchenden Menge.

Vor jedem Wagen stehen Leute und hören einem grauen Kriegermann zu, hören mit aufgesperrten Ohren und Augen brühwarne, vorgeteuer passierte Begebenheiten, Erlebnisse, Kriegslatein an, aber das ist gar nicht nötig, die Wahrheit klingt lateinischer.

„Drei Tage hamer jelesen im Polnischen und nischt zu futtern als Tee! Zum Frühstück und zum Abendbrot Tee jestessen und sonst nischt. Und wenn Gener 'n Streichholz usjetrieben hat, hamer Tee jeroocht. De Viecher dadrin ham sich die Mähnen anjefnabbert vor Hunger. He, Kreiß, 'n Henickluchen for 'n Hünfer!“ Die Leute machen Platz, und ein Roter Kreuzarm schiebt sich zum Musketier vor.

Hinten, gegen das Ende des Zuges, wo die Pferdewagen aufhören und die ersten Plattformen mit draufgestellten Automobilen, Pontonfähnen, Munitions und Prokassen anfangen, sind zwei große Hörerkreise versammelt. Ein hundsjunger, baumlanger Ulan sitzt auf seinem Viehwagen und baumelt mit den Beinen, nebenan spaziert oben ein lederbekittelter Chauveur vor seiner Rotordroschke auf und nieder. Über die Köpfe ihres Publikums weg schielen die beiden zuweilen zueinander hinüber wie neidische Zwaubudenbesitzer auf einem Jahrmarkt. Das ist für lange Zeit die letzte Berührung mit dem Zivil, dem Bürgerstand, der von nun an zubereit wird, weil er mit keinem eigenen Erlebnis einem in die Rede fallen kann — ja, jeder von diesen Grauen, diesen Aufgestachelten oder Er-

schöpften, jeder von all den Nochlebenden da oben hat inmitten des Kugelschauers, Schrapnellplatzregens und Granatenschlags einmal an den Augenblick gedacht, in dem Mäuler um ihn offen stehen werden. Im Vorüberfliegen genießt er jetzt eine geringe, bescheidene Abschlagszahlung auf die lange Zeit des Friedens nachher, in der er das große Wort führen wird, daheim, beim Bierisch.

Der Automobilführer ist der Spaßmacher seiner Kolonne oder Kompanie. In seinem dankbaren Zuhörerkreis befinden sich einige Damen vom Roten Kreuz, und da dem Lustigen vor allen anderen die Herzen der Menschen gehören, heimst er fünfmal so viel Lebkuchen, Pfeffernüsse, Butterbrote und Zigarren ein als die Unwirschen, die Todmüden, die Eifernden und sogar die mit leichten Verbänden Einbergehenden ringsum.

Er paradiert auf und ab, tätschelt seine Maschine wie ein braves Ross, haucht mit humoristischer Umständlichkeit auf die Türklinke seiner Droschke, horcht vorne an der Kurbel, ob sein Ross gesund ist, und zwinkert zufrieden zu uns hinunter, das Ross ist gesund.

Es ist aber gar kein Ross, sondern die Zentralheizung, hinter die ein leibhaftiges Hotel gespannt ist! Hotel de la Wacht am Rhein; er macht die Türe auf: Betten mit Sprungfedern, ein bißchen krumm liegt man, aber wenn man sich daran gewöhnt hat, ist's ein Hotel ersten Ranges! Nur weiß man nicht recht, wie man es benennen soll, in Frankreich hat es einen andern Namen gehabt und in Flandern einen andern, in Polen einen und in Ostpreußen einen, und jetzt in Galizien wird es wieder einen neuen kriegen, und wenn man nächstens nach Serbien geschickt wird, muß man es wieder umtaufen. Der Einfachheit halber wollen wir's „Panfower Hof“ taufen, da ist es her, meinswegen kann der Krieg noch fünf Jahre dauern, warum nicht gar nach Kiautschau!

Wenn das Galgenhumor ist, so merkt es doch keiner um mich. Und es merkt auch keiner das Gespenst zwischen dem Witzbold und sich selber. Es ist das Gratisvergnügen, das jeder dankbar genießt, woher es auch komme, und in dem Gelächter ringsum verrät sich die unergründliche Gefühlsträgheit, gedankenlose Langmut und das unterwürfige Geschehenlassen des Menschenvolkes, unter dem man lebt . . .

Der Ulan nebenan arbeitet mit handgreiflicheren Mitteln. Er ist ein Milchgesicht von kaum neunzehn Jahren, mit ganz dünnen muskellosen Armen, an denen fettigrote, Sommer und Winter aufgesprungene Kolonialwarenkommiss-Hände herunterschlenkern. Zwischen dem Daumen und Zeigefinger sitzt tief in den Poren das blaue Mal vom Hantieren mit der Flinte und kämpft mit den Merkzeichen des bürgerlichen Berufs auf der gestikulierenden Rechten einen sichtbaren Kampf aus. Der Junge sieht mir Neuangekommenem über die Köpfe der Leute weg ins Gesicht: „Und

wer hat das Eisene Kreuz gekriegt? Dafür, daß ich alleene das Saamest ausgehoben habe. Vorigen Sonntag habe ich selber Stücker siebzehn kalt gemacht, bei Vieheisfiderdoch in der Polackei. Kommt man in die Nähe — Hände hoch, die ganze Bande. Siebzehne, pikfeine Kerle, Garde! Einer, ein Leutnant, ein feiner Mann, ein junges Kerlchen, deutsch hat er gesprochen wie ein Berliner — auf den Knien vor mir: ich soll ihn leben lassen. Aber dahinter sitzt dann Einer mit einem Maschinengewehr, hastenich gesehn — tack, put wea, hier ist seine Reitpeitsche!“ Und der hübsche, blauäugige Junge zucht eine messingbeschlagene Berre mit kurzer, breiter Lederzunge aus dem Stiefelschaft: „Letzten Sonntag — auf den Sonntag haben's die Schweine abgesehn . . .“

Von der Automobilplattform her tönt Gelächter. Vor mir lachen auch welche über den Wisz, daß die Russen es auf den Sonntag abgesehen haben, um sicherer in den Himmel zu gelangen. Vorn, wo die Offizierswagen stehen, trompetet es: Einsteigen! Mit einer Reckwelle ist der Milchkar über die Querstange in seinen Viehwagen hineingeturnt, wo seine beiden Fahrgenossen zufrieden schmauchend im Stroh zwischen den Pferden hocken.

Die Wagen füllen sich, die Bahnhofsmenge tritt zurück, ich gehe den Zug entlang vorwärts. Das sind also die Mitmenschen, mitten in der Ausübung des Kriegshandwerks überrascht. Menschen, unter denen man gelebt, sich brüderlich, sicher, geborgen und zusammengehörig gefühlt hat. Kinder einer Welt, über die Liebesrufe, Hoffnungsströme hinweggestrichen sind von Kontinent zu Kontinent, über alle Grenzen der Länder weg, brüderliche Worte aus allgemein verständlichen, über alle Sprachen erhabenen Lautgebilden, Worte des Verstehens, warm aus dem Herzen heraus, wie Brot aus dem Ofen, Nahrung der Kinder der Erde. Immer weniger dachte man an Grenzen, Trennung, Erziehung schlug Brücken, überall lebten Gewissen, hörte man die Stimmen der Guten schon laut über dem Geräse der nur Lärmenden — Mitmenschen, Tür an Tür, aller Geschicke miteinander verflechten, hinüberlangende, ineinandergreifende Hände, eine Kette von Blicken aus Auge in Auge, froh und teuer, voller Hoffnung auf Zukünftiges!

Viele sagen: laß doch die Menschennatur auch diesem ihrem Befehl gehorchen. Jemandwie erduldet sie im Frieden Mißbrauch. Sieh zu, wie verzerrte Naturen im Krieg erstarken durch die Pflicht, Handlungen zu begehren, die im Frieden verpönt sind. Wie vielen Menschenleben, die in der dumpfen Alltagsfren dahingetrochen sind, ist jetzt mit einem Schlag wundervolle Freiheit gegeben worden, aufzublühen, unterzugehen, der Tag der Wart ist angebrochen!

Was uns mit jenen, die jetzt plötzlich im Krieg ihr wahres Lebenssele-

ment, ihre Atmosphäre gefunden haben und die in der Friedensluft losgelassen und schnuppernd umherrennen werden? Wohin mit der Autorität der Menschen, die sich im Kriege bewährt haben, wie werden daneben die Werke der Friedenszeit gedeihen und ungefährdet stehen bleiben können, alles, woran man gearbeitet hat — bis einem eines Tages die Augen ausgegangen sind! Von heute auf morgen hat die Pflicht ihren Pol verlegt, wie soll sie zurück in ihre verlassene Stellung? Was wird Pflicht genannt werden dürfen fortan, was ist es mit dem Mitmenschen? Was war es, was wird aus uns allen werden auf dieser Erde?

Durch den ganzen Zug, der sich in Bewegung gesetzt hat, pflanzt sich Gefang fort, von Wagen zu Wagen. „In der Heimat... in der Heimat...“ Immer rascher fährt der Zug. Aus dem letzten Viehwagen, in dem der junge, baumlange Ulan sitzt, reckt sich oben, durch eine offene Luke an der Seite, der Kopf eines Schimmels heraus.

Im schmutziggelben Fell stehen die Nüstern rot, wie blutunterlaufen. Die Augen blicken, groß und glasig, voll von einer unbeschreiblichen Eier, aufwärts, über die Köpfe der Menschen weg, zum Himmel empor. Die Seele des Tieres, die Vernunft der lebenbegabten Kreatur, ja unser aller Gott ist in diesem Blick, den das zu Leben und Tod verdamnte, vom Schicksal auf Du und Du mit dem Menschen gestellte Wesen nach oben richtet. Aus dem erschöpften, von Saum, Hunger und Angst gepeinigten gelblichweißen Tierantlitz schwillt ein Blick ins Freie, Hohe hinauf, über die Köpfe aller Menschen hinauf. Die ganze grenzenlose Hoffnungslosigkeit der Kreaturen starrt aus den großen, schwarzen Glaskugeln, hinter denen ein unergründeter Funken glimmen muß.

Plötzlich erinnere ich mich daran, was die Dakota-Indianer von den Tieren behaupten: daß diese genau im voraus wissen, wann sie sterben werden. Lange sehe ich dem Tierkopf nach, der gegen Himmel schaut.

Der Zug ist zum Bahnhof hinaus, und schon stampft eisern und beladen der nächste, der draußen gewartet hat, herbei. — Um neun erfahre ich, die Strecke Angerburg-Darkehmen bleibt für den Passagierdienst auf unabsehbare Zeit gesperrt, aber heute nacht gibts Anschluß von Dirschau nach Königsberg.

Vor dem östlichen Tor der Festung Königsberg ist das Land unter Wasser gesetzt. Die Chaussee, über die unser Automobil nach Osten fährt, zieht als schmaler Damm zwischen einem See zur Rechten, einem zur Linken ins Land hinaus. Wild platscht der Regen uns aufs Dach, die Pfützen springen wütend in die Höhe, die Wasserfahnen aus den Wolken stoßen tiefe Löcher in die Seen wie in Siebe. Eine Stunde hinter Königsberg kommt Tapiau in Sicht, und während der drei — vier

Minuten, die wir brauchen, um den Ort zu durchqueren, kommt mir der alte leibhaftige Schrecken des Krieges wie ein von Osten gegen Westen übers Land segender Eissturm in alle Sinne entgegengeslogen.

Im Leben werde ich den Hügel mit dem weißen Stein über den verletzten Balkentrümmern nicht vergessen; da war er: der Krieg. Es war aber zugleich das Grenzmal des Krieges — denn bis hieher waren die Ruinen gekommen und weiter nicht. Der weiße Stein war ein Mühlstein, die schwarzen Balken Reste der niedergebrannten Windmühle. Von Feuer und Regen zermorscht, waren die Trümmer fast wieder Erdreich geworden, aber hart und bloß, leuchtend unter dem Himmel lag der Mühlstein wie ein tragischer Weilenweiser da zum Beginn der Fahrt.

Hinter den Gebüschern des Hügels ragte ein schiefzerschossener Holzturm, der Turm der Besserungsanstalt, in die Höhe, die angebrannte weiße Fahne mit dem roten Kreuz auf der Spitze; der eine Arm des Kreuzes rot heruntergelaufen übers Dach wie ein Blutstrom. In der Fahrtrichtung über Bäumen wie zwei blutige Schwurhände mit geschlossenen Fingern in den Himmel ragend: die nackten, zickzackig aufstrebenden Seitenmauern des Rathhauses im Ordensstil, die Ziegelmauern bloß, das Dach ist im Keller.

Vor dem „Armen Lazarus“ stehen Leute. Es ist dies ein Wirtshaus, dem nichts geschehen ist. Der Gasthof zum „Schwarzen Adler“ dafür ist ausgeräuchert wie ein Fuchsloch. Breite Rußzungen aus den Fensterhöhlen der Post daneben; der Briefkasten an der Seite von einem Kolbenstoß eingebauen. Wie durch die Lürmestadt San Gimignano bei Siena fährt man durch eine niedergebrannte Straße, in der von den Häusern bloß die Ecksteine übriggeblieben sind; es ist keine Straße von Fabrikshöfen, sondern wie Creffenskegel, aus fester Materie geschaffen, von denen tausendjähriger Sturm und Gewitterregen alle weicheren, morschen Gesteinsarten herabgeschwenmt, zerlegt hat, stehen die Schornsteine da, an denen allein die Höhe der vernichteten Menschenheime noch abzulesen ist; denn das Feuer hat vor den Herden halt gemacht.

Am Ende der Straße ist ein hübsches ebenerdiges Haus ganz pockenartig gezeichnet von Gewehrsalven. Tausend kleine graue Blattern sitzen in der weißen Frontmauer, die Fenster aber sind bereits heil, aus ihnen blicken blanke Kindergesichter unserem Gefährt nach.

Hinter der gestülpten Brücke über dem Fluß beginnt der Forst. Es regnet nicht mehr, der Himmel über dem Forst ist blau und weiß. Hast du schon einmal einen zusammengeschoffenen Wald gesehen? Und kommst du auch geradenwegs aus einer vernichteten Stadt von Menschenheimen, das Herz wird sich dir zusammenkrampfen im Leibe, wenn du die wüst zur Seite niedergeknickten, nicht vom Bliz zersplitterten, nicht von der

Nur gefällten, mannsbreiten Stämme erblicken wirst, wie sie lange, gelbliche Späne aus der runden Flanke steil in die Höhe strecken. Andere haben, wo ein tiefes, mürbes Loch im Waldboden den Schlag der Granaten zeigt, ein Tor in ihr Holz geschliffen bekommen. Das Laub auf den Zweigen in der Höhe weiß es noch nicht, ahnt nur fröstelnd im spärlichen Säftekreislauf, was ihm unten nahe bei der Wurzel geschehen ist, was über sein Schicksal verhängt worden ist. Die Tannen sind hin, und die Laubbäume werden keine neuen Blätter mehr tragen im Frühjahr. Und aus den Höhlen im Wald, wo die Wurzeln sich verästelten, aus den krummen Erdfestungen, den zerrissenen Stachelberghauen, den zerstoßenen Laufgräben und Unterständen sind die Väter, Verlobten, Stammhalter und Ernährer längst weggetragen und verscharrt worden.

Hier und dort, an einer Wendung der Straße, taucht ein Mensch hurtig im Gehölz unter, verschwindet ein flackerndes Augenpaar wie das böse Gewissen vor dem Anblick der Offiziere und Karabiner in unserem Wagen, seitlich unter dem Erdboden. „Hier war gestern noch ein Helm auf dem Kreuz!“ sagt der Chauffeur, der bisher schweigend neben mir gefessen hat.

Es ist ein Holzkreuz am Wege. Es steht über keinem Hügel, glatt deckt der Boden den Dagebliebenen zu, den, der nicht mehr weiter gekonnt hat. Überall am Wege stehen noch Kreuze, römische und die mit dem graden und schiefen Arm. In einem solchen, russischen, sitzt noch ein Bajonett tief ins Holz hineingestoßen. —

Zwischen dem Straßengraben, der voll von schwarzen Hemdsegen, Konserverbüchsen, Pappuschachteln, blauen und grünen Geschößhüllen ist, zwischen dem tiefen Straßengraben und den aufgeworfenen Schotterhügeln, die man nur norddürstig wieder in die Granatenkrater zurückgeschüttet hat, bewegen sich Wagen mit zurückkehrenden Flüchtlingen vorwärts. Eben holen wir einen ein, fahren an ihm vorbei. Hinter den bunten, triefenden Zelttüchern erscheinen im Fluge stumpfe Gesichter, alte, jüngere, neugierige Kindergesichter und die im Schatten innen ganz versunkenen der Greise. Unter den Planen häuft sich Gerät, kommt ein Bitterkäfig, eine Lattenkiste mit Kleinvieh zum Vorschein.

Zu beiden Seiten der Chaussee dehnt sich das fette, hügelige Ackerland mit kleinen Buschflecken, über Flußläufe geht es weg, durch kleine Dorfstraßen mit langgestreckten, ebenerdigen Häusern, die verlassen, abgeschlossen sind; Hausgerät liegt vor der Schwelle auf der Straße umher; Spuren von Bränden, Plünderung, Gefechten; zwischen den dunklen Rändern der zerwühlten, von Feuerpflügen aufgerissenen, von Granatensaat durchbohrten Wiesenerde sucht mit pflügendem Maul das Vieh nach Nahrung, die schwarz und weiß gefleckten Rinderherden, an denen dieses Land reich ist vor allen Gauen Deutschlands.

Schnurgerade fuhren wir an diesem Tage, die beiden Offiziere und ich, bis wir am späten Nachmittag in der kleinen Stadt nahe an der Grenze Rußlands angelangt waren. Ich will diese Stadt Schattenstadt nennen, weil sie es heute ist. Die Stadt ist, da ich dies niederschreibe, nicht viel mehr als ein Klump, ihre Häuser verbrannt, ihre Brücken gesprengt, die Waage verderbt und versenkt, und der Gasthof, in dem wir bis in die Nacht hinein um den Tisch im Schankzimmer saßen, samt Zimmer und Tisch ein Trümmerhaufen geworden. Von den Offizieren, die um den Tisch mit mir saßen, habe ich alle, bis auf einen, namentlich in der ständigen Zeitungsrubrik „Opfer des Krieges“ unter den Gefallenen verzeichnet gesehen. Die Zivilpersonen, die mit von der Gesellschaft waren, wer weiß, wo die verstreut sind, heimatlos umherirren, wer weiß, leben sie noch, sind sie tot? Sie sind nicht unter den „Opfern des Krieges“ genannt, keiner aber, das ist sicher, wird nach der Stadt zurückkehren, die ich mit gutem Rechte Schattenstadt nenne und nicht anders.

Am jenem Spätnachmittag stand sie noch und hatte einen Namen. Die Wunde wölbte sich über dem Flüsschen, das Laub auf den Bäumen leuchtete von dem vielen Regen, in den Straßen sah man nur wenige verbrannte Hausvierecke, die Hauptstraße war zwar geplündert worden, aber viele Händler saßen wieder in ihren verwüsteten Läden und warteten, mit der Öllampe auf dem Verkaufstisch, das Gesicht nach der zerschlagenen Eingangstür gewandt, auf Käufer. Und in der Tischgesellschaft, die wir am späten Nachmittag im Schanksaal versanden, herrschte leidliche Laune. Der erste Einbruch und die Flucht der Russen war schon Wochen alt, und an den nächsten Einbruch, der so bald erfolgen sollte, dachten eigentlich noch die wenigsten. — — —

Der Stabsarzt, der die Hauptperson unter uns dreien im Automobil gewesen war, nannte im Flur seinen Namen. Der Hausdiener, mit tatarischem Schädel und polnisch herabhängendem Schnurbart stürzte mit einem Telegramm in der Hand auf ihn zu. Als wir beiden anderen, der Leutnant der Landwehr und ich, aus unseren Zimmern im ersten Stock herunterkamen, stand der Stabsarzt noch so, wie er angekommen war, im Vorzimmer und wütete den Wirt und den Hausdiener an. „Sie gehen sofort und holen den Bürgermeister! Versammlung oder nicht, mir gleich. Sie gehen und holen den Bürgermeister. Ist er in einer Viertelstunde nicht hier im Zimmer, hol ich ihn selber. Und nun — packball!!!“

Der Chauffeur, der nach seinem Wohnhaus in der Nähe des Gasthofs geritten war, rasselte draußen mit seinem schadhaften Wagen vor und blieb mit dem Hut in der Hand vor uns stehen. „Machen Sie sich fertig!“ rief der Stabsarzt, „in einer halben Stunde fahre ich weiter.“ Der



Chauffeur sah freidebleich aus, als habe er eben etwas Gefährliches gehört. „Ja, Herr Stabsarzt, das geht nicht!“ „Was soll das heißen: geht nicht?“ „Ja, ich kann nicht fahren, ich hab morgen in aller Frühe hier eine Fuhr.“ „Sie machen jetzt und holen Benzin, woher, ist mir egal, in einer halben Stunde treten Sie hier an und wir fahren los.“ „Wohin?“ „Das geht Sie den Teufel an, wenn Sie 's wissen wollen, nach St. Petersburg.“ „Ja, aber ins Russische, das geht doch nich, ich kann doch mein' Wagen nicht riskieren bei Nacht! Schießt mir einer in meinen Benzinbehälter, denn fliegen wir doch alle in die Luft, Herr Stabsarzt!“ Der Stabsarzt trat einen Schritt vor und legte die Hand an die Revolvertasche. „Sie gehen jetzt nach Benzin, es ist sechs, um sechs Uhr dreißig stehen Sie mit Ihrer Maschine vorm Tor. Wirt, wie heißt der Mann und wo wohnt er?“

Drin im kalten, unbehaglichen Saal zwischen den eisernen Pfeilern, hinter denen das Billard und der abgenutzte Schanktisch stand, erhob sich die Tischgesellschaft, als wir eintraten. Der Stabsarzt ging auf den Ulanenrittmeister zu, nannte seinen Namen, setzte sich gleich hin und brach aus: „Da haben wir ja die Schlamaistik!“ Der Landwehrleutnant und ich stellten uns vor, und bald hörte die ganze Runde die Klagen des aufgeregten älteren Mannes an; zwischen den Bissen seines hastigen Abendessens, zwischen Grog, Bier, Glühwein und Kognak greinte er seine Verzweiflung hervor. Seit gestern abend das dritte Telegramm, immer neue Bestimmungsorte. Einmal nach Norden, dann nach Süden, jetzt geradeswegs nach Osten vorwärts. Dazu die Frau daheim, die alle vier, fünf Stunden eine andre Nachricht bekommt und obnehin seit Ausbruch des Krieges vor Aufregung krank liegt. „Dafür hab ich ein gutes Wort! Für derlei Situationen gibts nur ein Wort: Schlamaistik! Das hat mir schon oft geholfen. Hja, da haben wirs: es ist eben wieder ne Schlamaistik. Die heilige Schlamaistika, meine Schutzpatronin!“ Und wie ein ferner Widerhall, mit einem tiefen Seufzer, aber schon ganz beruhigt, eine Minute später: „Schlamaistik“. —

Es war eine große Tafelrunde. Ich saß zwischen dem jungen Pasewalter Kürassier mit dem historischen Namen vom Rhein und dem kuriosen alten Gutsbesitzer aus der Umgebung, der neben sich seinen Kutscher sitzen hatte, jeder mit einer Flasche Rotwein vor sich; die Flasche des alten Herrn wechselte beständig, der Kutscher aber blieb bei seiner ersten und einzigen; sein Amt war es, den alten Herrn zusammenzupacken, in den Wagen zu schieben und nach Hause zu fahren, wenn erst die Nebel hoch genug gestiegen waren.

Der Stadtverordnete am andern Ende des Tisches brach sein Gespräch mit dem jüdischen Oberarzt ab, um mir als Verbündetem aus dem Schwesterreich zuzutrinken. In Augenhöhe funkelte sein Kneifer über dem Rande

des Glases: „Verehrter Bundesgenosse!“ Unsere Blicke begegneten sich über unseren Gläsern.

Der alte Gutebesitzer entpuppte sich als Bildersammler und sprach mir von einem österreichisch-ungarischen Maler, dem er vergangenen Sommer in Spanien begegnet war. Die Spezialität dieses Malers waren Gegenstände im Kerzenlicht. Der alte Herr hat ihm einige von diesen Bildern abgekauft, halt aber nicht mehr gar viel von ihnen, weil die Russen sie an den Wänden seines Hauses haben hängen lassen, während sie einen alten nachgedunkelten Hordencoeter ohne viel Aufhebens aus dem Rahmen geschnitten und mitgenommen haben.

Ich soll mal übrigens diese Zusammenstellung probieren: Butterbrot dick mit Tilsiter Käse belegt und Rotwein dazu — bewährt und bekömmlich!

Druben um den Rittmeister und den Stabsarzt ist ein angeregtes Gespräch im Gange. Der Rittmeister liegt die vierte Woche hier, hat sich schon weiter westlich ins Land zurückziehen müssen und ist nun wieder hierher zurückgekehrt. Ich frage, wie es um den Kreis Darkehmen bestellt ist, namentlich um die Gegend nordwestlich der Stadt, und ob diese stark gelitten hat?

Der Rittmeister legt seinen Kneifer weg und erklärt uns die berühmte Kautschuktaktik, die darin besteht, daß der Feind hereingelassen und wieder hinausgedrängt wird, herein und hinaus. Eine interessante Taktik und ein antichaulisches Wort. Die Garnison in solcher Gegend gleicht einem Brustkasten, auf den von Zeit zu Zeit eine Faust loshämmert. Solange der Mensch dabei Atem holen kann, ist alles gut. Der Stadtverordnete hört mit sorgenvoller Miene zu und fragt halblaut vor sich hin, wie lange bei solcher Taktik der Mensch überhaupt, der Mensch der Garnisonen, der Mensch der Städte und des Landes lebendig bleiben kann? Der Rittmeister nimmt bedächtig einen Schluck aus seinem Glase und tut dazu dem alten Gutebesitzer Bescheid, der sein Glas gegen ihn erheben hat und dann sagt, daß es leergetrunken ist.

Der Alte gießt sein Glas voll und sagt: „Nun, was mich anbelangt, ich bleibe hier, ich rühre mich nicht vom Fleck. Was kann mir passieren, bin hundertsechzig Jahre alt, habe weder Weiber noch Kinder, nach Monte Carlo zu reisen, damit ist's ja für die nächsten Jahre doch Essig. Meine Zuchtpeude haben mir die Schufte weggetrieben, mögen sie mir jetzt die Ziegel vom Dache klauen.“

„Sie haben stark gelitten?“ frage ich.

Der alte Herr sieht mich mit seinen wässerigen Augen an und spricht: „Tausend Pferde, Mannschaften und Offiziere über Nacht in mein Haus herein! Alles im Handumdrehen weggefressen, weggepußt, geschlachtet,

ruiniert. Was kann man machen? Einmal habe ich mich im Stall, sie beschichtigten grad meine eigenen Pferde, zu beklagen versucht, da war ein Kerl, sprach wie ein Balte, der sagte zu mir: Das ist man bloß Vorschule, Baron! Seien Sie heilfroh, daß Sie uns da hereinbekommen haben, denn wir sind die Elite! Was aber nach uns kommt, davor mögen Sie die Beine in die Hand nehmen, ich rate Ihnen gut. Aber ich bleibe, ach was, bin ein alter Mann."

Der Rittmeister fragt: „Wie hoch beziffern Sie Ihren Schaden?“ Der Alte schiebt ein Stück Butterbrot zwischen die Zähne, kaut bedächtig und sagt dann, nach einem Blick auf den Kutscher, mit Betonung jeder Silbe: „Seit August bis heute vierhundertfünzigtausend Mark.“

Die Herren um den Tisch geben ihrer Besürzung Ausdruck. Der Alte wiederholt die Summe und fährt fort: „Dabei ist der Schaden an der Viehzucht noch gar nicht mitberechnet. Der wird sich erst viel später herausstellen. Ein Gutes hatte ja die Sache: man wird jetzt sehen, daß die Maul- und Klauenseuche gar nicht so gefährlich ist! Was hat man unsereinen mit Absperrungsmaßregeln gepiesackt — jetzt sind doch ein paar Stück Rinder frei herumgelaufen, Gottdomnerwetter ja! Gesundes und verseuchtes durcheinander. Aber was man zurückbekommen hat, ist durchaus nicht verseucht zurückgekommen. Na ja, gute Erfahrungen.“

Jemand bemerkt: „Hoffentlich wird es eine Zeitlang hier Ruhe vor den Russen geben.“

Aber der Alte schaut wie ein störrischer Bulle auf den Tisch vor sich, kneift die Mundwinkel ein und legt los: „Alles was recht ist! Wie die Schweinerei nimmer anzusehen war, hab ich in der Kutscherwohnung in Zimmer bezogen und die Schlüssel auf den Tisch des Hauses geschmissen. — Da, bitte, tut, als wärt ihr zu Hause! Erst als alle wieder heraus waren, bin ich mit meinen Leuten herumgegangen. Schillers Werke haben wir aus dem Stall zwischen dem Pferdemiß hervorgezogen.“

„Sie dürfen nicht vergessen,“ sagt der junge Kürassier, „hier kommt man und geht man sehr rasch. Es wird wohl ein Einjähriger oder irgend- ein Gebildeter gewesen sein, der Dienst bei den Pferden hatte und der keine Zeit mehr gefunden hat, den Band in die Bibliothek zurückzutun, vielleicht puken Sie den Einband ab . . .“

„Schillers Werke! Ich könnte mit einem goldlackierten Bouleschränkchen aufwarten, siebenhundertfünfzig Franken bei Janssen, Paris, Rue de la Paix, schmutzige Stiebeln hab ich darin gefunden. Na und so weiter! Von dem Seidensofa gar nicht zu reden und vom Keller und von den Rabatten und von den Abritten, nun, hols der Teufel.“

Der Stadtverordnete bemerkt: Herr von Batocki sei ja unterwegs.

„Was ist das: Batocki?“ fragt der Stabsarzt.

„Der neue Landespräsident.“

„Einen neuen Landespräsidenten haben Sie sich auch angeschafft in dieser Zeit?“

Der Stabsarzt sieht auf die Uhr, erhebt sich und winkt unserem Automobilgerabiten, dem Landwehrleutnant: „Kommen Sie, Freund, ein Stück Wegs kann ich Sie mitnehmen.“

Der Wirt steht mit einem Gast, der Bizfeldwebel und Bayer ist, bei der Tür: der Bayer: „A was, bis morgen hab i eh no Zeit, 's findt ned schon a Gelegenheit.“

Der Stadverordnete erzählt von den Verlusten Ostpreußens bei den Kavallerieattacken im Westen: jeder ostpreußische Bauernsohn, der auf sich halt, dient bei der Kavallerie. Der Rittmeister erzählt von den enormen Verlusten, die einzelne Regimenter erlitten haben sollen, geradezu enorme Verluste. Der alte Gutsbesitzer bemerkt: „Wir bezahlen in Friedenszeiten genug für unser Militär, es ist nicht mehr als billig, daß das Militär jetzt für uns bezahlt!“

Der Rittmeister ist der erste, der auf diese Bemerkung eingeht; er lacht: „Da haben Sie recht, Herr Baron, keine Sentimentalitäten!“ (Ich habe seit jenem Tag ihn und viele seines Namens noch in der Rubrik „Opfer des Krieges“ gefunden.)

Noch lange höre ich zu, wie die Tafelrunde sich über Begebenheiten und Erfahrungen, Erlebnisse und Gefahren unterhält. Ich bin wildfremd unter diesen Menschen und fremder unter den Uniformtragenden noch als unter den anderen. Und doch fühle ich mich zu ihnen hingezogen. Weil sie jetzt die Tage erleben, in denen sie bezahlen? Oder weil ich sie natürlich, menschlich und einfach finde und darüber die Pflicht vergesse, auf deren Ausübung sie sich ihr Leben lang vorbereitet haben? In Friedenszeiten, zwischen uns und dieser Menschenklasse, welche eine unüberbrückbare Kluft von Mißverständnissen, Voreingenommenheit, Unsicherheit, schiefer Einstellung des Gesichtspunktes, tieferer Abneigung und oberflächlicher Empörung wegen Fehlern in der Haltung des einen gegen den anderen, Dünkel und Anlehnung hier und drüben, Mängel der überlieferten Erziehungsformen in der Tradition der Familie, des Berufs, der Kaste wurzelnd, Bildung und Selbstbildung, Zwang, Not, Servilität bis zur leiblichen Hörigkeit . . . Klüchtig erinnere ich mich an mein Reiseziel, an den weiten Weg von daheim bis zu diesen gänzlich unbekanntem Menschen in Grüdshöfchen, von denen mir eine Unbekannte erzählt hat, es seien Menschen von einer etwas reineren und tieferen Art als die, unter denen man so dahinlebt. Und meine Reise zu diesen Menschen, weil ich vor Jahren, auf einer Fahrt durch einen fremden Kontinent, zwischen zwei Sonnenuntergängen, Menschen dieses Schlages begegnet bin, weil die Phantasie, mehr noch

die Verzweiflung dieser beiden Kriegsmomente mich vage hinauschieft nach Unbekanntem, Unähnlichem, dabei diese Unkenntnis von einer Menschenklasse, die täglich einen Schritt weit von meinem ihr Leben lebt, ihre Ideale verflucht, ihre Leiden und ihren Aufschwung durchkostet . . .

„Und wenn die Russen noch zwanzigmal hereinschlagen,“ sagt der Kutscher, „und herein und heraus und herein, ich kenn in der Gegend bei uns 'n paar Häuschen, die werden nicht niedergebrannt und 'n paar Leutchen, die werden nicht üben Haufen geschossen!“

„Wir haben ja schon ein Auge auf gewisse Leute,“ sagt der Stadtverordnete.

„Ich weiß, da gibts Leute, die hätten nichts gegen einen dreißigjährigen Krieg. Einer hats mir ins Gesicht gesagt!“

„Von meinen hundertfünfzig Pferden stehen auch noch sicherlich hundert hier im Lande in fremden Ställen herum!“ sagt der Grundbesitzer.

„Wie geht das zu?“ frage ich erstaunt und höre die Geschichte von dem Glück der einen und dem Unglück der anderen. „Wie die Leute demoralisiert sind durch diese paar Wochen, das ist nicht auszudenken. Reiche Leute, die auf die erste Schreckensbotschaft von Haus und Hof geflohen sind, kommen als arme Leute zurück, und Tagelöhner fahren mit ihren zugelaufenen Pferden vierspännig spazieren, na, einstreifen.“

Der Stadtverordnete bestätigt das. Wir rücken zusammen, und er erzählt von einem elenden, verfallenen Häuschen, das vom Boden bis zum Dach ein Magazin von Stiefeln, Feldflaschen, Gewehren, Konserven, deutschem und russischem weggeworfenen Zeug geworden ist. „Kleine Häusler, jeder weiß in der Umgebung, wie mühselig sie sich vorwärts gebracht haben all die Jahre lang — auf einmal steht ihr Stall voll Vieh, ja in den Wohnzimmern haben sie auch noch welches. Einem rücke ich auf die Bude: nun, Herrchen, woher der Wohlstand? Kühe und Stiere hat der Mensch im September im Stall gehabt, wo im Juli ne verhungerte Ziege stand. Richtige Herdbuchtiere — aber die Ohrnummern und Hornnummern sorgfältig nachgebrannt. Nu, Herr, haben mir diese Leute gesagt: was hätten wir tun sollen? Kriechen lassen das schöne Vieh, wie es sich bei Nacht herumgetrieben hat zwischen den Granaten? Oder aufspießen lassen von den Kosaken? Nun, wenn erst Ruhe und Frieden hier eingelehrt sind . . .“

Der alte Herr nickte bitter und läßt sich eine neue Flasche holen. „Ruhe und Frieden, ich danke.“

„Wenn Sie nur mit den Menschen nicht das Gegenteil von Ihren Erfahrungen an der Maul- und Klauenseuche erleben!“

Der alte Herr klopft mir auf die Schulter, ich habe aber mein Glas Bier in der Hand, lasse es fallen und schütte mir das gelbe Bräu auf

die Hofe. Gleich ruft der alte Herr leidenschaftlich: „Nur liegen lassen! Liegen lassen! Nicht aufheben! Macht nichts, schadet nichts, dort gehört es hin! Nicht aufheben!“

Die anderen, die die Redensarten des Alten schon kennen, lächeln nachdring. Er hat mir und dem Pasewalker Gläser hinstellen lassen und trinkt uns zu. Dem Pasewalker ganz besonders. „Nicht nur auf Ihren Stand und Rang und Ihre von mir hochverehrte Familie, sondern speziell, erlaube mir!“ Der Kürassier verneigt sich bis auf die Tischplatte, erröthet und hält sein Glas in seiner langen und gepflegten Hand. Er hat in seinem verträumten Gesicht einen aschblonden Vollbart stehen, der es älter erscheinen läßt, als es ist. Er erklärt mir, warum er lieber in Berlin studiert hat als am Rhein, wo sein Vater ihn hinhaben wollte. Die straffere Berliner Art hat ihm gut getan, er sagt, er braucht sie, ja sogar dem Pariser zieht er das Berliner Leben und Treiben vor.

„Es tut mir aufrichtig leid,“ sagt der alte Herr zum Kürassier, „daß ich Ihre eigene Familienmarke hier nicht auffahren lassen kann, der Wirt hält sie nicht in seinem Keller!“ Die Familienmarke wächst auf einem Berg zwischen Rhein und Mosel. Der Kürassier erzählt uns, wie er in einem von den Russen geplünderten und dann verlassenem Schloß hier in der Nähe im Speisesaal eine ganze Batterie ausgetrunkenen Flaschen seiner Familienmarke vorgesunden hat. Im Keller standen allerhand andere Marken, beste Jahrgänge und Fehlsungen unberührt. Er hat seinem Vater das erfreuliche Ereignis sofort durch die Feldpost mitgeteilt.

Der Rittmeister erhebt sich, nimmt Abschied von uns und geht für den Rest des Abends in sein Zimmer hinauf arbeiten. Gleich beginnt der originelle alte Gutsbesitzer über die frühzeitige Glase des Rittmeisters seinen Anekdotenschatz auszuleeren. Er hat seinerzeit selber bei der Kavallerie gedient und weiß Bescheid über sämtliche Adelsfamilien in seiner eigenen Provinz, seiner eigenen Waffengattung und weiter hinaus in der deutschen Heimat. An seinen einsamen Abenden beim Wein mag er manchen Verhaer Almanach zerlesen haben. Aus dem Hundertsten gerät er bald ins Tausendste; von der weitverzweigten Familie von D., deren Mitglieder sämtlich kahlköpfig sind, und von der Begegnung zweier Herren von D., die sich nie von Angesicht gesehen haben und auf zwei einander entgegengerichteten Schwüben auf dem Jangtschikang an ihren Gläsern als Verwandte erkennen; von der Kasinotür in Pasewalk, auf der nach Liebesmählern in reichlichem Zug die Leichen heimbegleitet werden; von Vettern, Wafen, Ehen und Eiben in den Regimentern, von geheirateten Verhältnissen, Zolnderkuten und Ähnlichem erzählt der alte Herr.

Bei der ersten schließlichen Gelegenheit verschwinde ich aus dem Kreise. Während ich auf dem Flur meinen Mantel anziehe, erzählt der Wirt zwei

Neuankommenden die Geschichte, wie er vor zwei Wochen mit dem russischen Generalstab bis drei Uhr nachts bei Kognak „Boje Tzara krani“ singen lernen und dann Nacht für Nacht mitzingen mußte, bis auf einmal von Mittwoch auf Donnerstag sich die Hymne gottlob in „Heil dir im Siegerkranz“ zurückverwandelt hat.

Der tatarische Hausknecht kommt mit ein paar neuen Flaschen unterm Arm an mir vorbeigeschlürft und trägt auf einem Teller ein mächtiges Butterbrot mit Tilsiter Käse in den Saal hinein.

Draußen wirds schon finster. Ein Trupp russischer Gefangener zieht, mit Straßensegerbesen auf den Schultern, von nur wenigen LandsturMLEuten begleitet, über die Brücke vor dem Gasthof. Ein junger Bursche mit staubgrauer Tellermütze schief auf dem Kopf ruft mir mit lachenden Zähnen zu: „Bratj pijatotschak — pogalujzta!“ zu. Die Nachfolgenden, die Hand am Müssenschild: „pija totschak — pogalujzt!“ Ich notiere mir die Worte nach dem Gehör, später übersetzt sie mir der Tatar mit: „Küsse die Hand, einen Groschen!“

Zu beiden Seiten der Hauptstraße sind die Läden geplündert. Inmitten ihrer zertrümmerten Habe sitzen hier und dort die zurückgekehrten Besitzer der Läden und machen gar keine Anstalten aufzuräumen. In einem Laden kaufe ich Postkarten, in einem Seife. Die Leute sind so ruhig und höflich, als wäre alles in Ordnung. In den Goldschmiedläden hat der Feind natürlich am ärgsten gehaust. Die silbernen Aufwärtler mit Figuren und Ranken sind unter den Stiefelabsätzen plattgedrückt, die Glaschalen zu Pulver zerstampft. Überhaupt alles nicht gar Wertvolle sorgfältig in kleine Stückchen zerbrochen und umhergestreut. Kostbarere Sachen, Provinzgoldschmiedkostbarkeiten sind fort; nur eine Wand voll Pendeluhren im sogenannten modernen Stil ist gänzlich verschont geblieben. Auf dem Boden liegen in dichten Haufen kleine runde, silberschimmernde Plättchen, sie sehen auf den ersten Blick wie Nickelmünzen aus, sind es aber nicht.

An einem mit Brettern geflickten Schaufenster klebt auf dem Glas noch das Plakat des russischen Generalstabs: den Zwangskurs des Rubels betreffend. Aber im Schaufenster steht schon auf schwarzweißrotem Postament die Gipsbüste Wilhelms des Zweiten, umgeben von schwarzen Damenkleidern ohne Köpfe; es ist ein Modegeschäft und zeigt die Moden des Tages.

In der Straße zum Bahnhof wirft eine Bogenlampe ihr weißes Licht auf ein verbranntes Häuserviereck, von oben in das Gemäuer von drei eingestürzten Stockwerken hinunter. Oben in der Luft schwebt eine Badewanne, zwei verbogene Röhren halten sie am Fußende fest, die Duschvorrichtung aber sitzt richtig in der heilgebliebenen Wand. Im Erdgeschoß

nicht man ein Stück blaue Tapete mit großen hellgrünen Schwertlilien. Hinter einem wirren Haufen von Ziegelsteinen und halbverbrannten Möbeln glänzt der kreuz und quer geborstene saubere Kachelofen, in der Mitte ist ein Medaillon aus Terrakotta, es stellt den „Winter“ von Thorwaldsen vor. Dagegen in meinem Elternhause war genau dasselbe Medaillon an meinem Ofen; aus der Kinderzeit erinnere ich mich . . .

Das Haus nebenan mag ein oder vier Stock hoch gewesen sein, heut steht da ein Stück Mauer, das wie der Stumpf von einem schlechten, abgebrochenen Zahn aussieht. Wenn ich den Kopf hineinstecke und sehe, was hinter der Mauer ist, so entdecke ich in der grenzenlosen Verwüstung ein ovales hellblaues Seidenrähmchen an der Wand, mit dem vergilbten Portrait von drei Backfischen in Sommerkleidern, mit aufgespannten Sonnenschirmen stehen sie vor einer Baumgruppe. Ganz heil ein Sträußchen treckener Blumen an das Rähmchen geklebt . . .

Auf dem Rückweg höre ich aus der Kaserne die Trompetensignale herübertonen. Vor der Brücke steht ein Posten mit geschultertem Gewehr. In einem ebenerdigen Hause mit beleuchteten Fenstern wird gesungen. Ich bleibe stehen und höre hinter den geweihten Scheiben einen geschulten Chor von Männer- und Frauenstimmen: „Freut euch des Lebens“ singen.

Nachts ist die Luft in meinem Zimmerchen stickig und schlecht. Durch das geöffnete Fenster ist beim Stillliegen und Hinaushorchen etwas wie Gewitterrollen in der Ferne, oder wie Kanonendonner zu hören, es könnte aber auch das Pochen des Blutes im Ohr sein, wenn es nur regelmäßiger ertönte. Nächsten Morgen höre ich dann im Hotel, es ist tatsächlich Kanonendonner gewesen; wenige Meilen südlich von Schattenstadt hat sich der zweite Durchbruch der russischen Heeresmassen vollzogen.

Nach Sonnenanfgang ist an den Flußböschungen unter der Brücke schon Leben. Landwehrlente fischen mit Harken russische Munition aus dem Schlamm heraus. Kisten voll Schrapnellen, Körbe mit Granaten, auf der Flucht weggeworfene, zum Teil noch gut brauchbare Mordwerkzeuge. Im Hotelflur schleicht der Tatar an mir vorbei und flüstert mir mit schiefem Mund unter seinem hängenden Schnurrbart die Kunde von enormen Kosakenherden bei Lyck zu.

Aus dem Schankzimmer tritt, so früh schon, der Manenrittmeister heraus und salutiert dem General, einem kleinen beleibten Herrn mit lunduzem Schnurrbart unter einer winzig kurzen Kindernase. Der General ist hinter mir die Treppe herabgekommen. Er erwidert den Gruß und wucht mit Stimmanswand: „Ich erlaube mir die Bitte um einen Kraftwagen an Sie zu richten, Herr Graf, Frau von K., die Witwe des Majors, ist heute nacht angekommen und möchte die Leiche ihres Gatten



von der Front abholen. Im Namen der Kameradschaftlichkeit und Menschenpflicht hoffe ich, daß sich eine Möglichkeit finden wird, dem Wunsche der Dame zu entsprechen." Die Herren salutieren und verschwinden.

Vor dem Tor steht schon das Automobil, das mich nach Grüdshöfchen bringen soll. Im Schanksaal sitzt der Chauffeur mit seinem Begleiter, einem ehemaligen Gasthofsbesitzer, oder besser gesagt, dem Besitzer eines ehemaligen Gasthofs aus Darkehmen, beim Frühstück. Die beiden Damen, die wir nach Goldap mitnehmen sollen, sind mit Ankleiden noch nicht fertig geworden, wir müssen warten. Der Kraftwagen für die Majorswitwe fährt vor; die Witwe, eine blühend und frisch aussehende Dame in Sommerfarben und Staubmantel, kommt die Treppe herab, dankt dem Rittmeister und fährt davon. Einige Minuten später hilft unser Chauffeur den beiden Damen und dem kleinen Kind in den Wagen, verstaut das Gepäck, befestigt den Karabiner, und bald sind wir unterwegs.

Schön und bunt liegt im Herbst das masurische Land mit Hügelketten, Seen und Forsten vor uns. Verlassene Gehöfte, lange Straßen aus ebenerdigen Häusern. Sofas, Betten auf der Straße, glänzend vom Nachttau. Hier und dort der Kadaver eines verendeten Gauls; überall der Straßengraben voll von weggeworfenen Andenken an den Krieg. Hinter einer zerschossenen Ziegelei die obere Hälfte des Schlothes mitten auf dem zerwühlten Schlachtfeld aufrecht ragend wie ein Denkmal. Zwischen einer langhingestreckten Erdschanze, die der Chauffeur als ein Massengrab von Freund und Feind bezeichnet, und einer ganz ähnlichen Schanze aus aufgeschichteten Kartoffeln hocken Weiber und buddeln den reichen Segen aus der Erde. Es soll eine fabelhafte Ernte sein, niemand braucht im Lande arbeitslos zu hungern; leider steht aber kaum ein Drittel der Leute zum Einbringen der Erdfrucht bereit, die man benötigte, um alles zu bergen.

Die Damen hinter mir sprechen vom Erntesegen des Jahres. Sie haben sich erst heute früh kennen gelernt. Die eine, eine steife Freifrau, kommt aus Hannover, die andere, eine pausbäckige, etwas derbe Ostpreusin, ist mit ihrem Kindchen, einem lieblichen, helläugigen Schatz von zehn Jahren, aus ihrem Schlosse geflohen, das die Russen bewohnt, geplündert und vom Erdboden weggebrannt haben. Die Freifrau reist seit zwei Wochen, die Schloßfrau seit dreien im Lande herum. Die Freifrau erzählt, sie habe einige tausend Mark allein für Automobilsfahrten ausgegeben. Beide Frauen reisen ihren Männern von Garnison zu Garnison, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld nach. Vierzig horchen sie auf die Namen und Personenbeschreibung der Offiziere, denen ich hier im Osten begegnet bin. Die Frau des Rittmeisters ist der Hannoverin persönlich bekannt. Sie will sie bei erster Gelegenheit telegraphisch benachrichtigen, daß ihr Mann lebt. Warum die Frau des Rittmeisters das von der Hannoverin und

nur von ihrem eigenen Mann erfahren darf, bleibt mir Laien unverständlich.

Wald ein Semmer! Die Schlossfrau erzählt von ihren ostpreussischen Ostpältern, die Kreisfrau von ihrem im Strich gelassenen Garten in Hannover. Die Gravensteiner waren dies Jahr besonders üppig geraten. Und hier im Osten gabs die herrlichsten Bergamotten. Die Kreisfrau hält Bergamottenzucht für ein undankbares Geschäft. Sie hat es auch mit Calvilles versucht, will sich aber in Zukunft doch nur auf Gravensteiner verlegen: die bewähren sich am besten und werfen etwas ab! Die Ostpreussin aber zieht den Geschmack der Bergamotte jeder anderen Apfelfart vor: sie senkt und zeigt mit ihren beiden runden Händen, wie groß eine besonders schöne Frucht voriges Jahr war, dabei versprach die heutige Ernte alle bisherigen auf ein Jahrzehnt zurück in den Schatten zu stellen!

Dann fängt sie, mit in die Ferne gerichtetem Blicke, von den Verwüstungen zu erzählen an, die die Horden in ihrem Park, Schloß und Wirtschaftsgebäuden angerichtet haben. Die Köchin und ihr Mann, beide auf dem Gutshof geboren, hatten bis zuletzt noch ausgeharrt und ihr zum Schluß Bericht gegeben. Es ist die immer wieder gehörte Kunde von in den Garten geworfenen Damastlehnstühlen, beschmutzten Klavieren, zerbrochenen Familienporträten, die Offiziere darstellten, und heilgebliebenen Bildnissen der Mutter und Großmutter in der langen Galerie. Nun, jetzt ist ja alles dahin — der vage Blick der Schlossfrau bleibt auf dem Rücken des Chauffeurs haften.

Aber bald sprudelt es gehebt aus ihr hervor: bei den Gutsnachbarn war das Gesindehaus bombardiert worden, weil die Russen befürchteten, es könnten Deutsche dort verborgen liegen. Ein bewohntes Schloß im Kreise hatten sie geplündert, weil sie nach Waffen suchten, eine halbe Stunde weiter ein unbewohntes, um ein Exempel zu statuieren: man brauche vor ihnen nicht zu flüchten, sie seien keine Räuber! Es waren dies gemüthte Regimenter, aus Kosakensohnen und dem berühmten Petersburger Leibregiment gebildet. Wiederholt hatte sie russische Gardeoffiziere bei sich bewirthe, früher, es waren scharmante Leute darunter. Apropos beim Landrat hat sich folgende amüsante Geschichte ereignet . . .

Vor uns auf der Landstraße steht ein Automobil, das eine Panne erlitten hat. Der Chauffeur bremst, und wir halten mit einem Ruck. Unter dem fremden Wagen liegt der Soldat, der ihn führte, auf dem Rücken und sucht den Schaden zu ermitteln. Sein Begleiter, ein Bizfeldwebel, hockt daneben. Die Majorswitwe steht dabei und sieht zu. Unser Chauffeur und der Hotelbesitzer haben ihre Sitze verlassen, und alle vier versuchen den Wagen zu heben. Da die Reparatur immerhin einige Zeit in Anspruch nehmen wird, helfe ich den Damen und dem Kind aus dem

Wagen, und die drei Frauen, die eine, die die Leiche holt, und die beiden, die ihren verschollenen Männern nachjagen, stehen beisammen und sprechen von der einzigen Angelegenheit.

Das liebliche blonde Mägdlein wiegt ihre Puppe, die bewegliche Lider hat, in den Armen und flüstert ihr von Zeit zu Zeit ins Ohr. Puppe und Kind sind fast gleich groß, von der Puppe aber sieht man nur den Kopf. Sie ist ganz in eine Lodenpelerine eingewickelt, keine Puppenpelerine, sondern eine Kinderpelerine. Die Puppe heißt Barbara, erklärt mir das Kind, und ist eine Flüchtlingspuppe. Barbara lag gerade mit geschlossenen Augenlidern im Bett, als der Alarm ertönte. Das Mägdlein wickelt die Pelerine von der großen Puppe, und ich sehe, daß diese nur mit einem einzigen Strumpf bekleidet, sonst ganz nackt ist. Die Puppenmutter schlägt sofort wieder die Pelerine um den Leib der Puppe, die sich im Herbstwind erkälten könnte. Sie blickt mich mit ihren hellen Augen an und wiederholt ernst: „Flüchtlingspuppe!“

Plötzlich stößt der Bizfeldwebel einen halblauten Ruf aus, springt zu seinem Automobil nach dem Karabiner, auch die beiden Chauffeure, der fremde und unserer, tun dasselbe und fort über den Straßengraben.

Nicht weit vom Ort, wo wir stehen, ist ein kleines, verlassenes Haus. Dahinter ein ebenfalls verlassener Schuppen mit weit offenem Tor. Dieses Tor hat sich, während wir dastanden, plötzlich leise bewegt, als zöge jemand von innen vorsichtig den Flügel zu.

Auf das Geschrei der erschrockenen Frauen tut sich das Scheumentor mit einemmal weit auf, und ein biederer, bärtiger Landsturmposten mit schwarzer hundertjähriger Kreuzhaube stapft aus der Scheune heraus.

Die Leute unterhalten sich in breitbehaglichem Ostpreussisch eine Weile miteinander, und dann wird der Schuppen nach einer Hebestange durchsucht. Die Panne ist bald beseitigt. Der einsame Posten winkt mit den Zigarren, die wir ihm zum Zeitvertreib dagelassen haben, und aus den beiden Automobilen wehen ihm Tücher und Schleier nach.

Bald haben wir den Wagen mit der Witwe aus den Augen verloren. Daß wir langsamer fahren, ist mir gar nicht zuwider, denn links über den Hügeln vor uns liegt der Romintener Forst in der Morgensonne.

„Wären die Abende nur nicht so entsetzlich!“ sagt die Freifrau zur Ostpreussin. „Wenn man mit Offizieren sprechen kann, ist's ja noch gut; sonst aber ist es schrecklich.“

„Ich habe in Friedenszeit gar nichts gegen die Russen, jawohl!“ sagt die Ostpreussin. „Wir waren ja oft in Kibartn, mein Mann und ich und es war immer so nett. Aber haben Sie nicht gehört, wie sie jetzt haufen? Man würde es nicht glauben. Eine Dame aus Gumbinnen hat, als sie zurückgekehrt war, ihr Haus voll von fremden Möbeln gefunden

und überhaupt kein Zimmer mehr wiedererkannt. Es ist ein einstockhohes Haus, ganz neu, vierzehn Zimmer im ganzen. Das Erdgeschöß hatten sie zu Eventräumen verwendet, die Etage zu Schlafräumen. Natürlich waren da lange nicht genug Betten, Waschtische und so weiter vorhanden.“ Sie damit ihre Stimme und schießt zu mir hin, ob ich zühöre, spricht aber, trotzdem ich den Kopf nach der anderen Seite drehe, noch laut genug und merkt gewiß ganz gut, daß mir kein Wort entgeht. „Alle haben Frauen mit sich gehabt. Denken Sie – sogar Kinder, also ganze Familien!“ „Sie wollen doch nicht sagen, daß sie ihre richtigen Familien mitbrachten?“ sagt die Freifrau schrill. „Richtig oder nicht, es standen drei Kinderbetten in der Etage, als die Besitzerin zurückkehrte. In den anderen Zimmern aber hat es derartig nach Patschuli geduftet, dazu ungelustet, daß es zum Dummächtigwerden gewesen sein soll. Und was da nur Utensilien zurückgeblieben sind!“ „Und Sie meinen, daß also auf demselben Flur nebeneinander richtige Familien und diese . . .“ „Zehn Zimmer, alles Schlafzimmer, nebeneinander!“ „So führt man natürlich keinen Krieg!“ sagt die Freifrau, und ich höre es ihrer Stimme an, daß sie sich kerkzengrad aufgesetzt hat. Die andere schweigt.

„Da sieht man ja, wohin das führt, solche Zuchtlosigkeit!“ wiederholt die Freifrau nach einer Weile. Die andere schweigt. —

Wir fahren in die Stadt Goidap, über eine Brücke, die einer Schlacht den Namen geben wird in der Geschichte dieses Krieges. Auf dem weiten, schon ganz polnisch aussehenden Marktplatz mit dem hübschen kleinen Rathaus und den einstockhohen Häusern ringsherum steht eine Meterwagenkolonne zum Abfahren bereit.

Vom Rathaus her kommt ein Offizier zu uns herüber; wir sind vor einem Gasthof vorgefahren, und die Damen, die aussteigen, sehen oben auf dem Balkon schon zwei andere Damen stehen, die mit unserem Automobil weiterfahren wollen. Der Offizier ist ein großer schlanker Herr mit sammet-schwarzen Augen. Er erinnert mich in Sprache und Gebaren an gewisse polnisch-galizische Edelleute, die ihr Leben an der Riviera, in Paris und Wien verbringen, sehr weltmännisch und bis zu einem gewissen Grade temun, leckt den Schnurbart mit der schönen linken Hand zwirbelnd, vier oder fünf Ringe mit Steinen an dem kleinen Finger. Die Damen vom Balkon sind zu uns heruntergekommen, und der Offizier bewegt sich zwischen diesen und den Ausgestiegenen mit graziöser Eleganz. Ich habe mich von der Freifrau und der Schloßdame mit dem lieblichen Kind verabschiedet. Auch die Puppe Barbara gibt mir die Hand, den Anstand während nur die Fingertspitzen. Der Chauffeur muß Benzin haben, derweil tue ich mich auf dem Marktplatz um, wo die Meterwagen zum Abmarsch bereit stehen. —

Um den ganzen Platz herum ist kein Fenster heil. Unten sind die Schaufenster verschwunden, in den Stockwerken oben hat jedes ein Loch von einem Gewehrschuß. Wo ein Fenster ganz geblieben ist, steckt das Geschloß sicher im oberen Fensterrahmen.

An einem Haus zeigt ein Plakat an, daß der Zahnarzt seine Tätigkeit wieder aufgenommen hat. Unter dem italienisch klingenden Namen eines Rechtsanwaltes steht der Vermerk: Sprechstunden wie gewöhnlich.

Ich zeige mit dem Finger auf die durchschossenen Schreiben hinauf und bemerke zu einem Kraftwagenführer: „Die Russen schießen ja alle zu hoch.“ Er sieht mich an und antwortet mit sächsischer Aussprache: „Nu, es gibt solche und es gibt solche.“ In diesem Augenblick surrt oben eine graue „Taube“ von Osten kommend über den Platz weg. Sie fliegt tief, damit man das schwarze Kreuz auf ihren Flügeln deutlich sehen könne, und verschwindet über den Häusern. „Es ist hier wohl ein Flugplatz in der Nähe?“ sage ich zum Sachsen. Er knurrt ein wenig und sieht das Dach an, hinter dem die Taube verschwunden ist. „Heute nacht soll ja hier Alarm gewesen sein, so sprach man im Ort, woher ich komme. Es ist wieder ein Durchbruch in Syd. Sie gehen hier wohl bald ab, wohin?“ Der Führer schaut mich an, dreht sich dann um: „Mer wees ja nich, mit wem mersch zu tun hat;“ läßt mich stehen und geht zu seinem Wagen zurück. Der Wagen ist ein schöner bequemer Automobilomnibus. Ich sollte doch diesen Kasten kennen? Bei näherem Hinschauen kommt unter der grauen Tünche der Name eines beliebten Ausflugsortes an einem Havellsee zum Vorschein.

Die Damen vom Balkon sind mit Koffer und Handtaschen eingestiegen; Mutter und Tochter, beider Männer stehen hier irgendwo im Osten. Seit vielen Wochen haben die Frauen nichts mehr von ihnen gehört.

„Fahren Sie bis Darkehmen oder bis Königsberg mit?“ fragt mich die Mutter. Und ich merke erstaunt, daß ich mir über diesen wichtigen Punkt selber noch keine Rechenschaft zu geben vermag. Nein — ich fahre jedenfalls bis zu einem kleinen Gutshof jenseit Darkehmens mit. Ich habe einen Gruß an die Familie zu bestellen, die dort wohnt. Es ist wahrscheinlich, und ich hoffe es, daß ich dort aussteigen und eine Zeitlang wohnen bleiben werde. Das Gut heißt Grüdshöfchen und gehört der Familie Brodlaufen. An diese lautet mein Auftrag.

**S**inter Goldap kommen wir immer weiter weg von der Gegend des Alarms und der Gefahr. Das Bild der Verwüstung, an das man sich gewöhnt wie an alles, nimmt der Landschaft nichts von ihrem Reiz, und den Gesichtern der Bauern, die hier zwischen den zerstörten Höfen hausen, ist nicht so sehr die Not dieser Zeit, vielmehr die harte Arbeit aufgeschrieben, in der sie allzeit leben müssen. Unwillkürlich muß ich an das

...arbeitende Volk dort drüben auf dem andern Erdteil denken, in der Mitte des großen Kontinents, wo die roten Flüsse und blauen Berge sind, wo Dakota und Manitoba sich berühren und die Heimat der guten alten Mrs. Bradlock liegt.

Keiner von uns fünfen im Wagen spricht ein Wort. Aber, das fühlt ich, je weiter wir vorwärtsstreben, um so heißer denkt jeder von uns über seine eigenen Sorgen hinweg an das gleiche Schaurige, Trostlose, das da jetzt in langer Kelenne uns entgegengezogen kommt, trostlos, bedrückend, schier ohne Ende, die zerretene, von den Spuren der Artillerieräder und Kesselfelennen zermühlte Chaussee daher. Gestern waren es nur wenige, heute aber zieht endlos eine Wagenreihe von heimkehrenden Flüchtlingen uns entgegen. Von Dackelmen nach Goldap und weiter, mitten in die Gefahr des neuen Durchbruchs hinein, der noch geheim gehalten wird, zieht sie dahin.

Aus den Zeltdächern, aus Teppichen, Strohmatte, Pelzen, Pferddecken und allerhand bunt zusammengelicktem Zeug wieder diese verhärten alten und neugierigen jungen Gesichter und die im Weinen rot erstarrten der Kleinsten. Zwei, drei müde Klepper ziehen solch ein Gefährt, hinterdrein werten an kurzen Stricken ein paar magere Kühe einher. Hier und dort tönt aus dem Wagen Gänsegeschnatter heraus, Tauben gurren, auf einem Wagen sitzt hinten ein kleines Mädchen mit einem Vogelbauer auf dem linken und einem Topf Kaffee auf dem rechten Knie, schaut uns mit offenem Munde an.

Zuweilen scheuen Pferde vor unserem in raschem Lauf daherkommenden Automobil, springen in den Straßengraben, der Wagen tanzt, knirschend biegt sich die Deichsel. Männer springen vom Wagen und halten die Pferde aus Leibeskästen, sehen erst auf die Räder unseres Automobils, dann in unsere Gesichter, müde, ohne Zorn, wie Plage gewohnte Menschen, erbeben. In ihren Blicken vermeine ich die Kenntnis von der Gefahr zu lesen, in die sie die Lebensnot zurücktreibt. Die Kenntnis dessen, daß die Not auf der eigenen Scholle, mag sie der Tod beschließen, doch der Not unter den kaimherzigen Menschen in der Fremde vorzuziehen ist. Endlos ziehen die Wagen an uns vorbei.

Die Stadt Dackelmen haben die Russen bei ihrem ersten Einbruch zur Hälfte vernichtet. Auf einem Platz in der Mitte der Stadt hatten sie im Schutze eines hochgiebeligen Hauses ihre Geschütze aufgestellt, der Teil der Stadt hinter diesem Hause steht, der gegenüber gelegene, auf der anderen Seite des Platzes ist ein Trümmerhaufen.

Wir fahren durch eine ehemalige Straße, und vor einem Berg von Schutt, aus dem ein mannhohes Brocken Ziegelmauer ragt, hält das Automobil. Der Mann, der neben dem Chausseur gesessen hat, springt heraus, und wir warten drei Minuten lang, da taucht er aus dem Schutt-

hausen wieder auf. Beim Weiterfahren dreht er sich kurz gegen uns im Wagen um und sagt: „Das war mein Hotel.“ Dann wendet er den Kopf wieder nach vorn und spricht eine Weile gar nichts. Zwischen den zertrümmerten Häusern steht wie ein Wunder ein völlig unversehrtes, steckhohes Häuschen mit Strohdach und winzigen Fensterchen, hinter denen Blumen stehen. Hinter den Blumen Gesichter. All diese Gesichter sind auf den Hotelbesitzer gerichtet, der kläglich, und wie man eine Bervünschung hervorflößt, ein paar Worte gegen das Häuschen schleudert. Ich höre nur den Klang der Stimme, die Worte nicht. Wie wir aus der Stadt hinaus sind, dreht sich der Mann nehmals um und spricht mit einem Lächeln auf dem Gesicht in den Wagen hinein: „Nicht einmal die Kühlanlage im Keller haben sie ganz gelassen — darauf könnte man doch ein Haus aufbauen, das hätte die Bank gemacht! Die eiserne Tür eingeschlagen, die Röhren alle kaputt gehauen, was das für ne Arbeit macht!“

Und nach einer Weile zum Chauffeur: „Zwei Etagen hoch, Sommer und Winter gut gegangen, vorjes Jahr hab ich Zentralheizung anlegen lassen.“

„Sie waren doch versichert!“ sagt der Chauffeur gleichgültig.

„Ich fahre jetzt nach Königsberg hinein und werde wieder Knacht. Wenn man nur's Leben hat!“ sagt der Mann.

Die Damen hinter mir schauen ganz unbeteiligt drein, haben vermutlich gar nicht zugehört. Der Hotelbesitzer brummt noch eine Weile vor sich hin, nickt und brummt und läßt dann, wie im Schlaf, den Kopf hängen. —

Ich habe dem Chauffeur die Lage Grüdshöfchens erklärt, und da wir von der Chauffee auf einen Seitenpfad einbiegen, erkenne ich die in der Gulitschen Karte aufgezeichneten Hügel, die Häusergruppe davor und den Bach, neben dessen zer Schlagenem Steg ein paar Bretter liegen, vom regengeschwellten Wasser fortwährend überspült.

Das Automobil hält, und ich will in spätestens zwanzig Minuten zurück sein und Bescheid sagen.

Eine Sonne mit ausgeschlagenem Boden und ein umgesülpter Pflug bieten mir Stütze beim Hinübergehen über den Bach. Ich stehe vor einem Schlachtfeld, das ist genau zu sehen. —

Vier saubere Häuser aus roten Ziegeln, zwei davon steckhoch. Hinter diesen beiden ein langgestreckter Schuppen oder Stall. Etwa hundert Schritte weiter gegen den Hügel zu zwei ebenerdige Wehnhäuser. Vor dem einen ein Gärtchen mit einem Zaun herum, im Gärtchen sind Bäumchen und Büsche umgehauen. Wie ich näherkomme, sehe ich, daß, wo die Blumenbeete waren, drei kleine Hügel aufgeworfen sind, sie liegen parallel nebeneinander wie Grabhügel in einem Kirchhof. Die Häuschen, die beiden größeren, auch der Schuppen, sind von Menschen verlassen. Vor dem vierten, kleinsten aber, zuhinterst, steht ein Mann

mit einem Tuch über dem linken Auge; ein Kind spielt auf der Erde vor ihm mit einem Hatzpferdchen, Bägelschen, in die offene Thür des Häuschens tritt eine altliche Frau, sie schleppt, an den Bauch gedrückt, schwerfällig einen dampfenden Kübel.

Der Mann mit dem verbundenen Kopf hat das Automobil gehört. Jetzt tritt auch sein Weib aus dem Haus, zwei kleine Kinder erscheinen auf der Schwelle, das dritte auf dem Boden blickt nicht von seinem Spielzeug auf. Die Mutter bückt sich, zieht es in die Höhe, es bemerkt mich, mit einem kleinen tierischen Laut, wie ihn Taubstumme auszustoßen pflegen, flüchtet es zu den Geschwistern.

Der Mann ist der Knecht auf Grüdshöfchen, und sein Auge unter dem Tuch ist von einem Kolbenschlag zerschmettert. Da ich ihn nach seinen Dienstherrn frage, sieht er mich an und schaut dann auf die drei kleinen Hügel drüben im Gärtchen. --

Ich werde den Brodlaufenleuten nicht ausrichten können, was mir ihre amerikanische Verwandte aufgetragen hat, denn die Männer liegen dort im Gärtchen begraben, und die Frauen und Kinder sind verschollen in der Kerne, niemand weiß wo.

Es waren gute und rechtschaffene Leute, so erzählt der Knecht — ich muß jedes Wort mit der Zange aus ihm herausziehen, er mißtraut mir, vielleicht ist es aber nur der Schreck, das lange, wüste Entsetzen, das ihm nicht mehr aus den Gliedern will; ich habe solche Menschen gesehen in diesen letzten zwei Monaten, dieser ist wohl ein Gezeichneter und Gebrochener auf Lebenszeit.

Die Leute, die in den drei verlassenem Häuschchen gewohnt haben, waren freundliche und rechtschaffene Menschen gewesen. Auch der Schwiegersohn hörte auf den Namen Brodlaufen, er bewirtschaftete das eine der größeren Häuser, das rechts, es stellte eine Art Herberge vor für Bauersleute und Wandersleute. Vater Brodlaufen wohnte im ersten Haus dort vorn, Sohn Brodlaufen aber in dem kleinen, vor dem sie jetzt alle drei ihre Wohnstätte gefunden hatten.

Ja es waren rechtschaffene und schlichte Leute gewesen, und alle hatten mit den Knechten an demselben Tisch gegessen, obzwar die Kinder in Königsberg zur Schule gegangen waren und die ältere Tochter Harmonium und Klavier spielen konnte. Wegen den Krieg hatten sie sich nicht gewehrt, sondern ihn hingenommen wie ein Gewitter zur Erntezeit, ehe die Frucht eingebracht ist. Als die Unsrigen dalagen, gaben sie diesen Obdach und Nahrung, und als die Russen kamen, diesen; wie sie vom Ungewitter überzählten Wandersleuten, ohne zu fragen, woher kommst du, Nahrung und Obdach gewährt hätten. Es lagen auch alle ihre Zimmer, Kammern und Kuchn nacheinander von Soldaten, Flüchtlingen, Verwundeten voll, und



für die Nahrung und Pflege wollten sie keinen Entgelt haben, sie putzten sich die Hände ab und versteckten sie, wenn jemand bezahlen wollte, obzwar ja das Geld von den Soldaten des Kaisers Geld ist, sagt der Knecht, es waren eben kuriose Leute, und manches ist dem Knecht unverständlich und unheimlich gewesen in ihrem Gebahren und Tun und Lassen all die Zeit. Eine so gute Herrschaft werde ich wohl nie wieder bekommen, meint er, aber wie allen Menschen, welche sterben, ehe man sie ganz durchschaut hat, trauerte der Knecht den Brodlaufenleuten nicht zu tief nach, das sah ich.

Daß sie die Soldaten nicht nach ihren Uniformen und Landes Sprachen ansahen, sich nicht einmal darum kümmerten, ob sie hungrig und matt oder satt und übermütig daherkamen, das machte sie rasch verdächtig in dem aufgeregten Kreis. Schon in Friedenszeiten wußten die Leute nie recht, was sie mit diesen allzeit sanften, dienstbereiten und doch von der ganzen übrigen Welt abgetriebenen Menschen anfangen sollten, sie galten immer für Sektierer, jetzt hieß es plötzlich, es seien Spione. Aber das waren sie nicht; Beweis: sie lagen unter den Hügeln, und die Russen hatten es getan.

Der Knecht hat es nur vom Hörensagen, nicht miterlebt, denn er war mit Frau und Kindern nach der Stadt hinein, was ihm aber nicht viel genützt hat; die Brodlaufenleute aber sind dageblieben, als die Schlacht hier zwischen den Bächen stand.

Anfang September, bei dem unaufhörlichen Herbeiz- und Hinwegfluten der Schlacht, hatten die Russen einmal deutsche Verwundete oben im Haus des Schwiegersohns gefunden. Die Gräbeshöfner hatten sie sozusagen vor ihrer Thür aufgelesen, und da ihre Häuser, bis auf einen geringen Schaden, heil geblieben waren, hatten sie sie geborgen. Die Russen merkten bald, ihres Bleibens sei nicht lange mehr, und als die ganze Familie den blutunterlaufenen Fragen den Eintritt zu den Sterbenden wehrte, haben sie kurzen Prozeß mit den Leuten gemacht. Die Männer mußten sich vor der Mauer aufstellen, man sieht noch die Spuren der Geschosse, die Frauen und Kinder aber wurden in der Ecke, wo der Buchsbaum stand, festgehalten, bis alles vorbei war. Nachts sind sie dann den Unsem über den Kucklinsbergen in die Arme geflohen, am nächsten Morgen war kein Feind mehr um Darkehmen. Ein gefangener Russe hat die Geschichte erzählt.

Der Knecht hat bei seiner Rückkehr keine Spur von verwundeten oder toten Menschen in den Häusern gefunden, wohl aber waren da die drei Hügel im Garten und ein größerer hinten vor der eingestürzten Stallmauer. Von diesem hat der Regen die Erde oben abgeschwenmt, aber der Knecht schaufelte dann wieder Erde drauf.

Ein Bild im Hausflur des Schwiegersohns muß den besondern Zorn

der Russen erregt haben. Es war das Porträt von George Washington, ihm waren die Augen ausgehöhlet, und unter den Rahmen waren auf die gekaltete Wand mit Schwamm die deutschen Worte: „Tod Molke“ geschrieben: man hat das Bild also für den Kopf des Siegers von 1871 angesehen!

Ich kenne das Bild und die Häuschen sehen . . . und ob ich gekommen sei, um das Häuschen zu pachten oder zu kaufen, und ob ich Nachricht von der Familie habe. Und ob ich Neues von der Grenze, von Suwalki und von Lovt weiß. Und wie lange der Krieg dauern wird, und ob man die Russen noch einmal hereinklassen wird. Und dann beginnt der Knecht mir zu erzählen, wie und wo er den Kolbenstoß bekommen hat . . .

Wenn Einsteigen ins Automobil sehe ich auf der Chaussee drüben einen langen Zug von Planwagen von Südosten herkommend den zurückkehrenden Flüchtlingen entgegenfahren. Es sind die Wagen der Landbevölkerung, die auf der Flucht vor dem zweiten Einbruch ist. Von den Planwagen springen Leute auf die Straße herab, bleiben in Gruppen beisammen stehen, vorsichtig fährt unser Automobil zwischen den Planwagen durch, langsam, damit die Pferde nicht erschrecken und die Menschen Zeit finden, berichte zu treten.

Die beiden Wagenreihen, die der Heimkehrenden und die der Fliehenden, stehen still auf der Chaussee. Ich sehe die Gesichter dieser Menschen, die zu beiden Seiten unseres Automobils in Gruppen beisammen stehen und sich beraten. Ich sehe auch hier und dort welche mit steinkalten Augen und Mündern auf ihre Plätze in den Wagen zurücksteigen, um ihren Weg fortzusetzen — heimwärts. Das sind die, die die Fremde bereits ausgehesset haben. Und auch in die andere Wagenreihe steigen welche, die fliehen die Gefahr, die kennen die Fremde noch nicht. —

Wohin ziehen die einen und wohin ziehen die anderen? Und wir alle mit. Gründe, wohin? Ewig zerstört der Feind uns das Heim, und ewig zieht es die bedrohte Seele zurück zum Zerstörten. Bis ans Ende der Zeiten ein ewiges Hin und Her zwischen der leeren Fremde und der geahndeten Heimat. Woher kommst du, was suchstest du hier, wohin kehrst du zurück? Was ist es mit dieser Welt, was ist es nur mit dir und mir, mit Heimat und Erdbreis, Freund und Feind, Angst und Hoffnung, Kommen und Gehen, was ist das alles?

Eine Weile scheint es, als heitere sich der Himmel auf, es ist den ganzen Morgen ziemlich trüb gewesen auf der Landstraße. In voller Fahrt erreichen wir um Eins Insterburg und treffen um Sieben in Remarsberg ein.

\*\*\*

+

Am 3. August 1789 kamen Humboldt und Campe in Paris an und blieben drei und eine halbe Woche, bis zum 27. August. Von den ersten drei Tagen, in denen sofort die Stadt nach allen Richtungen hin durchstreift wurde, um sich zunächst oberflächlich zu orientieren und mit den Hauptsehenswürdigkeiten bekannt zu machen, sind keine schildernden Tagebuchaufzeichnungen vorhanden. Mit ganz kurzen Stichworten hat sich Humboldt nur die hauptsächlichsten Namen und Dinge auf einzelnen Blättern notiert: der Eindruck war zu mannigfaltig und reich und zu überwältigend, als daß die langsame Feder mitgekonnt hätte. Aber schon am vierten Tage schlägt dem genießenden Beobachter das Gewissen, und die genaueren Schilderungen setzen wieder ein, ohne jedoch auf alle Punkte jenes trockenen Registers etwa zurückzugreifen. Am 4. August wurde zunächst der Pont neuf besucht mit der Bildsäule Heinrichs IV., dem Symbol der Cité de Paris, darauf die in der Nähe gelegene Münze, der Justizpalast, ohne daß der herrlichen Ludwigskapelle gedacht würde, die Kirche Notre-Dame, die alte Geneviève-Kirche, an die heute nur noch ein Turm vom Lyzeum Heinrichs IV. erinnert, die neue Kirche gleichen Namens, das jetzige Pantheon, endlich die Sorbonne mit dem Grabmal Richelieus. Abends sah man im Théâtre français ein Ballett und den „Kaufmann von Smyrna“ von Champfort, ein schlechtes Lustspiel, in dem, wie Campe erzählt, ein deutscher in die Sklaverei verkaufter Baron lauteste Heiterkeit hervorrief. Am 5. bewunderte man die Paläste in der Rue des Jacobins, besah das dem Prinzen von Condé gehörige Palais de Bourbon, in dem heute die Deputiertenkammer tagt, das Invalidenhaus mit seinen prunkvollen Erinnerungen an den Sonnenkönig und die Gärten der Tuileries, mußte aber auch das im nördlichen Stadtteil gelegene Diligencebureau aufsuchen, um das Reisegepäck selbst abzuholen. Am 6. wurde die Kirche St. Sulpice, das Palais Luxembourg, das noch nicht die Gemäldegalerie enthielt, das Kartäuserkloster, die Sternwarte, der Invalidendom, dem seine gewaltigste und weisevollste welthistorische Erinnerung noch nicht zuteil geworden war, und die Kirche der Karmeliternonnen mit Lebruns berühmtem Magdalenenporträt der Madame de Vallière besichtigt und abends das Théâtre des Italiens besucht. Am 7. war ein Ruhetag: Humboldt schrieb die ersten Blätter seines Tagebuchs, Campe lief den ganzen Tag Besuche machend umher, abends sah man den jüngeren Vestris in der Oper tanzen. Ich lasse hier die Pariser Schilderungen Humboldts folgen:

Zuileries. Nicht, wie man gewöhnlich sich vorstellt, ein künstlich angelegter Garten in französischem oder englischem Geschmack, sondern ein simpler, aber schöner Spaziergang. Auf der einen Seite stößt er an das Palais des Zuileries, auf der gegenüberstehenden trennt ihn eine künstliche Brücke von der Place de Louis XV., und von den beiden übrigen ist er von einem hohen, schön mit Bäumen besetzten Walle umgeben, der sich bei der Place de Louis XV. in Gestalt eines Hufeisens schließt. Dicht vor dem Palais des Zuileries sind Blumenstücke, Bassins mit kleinen Fontänen, Statuen und so fort. Auf dieses künstliche Parterre folgt ein herrlicher Kastaniemwald, überall mit Alleen durchschnitten. Dies ist der eigentliche Ort der Promenade. Hier sieht man von sieben Uhr des Abends etwa an einen großen Teil der Pariser schönen Welt theils herumgehen, theils auf Stupfen in kleineren und größeren Zirkeln sitzen. Vor dem Wäldchen und im Innern, zu beiden Seiten der großen Allee, sind freie Rasenplätze, die vorzüglich zum Sammelplatz der Kinder und Wärterinnen dienen. Ein solcher Platz, der von einer Schar kleiner Geschöpfe wimmelt, gewährt einen reizenden, naiven Anblick und läßt einen auf einen Augenblick die Stadt und ihr Getümmel vergessen. Solang es Tag ist, sind die Spaziergänger größtenteils durch das ganze Wäldchen zerstreut: aber gegen neun zieht sich alles in die Mittelallee zusammen. Die dunkleren Gänge sind dann engeren Vertraulichkeiten gewidmet. Doch ist es in der That zu bewundern, daß in einer Stadt wie Paris, so nah bei der Rue St. Honoré, an einem Ort, der so bequem ist, jede Szene wenigstens halb zu verschleiern, das Auge so wenig von unanständigen Anblicken beleidigt wird. Hinter dem Kastaniemwalde öffnet sich wieder ein freier Platz mit Statuen und einem großen Bassin, von dem eine kleine Brücke zur Place de Louis XV. führt. Die schönste Aussicht in den Zuilerien hat man vom Hauptportal des Palais. Man sieht durch die große Allee gerade auf die Statue Ludwigs XV., und hinter ihr entdeckt das Auge in einer geraden Linie fort die Champs Elysées, das Bois de Boulogne und die herrliche Allee, die nach Marly führt. Die Anlage des Ganzen ist von dem berühmten Lenotre. Er lebte unter Ludwig XIV. und hat den Plan zu den meisten berühmten Gärten in und um Paris entworfen. Als er einmal Ludwig XIV. die Anlagen beschrieb, die er in Versailles machen wollte, sagte der König bei jeder einzelnen: *Lenotre, je Vous donne vingt-mille francs.* Beim viertenmal sagte der (stolze oder uneigennützig?) Künstler: *Sire, Votre Majeste n'en saura pas davantage, je la ruinerai.* Die Statuen sind theils einzelne Figuren, theils Gruppen, mythologisch, historisch und allegorisch. Vorzüglich stehen sie sonderbar zusammen. Einmal in einer Reihe: Scipio, der Sommer, der Herbst und Agrippine, dann wieder einmal Hannibal, der Winter, der Frühling und eine Vestalin. Diese Vestalin verdient un-

streitig den Vorzug. Es ist eine schöne weibliche Figur in einem langen Gewande, das jedoch die linke Brust unbedeckt läßt, den rechten Arm unter das Kinn gestützt, mit nachdenkender, halb melancholischer Miene. Da dieses Kostüm, vorzüglich der nur halb bedeckte Busen, bei Vestalinnen gar nicht gewöhnlich ist, so erklärte sie Grosley, Mitglied der Akademie der Inschriften, für eine Venus des Berges Libanon oder Venus à la triste pensée. Wäre diese Meinung gegründet, so wäre die Statue um so merkwürdiger, da man gar keine Venus als Symbol der edlen, reinen Liebe aus dem Altertum hat. Denn die sogenannte Venus Urania ist vielen kritischen Schwierigkeiten unterworfen. Sie hat nichts Charakteristisches einer Venus an sich, ein Einwurf, der aber freilich auch diese Statue treffen würde. Sie ist von Legros nach einer Antike (wo steht diese?) gefertigt. Die übrigen Statuen sind von Coysevox, Coustou dem Älteren, Flamen, Vanclève und so fort. Einige sind nach berühmten Antiken, so der Nil und die Liber . . .

Place de Louis XV. Ein großer freier Platz zwischen den Tuilerien und den Champs Élysées. Zwei große Straßen durchschneiden ihn, von den Boulevarden nach der Seine und von den Tuilerien nach den Champs Élysées. In der Mitte steht die Bildsäule Ludwigs XV. zu Pferde in Bronze. Bouchardon fing sie an, konnte aber nur die Bildsäule selbst fertig machen. Das Piedestal, die vier Tugenden, die es umgeben, und die Basreliefe dazwischen fertigte Pigalle, den sich Bouchardon bei seinem Tode zum Nachfolger in der Arbeit ausbeeten hatte. Als das Stück vom Faubourg du Roule nach dem Platz gebracht wurde, wo es jetzt steht (dieser Transport dauerte drei Tage), und der Weg vor Bouchardons Hause vorbeiging, feierte man sein Andenken durch Kanonenschüsse. Auf mich machte die Bildsäule wenig Eindruck. In dem Pferde ist nichts Leichtes, Stolz, Edles; nur Anstrengung und Kraft. Es gleicht einem Kutschpferde, das eine große Last zieht. Die Stellung des Königs ist gezwungen und auf kindische Weise stolz, mit hintenüber geworfenem Nacken. (Dennoch wird dieses Stück sehr geschätzt, und das Pferd soll schöner als das von Heinrich IV. auf dem Pont neuf und Ludwig XIV. auf der Place Vendôme sein.) Die vier Tugenden um das Piedestal sind schwer zu erkennen, da sie, den einzigen Ast des Friedens ausgenommen, so viel ich sah, gar kein Attribut haben. Auf den beiden Seiten nach den Boulevarden und der Seine zu sind Basreliefe, auf den beiden andern Inschriften . . .

Von der Seite der Boulevarde wird der Platz von zwei weitläufigen Gebäuden begrenzt. Ihre Vorderseiten sind in einem großen Geschmack gebaut, mit korinthischen Säulen geziert und des Platzes würdig. Zwischen ihnen hin läuft die Rue royale, an deren Ende die Magdalenenkirche

gebaut wird. Dieser Kirche gerade gegenüber, auf der entgegengesetzten Seite des Platzes errichtet man jetzt eine neue Brücke über die Seine, um das Palais de Bourbon mit dem Platz zu vereinen. Wenn alle diese Gebäude fertig sind, wird dieser Platz einer der schönsten in Europa sein. Rund herum erst die herrlichen Gebäude, das Palais Bourbon, die neue Brücke, die Magdalenenkirche, die Garde-Meuble de la Couronne, dann die schön kontrastierenden, beinaß ländlichen Tuileries, Champs Elysees, Bois de Boulogne, in der Mitte die Statue, die mit der weißen marmornen Balustrade, die sie umschließt, einen großen Anblick gewährt, endlich die Größe des Platzes selbst, die alle die großen Steinmassen, die ihn umgeben, immer noch in der gehörigen Entfernung zeigt — alles dies muß ein vorzügliches Ganze machen.

In der Rue royale fanden am 30. Mai 1770 eine Menge von Menschen ihren Tod. Ein Feuerwerk bei Gelegenheit der Vermählung des jetzigen Königs hatte sie da versammelt. Durch Zufall oder durch Veranstaltung von Beutelschneidern stießen zwei Haufen, der eine von dem Platz, der andre von den Boulevarden her, in der Rue royale aufeinander. Zu gleicher Zeit fällt ein Gerüst ein. Baumaterialien verengten gerade die Straße. Jeder sucht sich zu retten. Die Wagen wollen durchdringen, viele sterben unter den Rädern, andere töten die Pferde mit Messerstichen. Betrüger benutzen die Gelegenheit, spannen feine Bindfäden aus und plündern die Fallenden. Dreihundert Menschen bleiben auf dem Platz, eine viel größere Zahl muß monatelang das Bett hüten. Eine ganze Familie verschwindet. Nach Merciers Ausdruck [in seinem Tableau de Paris, war an jenem unglücklichen Tage kein Haus, das nicht einen Verwandten oder einen Freund betrauerte.

Garde-meuble de la Couronne. Eins der beiden vorhin erwähnten Gebäude an der Ecke der Rue royale und des Platzes Ludwigs XV. Es ist bestimmt, vorzüglich merkwürdige Meublen der Krone darin aufzubewahren. Es enthält Waffen, Tapeten und andre kleinere Stücke, Vasen, heilige Gesetze uhw. Die Waffen sind theils ihrer Pracht, theils ihrer Sonderbarkeit wegen merkwürdig, theils auch der Männer wegen, die sie trugen. So sieht man da Heinrichs II., Franz I., Heinrichs IV. Waffen. Ein Paar Kanonen hatte der König von Siam Ludwig XIV. geschenkt, um ihm zu zeigen, daß es seiner Armee nicht an Kanonen fehlte, wie Ludwig gesagt hatte. Ich sah nur das Äußere des Gebäudes. Als die Bürger für ihre Freiheit die Waffen ergreifen, brachen sie auch in dies Haus ein und bewaffneten sich daraus. Der größte Theil der Waffen ist also jetzt zerstreut. Es liegt doch etwas Großes in dem Gedanken, daß eben das Schwert, das in Heinrichs IV. Hand gegen Intoleranz und Verfolgungsgeist stritt, jetzt den Despotismus bekämpfte. Der Anblick dieser Waffen selbst muß die

Franzosen belebt haben, vor allen der Waffen Heinrichs IV., den die Nation so vorzüglich liebt. An dem Tage der Eroberung der Bastille schmückte man seine Statue mit einem Lorbeerkranz und einer Freiheitskokarde, und einer aus dem herumstehenden Haufen schrie laut: *Aujourd'hui Henri IV. est ressuscité!* Wahrlich der schönste Lobspruch eines Königs, wenn man des Mißherrn gedenkt, indem man dem Enkel die Alleinherrschaft aus den Händen windet.

Place de Louis le Grand oder de Vendôme. Zwischen der Rue neuve des petits Champs und der Rue St. Honoré. Louvois entwarf zuerst den Plan, hier, wo sonst das Hotel de Vendôme gestanden hatte, einen Platz anzulegen. Nach seinem Tode kaufte die Stadt den Ort und ließ den Platz nach Mansards Zeichnungen bauen. Er ist rund herum von großen, symmetrisch gebauten Häusern umgeben, und durch zwei kurze Straßen sieht man die beiden Klöster des Capucines in der Rue des petits Champs und der Feuillans in der Rue St. Honoré. In der Mitte ist die Statue Ludwigs XIV. zu Pferde in Bronze von Johann Baptist Keller nach Girardons Zeichnung. Das Piedestal aus weißem Marmor ist von Coustou dem Älteren. Von allen vier Seiten ist es mit ungeheuer langen Inschriften überladen. *„Cunctas contubernales habuit et vel difficillimis temporibus liberalitate fovit“* hätte mich beinahe an die Pompadour und ihre Genossinnen erinnert, wenn ich nicht gleich drauf das vorübergehende *scientias* gelesen hätte.

Kirche St. Roch. In der Rue St. Honoré, den königlichen Ställen gegenüber. Der Anblick beim Eintritt in diese Kirche ist überraschend. Man sieht gleichsam vier verschiedene Dekorationen vor sich. Denn hinter dem Chor laufen in einer geraden Linie drei aufeinander folgende, mannigfaltig ausgeschmückte Kapellen fort. In der Kuppel der ersten dieser Kapellen ist eine Himmelfahrt Mariens *al fresco* von Pierre. Das Stück soll überaus schön sein. Aber die Farben sind schon zu sehr verwischt. Den sonderbarsten Eindruck macht die letzte Kapelle. Ein niedriges, finstres Kreuzgewölbe. Hinter dem Altar ein hoher Fels, auf seinem Gipfel Christus am Kreuz und Magdalena zu seinen Füßen, beide von einem Lichte umstrahlt, das gleich einem himmlischen Scheine von oben durch eine unsichtbare Öffnung einfällt. Der Altar hat die Gestalt eines Grabes, und auf beiden Seiten stehen schön gearbeitete Urnen. Die dicken Mauern, das Dunkel des Orts, der wunderbar einbrechende Schein, das Gemurmel der mystischen Worte des Priesters, das anbetende Schweigen der knienden Andächtigen flößen einen bangen, heiligen Schauer ein. Zu beiden Seiten der Kirche sind kleinere Kapellen mit Gemälden und mehreren Grabmälern. Nicht wegen seiner Schönheit, aber wegen des Mannes ist unter diesen das Maupertuisische das merkwürdigste. Sein Medaillon, darunter

eine abgeroebene Säule, aber eine ellenlange Inschrift, in der unter andern Friedrich II. Friedrich III. heißt. Mehrere merkwürdige Personen sind in dieser Kirche begraben: Maria Anna von Bourbon, natürliche Tochter Ludwigs XIV. und der Herzogin von Valliere, Lenôtre, die Deshoulières, Desmarests, Peter Corneille und so fort. Der große Corneille hat nicht das geringste Denkmal. Ich hätte gern sein Grab gesehen. Trotz der so oft rauhen Sprache, des unausgebildeten Versbaus, des schwülstigen, manchmal sogar spielenden Ausdrucks ist doch in seinen Werken eine Wahrheit und Tiefe des Gefühls, ein Adel und eine Erhabenheit der Empfindung, endlich eine Nativität, die man bei Racine und Voltaire nur selten findet. Noch immer erinnere ich mich mit Vergnügen des Entzückens, womit ich den Eid dreimal hintereinander las. Die äußere Fassade der Kirche ist schön, aber in der nicht sehr breiten Straße zu versteckt.

Halle au blé et à la farine. An dem Ort, wo das Hotel de Soissons stand. Es ist ein großes rundes Gebäude, zum Verkaufe des Getreides und Mehles bestimmt. Das Merkwürdigste daran ist die Kuppel. Sie hat einhundertundzwanzig Fuß im Diameter (nur dreizehn Fuß weniger als das Pantheon in Rom) und vierzig Fuß Höhe. Sie ist bloß von Fichtenbrettern, etwa vier Fuß lang, einen Fuß breit und einen Zoll dick, zusammengesetzt. Der Erfinder dieser Methode war Philibert von Lorme, Baumeister Heinrichs II. Die Erbauer dieser Kuppel, Legend und Moulmes, haben zur Ehre seines Andenkens sein Medaillon zwischen denen von Ludwig XV., XVI. und des Lieutenant de Police darin angebracht. Das Licht fällt durch große gläserne Fenster von oben in das Gebäude. An der einen Außenseite der Halle steht eine große Säule dorischer Ordnung. Sie gehörte ehemals zum Hotel de Soissons und Catharine von Medici brauchte sie zu ihren astrologischen Beobachtungen. Noch sieht man an der Säule Kriegen, Trepäen, den Namenszug HC, zerbrochene Spiegel, zerrutene Liebesknoten — alles Allegorien auf ihren Witwenstand. Jetzt dient die Säule zu einer Fontäne. Auf eine lange Inschrift folgen die Verse:

Quae quondam ornavit turris palatia regum,  
 Utilis haec populo nunc dare gaudet aquas.

Ehe diese Halle gebaut wurde, besaßen Privatleute das Grundstück. Sie wollten die Säule niederreißen, aber Herr Bachaumont kaufte sie für 1800 Livres und trat sie hernach der Stadt wieder ab.

Garten des Palais royal. Auch hier muß man keinen schönen Garten in einem großen Geschmack suchen; nur Eleganz, Künstelei, Spielwerk. Der ganze Garten ist von Gebäuden eingeschlossen, unter deren freien Kolumnaden die reichsten Läden aller Gegenstände des Luxus sind. In dem Garten selbst sieht man zu beiden Seiten zwei herrliche Kastanienalleen



und in der Mitte eine Art von japanischem Gebäude, rund herum von einem kleinen Graben und Fontänen umgeben. Sogar auf den äußersten Enden des Dachs sind Fontänen und Blumenstücke. Die Mitte desselben nehmen Glasfenster ein. Nichts ist so überraschend als der Eintritt in dieses Gebäude. Man sieht von einer rundherumlaufenden Galerie etwa dreißig Fuß unter sich ein Haus eines Restaurateurs, ein Café und einen ungeheuren Tanzsaal. So geschmacklos dieser Garten als Garten ist, da man nirgends Natur, nicht einmal große und edle Kunst, sondern nur überall Spielereien und ewige hölzerne und eiserne Treillagen [Bergitterungen] darin erblickt, so macht doch die Eleganz und Feinheit des Ganzen, die Mannigfaltigkeit des Anblicks der prächtigen Läden und das Gewimmel der Menge von Menschen, die sich da unaufhörlich einfänden, den Maß wenigstens für ein paarmal zu einem ganz angenehmen Spaziergange. Auf dem Gebäude, das dem Eingange gegenübersteht, ist eine Maschine angebracht, die vermöge eines Brennglases durch einen Kanonenschuß die Mittagsstunde anzeigt. Der ganze Garten ist vom Herzog von Orleans, der jetzt das Palais royal bewohnt, neu angelegt und noch nicht völlig geendigt. Das Palais royal sah ich nur von außen. Es ist ein großes, weitläufiges Gebäude, aber weder außerordentlich prächtig noch schön. Vorzüglich sind die drei Eingänge zum äußeren Hofe sowie der ganze äußere Hof selbst zu klein. Die Treppe ist prächtig und geschmackvoll.

Ecole Royale Militaire. Ludwig XV. stiftete die Anstalt für Kinder von Offizieren, deren Eltern arm waren oder im Dienste ihr Leben verloren hatten. In der Folge gingen mehrere Veränderungen damit vor. Merkwürdig genug ist es, daß auch zum Eintritt in dies Haus vier Ahnen gehörten. Jetzt ist die Anstalt gänzlich eingegangen, weil man das Haus zur Wohnung von Monsieur bestimmte, der, wenn der Dauphin fortgelebt hätte, seinen Palast in Versailles diesem würde haben einräumen müssen. Das Gebäude ist groß und schön und die Lage, da es ganz am Ende der Stadt, noch hinter dem Invalidenhanse liegt, vortrefflich. Von allen Seiten ist es mit freien Plätzen umgeben. Vorzüglich stößt hinten der ungeheure Champ de Mars daran, über den hinaus nach Passy und Chaillet zu eine sehr schöne Aussicht ist. Vorn sind mehrere Höfe. Auf dem mittelsten, den die Seitengebäude des Hauses einschließen, die wie Kolonnaden mit Säulen verziert sind, steht Ludwigs XV. Bildsäule mit der Inschrift: „Hic amat dici pater atque princeps.“ Warum blieben nicht die letzten Worte weg? Dann war die Inschrift, die zu den simpeln in Paris gehört, wirklich schön. In dem Hause selbst stehen noch in Nischen die Statuen mehrerer berühmter französischer Generale.

Grand et petit Chatelet. Im neunten Jahrhundert zwei Thürme, die zur Verteidigung der Stadt dienten. Jetzt liegen beide im Mittelpunkte

derselben. Wenn man dies bedenkt und so oft in großen Städten hört: hier waren ehemals die Mauern, so kann man sich der Frage nicht erwehren, was aus diesem ewig vermehrten Zusammendrängen der Menschen werden soll. Die Ursachen des Zufließens aus den Provinzen in die Hauptstadt nehmen immerfort und durch dies Zufließen selbst zu. Mit jedem neuen Ankömmling werden die Bedürfnisse vermehrt und schließlich in gleichem Verhältnisse mehr Mittel notwendig, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Kam nicht auch hier das Schicksal durch plötzliche Revolutionen uns wehrthätig zu Hilfe, so müßte man endlich durch den unaufhörlichen Verlust, den der Ackerbau an Ländereien und Bebauern durch die Städte leidet, einen allgemeinen Mangel an dem eigentlichen Ertrage der Erde befürchten. Doch so legen entweder Erdbeben die Städte in Trümmern, oder einbrechende Völker zerstören sie, oder diese und andre Revolutionen vermindern die Volksmenge eines ganzen Landes so sehr, daß Jahrhunderte dazu gehören, nur die leeren Mauern wiederum zu bevölkern. Dies lehren Athen, Rom und die Städte des alten Ostens, von deren ungeheurem Umfang nur ihre Überreste uns einen Begriff geben. Die Römänner bemächtigten sich des kleinen Chatelets. Das große besaßten sie vergebens, obgleich mit solcher Wuth, daß sie sogar ihre Gefangenen töteten, um sich dadurch eine Brücke über den Graben zu schaffen. Daß das große Chatelet noch von Cäsar herrühren sollte, ist ungeachtet der Überschrift eines Zimmers: „tributum Caesaris“, die man noch im sechzehnten Jahrhundert da las, wenn man die Bauarten vergleicht, nicht möglich. Das Gebäude ist offenbar gotisch. Das große Chatelet ist jetzt ein Gerichtshof. Unten auf dem Hofe ist ein kleines Gewölbe, vorn mit einem Gitter verschlossen, in das man alle unbekannte Leichname legte, die man auf der Straße oder im Wasser findet. Sie bleiben zwei bis drei Tage da ausgestellt und werden dann, wenn niemand sie für die seinigen erkennt, begraben. Selten vergeht eine Nacht, die diesem Gewölbe nicht einen Toten brächte. Man denke sich also den Gestank dieses engen Gewölbes. Allein was mir wenigstens diesen Ort schauderhafter gemacht hat, als selbst der Anblick des Todes hätte tun können, ist die Idee des Fremdens, der Gedanke, daß ein Mensch mitten unter beinaß einer Million Menschen so von allen Menschen getrennt leben kann, daß ihn auch nach seinem Tode niemand für den seinigen erkennt. Das Aufstellen solcher Unglücklichen ist gewiß eine heilsame und notwendige Polizeianstalt. Desto grausamer war es, daß man in Loewen den Fremden, den die Truppen, die gleich nach den Unruhen die Stadt besetzt hielten, unschuldig ermordet hatten, nicht zeigen wollte, sondern ihn gleich in der Stille fortschaffte. Allen freilich verbirgt der Despotismus gen die Schlachtopfer seiner Tyrannie. Daß man in Paris fast in jeder Nacht Leichname findet, darf

von der Sicherheit der Stadt keinen unvorteilhaften Begriff erregen. Sie ist jetzt, vorzüglich seitdem die Bürger sich selbst Wache sind, größer als vielleicht in irgendeiner andern großen Stadt. Allein bei so vielen aufeinander gehäuften Menschen, wovon viele in den verzweilungsvollsten Lagen sein müssen, können Selbstmorde und Unglücksfälle jeder Art nicht anders als häufig sein. Dann mag auch manche Ermordung in so vielen Häusern hinzukommen, die bloß den rohesten Ausschweifungen gewidmet sind. Viele kommen auch wahrscheinlich durch Verwahrlosung um. Das Gefühl von Interesse des Menschen am Menschen, der Trieb gegenseitiger Hilfe erstirbt in so großen Städten beinahe ganz. Ich sah mehr als einmal des Abends in volkreichen Straßen Menschen liegen, von denen ich wenigstens im Vorbeigehen nicht hätte entscheiden mögen, ob sie tot oder lebendig waren. Wie leicht konnten sie krank sein und in diesem hilflosen Zustande umkommen! Jedermann ging vorüber. In kleinen Städten, auf dem Lande ist jeder jedem näher, wenn er ihn auch nie gesehen hätte. Die Ursache davon würde ich nicht sowohl in der Menge der Hilfsbedürftigen in großen Städten suchen, denn es gibt ja auch verhältnismäßig mehr der Helfenden, als darin, daß bei dem Gewirre und Getümmel von Menschen, bei der ungeheuren Menge mannigfaltiger Interessen der Wert eines einzelnen Individuums geringer erscheint, daß man gegen das menschliche Elend, da man es in so vielfacher Gestalt erblickt, gleichgültiger wird, und endlich vorzüglich darin, daß man in großen Städten theils wegen der Polizei, die für alle sorgt, theils wegen der großen Leichtigkeit, alle Bedürfnisse befriedigen zu können, niemanden für so hilfsbedürftig hält, mit dem Lande und kleineren Städten hingegen Begriffe von einer Einsamkeit verbindet, die eigentlich nur in den großen wirklich ist. Das kleine Chatelet, jetzt ein Gefängnis, war unter dem heiligen Ludwig ein Zollhaus. Er verordnete, daß Taschenspieler und Leute, die mit Affen herumgehen, vom Zoll frei sein sollten, wenn sie dem Zöllner ihre Künste vormachten. Daher das Sprichwort: „Payer en monnaie de singes, en gambades.“

Hotel de Ville. Am Place de Greve. Das Außere des Gebäudes ist auf keine Weise merkwürdig. Nur über dem Portal steht Heinrich IV. zu Pferde en haut relief und im Hofe unter einem Bogen Ludwig XIV. zu Fuß von Consevor. Inwendig sind mehrere gute Gemälde und das Brustbild des Marquis de Lafayette in Marmor, das der Staat von Virginien dahin schenkte, für dessen Freiheit er stritt. Wie schön, daß dieser edle Mann nicht wieder Europa, ja nicht einmal die Mauern seiner Stadt zu verlassen brauchte, um ein zweitesmal die Freiheit einer Nation zu vertheidigen!

Place de Greve. Woher mag dieser Name kommen? Seit 1310 war

dieser Platz ein Richtplatz. Wenn er diesen Namen nicht schon vorher trug, so könnte man ihn entweder von gravare, gravamen (woher auch griech.) ableiten oder von dem angelsächsischen Graf (Richter). Dieser Platz vereinigt die schrecklichsten und freudigsten. Denn eben da werden auch alle Verurtheilte gegeben. Hier starben noch neuerlich an einem Reverbere Foulen und Verriers. Die parisischen Reverberes, wie sie an mehreren Plätzen gebaut sind, sind sehr bequem zu einem solchen Gebrauch. Sie haben völlig die Gestalt eines Soldatengalgens (gibet).

Vasille. So ist denn Linguets Weissagung erfüllt: die Vasille liegt in Trümmern, und an ihre Stelle tritt ein Denkmal der endlich siegenden Freiheit. Man arbeitet mit unglaublicher Geschwindigkeit an ihrer Zerstörung. Mehrere hundert Menschen sind täglich damit beschäftigt; nur Semtags kann man hingehen, die Ruinen zu besehen. Alles war voll Menschen, von der Spitze der Mauern an bis in die tiefsten Gewölbe hinab. Jeder drängte sich, mit frohem Stolze die Stellen zu zeigen, wo man zuerst angriff, eindrang und endlich den verrätherischen Gouverneur gefangen nahm. Wenn man den tiefen Graben, die überall mit dickem Eisen besetzte Zugbrücke, die ungeheuern Mauern, die wegen der Höhe so vorteilhafte Stellung der Besatzung und den engen Platz zum Angriff selbst sieht, so ist es beinahe unbegreiflich, wie ein Haufe schlechtbewaffneter Bürger ohne Anführung den Platz einnehmen konnte. Nur der Verzweiflung war dies schwierige Unternehmen möglich. Der, welcher zuerst in die Vasille drang, war ein Grenadier der Garde, Eli. Er schlug zweimal das Kreuz St. Louis aus, das man ihm zur Belohnung antrug, nahm aber 10000 Livre jährliche Pension von der Stadt und den Titel Chevalier de la Vasille an. Jetzt wird er von allen Bürgern geliebt, bewundert, vom König selbst geehrt. Siegte die Partei der Despoten, so starb er auf dem Rade. Das Innere der Vasille ist schaudervoll. Viele Gefangnisse haben beinahe gar kein Licht. Nur von oben, ein paar hundert Fuß tief, fällt es ein. Überall findet man in den Stein gehauene Namen der Unglücklichen, die zum Theil da ihr Leben beschloffen. Aber besonders reich an Inschriften waren die Türen und Möbel. Ich las mehrere. Fast alle Klagen, Beschuldigungen teils der Aufseher, teils derer, deren Verlaumdung sie für die Ursach ihrer Einkerkierung hielten. Nur eine einzige Tür fand ich, auf der ein Lob des Gouverneurs stand, und vielleicht war auch das nur geschrieben, damit der Kerkermeister es lesen und der geschmeichelte Stolz; das Schicksal des armen Gefangenen mildern möchte. Ware der Gouverneur ein edler Mann gewesen, hätte er nur Mitleid und Menschenliebe gekannt, so hätte ihn die Zerstörung der Vasille unsterblich machen können. Man würde auf den traurigen Überbleibseln, wie jetzt seinen Fluch, so seinen Segen lesen. Die Menschen sind nie so dankbar

auch gegen die kleinste Wohlthat, als wenn sie von eben der Hand kommt, die alle Macht ihnen zu schaden hat, von der sie nur Stolz, Vernachlässigung, Härte erwarten. Warum würden wir sonst so zufrieden mit unsern Königen sein? Warum von den schwächsten Zeichen ihrer Güte so gerührt werden? Warum sie so willig loben, wenn sie doch wahrlich nichts mehr als erträglich sind? Als eine Festung des Mittelalters ist die Bastille ein schönes Gebäude, und es ist ganz wahr, was ich in einem französischen Schriftsteller las, daß sie ein treffliches Muster für den Künstler sein würde, der eine belle horreur malen wollte. In dieser Rücksicht sieht man die Zerstörung mit bedauerndem Auge an. Aber doch war sie unentbehrlich. Es war das eigentliche Bollwerk des Despotismus, nicht bloß als ein grauenvolles Gefängnis, sondern auch als eine Festung, die ganz Paris beherrscht. — Als Bassompierres in der Bastille saß, las er einmal in der Bibel; der Gouverneur fragte ihn, was er darin suchte. Je cherche, erwiderte er, un passage pour sortir d'ici. Schwerlich aber würde die Bibel — man redet doch nur von einem Buch, insofern es verstanden und erklärt zu werden pflegt — den herrlichen Ausgang gezeigt haben, den jetzt der Mut der Bürger, zuerst von Verzweiflung angefaßt, dann von edlem Freiheitsinne genährt, fand. Die Ideen von verdienstvollem, geduldigem Leiden, das ewige Hinblicken auf künftige überirdische Erwartungen, die dem Christentume so sehr eigen sind, drücken die widerstrebende Kraft des Menschen, also auch seinen Sinn für Freiheit zu sehr nieder.

Comédie française. Ein runder, ziemlich großer Saal. Die unbequeme runde Form macht, daß man aus manchen Logen nur einen sehr kleinen Theil des Theaters übersieht. Die Verzierungen sind zum Theil sehr sonderbar. So an der Decke die Zeichen des Tierkreises, die zu einer Menge von Epigrammen Anlaß gegeben haben, vorzüglich in Hinsicht auf die Damen unter dem Zeichen der Jungfrau und die Männer unter dem Zeichen des Steinbocks. Gerade über dem Theater sieht man Melpomene und Thalia, aber beide in einen so engen Platz eingengt, daß die arme Thalia eine sehr groteske Stellung erhält. In dem Foyer stehen die Büsten berühmter Theaterdichter und auf dem Flur noch einmal in Lebensgröße Voltaire [von Houdon]. Er ist in seinem Alter, auf einem Stuhl, vorgestellt. Ich sah Beverley [von Saurin] und Alhalie [von Racine] und zwei kleine Lustspiele. Die Truppe ist nur sehr mittelmäßig, in der Tragödie sogar schlecht. Dennoch ist des Beifallklatschens kein Ende. In der That hab ich kein so gefälliges Publikum gesehen als hier; schon wenn der Schauspieler auf die Bühne tritt, wird geklatscht und hernach bei jeder nur irgend merkwürdigen Stelle. Grammont scheint jetzt der vorzüglichste tragische Schauspieler. Er spielte Beverley und den Hohenpriester in

Uebalie. Seine Deklamation ist nicht bloß ganz im französischen Geschmack, sondern auch in diesem Geschmack noch schlecht und ungeheuer. Sooft er in Leidenschaft gerät, schreit er, daß keine Silbe mehr verständlich ist. Die Verzerrungen des Gesichts, die Gebärden überhaupt sind nun gar unaussprechlich. Schlechterdings keine Natur, keine Wahrheit, keine Empfindung. Uebalie spielte Mademoiselle Raucourt. Ihre Figur und noch mehr ihr Gesicht ist sehr unangenehm, groß, stark, männlich, ganz ohne alle Grazie. Ebenso ist auch ihr Spiel. Aus Uebalie machte sie eine Furie ohne allen Anstand und Schönheit. Abner spielte am erträglichsten. Joas, ein kleines Mädchen, vorzüglich. Für Lustspiele scheint die Truppe sehr gut. Ich sah den Kaufmann von Smyrna und August und Theodor. Sie sind komisch, ohne grotesk zu sein. Überall behalten sie Anstand, Grazie, feine Lebensart im Auge, was auf unsrer Bühne so selten ist. Am meisten gefiel mir Desincour, der aber freilich nur für niedrig komische Rollen gemacht scheint. Der, welcher am meisten geschätzt wird, ist Molé. Ich sah ihn noch nicht. August und Theodor ist eine Nachahmung des Edelknaben von Engel, nur freilich sehr weit hinter seinem Original. Friedrich II. erscheint darin mehrmals auf der Szene. Der Schauspieler sucht das Individuelle der Person bis auf die größten Kleinigkeiten beizubehalten, und wirklich erkannte ich Friedrich, ohne vorher zu wissen, daß er erscheinen würde. Prinz Heinrich soll selbst den Anzug angeordnet haben. Aber die Nachahmung erstreckt sich noch weiter, auf Gang, Stimme, Gebärden usw. Auf mich machte eine so gesuchte, ängstlichgenaue Ähnlichkeit ohngefähr eben den Eindruck, den Wachsfiguren machen. Alle Zeichen des Lebens und doch kein Leben. Man muß die Täuschung nie zu weit treiben wollen. Der Zuschauer, gleichsam in Gefahr hintergangen zu werden, vergleicht Original und Kopie und sieht sich betrogen. Und wie nun gar hier, wo die Ähnlichkeit gerade nur in den Kleidern bestand, wo alles übrige ganz verfehlt oder bis zum Lächerlichen übertrieben wurde. Der siebzigjährige Friedrich mußte krumm und zitternd gehen, aber wer sagt denn, daß dies Stück in die letzten Jahre seines Lebens fällt? Und wenn er auch krumm ging, so ging er doch nicht, wie hier auf dem französischen Theater, schief und krüppelhaft. Seine Stimme mochte wohl rauh sein, aber sie glich doch nicht, wie hier, einem ewig zürnend rollenden Donner. Nichts war mir lächerlicher, als wie in dem Augenblick, da er die Mutter des Pagen sprechen will, beide Flügel aufgehen und ein Duzend Pagen und Bedienten vor ihm hereinstürzen. Mr. Berquin sagte mir: *Oh, mais il faut quelque chose pour décorer la scène.* Nun freilich, wenn schlecht angezogene Bedienten notwendig sind, *pour décorer la scène!*

Auch im Schauspiel zeigt sich der Geist, der jetzt die Nation belebt. Bei jeder Stelle, die auch nur eine entfernte Anspielung enthält, wird

ohne Aufhören geklatscht und Bravo gerufen. So zweimal in Aethalie. Der Hohenprieſter warnt Joas vor Schmeichlern und ſagt vom David, glaub ich: *Hélas, ils ont des rois egaré le plus cher!* Dann bei dem Verſe in der Erzählung von der Befreiung des Tempels von Aethaliens Mietſtruppen: *L'étranger est en fuite, et le Juif a vaincu.* Das letzte in bezug auf die Königs-Allemands und die Schweizer, die den Bürgern den meiſten Widerſtand leiſteten. Das Beiſallklatschen beim erſten Verſe war eine rührende Szene. Ein armes, gedrücktes Volk, das mit Gefahr ſeines Lebens ſeine Freiheit erkauft und ſeinem untätigen König wahrlich nur aus unverdienter Gnade Leben und Krone läßt, eben dieſen König noch ſo gutmütig lieben zu ſehen.

Überhaupt machte Aethalie viel Eindruck auf mich. Freilich zieht bei den franzöſiſchen Tragödien weder Intereſſe der Intrige noch Charakterzeichnung noch Wahrheit der Empfindung an, aber ſo manche erhabene Sentenz, manche ſchöne Geſinnung, verbunden mit dem Nachdruck des Verſes, in Aethalie durch die Ehre der Muſik und dem Pomp der wirklich ſchönen Dekorationen, wirken doch ſehr ſtark."

10. Auguſt. „Ich ſah den ganzen Tag über nichts Merkwürdiges. Den Morgen führte mich Campe zu Mr. Berquin, einem pädagogiſchen Schriftſteller, dem Herausgeber des *„Ami des enfants“*. Es iſt ein ſehr unbedeutender Menſch, der ſeine Schriftſtellerei bloß als Handwerk zu treiben ſcheint. Seine Romanzen (er hat einen ganzen Band herausgegeben) ſind nur aufs höchſte mittelmäßig. Schon jetzt denkt er daran, die künftige Konſtitution für junge Leute zu bearbeiten. Mit ihm gingen wir zu Didot, beſahen ſeine Preſſen und ſeine Drucke. Gegen Mittag wurde in der Kirche St. Sulpice eine Seelenmeſſe für die für die Freiheit gefallenen Bürger geleſen. Das Gedränge um die Kirche herum war ungeheuer. Campe kam durch Berquins Hilfe hinein. Ich konnte nicht durch. Ein armer, zerlumpt angezogener Menſch hatte auf der Straße ein Billett gefunden; die Bürgerwache hatte es ihm, ſo erzählte er, zerriffen und warf ihn hinaus. Sehr merkwürdig war es, bei dieſer Gelegenheit die Außerungen von Freiheit und Gleichheit aller Bürger in dem Munde von Leuten zu hören, die man bei uns zu den Heſen des Volks rechnen würde. So hat ſchon jetzt die Revolution die Menſchen gehoben und aufgeklärt; was erſt wird ſie in der Folge tun? Den Nachmittag war Campe müde, und ich konnte alſo auch nichts anfangen. Dadurch verliere ich manche ſchöne Stunde; ein Fehler, der bei einer Reiſe in Geſellſchaft nun freilich nicht abgeändert werden kann. Den Abend gingen wir im Palais Royal ſpazieren. Die Arkaden, die den Garten einſchließen, ſind alle Abend durch die Reverbere (Scheinwerfer nach Campe), die zwiſchen jedem Bogen hängen, herrlich erleuchtet. Dazu kommen noch die beſonderen Erleuch-

tungen der bis gegen Mitternacht offenen Läden. Die Menge von Menschen, die man alle Abend da findet, ist sehr groß und dadurch wenigstens wird der Spaziergang als Pariser Spaziergang recht angenehm."

11. August. „Hotel Dieu. Der Fremde, der in dies Haus tritt, fühlt nicht den reinen Teil des unbeschreiblichen Elends dieser verderblichen Anstalt. Man läuft durch ein paar Säle, vermeidet gerade die Zimmer, worin der schrecklichste Anblick das Auge erwartet, und dann urteilt, räsontiert man. Wie wenige studieren das menschliche Elend in seinem ganzen ungeheuren Umfang, und doch welches Studium wäre unter allen notwendigster? Aber die schändlichste und doch die gemeinste Weichlichkeit ist der Ekel, mit dem wir jeden Anblick des Unglücks von unfremem Auge entfernen. Es gibt kein schöneres Gefühl als die Sympathie, die uns andern gleichsetzt, und mir ist der Mangel an Erfahrung vorzüglich darum schmerzhaft, weil die Menschen, die in einer Lage sind, die ich nie erfuhr, mir fremd sind. Das Gefühl des Menschseins, der Gleichheit, der Verwandtschaft mit allen erfüllt nach und nach in dem, der nur so wenige menschliche Lagen aus eigener Erfahrung kennt, und darum möchte ich ebensowenig durchaus einen hohen Grad moralischer Vollkommenheit besitzen, als durchaus eines hohen Grades des Glückes genießen. Die schlimmste Folge dieser Weichlichkeit aber ist, daß sie von allen Anstalten zur Erleichterung des menschlichen Elends einen zu vorteilhaften Begriff gibt, die Summe dieses Elends selbst in unsern Augen verringert. Gerade solche Anstalten sollten die schärfste Beurteilung erfahren, gerade bei ihnen ist es besser, das Gute als das Böse zu verschweigen. Es ist das nicht Undank gegen die Wohlthätigkeit der Stifter, es ist Pflicht gegen die leidende Menschheit. In allen Dingen, die Aufopferung kosten, glaubt man zu früh genug getan zu haben, und noch weit eher, als man dies glaubt, hört man auf zu handeln. Denn wem fehlte es für die zweite Hälfte des Wegs an Entschuldigungen? er tat ja schon so viel, indem er die erste ging. Man redet unaufhörlich vom Schaden zu strengeren Beurteilungen, und wie viele beschimpfende Namen warten nicht auf den, der — ich will das auch annehmen — bei seinem Urteil die Grenzen der Billigkeit überschreitet. Aber nun auf der andern Seite der zu gelinde Beurteiler? Er kann sicher und ungestraft sich noch ungleich weiter von der Wahrheit entfernen als jener. Und doch, woher stammt die gelinde Beurteilung? Meistenteils, oder da ich doch hier wie dort vom Extrem reden muß, immer aus eben der Trägheit, der Apathie, zu der sie führt. Will man sich die Mühe des Beobachtens ersparen? man urteile nur gelinde und man ist sicher vor allem Tadel. Zu strenge Beurteilung ist abscheulich, wenn sie aus Sucht zu verleumdern entspringt. Aber es wäre doch sonderbar anzunehmen, daß es mehr Verleumder als Schmeichler gibt, und wie nun, wenn zu gelinde



aus niedriger Schmeichelei fließt? Gewöhnlich urteilen zu strenge der spekulierende Philosoph, der aus irrender Vernunft, der feurige Jüngling, der aus zu raschem Gefühl das richtige Verhältnis zwischen Kraft und Wirkung verfehlt, oder der unglückliche Hypochonder, der allen Dingen eine zu schwarze Farbe leiht. Wer wird nicht den Irrtum des ersten, selbst wenn er ihn erkennt, achten, das Feuer des zweiten lieben, die Krankheit des letzten bedauern? Wer nicht alles dies der Kleinmütigkeit vorziehen, die das Ziel zu nah steckt, oder der Trägheit, die immer Zeit übrig zu haben glaubt, oder dem unverzeihlichen Leichtsin, der, wenn nur in ihm die wichtigsten Wünsche befriedigt sind, den Mangel um sich her ganz übersieht? Und nun berechne man den Schaden. Wie unendlich überwiegend ist er auf dieser Seite! — Ich bin, indem ich dies aufzeichne, zu zerstreut, ich bin nicht allein, ich höre um mich her sprechen, pfeifen, singen, aber wer vielleicht einmal dies Blatt liest, wird mich verstehen und mir vielleicht recht geben. Doch ich kehre zurück. Mercier macht eine fürchterliche Beschreibung vom Hotel Dieu, aber wenn ich sie mit andern Beschreibungen vergleiche, wenn ich hinzunehme, was ich teils selbst sah, teils schließen konnte aus dem, was ich sah, so ist sie pünktlich wahr. Nach dem Bericht der Kommissarien der Akademie der Wissenschaften, die auf des Königs Befehl das Hotel Dieu untersuchten, starben von 1 108 741 Kranken in 52 Jahren 244 720, folglich von  $4\frac{1}{2}$  einer (Mercier sagt nur von 5 einer, so wenig übertreibt er). In der Charité in Paris stirbt gewöhnlich nur von  $7\frac{1}{2}$  einer. Die Charité hätte also in derselben Zeit 99 044 Menschen weniger verloren. Verteilt man dies auf 52 Jahre, so kommen auf jedes Jahr 1906 Tote, etwa der zehnte Teil der Mortalität von ganz Paris. Deimach 2000 Menschen rafften also bloß die schlechten Anstalten des Hotel Dieu weg, und dazu ist es hier nur mit der Charité verglichen, die doch wahrscheinlich auch nicht fehlerfrei ist. Man vergleiche es nun mit einem, aber immer doch noch ausführbaren Ideal von Krankenhause, und man wird es unglaublich finden, wie man in dem kultiviertesten Reiche Europens, möchte ich sagen, eine so große Menge von Menschen mutwillig aufopfern kann. Die vorzüglichsten und in die Augen fallendsten Fehler des Hospitals sind: 1. Mangel an Betten. Höchstens sind 2000 Betten da und die Mittelzahl der Kranken ist 2500, die größte 5—6000 (jetzt waren 3000), folglich liegen im Winter, wo alles sehr voll ist, manchmal sogar sechs in einem Bette, wie mich die Aufwärter selbst versicherten. Vier in einem sah ich selbst. Zwei und drei ist ganz gewöhnlich. 2. Die ungesunde Lage des Gebäudes. Mitten in der Stadt auf einem engen Platze, von hohen Häusern rund herum eingeschlossen. Chirurgische Operationen sind darin äußerst gefährlich, das Trepanieren immer tödlich. Nun rechne man noch Unreinlichkeit, Seinenwasser, das eine ganz

eigene Beschreibung verdient, Nachlässigkeit und Härte der Aufseher, der Wundärzte, Verügereien der Apotheker und man wird erstaunen. Doch habe ich die Reinlichkeit, verglichen mit der Menge von Menschen, bewundert. Es war wirklich so gut als gar kein Gestank darin. Man teilt die Kranken in *personnes recommandées* et *non recommandées* ein. Welche neue drückende Pein! Welche Empfindung für den armen Kranken, der auch da, wo das äußerste Elend alle gleich machen sollte, noch die Einflüsse der Konventionen fühlt! Weil er keine Empfehlung hat, liegt er nun mit 100 in einem Saal, mit drei, vier, fünf in einem Bett und hat, was ich aber doch nicht gewiß weiß, schlechtere Aufwartung und Kost. Und nun der Einfluß, den diese Idee der Ungleichheit auf die Aufwärter hat. Ich sagte dem einen, es wäre schlimm, daß sie so eng lägen. „Oh!“ antwortete er, *ce ne sont que les personnes non recommandées.* Alle Säle sind zu niedrig und haben zu wenig Bequemlichkeit, die Luft durchstreichen zu lassen. Die Kranken bekommen auch Wäsche, sie wechseln zweimal die Bede. Venereische Kranke werden nicht aufgenommen, sondern kommen nach Bicêtre. An die schädlichen Folgen des Hotel Dieu für den gesunden Teil der Stadt mag ich nicht denken. Denn wie könnte ich sonst heute mittag mein Seinerwasser trinken, das, unterhalb des Hotel Dieu geschöpft, mit allen seinen Unreinlichkeiten, dem Unflat von 3000 Kranken geschwängert ist? Die Leichname des Hotel Dieu werden innerhalb der Stadt in Clamart begraben. Man wirft sie ohne Sarg, in ein bloßes Leichentuch gewickelt, in eine offene Grube und ungelöschten Kalk darüber. Doch man lese Mercier. Wenn es mir irgend möglich ist, muß ich noch einem solchen Zuge bewohnen. Selle soll erzählt haben, daß im Hotel Dieu nur immer einer in einem Bett läge. Er sah vielleicht nur einen Teil der *personnes recommandées*, wo seltener zwei und zwei sind. Wir erzählten dies unserm Lohnbedienten. „C'est un menteur!“ war seine Antwort. „Mais c'est un philosophe.“ sagte Campe. „Il est donc mauvais philosophe!“ erwiderte er, und seitdem drückt er eine Lüge nicht anders aus als durch: *assurément que Votre philosophe aura dit cela.* Er kennt die deutschen Begriffe von einem Philosophen nicht; er denkt, ein Philosoph muß auch beobachten können.

Hotel des enfants trouvés. Es gibt mehr als eine Anstalt dieser Art in Paris, aber die vorzüglichste ist die, welche dem Hotel Dieu gegenüberliegt. Man wird in einen großen Saal geführt. Mehr als hundert Wiegen stehen dicht nebeneinander, und es ist der rührendste Anblick, die kleinen Unglücklichen darin zu sehen. Der Saal ist lang und luftig, die Wiegen, die Zucher, alles im höchsten Grade reinlich, auch die Behandlung scheint gut. Freilich werden sie fest in Windeln gepackt, aber bei der Menge der Kinder und der verhältnismäßig kleinen Zahl der Wärterinnen ist diese grau-

same Vorsicht vielleicht nötig. Ehemals hat man Ammen gehalten, jetzt aber gibt man den Kindern Brei, weil die Ammen zu häufig von venerischen Krankheiten angesteckt waren. Sie bleiben nur einige Tage im Hause. Dann verteilt man sie aufs Land. Im siebenten Jahre nimmt man sie vom Lande zurück, und vom fünfzehnten Jahre an überläßt man sie ihrem eigenen Schicksal. Jedes Kind wird zu jeder Zeit des Tages und der Nacht ohne alle weitere Erkundigung aufgenommen. Die Mutter sagt bloß ihren Namen, weiter nichts, und auch diesen hält man geheim. Die Hälfte der Kinder, die dahin gebracht werden, sind rechtmäßige, deren Eltern nur die Not zu diesem Schritt treibt. Man schließe daraus, welches ein Elend in Paris und (denn auch von den Provinzen bringt man eine Menge Kinder hinein) den Provinzen herrschen muß. Die Zahl der Kinder, die jährlich in das Haus gebracht werden, beläuft sich auf 7—8000. Mercier hat bei diesem Artikel folgende vorzüglich mir interessante Stelle: „In Preußen säugt jedes Mädchen ihr Kind selbst und öffentlich. Wer sie bei Erfüllung dieser ehrwürdigen Pflicht der Natur auch nur mit Worten beleidigt, wird bestraft. Man gewöhnt sich in ihr nur die Mutter zu sehen. Das ist das Werk eines philosophischen Königs; so hat er aufgeklärte Begriffe unter seiner Nation verbreitet.“ Das erste ist wahr, aber wie wenig das letzte! Auch bei uns sehen die meisten in einem unglücklichen Geschöpf dieser Art nur eine verächtliche Dirne. Aber das Gefühl der Schande ist schwächer, weil die Milde der Gesetze gelehrt hat, den Fehltritt für kleiner zu halten. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es gut ist, die mit Ausschweifungen dieser Art verbundene Schande zu mindern. Ich glaube es in jeder Rücksicht. Einmal sind die physischen Folgen dann weniger schrecklich, Kindermord und andere Grausamkeiten werden vermieden. Dann gewinnt auch die Moralität selbst. Die Neigung zu diesen Ausschweifungen ist an sich zu groß, findet in unseren bürgerlichen Einrichtungen auf der einen Seite zu viel Nahrung, auf der andern zu wenig Gelegenheit gesetzmäßiger Befriedigung, reizt endlich zu sehr durch die Leichtigkeit, den Fehltritt verborgen zu halten, als daß die Moralität von dieser Seite nicht oft verletzt werden sollte. Ist nun Schande damit verknüpft, wie sie es ehemals war, so verliert die Person, die einmal fiel, alles Ehrgefühl. Was wird die scheuen, die einmal so tief sank? Nicht also auf diese Art, durch Furcht vor Schande, müßte man dem Abel steuern, sondern auf einem ganz andern Wege. Man müßte die Heiraten erleichtern, der Armut abzuhelfen suchen, das moralische Gefühl und den Geschmack mehr ausbilden. Alle Laster entspringen beinahe aus dem Mißverhältnis der Armut gegen den Reichtum. In einem Lande, worin durchaus ein allgemeiner Wohlstand herrschte, würde es wenig oder gar keine Verbrechen geben. Darum ist kein Teil der Staatsverwaltung so

wichtig als der, welcher für die physischen Bedürfnisse der Untertanen forct.

Jardin du Roi. Eigentlich ein botanischer Garten, der aber sehr groß ist und sehr angenehme Spaziergänge hat. Wenigstens ist mehr Natur darin, auch mehr Mannigfaltigkeit als in den übrigen öffentlichen Gärten der Stadt. Schwärzige Gänge, kleine Hügel, Rasenplätze, Beete von ausländischen Blumen und Pflanzen wechseln miteinander ab. Auf einer ziemlich beträchtlichen Anhöhe liegt ein kleiner Tempel, von dem man den größten Theil von Paris übersieht, so daß die Aussicht wirklich schön ist. Sonntags ist dieser Garten der Spaziergang des niedrigeren Theils des Volks, der vornehmeren Handwerker und geringeren Kaufleute. Das macht, daß man an diesem Ort mehr Originalität findet als in den vornehmen Spaziergängen.

Gobelins. Eine Manufaktur in haute und basse lice, von Colbert angelegt. Sie hat ihren Namen von Gilles Gobelin, dem ersten berühmten Arbeiter dieser Art. Die Arbeit geht sehr langsam. An einer Tapete arbeiten zwei bis drei Leute bis auf vier Jahre lang. Das Bild ist auf der trame vorgezeichnet, und außerdem hat der Arbeiter das Original neben sich, um die Farben danach zu wählen. Vor ihm hängen eine Menge fuseaux mit farbiger Seide, und nun slicht er mit der Hand durch die fuseaux die Fäden ein. Es ist also gar kein Mechanismus dabei, alles beruht auf der Geschicklichkeit des Künstlers, die vorzüglich in der richtigen Wahl der Nuancen besteht. Die Arbeiten dieser Art sind zu kostbar, als daß sie irgend häufig Abgang finden könnten. Die Fabrik wird also allein auf Kosten des Königs unterhalten, der die Tapeten theils zu seinen Palästen, theils zu Geschenken braucht. Vielleicht täte man besser, diese ganze Art der Pracht untergehen zu lassen. Wegen ihrer überaus großen Kostbarkeit hat diese Arbeit nicht einmal den Nutzen, den sonst Gegenstände des Luxus gewahren: wegen ihrer Langsamkeit kann das Genie des Künstlers nicht bilden, und als Kunstwerk selbst erreicht sie doch nie das Sanfte und Gesällige der Gemälde."

Mit dem 11. August schließen diese zusammenhängenden Aufzeichnungen, und es treten wieder wie vorher die kürzeren, rein sachlichen, noch unredigirten Notizen fast ausnahmslos an ihre Stelle. Von den Erlebnissen des 12. – 14. August sind gar keine Aufzeichnungen Humboldts vorhanden, und wir sind hier wieder auf Campes Buch angewiesen, das uns allerdings leider bald ganz im Stich läßt. Danach machten die Reisenden am 12. und 13. einen Ausflug nach Versailles. Dort besuchte Campe allein am 12., von Mirabeau geladen, eine Sitzung der Nationalversammlung. Am 13. erhielten alle drei Reisegefährten Zutritt zu einer solchen und hatten das Glück, sich nach Schluß der Sitzung der Reihe der Abgeordneten an-

schließend, die sich zum König begaben, um ihm eine Adresse zu überreichen, die ihm den Titel eines Wiederherstellers der französischen Freiheit verlieh, mit ihm einem feierlichen Gottesdienst in der Schloßkapelle beizuwohnen, ungehindert bis zur Kapelle durchgelassen zu werden und Zeugen der Zeremonie des „Leichenbegängnisses des französischen Despotismus“ zu sein. „Ich war,“ sagt Campe, „in diesem Augenblicke stolz genug, meine Freunde und mich für Deputierte der Menschheit zu halten.“ Den Rückweg nahm man über Marly, wo die die Springbrunnen der königlichen Schlösser mit Wasser versorgende Hebemaschine und das entzückend gelegene Sommerhaus der Madame Dubarry besucht wurde. Am 15. war Humboldt in den Krankenhäusern Bicêtre und Salpêtrière. Am 16. wohnte man einem der damals in Paris häufigen kleinen Theaterkandale bei: nach der Aufführung eines Fontanelleschen Schauspiels entspann sich zwischen dem Publikum und dem Schauspieler Fleury eine längere erregte Auseinandersetzung über die lebhaft gewünschte, aber von der Zensur bisher verbotene Aufführung von Chéniers „Karl IX.“ Am 17. war man wegen eines Unwohlseins Campes an das Zimmer gefesselt, konnte aber am Morgen des 18. einer Gerichtsverhandlung im Justizpalast beiwohnen, bei der Humboldt die vielen Schlafenden aufstieß. Vom 19. notiert Humboldt: „Ecole de Chirurgie. Ein großes schönes Gebäude mit zwei Flügeln und einem Säulengange zum Eingang. Ludwig XV. fing es an und Ludwig XVI. endigte es, wie man vorn auf einer weitläufigen französischen Inschrift liest. In diesem Hause werden alle Arten chirurgischer Lehrstunden gehalten. Besonders schön ist das anatomische Theater. Ein Halbzirkel mit treppenähnlichen Sitzen kann wohl 1200 Menschen fassen. Das Licht kommt durch die Kuppel herein. Die Bibliothek ist nicht sehr zahlreich. In demselben Hause ist auch ein Hospital von vierundzwanzig solchen Kranken, die operiert werden müssen. — Hotel des enfants trouvés au faubourg St. Antoine. Ludwig XIII. stiftete die erste Anstalt der Art in Paris. Das Haus hat nur Kinder von vier bis fünfzehn Jahren. Man bringt sie theils vom Lande, theils aus dem Hotel des enfants trouvés vis à vis de l'hotel Dieu dahin. Sie werden darin ganz unterhalten und bekommen Unterricht im Lesen, Schreiben, Katechismus, auch Rechnen. Die Knaben stehen unter männlicher Aufsicht und werden vorzüglich gebraucht, bei Leichenbegängnissen und andern Gelegenheiten zu folgen. Im Hause müssen sie, bloß um sie zu beschäftigen, stricken. Aber das Haus hat einen Garten. Könnten sie da nicht arbeiten? Die jüngsten Knaben sind wie Mädchen angezogen. Die Mädchen stehen unter der Aufsicht der socurs de la charité und machen allerlei weibliche Arbeiten. Das ganze Haus, Essen, Betten, Schlafzimmer sind äußerst reinlich. Das Haus gut gelegen. Von der einen Seite hat es einen ganz freien Platz, über den eine Allee führt. Wenn die

Kinden weggehen, erhalten sie noch einen Anzug; man nimmt sie auch wieder, wenn sie keine gute Stelle gefunden haben. Sonderbar ist, daß nach einer Einrichtung Ludwigs XIV. die ehelosen Priester und Mönche das meiste zur Unterhaltung dieser Findelkinder beitragen müssen. — Place royale. Die Statue nicht schön, bloß kolossalisch. Die Eitelkeit des Ministers in den Inschriften ungeheuer. Man lese diese Inschriften.“

Vom 21. — 23. August unternahmen die Reisenden einen Ausflug nach St. Denis, Chantilly und Ermenonville. Mehr als die Grabmäler der französischen Könige in St. Denis, deren plastischer Schmuck so tief in Humboldts Phantasie sich eingrub, daß er in den Sonetten des Greifes wieder auftaucht, mehr auch als Chantilly, das Schatzkästchen des großen Condé, war Ermenonville ein Ziel der innigsten Sehnsucht unsrer Reisenden, der Ort, wo Jean Jacques Rousseau vor elf Jahren in dem ihm vom Marquis de Girardin eröffneten Asyl nach einem Leben voller Leiden in landlicher Einsamkeit gestorben war. Auf der Pappelinsel in einem kleinen See des schönen Parks war er beigesetzt worden. Wie sehr Humboldts Gefühl sich hier erregt fühlte, geht schon daraus hervor, daß er sämtliche Versinschriften, die an verschiedenen Stellen des Parks angebracht waren, obwohl meist ohne tieferen poetischen Wert, seinem Tagebuch einverleibt hat. In eine Pappel an einem Bach der Pappelinsel gegenüber schnitt er die Namen Karl (Laroche), Jette (Herz) und Wilhelm mit den Anfangsbuchstaben in der Chiffreninschrift des Vereidigungsbundes ein. Eine köstliche Anekdote hörte der früher bereits erwähnte Wörtz, den Humboldt später in Jena wieder traf, aus dessen Munde: Campe habe geglaubt, als Hofmeister überall ein wichtiges Wort äußern zu müssen, und so habe er, als sie Rousseaus Sterbezimmer betraten, gesagt: „Zu diesem Fenster ist die große Seele hinausgefahren!“ Von den letzten Pariser Tagen sind keine Aufzeichnungen Humboldts vorhanden. Campe berichtet nur noch vom 24. August, dem Ludwigstage, daß die Reisenden unter Merciers Führung die Kunstausstellung im Louvre besuchten und einer Sitzung der akademischen Unsterblichen beiwohnten, in der der Abbé Barchélemin, der berühmte Verfasser der Reisen des jungen Anacharis, seine Antrittsrede hielt und an die sich eine Preisverteilung angeschlossen.

Am 27. August verließen die Reisenden Paris und kamen über Metz am 3. September in Mainz an, wo Humboldt, während Campe nach einem halbtägigen Aufenthalt nach Braunschweig heimfuhr, bis zum 2. bei Forsters blieb, an welchem Tage er den zweiten Teil seiner Reise antrat, der ihn südwärts in die Schweiz führte. Die Aufzeichnungen aus Mannheim, Heidelberg, Heilbronn und Ludwigsburg entbehren allgemeinen Interesses. Die Eigenart der Landschaft schildern sie wenig; vom

Heidelberger Schloß heißt es hier: „Das Schloß auf einem hohen, schönen, wildbewachsenen Berge dicht hinter der Stadt. Es ist beinahe ganz zerfallen, zerschmettert und zerschossen; nur wenige Teile sind noch bewohnbar. Einige machen vortreffliche Ruinen. Vor dem Schloß ist ein großer Altan. Vor sich hat man unmittelbar zu seinen Füßen die Stadt, rechts ist die Szene eng und beschränkt, der Neckar bricht zwischen zwei Reihen Gebirgen hervor. Die Gebirge selbst, große, kühn aufgetürmte Massen, unten mit Wein besetzt, oben mit Gebüsch und Wald bewachsen. Links ist die fruchtbare Ebene nach Mannheim, Mainz und der Bergstraße zu, bis wieder das blaue Rheingebirge den Horizont schließt. Dieser Anblick, wie ich ihn da beschrieb, ist überaus malerisch, es ist ein großes, einfaches Ganze, es liegt Charakter darin. Andre Gegenden sind lachender, mannigfaltiger, reizender; man sieht sie vielleicht lieber oft als diese, so wie man ein Wielandsches Lied öfter liest als eine Klopstocksche Ode. Aber diese greift gewiß tiefer in die Seele ein.“ Dafür verweilen die Aufzeichnungen sehr ausführlich bei den Persönlichkeiten der besuchten Gelehrten und den mit ihnen geführten Gesprächen, meist philosophischen oder politischen Inhalts. Die Kantische Philosophie und die französische Revolution waren ja die beiden bedeutendsten Erscheinungen der damaligen Gegenwart, um die denn auch die Gespräche immer wieder in erster Linie sich bewegten, wo immer intellektuelle Menschen zusammenkamen.

In Stuttgart, wo er am 25. September angekommen war und bis 27. blieb, gab es wieder mancherlei Sehenswertes und Interessantes für Humboldt. Die Stadt Stuttgart schildert er so: „Es liegt mitten in einem Kessel von Bergen und nur die Seite nach Cannstatt zu, von der ich kam, ist ebener und läßt eine freie Aussicht. Die Berge sind größtenteils Weinberge. An einigen Orten sieht man Steinbrüche, und ganz auf dem Gipfel wie auf der hinteren Seite sind diese Berge mit dicken Waldungen besetzt. Alles dies zusammengenommen gewährt einen sehr malerischen Anblick. Nur Wasser fehlt, um die Gegend lebhafter zu machen. Die Altstadt ist eng und schlecht gebaut, allein die Neustadt hat breite Straßen und schöne Häuser. Die schönste Straße ist der Graben und der schönste Platz der Plani, der nur zu voll mit Bäumen bepflanzt ist. Auf demselben sind das alte und neue Schloß, die Akademie und das Komödienhaus.“ Die meiste Anziehung übten hier der Dichter Schubart, der vor kurzem erst aus dem Kerker des Hohenaspergs entlassen war und die Leitung des Stuttgarter Theaters übernommen hatte, und die Militärakademie aus, die als Bildungsstätte Schillers bekannt ist, deren hauptsächlichste Lehrer, unter anderm den aus Schillers Leben bekannten Jakob Friedrich Abel, Humboldt auch aufsuchte. Über Schubart berichtet er höchst charakteristisch und anschaulich: „Wie ich

mich bei ihm melden ließ, sagte mir die Frau, er sei eben mit einem Gedichte beschäftigt. Ich versicherte, daß ich gar nicht gemeint wäre, ihn in diesen Stunden der Weiße zu stören; allein sie meldete mich dennoch und ich wurde augenommen. Die Stube, wo ich ihn fand, war wie sein Anzug unreinlich und im höchsten Grade unordentlich. Er selbst hatte ein ganz sonderbares Ansehen. Ein großer, dicker Mann mit einem breiten, fetten Gesichte, über dem linken Auge ein ziemlich großes Fleischgewächs, dabei dicles, ungekämmtes Haar, ein schmutziger Schlafrock und ein paar alte Pantoffeln. Ausdruck ist sehr wenig in seinem Gesicht, nur ein paar Züge über den Augen verraten die Festigkeit seines Charakters. Noch unverkennbarer aber ist diese, sobald er nur zu reden anfängt. Er erzählte uns, das Gedicht, an dem er arbeite, sei ein Leichenkarmen auf zwei plötzlich auf einer Reise mit ihrer Mutter gestorbene Schwestern. Er schilderte den Schmerz der Mutter, die Vorzüge der Töchter mit wahrhaft lyrischer Einordnung. Ihre Tugenden und ihr Brautschatz wurden immer durcheinander fert erhoben. Solange er in diesem Perorieren war, wäre es unmöglich gewesen, zu Worte zu kommen. Allein selbst wenn er schwieg und wir etwas anfangen, achtete er schlechterdings nicht darauf, sondern fing eine ganz neue, völlig verschiedene Materie an. Über den Wollüstling, den König von Preußen, drückte er sich sehr hart aus, vergaß aber nicht zu erinnern, daß dies alles ganz unbeschadet der Dankbarkeit geschehe, die er ihm für seine Befreiung von Hohenasperg schuldig sei. Überhaupt unterließ er es nicht, an Hohenasperg mehr als einmal zu erinnern, und man sah wohl, daß er sich für seine ehemaligen Leiden gern mit der Eitelkeit entschuldigte, sie erduldet zu haben. Sehr gern würde ich diese Schwachheit erduldet haben; nur zeugt die Märtyrereitelkeit gerade von einer gar kleinen Seele. Beim Weggehen auf der Treppe fragte er mich auf einmal ganz ex abrupto, ob meine Eltern noch lebten, und als ich ihm sagte, mein Vater sei schon seit zehn Jahren tot, bedauerte er sehr rednerisch den harten Schlag, den ich dadurch erlitten.“

Seine Eindrücke von der Militärakademie faßt er so zusammen: „Die Studierenden wohnen teils im Hause, teils außer demselben. Von der ersten Gattung zählt man zweihundert etliche siebenzig, von der letzteren hundert und etliche achtzig. Die im Hause wohnenden leben ganz wie auf einem Gymnasium. Sie stehen unter der Aufsicht eigen dazu bestimmter Männer, schlafen und essen gemeinschaftlich und dürfen nur Sonntags in die Stadt gehen. Sogar ihre Collegia und die Art, wie sie sie hören sollen, werden ihnen vorgeschrieben. Überhaupt muß man sich bei der ganzen Anstalt ja keine Unversitätseinrichtungen denken. Jeder Studierende, auch wenn er nicht im Hause wohnt, bezahlt seine Pension dem Hause, und dieses besoldet die Professoren. Großenteils ist die Einrichtung auch



noch militärisch. Alle tragen Uniform und eine geflechte militärische Frisur, die Aufseher im Hause sind Offiziere, zu Tische hin wird marschirt und kommandirt usw. Von dieser Seite muß, glaub ich, die Anstalt beurteilt werden. Denn dies ist ihr wesentlicher und unterscheidender Charakter. Gerade von dieser Seite aber scheint sie mir nicht bloß fehlerhaft, sondern ganz und gar schädlich. Welche Einseitigkeit muß die Folge einer so vom zartesten Knaben- bis zum reifsten Jünglingsalter eingezwängten regelmäßigen Erziehung sein! Welcher esprit de corps muß unter den jungen Leuten, welche Einförmigkeit ihrer Bildung entstehen! Jeder Mensch existirt doch eigentlich für sich; Ausbildung des Individuums für das Individuum und nach den dem Individuum eigenen Kräften und Fähigkeiten muß also der einzige Zweck alles Menschenbildens sein. Daraus, daß man diesen Zweck, den man freilich nicht immer unmittelbar im Auge behalten kann, weil selbst die Ausbildung des Individuums ein Bergesellschafteten und folglich Bindung fürs Ganze erfordert, oft nicht genug beachtete, sind eine große Menge sehr schädlicher Folgen entstanden. Die Jugend, die Zeit, ehe der Mensch wenigstens als tätiges Mitglied in die Gesellschaft tritt, ist vor jeder andern Zeit geschickt zu dem Behufe der freien individuellen Ausbildung. Sie sollte also vorzüglich dazu genutzt werden. Mit Recht tadelt man schon an unsern Universitäten die einseitige Falte, die sie geben. Wie nun aber, wenn die Universität in ein Klosterleben verwandelt und die Studierenden an eine einförmig militärische Pünktlichkeit gebunden werden? Dies abgerechnet und die wesentliche Einrichtung des Instituts nun einmal zum Grunde gelegt, mag das Institut sehr gut sein. Es sind geschickte Männer als Lehrer angestellt, das Gebäude ist groß und bequem, durch Bade- und Spielplätze ist für die Gesundheit der jungen Leute gesorgt, es ist mit der Anstalt eine Bibliothek und verschiedene Kabinette verbunden, die Schlafsäle sind reinlich, lustig, gesund. Nur, und was doch so wichtig ist, für das eigene Studium gibts keine andre Plätze als den ewig unruhigen Schlaf- und die Lektionsäle in den Zwischenstunden."

Über Tübingen und Konstanz weiterreisend, betrat Humboldt am 1. Oktober in Schaffhausen den Boden der Schweiz und war am 3. in Zürich bei Lavater.

# Deutsche Musik

von Oskar Nie

Die Musik halt dem Kriege gut stand. Zeitloser, als Dichtung und Malerei, verlangt sie weder, noch erstrebt sie so sehr Beziehungen zu einer Wirklichkeit, die an sich so musikalisch wie möglich ist. Sie betont und bewahrt ihre Metaphysik, und ihre Erscheinung bleibt mehr denn je eine göttliche Gnade, die uns Kunde gibt von jenen undifferenzierten Welten, die über dem Neid und der Mißgunst, vor allem über der Nichtigkeit dieser Erde stehen. Sie bindet Widersprüche in wohlgeordnete Einheiten, läßt den Gang von Melodie und Harmonie nach Gesetzen sich wandeln und beherrscht den Rhythmus, der sonst hienieden ein Beherrscher ist. Es ist ihre Eigentümlichkeit, daß sie fern von den Dingen lebt und doch in ihnen ist, nicht Spiel und Genuß, wie manches Publikum meint, sondern Religion und Glaube an das Beste. Sie ist ein Weltbild, das unsere tiefsten Regungen und Wünsche spiegelt, und doch immer in einer wunderbaren und geradezu mystischen Distanz zu uns bleibt.

In diesem Sinne, nicht durch Zufall, ist sie die eigenste Kunst des Deutschen geworden. Sie ist ein Teil jenes gewaltigen Strebens des Aufgehens in die Ewigkeit, der Gleichsetzung von Ich und Gott, das in den deutschen Musikern seinen poetischen Ausdruck fand und in der Universalität Goethes sein großes menschliches Ziel. Alle diese sind Künstler, nicht indem sie einen Zeitvertreib und ein abenteuerliches Spiel mit den Werken der Natur anstellen, sondern indem sie die Weite aller Wirklichkeit unter dem Winkel menschlichen Vermögens auffassen und eine erschütternde Hochzeit mit der Welt eingehen. Selbst der Trieb der sozialen Anstrengung, der Moralität und der Erziehung geht als eine vorübergehende, sterbliche Äußerung in diesem Gefühl der Gemeinschaft unter: das Schillersche Wellen ordnet sich dem Goetheschen Kosmos ein, dem nichts Menschliches fremd ist, der alles aufnimmt, einweihet, überwindet in eine Gleichgestimmtheit, die Rückkehr zu den Göttern ist. In der Tiefe bei Jakob Böhme, in der Breite bei Goethe liegt der musikalische Zug des deutschen Wesens zutage, der nicht bloß ein Tönemachen darstellt, sondern die Anschauung einer Welt. Böhme war weniger, als was wir musikalisch nennen, Goethe mehr: die Musik selbst steht dazwischen wie ein treues und ehrliches Handwerk.

Musik heißt das Gensein vom Zweck. Sie kehrt zu dem Schweigen der Natur zurück, die sich über ihren großen Werdenprozeß nicht anders ausspricht als durch den Wind in den Blättern, durch das Ausrollen der Wogen und den rötlichen Schein fernhinziehender Wolken. Sie tritt nicht

blind auf die Seite einer erregten Kraft, sondern sie sucht das Maß aller gegeneinander strebenden Kräfte zu fassen und zu halten. Sie hört sich die Welt an und gibt ihren Klang wieder in der geheimnisvollen Sprache ihrer Töne, die Menschen nie hätten erfinden können, wäre sie ihnen nicht geschenkt, und nie verstanden hätten, wäre sie ihnen nicht geboren. Sie ist keine Träumerei, wie sie dem Unwissenden leicht erscheint, sondern die höchste Gesetzmäßigkeit, die in einem Menschen ruhen kann, man weiß nicht woher, sogar inkonsequent zu seinem sonstigen Wesen, wie eine Mission, die einem Propheten geliehen ist, wie ein Stück der ewigen Natur, das gerade dem Armsten als Glück auf unerforschlichen Wegen mitgegeben ist. Jetzt hat sie sich in die sonderbarsten Instrumente geflüchtet, sucht sich in krausen Hieroglyphen verständlich zu machen, nimmt Farbe und Charakter von verschiedensten Zeitaltern an, geht die paradoxesten Kunstwerke ein und strahlt doch schön wie am ersten Tage, wenn die Kehle des Menschen sie im Gesange von ihren Wundern erlöst.

So steckt sie tief in diesem deutschen Menschen, dessen Äußeres oft von einer Rauheit ist, hinter der man die Zartheit und Güte des Gefühls nicht vermutet. Sie steckt liebenswert in seinem Innern, von einem Drang nach Mittheilung beseelt, der ihm den leichten Ausgang durch die Kehle verwehren will, ihn lehrt, den Ton an die Sprache oder an das Instrument anzulehnen, ihm längere und schwierigere Wege zu geben, die ihn noch seelenvoller und vielsagender machen und die ungeheuren Phantasien musikalischen Ausdrucks erregen, die eine seiner verantwortlichsten Beschäftigungen wurden. Der deutsche Musiker hat in stiller und heimlicher Arbeit eine Eroberung der Welt vollzogen, die keiner seiner anderen Künste so gegönnt war. Seit Jahrhunderten ist er der anerkannte Herrscher, hat Italien und Frankreich besiegt, Rußland befruchtet, England versorgt, und, indem er mit Ernst und Mühe sein Reich verwaltete, gerade der schwersten Musik den nachhaltigsten Einfluß gesichert. Es ist ihm nicht so leicht geworden wie den Romanen: so wurde er stärker.

Er fand auf diesem Wege Eigenschaften seines eigenen Wesens in dem der Musik wieder, und beide förderten sich gegenseitig. Die Musik ist fern davon, ein willkürlicher Gefühlsfluß zu bleiben, ein Ausströmen von Empfindungen ohne Haltung, sie regelt den Ausdruck nach den Gesetzen ihres Materials, das zwischen Mathematik und Seele eine Vermittlung findet, die es sonst nicht gibt. Die Folge der Tonarten, der Kontrast der Harmonien, die Gegensätzlichkeit der Stimmen zügeln dauernd die Empfindung und verlangen von ihr auf das bestimmteste, daß sie sich einem Bau und einer Gliederung unterwerfe, die ebenso Notwendigkeit der Musik sind wie ihre Wahrheit. Wie ist darin das Wesen des Deutschen vorgezeichnet! Der bloße Bau wäre Phrase, der bloße Ausdruck Haltlosigkeit — seine

Erziehung ging immer dahin, zwischen der Strenge der Form und der Kraft der Leidenschaft eine Mitte zu finden, die seinem Organisationstalent entspricht. In das Metaphysische Gesetze zu bringen und das Gefühl zu verwalten ist seine Tugend im Leben und in der Musik. Was ihn in der Malerei bei den Entzündungen Feuerbachs oder Marées' quälte, was durch die Literatur als Spaltung realistischen und antikistischen Geistes ging, fand sich hier, mit Ausnahme einiger Reibungen bei Wagner, natürlich und psychologisch gut zusammen und stärkte Schule und Gesinnung für den gradlinigen Sieg. Der deutsche Musiker ist von knorrigem Holz, oft bizarr und ungelent, ein spukhafter Kopf von närrischen Einfällen, ein Kreislermenich mehr oder weniger, und in einigen Fällen ganz weltentfern, aber in ihm selbst wirkt eine Welt von höchster Disziplin, die große Ökonomie der Seele und die lebendige Erfahrung von überlieferten Gesetzen, Meistersingerlust, geschwellt von einer Liebe zur Zunft und zum Handwerk, deut so stark wie je, daß keine andere deutsche Kunst sich solchen Korpsgeistes rühmen kann. Wir umarmen Menschheiten mit unserer Poesie, wir schwärmen in der Malerei in fernste Medien aus, hier aber ist alter, guter, treuer, ehelicher Glaube, ein bißchen dumm, aber Charakter.

Ist nun dieses seltsame, aber geliebte Wesen, das eine außerordentliche Mischung zwischen einem Militär und einem Lyriker darzustellen scheint, durch die Geschichte in seinem kunstpolitischen Einfluß bewiesen: welches ist die spezifische Art seiner deutschen Äußerung, durch die es sich von anderen musikalischen Lebewesen unterscheidet? Ist er ein barocker Phantast, der nicht bloß ein verwachsenes und verhöckertes Deutsch schreibt, sondern auch solche Noten, und immer wieder von vorn anfängt und sich mit sich selbst gar nicht zurechtfindet? Oder ist er ein stiller Träumer, der sich Blumen in einem Topf zieht und aus Zwiebeln Hyazinthen in Doppelfenstern zaubert? Oder ein gelehrter Jurist der Musik, der alle Paragraphen auswendig weiß und darüber weint, daß sie auf das Leben nicht passen?

Er ist vor allem kein Virtuose, wenn er ein echter Deutscher ist. Das unterscheidet ihn ewig vom Italiener. Dieser ist Virtuose des Gesanges, der Leidenschaft, des Themas, der Bühne, immer seinen Stoff auf das Sinnliche fassend und richtend. Der Deutsche schämt sich dessen. Seine Keuschheit der Empfindung hat ihn lange verhindert, den Gesang auf eine nationale Art zu pflegen; es lag ihm nicht, sich so herausstellen. Erst als Wagner den gefährlichen Versuch machte, aus dem deutschen Wesen etwas Sinnliches und sogar Opernhafes herauszukehren, fand sich das Unerhörte: der deutsche Sänger wurde geboren, der nicht um der Stimme willen singt, sondern um der Worte willen. In gewissem Sinne und selbst in den besten Exemplaren blieb er etwas von einem Instrument als Mensch,

wie der Italiener Mensch als Instrument gewesen war. Der Sänger hatte alle Virtuosität aufgegeben, er hatte nicht mehr sich zu singen und seine eigenen Variationskunfte (Rossini), sondern das Werk des Komponisten. Er reihte sich somit der großen Disziplin ein, die der deutsche Musiker durch die Erziehung seines Orchesters aufgestellt hatte. Der deutsche Musiker hatte sich durch die Instrumente auszusprechen gewöhnt. Und zwar durch die Instrumente in der orchestralen Bindung. Die Symphonie im großen und nicht minder die Kammermusik im kleinen war sein Feld geworden. Der einzelne, alle Virtuosengekluste des Technikers gingen in der gemeinsamen Aufgabe eines Orchesterbeeres unter. Die Organisation des Orchesters, auch des Orchesters von Stimmen, des Chors, Symphonie in allen Formen und Oratorium in sämtlichen Abarten sind die Größe deutscher Musik: Leistung sowohl wie Leitung. Das Dirigieren als Kunstauerung wurde hier in einer starken Schulüberlieferung gepflegt. Die großen Dirigenten sind heute noch Deutsche, und wenn ihnen bisweilen Italiener (wie Toscanini) an die Seite treten, so darf man nicht vergessen, daß in der Isolierung des Dirigenten wiederum Anlässe zur Virtuosität gegeben sind. Man könnte die Typen des Dirigenten an Deutschen abzählen: Bülow als der Lehrmeister, Mahler als Plastiker, Hans Richter als Innenzeichner, Mottel und Nikisch als die Naturbegabungen, Strauß als Schwertscharfer und Tempomacher.

Das alte Mannheimer Orchester, das erste deutsche, dessen Disziplin wir bewundern, wurde nicht nur in technischer Beziehung das Muster und Vorbild, es wirkte auch auf den Gang der Kompositionen maßgeblich und leitete die ganze große Reihe symphonischer Werke ein, die sich über Haydn, Mozart, Beethoven bis in die moderne deutsche Oper entwickelte. Die moderne deutsche Oper ist nichts als die Übertragung der symphonischen Erziehung auch auf die Bühne, die sie ohne jede Rücksicht auf Eitelkeit in den ernstesten Dienst einer heiligen Sache stellt. Die Oper im Virtuosen-sinne konnte niemals ein echtes deutsches Bekenntnis werden. Der Freischütz, die erste richtige deutsche Oper, brach sofort damit. Dann lehnte man sich an die französische Spieloper an, und Wagner mischte dazu die große historische. Man nannte es nicht mehr geru Oper, man fühlte, daß diese Gattung unendlich vertieft werden müsste, um sich zu bewähren. Das ergab Verlegenheiten, da keine Kunst wie diese die süße Rache kennt. Paten wir noch dazu? Deutsch und Lied geht gut zusammen, denn jede intime Auerung ist uns natürlich. Deutsch und Oper ist eine künstliche Ehe, um so verraterischer, als sie als Mittel benutzt wird, im größten musikalischen Körper, den wir kennen, eine Disziplin einzuführen, die bis auf das Publikum übergreift. Der Deutsche schreibt nicht bloß die Oper wie eine Symphonie, er hört sie auch so, sachlich, ernst, im Bewußtsein

zu Arbeit. Ich möchte sagen: die Disziplinmöglichkeit der Oper hat den Deutschen zu ihr verleitet. Nun ist er konsequent genug, sie sich so gefallen zu lassen. Aber vielleicht vergiftet er dabei, daß ihm im Anhören eines Bachschen Oratoriums eine viel passendere, eine deutschere Bühne zuzuteil wird.

Es ist nun die Frage, ob sich in der gesamten Leistung der deutschen Musik auch deutscher Charakter ausdrückt, oder ob nur die starke Tätigkeit in diesem Gebiete als deutsche Eigenschaft genügen muß, also das Quantitative für das Qualitative. Es gibt Leute, die sich diese Frage sehr leicht beantworten. Neulich hat Haussegger gegen Carmen protestiert, als eine feile und niedrige Musik, die dem deutschen Ethos widerlich sein müsse. Unter deutschem Ethos wird er so ungefähr die Wagnersche Welt verstehen. Gegen das Wagnersche als ein undeutsches Element regen sich andere auf und empfehlen vielleicht Bruckner. Bruckner ist dem dritten wieder zu gestaltlos, um für deutsche Eigenart genommen zu werden, und sie denken an Schumann, der dem vierten Betrachter wieder zu eng und klein erscheint für seine weltbürgerliche Auffassung des Deutschtums. Es ist merkwürdig, daß man im allgemeinen über den Wert deutscher Musik sich einig ist, ihn aber im einzelnen nicht klar bestimmen kann. Wenn die eine Partei Wagner als das Evangelium deutschen Wesens bezeichnet und die andere als das Gegenteil, stimmt etwas in der Rechnung nicht. Niemand wird bezweifeln, daß Liszt, so königlich er war, so wenig mit Deutschtum zu tun hatte und daß seine Lereley ungefähr das Lereley-Unmöglichste ist für unsere Empfindung. Niemand wird den französischen Charakter von Carmen verkennen, die Mischung von sinnlicher Leidenschaft, tänzerischem Rhythmus und bürgerlicher Sentimentalität. Niemand wird leugnen, daß die Werke Mussorgskis echtestes, schwermütiges und tiefst un-kultiviertes Russentum sind von berückend weitem Horizonte, während Tschaikowski die französische Note bevorzugt. Niemand verschließt sich dem durchaus italienischen Charakter der Traviata und der Cavalleria. Warum ist das Deutsche so unsicher? Es wird nötig sein, die Haupterscheinungen der deutschen Musik nebeneinander zu stellen und zu prüfen.

Bach ist das große Naturwunder. Er beherrscht die ganze Mathematik seiner Kunst, ohne jemals rein formalistisch zu wirken, und er enthält alle Ausdrucksmöglichkeiten, ohne jemals die Seele zu prostituieren. Seine Musik ist für die folgenden Zeitalter die Musik an sich geworden, in der alle kontrapunktischen Erfahrungen der Vergangenheit zu himmlischer Selbstverständlichkeit sich erleichterten und alle Sehnsüchte der Zukunft wie in einem geheimnisvollen Buch schon eingeschlossen liegen. Er machte von seiner Persönlichkeit nicht den geringsten Gebrauch, weil sie an eine göttliche Unverfälschtheit grenzte. Er schrieb, wie die sachlichste Musik zu seiner

Zeit geschrieben hätte, ohne sich den Körper eines Menschen und gar eines sächsischen Organisten zu wählen. Er hatte nichts zu verlocken und zu verführen, kaum zu erfreuen, er ahnte nichts von der sinnlichen Gewalt seiner Kunst, er stellte sie nicht in virtuosen Konzerten oder in Opern heraus, er verwaltete sie nur nach bestem Können, und dieses Können ist für uns das Höchste geblieben, dieses metaphysische Amt überstrahlte alle kleinen Missionen des Vergnügens — in seinen Préludes lag eine Welt von seelischer Beweglichkeit, in seinen Suiten ein Reichthum von rhythmischen Möglichkeiten, in seinen Kantaten und Oratorien Dramen von elementarer Phantasie, ohne Wirkungswillen, ohne moralische Demonstration, ohne subjektive Entschuldigung: die Musik sprach als Musik. Sachlichkeit mit tiefster Intuition, Beruf in letzten Entzückungen, Dienst seiner Kunst in unerschütterlichem Glauben an ihre göttliche Herkunft. Gott wirkte in ihm, und er diente ihm, indem er sein Wunder bescheiden offenbarte. Ist dies das Deutsche? Wir möchten es so nennen, weil wir die unpersonliche Auffassung, in der ein Künstler sein Genie verwaltet, am liebsten mit dem Begriff des innerlichsten und organisationsfähigsten Deutschen decken möchten. Als ob hier das deutsche musikalische Genie wie in einem Naturwunder sich offenbart hätte, das durch keine Bewußtheit und keine Zielstreberei verwirrt worden ist.

Wir stellen Beethoven gegenüber. Ist Bach der unpersonlichste, so wurde er der persönlichste Musiker. Seine Tat war das Bekenntnis der menschlichen Seele gegen die traditionelle Form der Musik, die Schöpfung des Themas, des Rhythmus, des Baues aus den Bedürfnissen der Psychologie, womit die Musik sich aus einer Offenbarung des Göttlichen in eine des Menschlichen wandelte, aus einem Amt in eine Beichte. Wahrheit gegen sich selbst war nun die Lösung, und keine andere Musik gab es als diejenige, die eine Sprache war, Sprache selbst in der Rückkehr zur alten Form, wie es die letzte Zeit Beethovens zeigte. Im Anfang unseres Krieges, als die Völker sich noch anschickten, gegenseitig die Kulturgrößen sich abzusprechen, behauptete ein Schelma in einer französischen Zeitung, Beethoven wäre von französischem Geiste, weil die Herrschaft dieses Rhythmus nur auf romanischem Boden hätte entstehen können. Man braucht ihn nur mit Berlioz zu vergleichen, um den Unterschied zu erkennen. Der Rhythmus von Berlioz ist stets gewollt, künstlich zubereitet, in Falten geworfen, aus einem bedeutenden Sinn für seinen Effekt. Der Beethovensche Rhythmus ist Natur, dem inneren Vulkan abgelascht, aus der Landschaft der Erde und des Menschen gewonnen, ohne einen anderen Wirkungswillen als den, sich von ihm zu befreien. Der Romane ist ein Theatermensch, auch im Symphonischen, er liebt die Requisiten exotischer Farben, er gibt äußere Bilder, die unsere optische Phantasie erregen sollen, er

begleitet selbst neuerdings geschriebene und ungeschriebene Dramen gern und geistreich mit illustrativer Musik. Der Deutsche ist zu sehr wirklicher Musiker, um sich damit zufrieden zu stellen. Das wirkliche und heimliche Theater kommt ihm in zweiter Linie, sein eigenes Innenleben in erster, und er ist hiern von rücksichtsloser Offenheit. Die Offenheit des Innenlebens ist Beethoven. Die Erinnerung bühnenhafter Träume ist Berlioz. Sie sind Gegenspiele, wie es Bach und Händel gewesen waren. Händel, gewiß voll großzügiger Phantasie, neigte dem Äußeren zu, dem Unternehmertum, dem Theater, und er schrieb auf Wirkung. Beethoven ließ sich von der machtigen Linie Händelscher musikalischer Eingebung leiten, aber er wendete diese Kraft wieder nach innen und blieb rein und, gerade wegen des Fiedelo, opernlos. Wodurch seine Unkeuschheit keusch wurde. Bach hatte die Musik an sich zu schreiben, da war keine Gefahr. Beethoven schrieb seine eigene Musik, und die Gefahr eines Überzeugungswillens tauchte auf. Der Franzose löste das Dilemma durch seine optische Musik. Beethoven hielt sich akustisch, ein Musiker von nie versiegenden Ausdrucksmöglichkeiten, und wahrte seine Echtheit, indem er vor dem Dilemma stehen blieb. So fragen wir wieder: ist dies das Deutsche? Ist diese persönlichste Weichte ebenso deutsch, wie es die unpersönliche Mission Bachs gewesen war? Wir wollen das eine nicht um des andern willen aufgeben und ziehen das Gemeinsame heraus: die Unbescholtenheit der Gesinnung, die Ehrlichkeit im Dienst gegen Gott oder sich selbst, die Verachtung jedes äußeren Wirkungswillens.

Man wird zu einiger Klarheit kommen, wenn man jetzt Wagner in diese Reihe einstellt. Wir haben uns gewöhnt, das Problem auf die drei Gegensätze anzusehen: Unpersönlichkeit und Subjektivität, Wirkungswille und Keuschheit, Ehrlichkeit und Macht. Wagner unterscheidet sich von Bach und Beethoven sofort dadurch, daß er den ausgesprochenen Wirkungswillen hat. Er will nicht bloß darstellen, sondern überzeugen, bessern, mit allen Mitteln des Gesanges, des Orchesters, der Bühne, des Raumes, aller Künste, Proselyten machen. Unbedingt scheint das undeutsch. Er umwirbt das Theater, er steigert das Pathos, er benutzt die optische Hilfe sogar zum Bau und Verständnis seiner symphonischen Sprache, er doziert und zwingt uns, mit ernststen Mienen langen Ideengängen zu folgen. Die Meistersinger sind davon nicht auszunehmen, sie behandeln einen Sängerknaben, wie Tristan einen philosophischen und der Ring einen sozialen. So etwas mit Musik zu machen wäre ihm schlecht bekommen, wenn er nicht musikalisch begabter gewesen wäre, als er sein wollte. Musiker haben nicht nötig, an seinem Deutschtum zu zweifeln. Denn sie erkennen in seinen Partituren nicht nur die sichere Schule heimischer Arbeit, sondern sogar eine folgerichtige Fortsetzung der symphonischen Erziehung. Aber der



Weitersehende ist nicht imstande, von der Musik her den Gang seiner Entwicklung zu begreifen, er fängt am anderen Ende an und entsetzt sich vor der schwerblütigen und gelehrten, pathetischen und doktrinären Art des Kunstwerks, das ihm in dieser Gebärdenfülle alles eher als deutsch zu sein scheint. Er ruft uns — nicht zu Weber oder Vorhng, die ihn nur teilweise stützen würden, sondern zu Mozart, der das Gegenteil ist. Was ist mit Mozart? Er war die glücklichste musikalische Begabung, die wir Deutschen hatten, aber sein Deutschtum besteht nur darin, daß er in den Rahmen der überlieferten italienischen Form eine starke Dosis Gefühl gab. Auch das hätte ihm wenig geholfen, wenn nicht seine musikalische Phantasie so unbeschreiblich fruchtbar gewesen wäre. Er schrieb Opern, wie man irgend etwas schreibt, er durchsonnte sie, wie er jedes Quartett durchsonnte. Das Ende, deutsche Innerlichkeit mit dem Wesen der Oper auseinanderzusetzen, erreichte er nicht, brauchte es gar nicht zu erreichen. Persönlichkeit, Ehrlichkeit, Theater — all das sinkt vor seiner göttlichen Tonphantasie als wesenslos dahin, es ist ein größeres Glück noch als deutsch zu sein. Aber halten wir uns innerhalb dieser Frage, so hat man sich anders zu gruppieren. Mozart war vor Beethoven, Wagner nach ihm. Wagner tat den Schritt, das Persönliche von der Symphonie auf die Oper zu übertragen. Daß der Schritt problematisch war, widerlegt nicht, sondern bestätigt sein Deutschtum. Wagner war vom Wirkungswillen, vom Missionsglauben besetzt — er wollte Eindruck machen, aber nicht wie irgendein Opernlieferant, wie am virtuosesten Meyerbeer, sondern aus Ehrlichkeit der Überzeugung und aus Expansionsdrang seelischer Wahrhaftigkeit. So nahm er nicht, wie der begnadete Italiener, das Theater als Theater, das seine einzige Rettung ist, er nahm es als Kanzel, als Beichtstuhl, als alles andere, nur nicht als Spiel. Und wiederum: daß dieser Schritt problematisch war, widerlegt nicht, sondern bestätigt sein Deutschtum. Er wurde deutsch mit undeutschen Dingen. Der Abgrund war da, doch ist es nicht nötig, hineinzufallen, wir können schon herübersehen. Es ist die Tragödie der deutschen Musik, die vom Absolutismus anfing, ins Relative strebte, aber selbst im Opfer an die Welt ihre Haltung nie verloren hat.

In den Kreuzpunkten Bach, Beethoven und Wagner erkennt man den Verlauf dieses folgerichtigen inneren Prozesses, den die deutsche Musik erlebt. Der Kreis der Anwendung wird immer weiter: von der objektivsten absoluten Musik zur subjektiven symphonischen und schließlich zum moralisch fundierten Theater. Aber die Substanz bleibt dieselbe, die eigentliche musikalische Arbeit verdichtet sich nach ihren eigenen Gesetzen und hält an ihrer Struktur unentwegt fest. Sie verliert sich nicht mehr an den Stil, der die Norm des achtzehnten Jahrhunderts gewesen war, sondern sie schmiedet ihre Form zu immer größeren Dimensionen, in denen

die Verengung und naturgemäße Kurzatmigkeit selbst der Bach'schen Pyraße zugunsten einer breiten psychologischen Faktur sich erledigt. Innerhalb dieses gewaltigen Rahmens treten mehr oder weniger wichtige Erscheinungen hervor, die den Kampf des Kleinen mit dem Großen, der Intimität mit der Organisationslust in ihrer Art zu erkennen geben. Beides scheint der deutschen Seele eigentümlich zu sein, und ihr Streit ist nicht minder charakteristisch wie ihr Vorhandensein. Es sind Merkmale der Natur, in deren Auseinandersetzung sich die Tragödie unseres Volkes wiederholt. Unsere Feinde möchten uns idyllisch und intim haben, aber die organisatorische Kraft begnügt sich nicht damit, strebt in das Weite und läßt es auf Explosionen ankommen. Deutschland kam später mit allen Dingen in eine fertige Welt, auch die Musik verspätet sich stets gegen die übrigen Künste und wächst in diesem Leiden.

Schubert bedeutet die erste Veronung des Kleinintimen in der deutschen Musik. Seine Stärke liegt zunächst in den zarteren Gebilden, im Lied, im Kammermusiksatz, im Klavierimpromptu, aber auch seine größeren Werke bis zu den Symphonien zerfallen in die glücklichsten Einzelideen, denen nicht immer der überzeugende Zusammenhang gegeben werden kann. Er starb zu früh. Seine letzten Werke verraten einen wachsenden Zug ins Große, der sich in ihm noch wunderbar entfaltet hätte. So bleibt sein Deutschtum auf den Blüten seiner seelischen Bekenntnisse hängen, die in einem einzig klaren und feinen Lichte glänzen.

Schumann starb nicht zu früh, um nicht erkennen zu lassen, daß ihm der Zug ins Große für immer versagt gewesen wäre. Vielleicht ist die Manfredouvertüre das einzige größere Stück, das zusammenhält. Sonaten, Symphonien, Oratorien, am schlimmsten seine Oper Genoveva sind aus wundervollen Einfällen gebunden und nicht gewachsen. Am eigenlichsten haben wir ihn am Klavier, im Lied, in der kleinen Kammermusik, wo er im vollen Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Mendelssohn, dessen utimierte Plastik sich jeder Beichte schämt, jene unvergänglichen kurzen und intensiven Bilder schuf, die zum unbezweifeltesten Bestande der deutschen Musik gehören. Hatten noch Schuberts Eingebungen den frischen Hauch der weiten Landschaft, so sind die Schumanniana gebleicht von Stubentlust, durchsetzt mit alten lieben Erinnerungen von Schicksalen in trautem Kreise, halb von Lektüre phantastischer Bücher eingegeben, halb selbst Lektüre in später Abendstunde mit herzlichen Grüßen an die jungen Jahre der Liebe und des Weines, aber immer angefüllt von innerlichstem Leben, von einem Familienleben eines ganz bestimmten atmosphärischen Drucks, dessen süße und wehmüttsvolle melodische Linie niemals sonst wiederkehrt. In den Miniaturen der Kreisleriana, des Karneval, der Davidsbündler, der C-Dur-Phantasie, vor allem der Symphonischen

Gründen ist eine reinere Welt deutscher Romantik als je in der Literatur, die gerade in diesem Reiche durch Weitschweifigkeit oft originelle phantastische Keime zu Wucherungen brachte.

Auch in der Musik trat die Gefahr der romantischen Wucherung auf, als es galt, das Erbe dieser Stimmung zu verwalten, an der sich unsere Kunst so dankbar entzündet hatte. Bis heute stehen wir unter ihrem Einfluß; wer weiß, ob Humperdinck ihr letzter Apostel gewesen ist. Bei Wagner sind Spuren der Wucherung unleugbar, doch verhinderte seine gestaltende Phantasie immer wieder in letzter Linie ein Schwärmen, das die Grenzen seiner Bühnensymphonie tödlich hätte sprengen können. Vieles in diesem Kreise wußte sich zu bescheiden. Wie Cornelius Opern schrieb, die eigentlich Lieder waren, und Hugo Wolf Lieder, die von der Optik der Opern mehr als nötig in sich trugen, so stand doch jeder im gegebenen Rahmen seiner Intelligenz. Bei Bruckner lief das Gefühl über: ein durch und durch ehrlicher und echter Mensch wahrsten deutschen Musikertums, aber ohne Bewußtsein des Maßes, ohne Dispositionszug. Er ist ein Improvisator, der mit guter Technik auf dem Orchester spielt, was ihm gerade einfällt, weiter spinnet, plötzlich fallen läßt, um wieder neue Motive rücksichtslos zu lieblosen. Ein Improvisator, doch kein Impressionist: seine thematische Freiheit, seine Antimotivität führt ihn in die neue Reihe der Musiker über, deren malerische Berbe er aber durch Tiefe der Empfindung, durch Schrullen des Gemüts übertrifft. Seine Naivität brachte ihn in die Verlegenheit, dem Alten nicht so abzuschwören, daß er dem Neuen zuschwören konnte, und führte zum Eklektischen. Es ist rührend, wie er so die neuere Musik in sich aufnimmt und mit der Gläubigkeit eines alten Musikanten reproduziert. In der Achten sehe ich ihn vor den Nibelungen und dem Tristan sitzen und, was er da hörte, im Bauerndialekt wiederholen. (Bei Tisch nahm er einmal gebackene Fische in die Hand und zerbrach sie, um sie in den Mund zu stecken.) In dieser fragmentarischen Hilflosigkeit, die uns gewinnt, indem sie uns nie befriedigt, bleibt er ein gutes Stück tragischer Deutscher. Wäre er ein Jude gewesen, so hätte er äußerlich den Ouß vollbracht, wie Gustav Mahler, in dem nun wiederum dieser äußere Wirkungsglanz mit der inneren Zerrissenheit klappte. So war er, wie er war, und hat sich nie zu verleugnen brauchen. Kämmerchen strahlen von hellstem Licht, mit allen Freuden der Gegenwart geschmückt, und unsere Phantasie wird durch zauberhafte Gänge und visionäre Entzückungen, schweigend im eigenen Geist der Musik, wühlend in ihren Verlockungen, geführt, aber im Hause, da solche Wunder geschahen, finden wir uns nicht zurecht. Jetzt treten wir ans Tageslicht und fragen uns plötzlich: was war das? Wurde da bloß Musik gemacht, Musik und immer Musik? Wozu und warum? Ähnlich aber ergeht es uns heute

mit Beethoven, der nicht als ein harmonisch modernisierter Bach anzusprechen ist, absolut wie jener, nur bunt wie wir, sondern meist (Ausnahme die Lustspielouvertüre) als eine Beredsamkeit, die sich an sich selbst berauscht, Ideen, die geschenkt sind, Landschaften, die berücken, Musik, die in sich festet, aber aufgeschwemmt, zuchtlos, Musik für Musik. Wozu hörten wir es?

Diese Zucht lehrte Brahms. Er hat das Schumannsche Erbe organisiert und ins Große gewendet. Er lebt nur in Musik und für Musik, und seine Sprache ist nie eine andere, als die sich als heiliges Geheimnis zwischen diesen unsagbar schmerzenvollen deutschen Schulen gebildet hat und in jedem neuen Klange die schwere Erinnerung schon durchlebter musikalischer Beziehungen inhaltsreich anklingen läßt. Pieder, Kammermusik, Symphonien, das deutsche Requiem, alles kennt keine andere Konzession als an die blutig gezeugte Schönheit, an der wir mit Rührung und Ergebenheit hängen. Keine Konzession an die Wirkung, an die Bühne, an die Sinne, an die Mode, unter der wir auf Erden uns verwandt zu machen suchen. Selbst das Hineingleiten in eine musikalische Sequenz, selbst der Traum einer fern klingenden Schalmei oder die Süßigkeit eines instrumentalen und stimmlichen Reizes, ist in dem Ernst und der Selbstsüchtigkeit seiner Musik begründet, die nicht einen Augenblick das Bewußtsein ihrer Außerung, das Maß ihrer Leidenschaft, die Prägung ihrer Vision verliert, weil sie Gesetz und Zucht schon in ihrer ersten Umgebung anlehnt, sie nicht zu verlassen. Die Brahms'sche Musik steht in reinstem Verhältnis zu sich selbst. Es gibt keine andere Musik unserer Zeit, die so wenig Überschüsse duldet. Wo anders mag hier ein Manko liegen, denn wir leben von Überschüssen. Aber als Organisation der modernen absoluten Musik war es ein deutscher Triumph.

Diese Anmerkungen, die wir im großen Prozeß der deutschen Musik zu zeichnen hatten, verliefen auf operntlosem Gebiet. Das ist kein Zufall, das ist Bedingung. Alles was von der Oper entfernt liegt, metaphysisches Spinnen von Musik, Intimität der Empfindung, Ehrlichkeit gegen die innere Wahrheit, offenbaren sich uns als deutsche Rechte. Dabei ist der Organisation ins Große nichts verwehrt. Bei den drei Bülow'schen B's, bei Bach, Beethoven und Brahms führte sie zum absoluten Ende, bei Wagner zum Dilemma des Deutschen in der Welt.

In demselben Maße, als Wagner aus dem internen Deutschtum heraustrat, wirkte seine Musik als Sprache, als Form sich auszudrücken, auf sämtliche Nationen. Niemals ist, seit Michelangelo, ein größerer Einfluß einer Persönlichkeit auf die ganze Erde in der Diktion einer Kunst beobachtet worden. Aber bereits beginnen sich die Verhältnisse zu ändern. Das Wagner'sche Idiom wird langsam abgelöst von einer Form des musi-

talischen Ausdrucks, die in französischen Impressionistenkreisen zuerst sich ausbildete, um dann starke Brücken nach dem jungen Rußland zu schlagen, eine Reihe neuester englischer Komponisten sich anzugliedern und selbst in Amerika an Boden zu gewinnen. Was sich heute politisch vollzieht, ist hier einmal künstlerisch schon vorher Tatsache geworden. Aber während der russisch = französische = englische Dreiverband mit Debussy, Ravel, Scott, Stravinski und all den anderen Jüngsten in seinem Kampfe malerischer Impression, harmonischer Revolution, melodischen Nihilismus gegen die Baulichkeit und Gefühlstiefe deutscher Meister sich anschickt, die Welt zu erobern, verzweigt sich die deutsche Musik selbst in Bahnen, die der Überlieferung mit Absicht den Rücken kehren, die Romantik zu überwinden trachten und einen gewissen Kolorismus und Impressionismus weniger als je verachten. Die Unterschiede sind wohl noch zu fühlen. Richard Strauß, der kühle Führer auf den neuen Bahnen, hat genügend Substanz alter echter deutscher Musik noch im Leibe, Zucht und Gehorsam gegen die Eigenheiten seiner Kunst, um nicht in einen dienstfertigen Illustrationsstil oder technischen Imperialismus zu verfallen, und Schönberg bleibt knorriger und verwurzelter als alle Futuristen von drüben, aber ein internationaler Zug ist nicht zu verkennen, zwischen Frankreich, Deutschland, Italien, ein noch stärkerer Import und Export, als er in früheren Zeiten zwischen den Stilen üblich war. Strauß' Rosenkavalier hätte in der Opéra comique und seine Elektra in der Großen Oper Epoche gemacht, hätte der Krieg die Fäden nicht zerschnitten, wie er die russischen wundervoll schwingenden Fäden zu uns durchschneidet. Auf eine ganz besondere deutsche Eigenart in unserer heutigen Musik möchte ich nicht schwören. Was der Krieg bringen wird, weiß ich nicht. Vielleicht, daß die Internationalität zunimmt. Vielleicht, daß die deutsche Eigenart wieder steigt. Vielleicht ändert sich gar nichts. Das hängt vom Genie ab, dem einzigen, von dem ich mich widerlegen lasse, in welchem Lande es auch aufzetrete.

# K u n d s c h a u

## Bismarck als Schriftsteller

von Lucia Dora Frost

**U**nter den großen Staatsmännern der Weltgeschichte gibt es zwei, von denen die Sprache wie ein besonderes Handwerk geübt, wie eine Kunst gepflegt und als Mittel zum Wirken benutzt wurde: Cäsar und Friedrich der Große. Und von beiden kann man sagen, daß all ihr Handeln literarischen Stil hatte: es war in ihrem Werk nichts, was nicht in ihrer Sprache war. Bei Bismarck sind die Beziehungen zwischen Stil und Werk von weniger einfacher Art.

Die Denkwürdigkeiten Cäsars, denen bekanntlich eine grammatische Abhandlung, ein episches Gedicht und Reden vorangegangen sind, zeigen durchaus die strenge literarische Schulung, die abgrenzende und vorbereitende Umsicht, den zum Ziel schreitenden Gang; dazu die Beherrschung der akustischen Gesetze, die Anpassung an das natürliche Fassungsvermögen und die Berechnung der Tonstärke auf die Empfänglichkeit. Seine Sprache ist keine einseitige Handlung. *Eodem animo scripsit quo bellavit*, sagt Quintilian von ihm: aber die Umkehrung wäre richtiger: er führte im selben Stile Krieg, wie er schrieb. Feindselig-verständnisvoll gegen den Feind, gegen den Leser, mit ausgebildeter Psychologie des Gegners, gesellschaftlich, nicht wie die eigentlichen Feldherren, deren Augen Landschaften spiegeln und deren Lippen tot sind. Und auch seine Staatskunst enthält nur die Elemente der Sprache, Verständigung und Wirkung auf dem Niveau der Begriffe.

Vielleicht weniger geräumig, aber mindestens ebenso hell und leicht war Friedrichs Sprachvermögen geberet. Die literarische Anlage ist bei ihm noch deutlicher; und eins kam bei ihm hinzu: eine größere Leidenschaft und Liebe zur Literatur, wohl verursacht durch eine größere Einsamkeit. Auch wehnte er fern vom literarischen Mittelpunkt der damaligen Welt und las deshalb mit demselben Enthusiasmus, wie er schrieb. Wohl glühte er in literarischem Ehrgeiz, im Streben nach Meisterschaft in Detail und Aufbau, brauchte aber auch dringend die Literatur zur Lebenserhaltung.

Hätte er nicht täglich in guter Literatur gebadet, mit ihren erhebenden Ernüchterungen das Hirn gereinigt und das Herz geröstet, so wäre ihm weniger gelungen und er hätte seine Energie nicht konservieren können.

Neben diesem Freund der Literatur und der Literaten erscheint Bismarck fast als ihr erbitterter Feind. Was anders sonst als eine an Haß grenzende Abneigung gegen das Pariser politische Literatentum liegt auf dem Grunde seiner Überzeugung, daß die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich eine ganz besondere Grenze sei? Er konnte sich nicht vorstellen, daß in einem Lande, wo der uferlose Geist herrschte, ein kräftiges und geordnetes Leben möglich sei, und hielt es für das Beste, die Grenzen gegen ein solches Land zu sperren, um nicht von seiner Verkehrtheit angesteckt zu werden. Und seine unverkennbare Antipathie gegen den großen Preußenkönig wurzelt auch in dem Unbehagen gegenüber dessen leichter, sich frei ergebenden Geistigkeit. Als den geistreichen König tut er ihn ab (diese Bezeichnung gab er dem General Leopold von Berlach auch) und spricht am liebsten davon, wie er durch „sarkastische“ Bemerkungen über die Kaiserin Elisabeth dem preußischen Staat Rußland auf den Hals gezogen habe. Dieser Geist ist ihm überflüssig, unbeherrscht, eitel; ob er auch gewissenlos war und bewußt staatsfeindlich handelte, läßt er dahingestellt. Schlechtlin als „widerlich“ aber bezeichnet er den Geist der Parlamentsgelehrten und Oppositionsredner des Ersten Landtags, auch der Professoren von der Art Birchows, die ihre wissenschaftliche Autorität als Piedestal in der Politik benutzen und die er mit einer ausgesprochen tödlichen Abneigung verfolgte. Da sucht er sogar Bundesgenossen im Provinzialismus; noch spät stellt er mit Genugtuung fest, daß „in unsern Ostprovinzen die Verhandlungen der Frankfurter Versammlung nicht so ernsthaft aufgefaßt wurden, wie es nach der Würde der wissenschaftlichen und parlamentarischen Großen, die dort versammelt waren, hätte erwartet werden dürfen“. Und ebenso war es am Sozialismus nicht das Ständische und Gewerkschaftliche, was ihm unbesiegblichen Widerwillen einflößte, sondern die geistige Beimischung, die geistige Sehnsucht, die sich das politische Feld zum Festplatz ihrer Träume ausersehen hatte, also der eigentlich literarische Sozialismus.

Trotzdem war er für Literatur, Lyrik, Dramatik empfänglich, nahm Heinrich Heine in Schutz, war ein Leser, der hören konnte, gut behielt, mit der angeborenen Sicherheit im Urteil über Rang und Gaben, und war selbst von so gelassener Kraft im Ausdruck, daß er sich mit Recht dem Shakespeariischen Geist verwandt fühlen konnte. Seine außerordentliche Fähigkeit, mit der Wirklichkeit zu kommunizieren und die Dinge in ihrem eigenen Licht erscheinen zu lassen, rechtfertigt seine Feindschaft gegen alle geistigen Selbstdarsteller. Von denen ist gesagt: „Ein Narr hat nicht

„Nur am Verstande, sondern daß laut werde, was in seinem Herzen steckt.“ Dagegen war Bismarcks Rede und Ausdruck ein Bekenntnis zu der Sprache, die Gott der Geist dazu bestimmte, Wirklichkeit darzustellen.

Seine Sprachgewalt erhebt sich auf dunklerem Grund, entspringt aus einer engen, bunten, fruchtbaren Sphäre. Er war nicht wie Friedrich mit der Sprache in Übereinstimmung, atmete nicht frei und fröhlich in ihrem Riesendem und konnte nicht mit Schiller bekennen: „Eng ist die Welt und das Gebirn ist weit.“ Ihm war sie ein Mittel, der Phantasie seines Willens Ausdruck zu geben. Ihm war die Sprache Übersetzung von dem, was in ihm lebt, einer realen Vision, die er deutlicher fühlte, bevor sie Sprache geworden, und die verarmt, wenn sie in Worte geformt war. Er fühlte wie ein echter Musiker: was man in das Notensystem bringen kann, ist niemals der musikalische Einfall, der viel freier, zarter und genauer entsteht, als die Form ist, in der er schließlich, in copischen Intervallen, Takttart und Tonart, dasteht, ein mehr oder weniger gelungenes Arrangement des Originals. Diese Überzeugungen hegte Bismarck früh und dauernd betreffs der Sprache; er hielt es für fast unmöglich, sich verständlich zu machen in gesprochenen, geschweige in geschriebenen Worten, und in der Praxis machte er die Anwendung darauf: er fand es überflüssig, daß sich seine Diplomaten die Ausdrucksmöglichkeiten dadurch noch weiter beschränkten, daß sie französisch berichteten. Was ihm an seiner Rede immer zu fehlen schien, war nicht der Begriff, sondern der Ton, die überzeugende Wendung, die zum Mitwollen zwingt. Während kam das zum Ausdruck in einer bekannten Episode aus dem Jahre 48, die er selbst erzählt hat. Bismarck sitzt mit den beiden Generalen Mollendorff und Prittwitz in Potsdam, nach vergeblichen Versuchen, zum König vorzudringen. Der König ist nicht frei, ist abgeschlossen von den Truppen, überschaut die Macht der Revolutionäre; die Generale, die mit brennendem Herzen auf einen Befehl warten, wollen keine Eigenmächtigkeit wagen, und der Abgeordnete Bismarck kann sie nicht zum selbständigen Handeln bewegen. „Wie sollen wir das anfangen?“ Da klimpert Bismarck auf dem geöffneten Klavier, neben dem er saß, den alten preussischen Infanteriemarsch zum Angriff. Und ein wenig half es. Ein solches musisches Machtmittel, das andere in seinen Willen hineinreißt, vermißte er, wenn er bisweilen, selbst auf der Tribüne, ohnmächtig verstummte. Ersetzt werden konnte es nur durch absolute Macht.

Selange ihm dieses Medium zur Verfügung stand, war er glücklich. Er hat in dem, was er schuf, seinen inneren Zustand auf eine vollkommene Weise ausgedrückt. Das Labyrinth der deutschen Reichsgestaltung ist ein getreues Abbild des Bismarckschen Seelengefüges. Wie genau entspricht das Verhältnis von Preußen und Deutschland dem Neben- und Znein-



ander von deutschem Nationalgefühl und preussischer Tradition in seinem Herzen; dieselbe Abgewogenheit, dieselben Möglichkeiten, sich sowohl über preussischen Partikularismus und preussische Vergangenheit zu entrüsten, was seinem Nationalgefühl bisweilen ein Bedürfnis war, als auch den guten Deutschen aus seinem preussischen Preussentum heraus allerhand Unangenehmes vorzusetzen. Und wie genau hatte er die Mischung von unbedingtem Machtwillen und unausrottbarem Royalismus in Worten über- setzt, ihr eine Tradition geschaffen und, wie er meinte, für Lebenszeit in der Verfassung festgelegt. Viel korrigiert hat er sich nicht; hatte allerdings auch recht, von seiner prädestinierten Anlage zu sprechen. Wie er war, so mußte das Reich werden. Deutschland ist ein treues Abbild, eine Hohlform, der Bismarckschen Seele geworden. Er hat sich in ihm ausgedrückt wie ein Meister in einer Dichtung, die er wie eine Haut von sich ablöst. Nur war Bismarck in seiner Schöpfung geblieben, war in diesen Leib seiner Phantasie wie mit lebendigen Fäden eingewebt. Man kann sich die Schmerzen nicht vorstellen, als er da herausgeschält und herausgeschnitten wurde. Nun galt es, sich auf eine weniger leibhafte Art auszudrücken, durch Darstellung, Belehrung, Überzeugung. Er schrieb eine Art Physiologie des Körpers, aus dem er hinausgeblasen war, dessen Leben er geglaubt hatte zu sein, und gab damit mindestens ein Porträt seiner selbst.

So ist manches in seinem schriftstellerischen Hauptwerk ein Zucken amputierter Nerven. Wenn das Verhältnis zu Rußland geändert wird, so tobt es in ihm: „Es ist unvernünftig und verrückt . . .“ und er kann sich nicht entschließen, den Ausdruck zu mildern. Das Verantwortlichkeitsgefühl, von dem er unter den verschiedensten Bildern spricht, als von etwas äußerst Quälendem, und aus dem er die Berechtigung seines Schreibens ableitet, ist auch aus der Identität des Schöpfers mit seiner Schöpfung zu erklären. Ein Werk ist für den, der es gemacht hat, niemals so wirklich vorhanden, wie für alle andern, die es fertig hinnehmen. Niemand hat so wenig an das Reich geglaubt und seine Existenz für so wenig selbstverständlich gehalten wie der, aus dessen Phantasie es entstanden. So bekennet wohl ein Maler, daß ihn in der Bemühung, das Gefühl der Leibhaftigkeit und Räumlichkeit auf die Leinwand zu bringen, plötzlich der tolle Gedanke befall, als habe er auch außerhalb seiner Phantasie den Raum aufrechtzuerhalten, als ob alles zusammenstürzen würde, wenn er in der Anstrengung einen Augenblick nachlasse. In Wirklichkeit aber bestehen die einmal Gestalt gewordenen Dinge viel leichter aus sich selbst, als die Kraft, die sie schuf, es wahr haben will. Es versteht sich von selbst, daß diese erregten Stellen in Bismarcks Schriftwerk die bekanntesten, beliebtesten sind. Seine eigentliche Stärke aber liegt in den reinen Darstellungen.

In diesen vereinigt sich sein Wirklichkeits Sinn mit einer erstaunlichen An-

pannung an eine europäische Auktit. Die Gewöhnung, sich beim Reden die Wirkung vorzustellen, die seine Worte an einigen Duzend Stellen hervorrufen werden oder hervorrufen sollen, hatte in jahrzehntelanger Fortsetzung ein besonderes Geübter in ihm geschaffen. Nun verfügt er einigermaßen über seinen Sprachschatz. Für seine Reden hatte er oft nach den besten Ausdrücken gesucht, die deutlich und weitbin verständlich sind, und zugleich immer nach dem intimsten Wort. „Die Entscheidung über Wege und Abwege liegt oft in minimalen, aber einschneidenden Wendungen, zu welchen schon in der Tonart und der Wahl der Ausdrücke eines internationalen Aktenstückes.“ Diese Leisigkeit aber besitzt deshalb den Reiz der Kraft, weil sie die mildeste Form der rücksichtslosen Wahrheit ist.

Die Grundlage seines Daseins bleibt immer das Bekenntnis zu einem Leben in Kampf und Feindschaft. Er hatte zu sehr darunter gelitten, die Unfähigkeit am Steuer sitzen und Ansehen, selbst Erfolge erringen zu sehen, um nicht eine friedliche, freundliche, menschliche Welt wie eine Hölle mit Felttern und Qualen zu fürchten; denn in einer guten Welt müßte Können und Nichtkönnen gleich gelten, ja die Starken verfolgt und durch den Triumph der Schwachen, der Klugen und Friedlinge gequält, durch ihre Verachtung gezüchtigt werden. Darum ist jede Kraft und jedes Können ein Feind des Friedens, der Ruhe und des Glücks, und ein Bismarck konnte sich nur wohl fühlen in einer Sphäre, wo jede Schwäche und jeder sichtbare Fehler von scharfgemuten, wachsamem Feinden ausgenutzt wurde, wo also die Ordnung der Natur herrscht, Kraft und Fähigkeit vorangestellt werden. Nur diese Welt der Macht und Kraft besteht vor Bismarcks Darstellung; was darunter liegt, hat er karikiert, mit Hohn, mit grimmigem Spott, meist verdrießlich, daß er sich damit überhaupt befassen mußte, daß solche Menschen sich nicht damit begnügten, unbeachtet zu leben. Am schärfsten aber richtete sich sein Urteil gegen die Männer, die sich in die Welt des Könnens und der Kraft drängten, ohne sich der Kritik, Angriffen und Kämpfen aussetzen zu wollen, die, geschützt durch ererbte Stellung oder unverletzlichen Rang, Wirkung und Entscheidung beanspruchten. In solchen Fällen, wo Macht und Fähigkeit sich nicht entsprachen, wo also das Grundgesetz der Natur verletzt wurde, war er unermüdlich, die Dissonanz klingen zu machen, Anspruch und Wesen auf eine raffinierte Art nebeneinander zu malen; da geht die Darstellung bis zur Groteske und macht, wie bekannt, keineswegs vor Damen halt. Mit derselben verdrießlichen Lust stellt er die mit sekundären Mitteln Wirkenden bloß: Die Stilisten, den animalisch überwältigenden Russen Gortschakow, die mit Sentimentalität wirkenden deutschen Redner; wird aber sofort respektvoll, wenn er auf einen Mann, in dem sich Fähigkeit und Mission entsprechen, etwa Englands Disraeli, zu sprechen kommt. Er scheint der Meinung gewesen

zu sein, daß das, was an Kraft in der Welt vorhanden ist, bequem nebeneinander bestehen kann. Nur an den Querkräften und Verhinderern übt er seinen Spott. Diese beständige Gleichzeitigkeit von Darstellung und Urteil mit ihrer unaufhörlich wechselnden Schattierung vom bejahenden Ernst bis zur bitteren Karikatur ruft den Eindruck einer raslosen Lebendigkeit hervor. Es zeigt sich, daß Darstellung immer nur die Reaktion einer starken Natur ist und daß der Spiegel der Natur, als den man ein objektives Gehirn ansehen kann, sich mit Verzerrungen behilft, wenn die Mehrzahl der unnatürlichen Menschen an ihm vorüberzieht, ja, daß sie merkwürdigerweise in starker Verzerrung in eigentümlich lebhafter Weise wieder wesenhaft werden. In diesem Sinn kann man sagen, daß auch die von Bismarcks Verhöhnungen Betroffenen noch zu gut fortkommen, da er ihre fade Naturlosigkeit noch zu einer starken Mißnatur belebt.

Damit ist schon die Frage nach der Wahrheit der Bismarckschen Personendarstellungen beantwortet. Er schreibt nicht, ohne das dichterische Risiko auf sich zu nehmen, ohne das jede Darstellung menschlicher Verhältnisse tot bleibt, aber alles klingt überprüft, durch Erfahrung bestätigt, vor dem Gewissen gehärtet. Er bestätigt, wieviel Phantasie zum Realismus gehört, aber auch wieviel herrische Kälte, die der Hingebung an die Wirklichkeit abgeneigt ist. Seine Darstellung ist, wie jede, Abbrüviatur, aber wesentliche Abbrüviatur. Es scheint wohl vermessen und lieblos, einen Menschen mit allen seinen Eigenschaften, Reaktionen, Bestrebungen, Leistungen und naturgemäßen Wandlungen in ein paar Sätze zu fassen und damit für erschöpft zu halten, wie er es zu tun pflegt. Aber wer diesen Blick nicht hat, pflegt in der ergebnislosen Feststellung zu enden, daß der Dargestellte ein Mensch voller Widersprüche war, zusammengehalten etwa durch eine sittliche Persönlichkeit. Zu solchen „gerechten Würdigungen“ ist allerdings Bismarcks Stil nie gekommen. Auf die ganze Masse von Tatsachen und Äußerungen, die um einen Menschen herumzuschwanke pflegen, mehr oder minder zugehörig, hat er sich niemals eingelassen, keine Mosaiken zusammengesetzt, keine schillernden Porträte gezeichnet. Lieber wiederholt er sich ins Unendliche, als von dem Hauptzug abzugehen und ihn durch Zusätze zu überranken. Wie oft er den alten Kaiser im wesentlichen als preußischen Offizier gekennzeichnet hat, ist nicht zu zählen. Und die preußischen Militärs haben in seiner Darstellung immer die gleichen typischen Züge, pflichttreu, unselbständig, zu eigener Überschätzung geneigt. Davon geht er nicht ab, wechselt nur in der Reihenfolge dieser Kennzeichnung. Der Betroffene, noch mehr der Freund des Betroffenen, fühlt sich durch solche hartnäckige Begrenzung verletzt. Man hat Bismarck deshalb für militärfeindlich, für hohenzollernfeindlich erklären können. Man kann ihn auch als einen Verächter des Menschen und des Lebens überhaupt darstellen.

Die Wahrheit aber ist, daß er Menschen und Dinge gesehen hat, wie sie in ihrem Kern sind, mit dem Haß und der Liebe, wie die Natur selbst sie wohl hegen könnte.

Seine Darstellungskraft stellt sich den unpersönlichen Lebenserscheinungen wie einem ungeheuren Chaos gegenüber, von dem es nicht gilt, sich einiges anzueignen, sondern die Zauberworte zu finden, auf die hin es Gestalt annimmt. „Hele die Begriffe aus dem Nebel,“ mahnte Herder; und ähnlich muß Bismarck die Aufgabe der Sprache auch empfunden haben: als das in jedem Augenblick ungeheuerliche Unterfangen, den Nebel zu bannen, ein von Natur unfestes, ewig schwankendes Sein zum Festen zu verdichten. Und diese Auffassung fehlt dem, der sich nicht dem Ganzen gegenüber sublt. Bismarck konnte sich nicht begnügen, mit Hilfe einiger Reizungen und Vorurteile einen Teil der Wirklichkeit nach seinem Bilde zu gestalten, sondern wollte auf dem ganzen Orgelwerk des Daseins spielen, weil er alle Register in seiner Seele spürte. Diese Vollmacht der Natur gab ihm seine Überlegenheit; und die bei seiner Schwere immer wieder in Erstarrungen setzende Beweglichkeit. Ein flüssiges Element nennt er die äußere Politik, und er fühlt sich wohl in ihm, weil er sich darin zu bewegen gelernt hatte; schneller und leichter als alle anderen, die nach unnatürlicher Erstarrung oder wenigstens Schwerbeweglichkeit der politischen Verhältnisse streben müssen, um ihnen gewachsen zu sein. Deshalb ist seine Darstellungsweise ein energisches Redigieren der Tatsachenflut. Die Welt sieht mit Recht in der Redaktion der Emser Depesche ein Symbol Bismarckschen Geistes, seiner Kunst, das Zufällige so in das Wesentliche zu verwandeln, daß es zum Handeln führt. In seinen Darstellungen lebt diese auswählende streichende Kraft, die durch Vernichten und Vernachlässigen schafft.

Er schreibt ohne Heerden, ohne Mienen, ohne Zuspitzung und Expreßivo, ohne Melodie. In dieser Sprache werden die Elemente des Lebens so genommen, wie sie sind, ohne eine Spur von Sehnsucht, ohne den Wunsch, sie in irgend etwas zu ändern. Er bewegt sich pfadlos. Selbst Billigung und Mißbilligung sucht er zu unterdrücken; er urteilt zwar immer; das Urteil ist seiner Darstellung immanent, aber er will nicht leben und tadeln. Im Alter überwiegt sogar bisweilen der Wille, alles zu bejahen; er schaltet mildernd ein „meist“, „zum großen Teil“, ein „berechtigt“ oder „unberechtigt“ ein, wo ein Urteil als absprechende Kritik aufgefaßt werden könnte. „Berechtigt“ ist der Ehrgeiz junger Assessoren, die, um Karriere zu machen, allzu unerfahren den Landratsposten suchen, „unberechtigt“ nennt er das Ideal von Verwaltung, das ihm mit zwanzig Jahren verschwebte. Und es läßt sich kaum leugnen, daß diese Reise in der Bejahung bisweilen in Schwäche übergeht. Er hat Tage, wo ihn das

Verständnis der Dinge zu überwältigen droht. Man hat das als Bismarcks im Alter immer zunehmende Güte, Reife und Milde bezeichnet. Der Darstellung kommt diese Güte jedenfalls nicht zustatten.

Da kehrt man gerne zu dem Zustand der Verreise seiner männlichen Lebensjahre zurück, in denen solche Umwandlungen fehlten, wo alle seine Kräfte darauf gerichtet waren, anzufangen, in Schwung zu kommen, die mächtige Maschine in Bewegung zu setzen und ein richtiges presto alla tedesca zuwege zu bringen. Diese Stimmung ist uns in seinen Briefen und Reden aus dem Jahrzehnt vor 70 erhalten, noch schöner in gewissen Zeilen seines Hauptwerks. Bismarck hatte wie Goethe noch im Alter Zeiten, manchmal ganze Jahre, in denen die Vollkraft der Jugend seinen Geist bestürmte. In solchen Epochen tauchten die Ereignisse seiner kräftigsten Jahre wieder auf; in der Erinnerung waren sie von ganz reiner Intensität, wie gesiebt und schlackenlos, von allem Zufälligen und Nebensächlichen befreit. Was davon in die „Gedanken und Erinnerungen“ gelangt ist, gehört zum Höchsten, was in deutscher Sprache geschrieben wurde, ist unübertroffen in Einheitlichkeit, Fluß und Anschaulichkeit der Darstellung. Da fehlt auch die Tendenz und die sonst selten ruhende, oft peinliche, hinter den Sätzen lauernde Anspielung. Und wenn Kunst die Reproduktion von Erlebnissen ist, die im Blut untergetaucht und Essenz geworden sind, sich wieder in ihrem Wesen zur Darstellung drängen, als Abglanz von Taten, die man vergessen hatte, so kann man Bismarcks Darstellung der Entstehungszeiten unseres Reiches getrost zur Kunst rechnen.

Verhältnismäßig schwach sind die eigentlichen Abhandlungen. Die zur Monographie nötigen Gaben brachte er nicht zusammen. Man lese zum Beispiel das Kapitel in den „Gedanken und Erinnerungen“, das als „Rückblick auf die preussische Politik“ bezeichnet ist, und man wird es für eine journalistische Leistung erklären müssen; es ist alles auf die Gegenwart bezogen; der Moment, wo er schreibt, ist der perspektivische Punkt der historischen Darstellung. Gegenwart und Vergangenheit werden zwar deutlicher, aber der Strom des Geschehens wird gewaltsam in ein zu enges Bett gezwungen und endet schließlich, freilich höchst interessant, im Anekdotisch-Dramatischen. Von dem, was vor seiner Zeit geschehen war, hatte er recht unbestimmte Vorstellungen; er erkannte von der Vergangenheit nicht viel mehr an, als was noch als lebendige Tradition in den Völkern und allenfalls in den Regierungen lebte. Sein Haß gegen die Geschichtsverhinderer, gegen Priester und Sozialisten, scheint auch den Geschichtsschreibern Mißtrauen entgegengebracht zu haben, als Konservatoren des Veralteten, als Vermehrern des toten Gewichts im öffentlichen Leben. Später legt er zwar bisweilen Gewicht darauf, mit seinen Handlungen und Auffassungen in Übereinstimmung mit der historischen Tradition zu sein, und

liebe es, Präzedenzfälle anzuführen; aber man hat nicht den Eindruck, daß seine historischen Kenntnisse zusammenhängend gewesen wären.

Die moderne Auffassung vom Wert der Geschichte, den seelischen Massenkraften eine größere Stetigkeit und längere Führung zu geben, also gleichsam die ballistischen Eigenschaften des Nationalgefühls zu verbessern, lag ihm zur Zeit seiner Wirksamkeit fern. Als angewandte Geschichte hat er die Politik nie aufgefaßt. Erst in der Arbeit an den „Gedanken und Erinnerungen“ waltet die Sorge um das Erbe und erscheint die Hoffnung, die errungene Erfahrung durch literarische Festlegung vor Verschüttung durch den Lärm der Tatsachen bewahren zu können.

## Frühlings Erwachen

von Samuel Gaenger

Überall erwachen, mit dem ersten silbernen Schimmer des nahenden Frühlings, Friedenshoffnungen, erwacht die Sehnsucht nach einem Gnadenblick des Schicksals, das jene bauenden und schöpferischen Tätigkeiten des Menschendaseins wieder zu Ehren kommen läßt, die nun acht schwere Monate unter Strömen Blut und Eis eingefahrt waren. Überall, also auch bei uns.

Nirgends ist die Kampf- und Opferbereitschaft weniger Pose als bei uns, denn nirgends ist der Willensanteil am Kriege, der Drang, ihn als notwendig zu begreifen und seine möglichen Ziele zu durchdenken, ernster und allgemeiner: trotzdem ist das Bedürfnis, die Friedensbedingungen öffentlich zu erörtern und rechtzeitig Wünsche anzumelden, kaum noch zu meistern. Das geschieht nicht aus Schwäche; jeder Blick auf das reiche eroberte Landgebiet, auf unsere militärische wie organisatorische Schlagfertigkeit und die unbenagten Seelenkräfte des deutschen Volkes stellt die Lügenmären bloß, mit denen selbst frühere französische Minister wie Hanotaux und Pichon ihr um das but final bangende Publikum zu betören und zu betauben suchten. Vielmehr zeugt der Wunsch, die Dauer und Opfer des Kampfes mit den erreichbaren und erwünschten Zielen in Einklang zu bringen, von einem erfreulich wachsenden Verständnis für die politischen Realitäten. Die uns angedichtete zügellose Eroberungslust, die den Krieg als Geschäft betreibe, ist unter mütvollen Menschen nirgends geringer als bei der Masse des deutschen Volkes, das in den Künsten des Friedens sein Bestes und Schönstes leistet, dessen repräsentativste Imperialisten so gar, wie Bernhardi, im Vergleich etwa zu Homer Lea oder Kipling oder

den Geistern der „National Review“ maßvoll bleiben und in dem der politische Ehrgeiz sich, außer in delirierenden Köpfen, nie über den entschiedenen Wunsch nach voller Gleichberechtigung unter den Weltmächten gesteigert hat. So ist das lebhafteste Bedürfnis, in eine öffentliche Erörterung der Friedensbedingungen einzutreten, eher ein Zeichen von Kraft und Selbstbeherrschung. Aber auch gleichzeitig vom unaufhaltsam wachsenden Selbstgefühl des Volkes, das sich in einem noch mit schwersten militärischen Verantwortungen beladenen Augenblick die Fähigkeit zutraut, das ihm zukommende Selbstbestimmungsrecht nach innen und außen taktvoll zu brauchen.

Das ist etwas Neues in deutscher Geschichte; etwas, was aus dem Rahmen der Bismarckischen Traditionen herausfällt. Neben die verfassungsmäßigen Faktoren, die über Krieg und Frieden zu befinden haben, stellen sich, durch ihre Eingaben an den Kanzler um Freigabe der Friedensbesprechung, die produktiven Berufsverbände, die schaffenden und erwerbenden Stände mit (vorläufig noch zart verschleierten) Vorschlägen; hätten sich den Bodennagaten, den Bauern, den Industrieherrn großen und mittleren Formats, den Hansabündlern und den Mittelständlern die freien und christlichen Gewerkschaften angeschlossen: so hätten wir eine seltsam charakteristische Verdoppelung des Parlaments gehabt, das Rudiment eines neu-ständischen Volkshauses, nah und unmittelbar an die Masse herangerückt, in scharfer beruflicher Absonderung direkt aus dem dunklen Untergrunde des deutschen Menschengewimmels heraustretend, ohne die vermittelnden und verwaschenden Mittelglieder der gewählten Ideologen. Man sieht eine neue Art öffentlicher Meinung sich bilden, und wie bei uns, die wir als Sklaven einer autokratischen Regierung verschrien sind, die Politik in ihrem volkstremdesten aber wichtigsten Teil, dem auswärtigen, von unten her ergriffen wird. Ein symptomatischer Vorgang. Aber er hängt auch noch mit der besonderen Natur dieses Koalitionskrieges zusammen.

Ein Krieg wie dieser, der alle bisherigen Maße sprengt und den man in Veranlassung und Verlauf nur durch vage und wenig hilfreiche Analogien in die historische Reihe eingliedern kann: er zeigt auch darin sein eigenes Gesicht, daß er fast allgemein und mehr als frühere Kriege als Zwangsläufigkeit empfunden wird. Die trüben Mißverständnisse der Diplomaten, die in den farbigen Büchern angehäuften Verschleierungen der letzten Motive und das böse Verstecken der nationalen Egoismen und Machtwillen hinter Moralitäten, das alles wird heute als Ohnmacht einer veralteten Methode gedeutet, die Bankrott machen mußte, weil sie mit den Praktiken der Kabinettsdiplomatie die neuen imperialistischen Probleme lösen wollte. Das ist ohne Zweifel die Stimmung. Die Kriege, die Bismarck zu führen hatte, waren vergleichsweise einfach. Eine große, tausendfach in

sich zerplitterte Nationen suchte einen machtpolitischen Kristallisationspunkt und fand ihn in Preußen. Der Weg war schwer, die Hemmungsfaktoren waren aber auch mittleren Intelligenzen bekannt, das Ziel war einfach und stand, ebenso wie die Gewalt als letztes Mittel, seit den Frankfurter Tagen unverrückbar in Bismarcks Geist fest. Sein Horizont war politisch-geographisch durch Europa begrenzt, und selbst dieser Kontinent war für die Berechnung des direkten Kräftespieles fast immer beschränkt: England schied 1866 ganz aus, der Balkan wich ins Wesenlose des Orients zurück usw. Heute ist, infolge der kapitalistischen Triebkräfte, der Technik, der Bevölkerungsprobleme, die Politik „planetarisch“ orientiert; selbst Kleinstaaten können kaum anders als Weltpolitik treiben; die Beziehungen zwischen der nationalen Absonderung und der internationalen Verflechtung, zwischen den Kapitalen, die sich der Nationalität entkleiden und doch wieder zwangsweise ein nationales Verzeichen annehmen, sie liegen auf einer ruhelos gleitenden Skala und gebären in politischer Hinsicht stündlich neue Verlegenheiten. Ohne starke Abstraktionsgabe ließ sich in Bismarcks Tagen ein nationales Fürsichsein konstruieren: der Nationalstaat galt als höchste politische Schöpfung; heute steht der allzu eng aufgefaßte Nationalstaat der Entwicklung zum Weltstaat im Wege und schafft ihm früher nicht gekannte und kaum geahnte Hemmnisse. Das wirtschaftliche Ideal der Selbstgenügsamkeit liegt wie das goldene Zeitalter hinter uns, aber das egoistische Prinzip des Schutzzolls schafft künstlich eine Art geschlossenen nationalen Handelsstaat, der — ohne das Blut der internationalen Zirkulation doch wieder nicht leben kann. Gibt es aus dieser gleichzeitigen Sucht, sich ins Weite zu verlieren und doch wieder abzuschließen, einen Ausweg? Ein deutscher Diplomat, der unter dem Pseudonym Kuedorffer geistreiche „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1914) veröffentlicht hat, versucht in dieses Chaos einer ungeheuer verwickelten Struktur der Machtverteilung und Machtbestimmung Licht und Ordnung zu bringen und macht den Schluß: da die Macht sich auf eine viel größere Anzahl von Persönlichkeiten verteilt, ist sie überhaupt von den Persönlichkeiten mehr und mehr auf die Verhältnisse übergegangen: selbst der Mächtigste stößt in dem wirren Knäuel von Machtteilen und Erhebungen auf eine Mauer, die seiner Bewegungsfreiheit enge Grenzen zieht. „Diese Zerbröckelung der Macht und ihr Übergang von den Persönlichkeiten auf die Verhältnisse gehört mit zur Charakteristik der modernen Politik. Es ist nicht die Zeit, in der ein Mann weit aussehende Pläne konzipiert und an ihre Verwirklichung geht; die wenigsten Regierungen handeln frei in ihren Entschlüssen, vermögen zu wählen, ob sie aus dem Interesse der auswärtigen Politik heraus etwa eine Annäherung an ein Land betreiben wollen, dem ihre Heimat bisher in Feindschaft



gegenüberstand. Die „Verhältnisse“, das ist die Machtverteilung der inneren Politik, erlauben es nicht. Viele Regierungen unserer Zeit haben nur wenig Freiheit, Kriege zu planen und zu vermeiden.“ Daraus folgt, daß selbst eine Einmaligkeit wie Bismarck nicht mehr so ganz Herr und Disponent dieser heutigen Verhältnisse wäre; und da das Vertrauen, ein schöpferisches Gebieten von ähnlichem Kaliber zu besitzen, nicht allgemein zu sein scheint, so wird zu einem demokratischen Verfahren gedrängt, dem Kriege Frist und Ziel zu geben: wahrscheinlich, ohne daß den Vortstellern die Tendenz ihres Schrittes bewußt war.

Es kann nun wichtig werden, sich klar zu machen, welche Bedeutung der Horizontbegriff in Bismarcks System hatte. Selbst im dänischen Konflikt brauchte er nicht mit England als möglichem kriegerischen Gegner zu rechnen, obgleich er das englische Interesse direkt berührte und diplomatisch ins Netz des Londoner Protokolls von 1852 zurückleitete. Empfindliche Seeinteressen und internationale Marktabhängigkeiten waren, als Rückgrat der heimischen Volkswirtschaft, nicht zu schützen. Der Horizont ging damals über den Großmachttraum des kleinen Ostseestaates nicht hinaus, der nach der Elbmündung hinübergreifen und sich drohend vor Preußens Meere lagern wollte. Aber zu des Meisters Lebzeiten hat er sich niemals, weder sechsundsiebzig noch siebenzig, auch nicht nach dem Erwerb der ersten Kolonien, über Zentral- und Westeuropa hinaus zum Begriff der Weltpolitik erweitert, der, im grünen Bewußtsein jedes heutigen Schuljungen, die Bedeutung einer bekannten und handlichen Größe angenommen hat. Darauf ist, zum Teil wenigstens, die unbeirrbar sichere in Bismarcks machtpolitischer Steuerung zurückzuführen. Niemals hat sich darum vor seinem Genieblick das Problem jenes gewaltigen Konfliktes aufgerollt, der zu gleicher Zeit vom Kampfe um Überseehandel und maritime Geltung, um die Anteile an der Kolonisierung des Planeten, um die kontinentalen Grenzregulierungen, um den Herrschaftsbereich der einzelnen Nationalitäten in ganz Europa und in ganz Asien genährt wird; eines Konfliktes, in dem sich drei, bis vier, bis fünf Kriege grundsätzlich verschieden motivierter Art zusammenknäulen; und der, je nachdem man sich diesem oder jenem Konfliktgrund zuwendet, ein anderes Kriegsziel zeigt. Es ist endlich nötig, sich zu entwirren, weil man sich beizeiten sagen muß, daß es in diesem Bündelkrieg keine runden und einfachen Lösungen gibt. Vielleicht trägt auch der Hinweis auf den unvermeidlich bösen Begriff des Imperialismus dazu bei, der unser täglich Brot geworden ist. Modern gefaßt, strebt er, vom international orientierten Kapitalismus einen nationalen Gebrauch zu machen. Dadurch wurde über unser politisch-soziales Leben eine Drachensaat von Schwierigkeiten gestreut, die man nur eine nach der anderen abwälzen kann.

Daraus ergibt sich, in wie beschränktem Maße der Schatz diplomatischer Rezepte uns heute helfen kann, den eine wenig originale Bismarckphilologie für die Steuerer des deutschen Staatschiffes bereit hält. Bismarck konnte persönliche Politik treiben, seine Problemlösungen konnten ganz persönliche sein, weil die Verhältnisse ihm den Spielraum unendlich weniger einengten als uns heute. Man durchdenke, was es heißt, daß an der Wiege seines Aufstiegs ein Offensivbündnis stand: mit Italien gegen Österreich, am Ende seiner Laufbahn ein Defensivbündnis: mit Österreich gegen Rußland, das heißt ein Verzicht auf schöpferische Politik, die, in seinen zeugenden Jahren, von dem aus Urmütterstosß geschöpften Grundsatz besessen war: eine Macht, die sich behaupten will, muß wachsen wollen. An seinem Verfahren, öffentliche Meinung, eng-preussische Meinung, nationale Meinung und sehr geistige Faktoren, wie eine allgemeine deutsche Nationalvertretung, je zur Zeit und Gelegenheit aus dem Wege zu stoßen oder anzulocken, läßt sich heute wenig lernen (vielleicht einiges verlernen): es waren seine Mittel zu Großpreußen und Deutschland hin. . . Zwei Jahre nach seinem Tode erschien, um für die Flottenvorlage zu werben, die Propagandaschrift „Handels- und Machtpolitik“, ihre Verfasser waren Volkswirtschaftslehrer, Professoren; und man kann sagen, daß sich da fast alle Gründe beisammenfanden, die über das Zwangsläufige unserer Lage, über Ziele und Mittel unserer auswärtigen Politik Auskunft gaben. So gründlich hatten sich die Verhältnisse geändert. So sehr war das Außenpolitische unpersönlich geworden. Man hatte den Eindruck absoluter Zwangsläufigkeit, und als ob sich dieser oder jener von den politischen Professoren ganz gut an der Spitze des Auswärtigen Amtes denken ließe. Es sah so aus, als könnte die reinlich genaue Sachkenntnis, nach Gelehrtenart umfassend, als könnten Wissen und Urteilskraft die Intuition des genialen Kopfes ersetzen. Die Skizze, die Fürst Bülow in dem bekannten Jubiläumswerk von den Zielen der deutschen Außenpolitik unter Wilhelm II. entwarf, ist unter diesem Gesichtspunkt denkwürdig: sie bietet keine andere Lesart als die professorale. Die Professoren hatten gesagt: Leben und Arbeitsmöglichkeit von soundsovielen Deutschen — es waren damals vier- bis sechsundzwanzig Millionen unter hundertfünfzig — hängen von unbeengter Ein- und Ausfuhr zur See ab, also sind freie Meere und offene Weltmächte Dinge, die über Leben und Tod der Nation und besonders ihrer Arbeiterbevölkerung entscheiden: daher diese und keine andere Handels- und Machtpolitik. Im Auslande ging dieser Satz, als Uranfang unseres politischen Evangeliums, von Mund zu Mund und wurde ihm die zwangsläufige Spitze gegen Britannien gegeben. Fürst Bülow nimmt den Gedanken in all seiner praktischen Fruchtbarkeit und Durchbarkeit einfach auf und spricht von der nationalen Katastrophe, die, unter solchen Umständen, eine Zurückdrängung ins

Binnenländische herbeiführen könnte. In beiden Fällen war aber — von den bismärckisch-kontinentalen Gebundenheiten kaum noch die Rede. Das Problem war entbündelt, es war summarisch vereinfacht. Die Wirklichkeit zeigt heute auf bitter grausame Weise, wie wenig die Vereinfachung ihr entsprach.

Also läßt sich aus Bismarcks Werkstatt nichts herholen, was uns Heutigen als Weisung dienen könnte? Von dem, was er für Erstarkung und Erhaltung der nationalen Selbstbestimmung und Selbstbestimmung getan hat, habe ich hier nicht zu sprechen; es konnte, seit des Reiches Gründung, nie lebendiger sein als in diesem schicksalschweren Kampfe um die deutsche Lebensgestaltung und wirkt, ins Heroische gesteigert, rings an den deutschen Grenzen. Für das Diplomatische aber, was Zielsetzungen und Lösungen anlangt, gibt Bismarcks Werk doch unzweideutige Fingerzeige, und man wird sich entschließen müssen, sie für die Zielbestimmungen des Friedens zu nützen. Es werde zunächst alle Konjunkturalpolitik eingestampft: Bismarck hat sie als Spiel irrealer Vorstellungsvermögen verachtet. Was er unter Realpolitik verstand, war, neben der ihm selbstverständlichen Anerkennung des Gewaltfaktors, die äußerste Beschränkung des Wollens auf jeweils ein großes aber möglichst unverwickeltes Ziel: darin der Gegenpol zu Buonapartes schließlicher Hypertrophie des Willens, seiner faculté maitresse. Alle urteilsfähigen Historiker sind sich heute darin einig, daß er es grundsätzlich vermied, Kriege nach mehreren Fronten zugleich zu führen, und sie sagen, es wäre ihm diplomatisch und militärisch unmöglich gewesen, sie mit immer stärkeren Machtmitteln und innerlich des Sieges gewiß zu unternehmen, wenn er es nicht verstanden hätte, seiner Politik in der unveränderlichen Freundschaft mit Rußland einen sicheren und unverrückbaren Stützpunkt zu geben. Trotz der Einmaligkeit des Geschichtsverlaufes liegen gewisse Folgerungen auf der Hand, weil die Psychologie des Erfolghabenskönnens inzwischen nicht anders geworden ist. Und ferner: er hat mit den Imponderabilien im Staatsleben immer gerechnet — wenn auch zuweilen sich verrechnet: Kulturkampf; er hat religiöse Voreingenommenheiten, dynastische Anhänglichkeiten, Rasseeigentümlichkeiten, wie Eitelkeit oder Ruhmsucht (Franzosen) oder Erwerbssinn (Engländer) oder Willensschwäche (wie bei den weiblichen Russen), überhaupt das ganze Befangensein im Blutbann wie ein Machiavel der Tat in Ansatz gebracht, aber ohne jeden gemüthlichen Anteil; rein dynamisch, als Kräfte. In der großen Politik waren ihm Haß und Liebe verbotene Affekte, die den Willen knechten, das Ziel verhüllen; und er hat in der Art, wie er die nationale Erregung zugunsten des Augustenburgers und die siedeheißen großdeutschen Wallungen zugunsten Osterreichs gegen das Italien (und Frankreich) von 1859 als politische Motive lähmte, klassische Beispiele seiner Kunst gegeben, das Auswärtige unter

das Licht nichternster Interessenberechnung und Kräftemessung zu stellen. Darum hat er nie Gleichungen mit mehreren Unbekannten um sich geduldet; er war bestrebt, bei jedem Schritt vorwärts sich auf Konstanten zu stützen. Wenn er dem Bündnis mit Osterreich-Ungarn die Rückversicherung mit Rußland parallel laufen ließ, so bedeutet das soviel: daß er nie mehr als mit nur Einem möglichen Gegner zu tun haben wollte, wobei vorausgesetzt war, daß Frankreich stets zur Verstärkung des eigentlichen Hauptgegners bereit stand. Ähnlich verfuhr er, als die Erwerbung von Kolonien die ersten Reibungen mit England brachte. Sein Grundsatz war, dem Weltpolitischen nur so viel Spielraum zu gewähren, als sich mit den Aufgaben einer erfolglicheren Kontinentalpolitik zwischen unmöglichen Grenzen vertrug. Keinen Sterblichen gab es, dem Furcht ein so fremder Affekt war; keinen mitwelleren, um sein bißchen Leben weniger bangenden Menschenlecker. Aber man weiß, was Peter Schuwalow über den cauchemar des coalitions erzählt hat, der Bismarck heimgesucht habe. Gewiß hätte er den Kampf mit dem Dreiverband ebenso kaltblütig aufgenommen wie Friedrich der Große den Kampf mit der Koalition von Kaunitz' Gnaden; aber es scheint zutreffend, anzunehmen, daß sein Genie unermüdetlich den Punkt erspürt haben würde, an dem das Brecheisen anzusetzen sei, um den von Eduard VII. geschmiedeten Ring zu sprengen.

## Erinnerung an ein Buch

von Moritz Heimann

Zu seiner Musterung der deutschen Erzähler (im Februarheft der „Neuen Rundschau“) spricht Hermann Hesse abschätzig, zumindest gleichgültig von den Versuchen, in der Geschichte unsrer Dichtung Richtungs- und Entwicklungslinien zu konstruieren; eine Meinung, der zu widersprechen so angenehm und nützlich sein kann, wie ihr zuzustimmen. Es versteht sich ohne weiteres, daß grade ein Dichter nicht freundlich von Klitterungen denkt, die, auch wo sie nicht auf Willkür und Vorurteil beruhen, noch immer das Freieste, was es gibt, verbinden — binden wollen. Er selbst brauchte ja nicht einmal das Entstehen eines Dinges, um seiner Schönheit teilhaftig zu werden, — lacht das Kind in der Wiege, so ist sogar der himmlische Augenblick vergessen, der es erweckte, geschweige die Nacht der Schwangerschaft und die Qual der Geburt; um wie viel belangloser muß ihm da erst das nachträgliche historische Permutationsspiel vorkommen. Anschauend fuhlendes Glück, nichts Höheres wünscht er sich vom Kunstwerk, und mit diesem Höchsten zufrieden sieht er den Leser, Hörer und Betrachter

am liebsten. Aber die Menschen sind von Natur produktiv, und wo sie nichts mehr dazu tun können, da wollen sie wenigstens verstehen. Sie erinnern sich, sie vergleichen, sie verknüpfen. Jeder Genuß hebt das Zeitgefühl, das Selbstgefühl auf, aber sogleich nimmt das Rad den süß Vernichteten wieder in seine Umdrehung, und der Genuß wird zum Urtheil. Immer besteht der Vorgang darin, Herr über etwas zu werden, was über uns hat Herr werden wollen, und nur Gradunterschiede liegen zwischen der halb instinktiven Regung, zum Zwecke der Beleuchtung eines gegenwärtigen Kunstwerks ein abwesendes in das Bewußtsein herzuführen, und einer philosophierenden Kunstgeschichte, die, eiferfüchtig auf ihre Erstgeburt, auch den edelsten Steinblock verwirft, der ihr nicht in ihr zerbrechliches Gemölbe paßt. Der Künstler glaubt ehrfürchtig an Erscheinungen, die sich der Wissenschaft entziehen; die Wissenschaft, auch in ihren Vorformen, wehrt sich gegen die Beschränkung.

Ist nun dieser Widerstreit auch auf der Natur der Dinge begründet, so stammt doch viel Schaden daher, und wenn zwar zuerst nur für das Publikum, so doch mittelbar, durch Hemmung, Verbitterung und Vereinsamung, auch für die Kunst selbst. Das konnte jeder beobachten, der irgendeinmal eine mehr oder minder klar tendenziöse Schulbildung in einer der Künste erlebt hat. Sogleich strömen die Mittelmäßigkeiten herbei und nehmen an dem immer gewissen Ruhme des neuen Aufstrebens teil: indessen um den wirklich Ursprünglichen die Wüste der Heimatlosigkeit wächst, wenn einmal das Schicksal sie um ihn gebreitet hat. Wo blieb Bruckner, als sich um Wagner und um Brahms Partei und zwischen den Parteien der Kampf bildete, von welchem jeder von den beiden profitierte? Und wo bleibt er heute, wo eine vermeintliche Konsequenz der Musikentwicklung Anhänger in selbstbetrügender Kühnheit bis zum Außersich führt, nur nicht zum Genius! Leidet nicht vielleicht unsere deutsche Malerei ständig darunter, daß sie sich durchaus weigert, eine Geschichte zu leben, die zu schreiben den Schreiber mit der wollüstigen Genugthuung der Logik erfüllte? Unsere Literatur jedenfalls hat durch die Einheiten und Gruppierungen, mit denen man die Überfülle ihrer Erscheinungen zusammenfaßte, an ihrer lebendigen, weiterzeugenden Kraft Einbuße erfahren. Möser, Lichtenberg, Hölderlin, Eichendorff, Büchner — ein jeder von ihnen hätte mehr Folge wirken können, wenn er gar nicht oder richtiger wäre eingeordnet worden. Ja, für eine tiefe Erfüllung der deutschen Literatur wird sogar die offenbar unumgängliche Einteilung in Dichtungsarten zum Hindernis. Vergleichen wir die Heroen der europäischen Literaturen, so finden wir Aeschylus, Shakespeare, Calderon, Corneille und Molière, Dante und Chaucer, Rabelais und Cervantes fast identisch mit den von ihnen geübten Formen, Goethe aber völlig außerhalb ihrer und inkommensurabel auch in diesem Betracht.

Dieses alles, konnte man einwenden, spräche ja nur gegen falsche Konfuktionslinien, nicht jedoch dagegen, daß man überhaupt welche zieht. Und zum Beispiel wurde besonders die neuere deutsche Literatur es als eine Wohlthat erfahren, wenn ein Kundiger hinter die Formen sähe, den bedenklich schulmeisterlichen und bildungsbürgerlichen Tumult des 18. Jahrhunderts geringer als uralich einschätze und statt dessen, durch Religion und Kirche hindurch, eine geheime Linie rückwärts verfolgte, so daß Goethe am Ende einer fünfshundertjährigen Geisteskette stünde, nicht bloß am Anfang einer Zeit, die an ihm ohnmächtig wird.

Schließlich aber wird noch die tiefste solcher Redaktionen teilweise falsch, noch die oberflächlichste teilweise richtig sein. Und wo man also Systeme schafft mit Objekten, die sich von Natur dem System nicht fügen, Wissenschaft nicht mit Dingen, deren wesentlicher Kern der Wissenschaft unzugänglich ist, dort kommt alles auf einen selbstverleugnenden Takt an. Man muß sich bewußt bleiben, daß Gedanken derlei Art nur fruchtbar sind, wenn sie über einen gewissen transitorischen Charakter nicht hinausbegehren, und wahr nur in einem ganz bestimmten Flüssigkeitszustand; um einen Grad starrer, so werden sie Irrtum, werden Lüge und werden schließlich niedriger, demagogischer Betrug. Von diesem Takt ist wenig vorhanden.

Es sind jetzt eben fünfshundzwanzig Jahre her, seit in Deutschland ein Buch erschien, das unserm Geistesleben dienen wollte, nicht indem es dem Kulturbesitz irgendein neues Gebilde hinzufügte, sondern indem es, durch Beleuchtungen und Beziehungen zwischen den vorhandenen Gebilden, Kulturpolitik versuchte: „Rembrandt als Erzieher“, und soviel dawider, damals und heute, auch zu sagen ist, es hat den Takt. Nach jahrzehntelanger Trennung hab ich es wieder aufgeschlagen, — es ist ohne Zweifel stumpfer geworden; etwa als hätte jemand in Blei Ornamente geschnitten, die nur vom Glanz des frischen Metallschnittes Sinn haben und in dem Grade absterben, wie das Metall an der Luft erblindet. Die kurzatmigen Sätze, vom gleichen düstigen Rhythmus, haben nicht die geringste buchbildende Fähigkeit; man kann es nicht lesen, kann kaum darin lesen und muß wohl oder übel sich begnügen, darin zu picken. Dennoch — in dieser Kocnischwaube liegt sein Takt und seine Wahrheit. Seine Gedanken wollen wirklich nur beleuchten und beschatten, und so treiben sie mit Recht wie Wolken vorbei. Das *s'effacer*, das der Rembrandtist an gewissen niederdeutschen Politikern rühmt, übt er selbst planmäßig aus; wie er sich ja auch das Schicksal der Anonymität nicht nur in seinem Buche eigenjünftig und planvoll bereitet hat.

Bekanntlich hat das Buch gleich bei seinem Erscheinen einen für deutsche Verhältnisse ungeheuren Erfolg gehabt. Es wuchs schnell in hohe Auflagen, denn sein Verfasser, wenig begütert wie er war, hatte lieber seinen Ge-

winst beträchtlich schmälern wollen, als daß er seinem Verleger erlaubte, einen hohen Preis für das Buch anzusetzen. Und so wurde es wohl mehr gekauft als gelesen; sicherlich aber mehr verschlungen, als gelesen. Es war so bekannt, daß es mehrfach parodiert wurde; vor allem wurde es, auch eine Form der Parodie, schleunigst nachgeahmt; beides die Folge eines Stils, der es sich mit Antithesen, oft höchst geistreichen, doch ebenso oft recht wohlfeilen, bequem machte. Mit Vergnügen erinnere ich mich eines Schriftstellers von damals, der etwas Belangvolles auszusagen glaubte, wenn er kaketste, Bismarck sei eine grade Berge und Windthorst eine krumme Gräte. Diese Frieseln gingen natürlich schnell vorüber; andre seiner Wirkungen aber hielten länger vor, und eine gewisse Manier der Kunstbetrachtung — diese Spiegeldrehungen, Analogien, enharmonischen Verwechslungen der Begriffe, Vertauschungen der Künste, dieses verwegene Summeziehen aus Jahrhunderten, Kulturen und Rassen — Art wie Unart, verdankt ihm Anstoß und Beispiel.

So blitzartig wie er gekommen war, so tief schlug das Dunkel bald über ihm zusammen. Ja es erging ihm so, daß viele nach anfänglicher Beraubung sich auf eine eigentümliche Weise genierten, ihn zu zitieren. Die allzu bereitwillige, allzu berauschte Hinnahme scheint immer aus ihrer Reue eine Rache machen zu müssen, ergeht es doch sogar mit Nietzsche ähnlich. Kein Wunder; ein Buch wie „Rembrandt als Erzieher“ verführt doch auch zur illegitimen Idealbildung von der Sorte, daß ein Ideal nicht als Pflicht und Aufgabe vor den Menschen steht, sondern als Schmeichelei und Überheblichkeit, als Entlastung des Gewissens, gut genug, die andern daran zu messen, nicht sich selbst. Und natürlich waren auch in diesem Falle Anhänger die verderblichsten Abnußer. Mit schadenfroher Begierde nahmen sie die Sätze von ihm, mit denen er drauffschlug, mit denen sie drauffschlagen konnten, und ließen alles, womit er sie einschränken mußte, links liegen zugunsten freierer Weide. Zum Beispiel ist er, was man einen Antisemiten nennt, von scharfer, obenein gebildeter Tonart; das konnte man brauchen. Zugleich aber spricht er mit Freundlichkeit von Felix Mendelssohn, mit Liebe von Rahel, mit Respekt von Heine und von Spinoza gar mit unbedingter, ihn seinem Rembrandt gleichsetzender Ehrfurcht; das konnte man nicht brauchen. Und überhaupt, wenn man es recht besieht, so macht er einem doch zu schaffen; er ist zu besonnen, als daß er ohne derbe Fälschung für demagogische Zwecke leicht zu gebrauchen wäre, ist zu vielfältig, — zu sehr auf Kunst erpicht.

So, alles in allem, ist er zu Unrecht vergessen. Und da es ihm doch nicht gelungen ist, seine Persönlichkeit völlig auszulöschen, so wäre es von Wert, seine Biographie zu haben. Er muß ein ungewöhnlich und wahrhaft interessanter Mensch gewesen sein. Würde man nichts weiter von ihm, als daß er, ein gestandener Mann, sichs versuchen wollte, den zusammen-

gebrochenen Niesische zu heilen, so müßte man aufmerken; nur eine Seele von bewahrter Kindlichkeit kann auf den schönen Irrtum verfallen, vor einem schwermütigen Saul die Davidsbarte zu schlagen, nur ein Liebender macht vor den Toren des Wahnsinns nicht freiwillig halt. Sein Name war Langbein. In Leibls und Thomas Leben trat er auf, als dort noch nicht viel Verkehrs war. Ein Romantiker ohne Selbstsucht, schweifte er umher und starb, auch darin ein Romantiker, als Katholik. Er scheint doch einer der Menschen gewesen zu sein, von denen noch was übrig bleibt, — wenn nichts mehr von ihnen übrig bleibt.

Mit dem erneuten Interesse wächst, wie nicht selten, der Zweifel. Ist an dem Rembrandt-Buche noch Berrächtliches lebendig? Daß es an schönen und glücklichen Wendungen reich ist, würde nur bei einer Ökonomie des Geistes etwas besagen, die von der vorwärtsströmenden Zeit keinem Volke erlaubt wird. Mehr ist es schon, daß er entwicklungsfähige Linien zu einer deutlichen Bildung entworfen hat, durchaus ohne andre Enge als die der nationalen Individualität, und an Humanität dem „guten Europäertum“ nicht unterlegen. Am herzlichsten rührt uns seine Arbeit für Rembrandt an. Selten hat ein Künstler dem Schriftsteller eine so edle, tiefe und geistige Deutung zu verdanken, wie Rembrandt ihm. Rembrandts Bilder „gleichem dem zarten zitternden Schleim, aus dem sich das erste organische Leben entwickelt“, und: „Eine zur Harmonie aufgelöste Bitterkeit erfüllt sie — wie die Werke Beethovens.“ Auch wenn jenes Wort zu seltsam erdweint, dieses muß er unübertrefflich finden; es malt zugleich den vernehmtesten Adel des Geistes überhaupt.

Doch mit alledem will sich ja das Buch noch nicht genug tun. Es will ja Rembrandt zum Erzieher Deutschlands machen, will einen „heimlichen Kaiser“ heraufzuführen, einen Künstlerhelden, der das von allen Winden des kalten Eigennutzes zerstreute Volk so ordne, wie der Bogenstrich den Sand auf der Platte orpheusmächtig zu Klangfiguren zwingt. Individualität sei für den einzelnen und für das Volk das Mittel gegen die schwere Seelenerkrankung. Fast man, wie billig, die Lehre als Prophezie, so war es schlecht prophezeit. Die Welt hat seitdem den Künstler nur immer mehr an die Peripherie gedrängt, und individualitätskräftiger ist sie nicht geworden.

Ist darum zu verzagen? Jenes Buch wurde ungefähr ebensoviele Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege, wie vor dem jetzigen geschrieben; aber in der tiefsten Talnuld des Friedens, in einer unbewußten Muße der Zeit. Wir wissen heut, daß wir immer doch mehr in Not und Drang leben, als wir Nachwandler sonst ahnten, und daß die Not um einiges heiliger ist, als wir zu glauben das Recht hatten. So verbietet sich über viele Erhebungen mit einem Schlage alle Philosophie, am ersten die tanzende,



ein Achtgroschenstück ist wieder mehr wert als ein Gebet, und alles kommt auf „Beschäftigung an, die nie ermattet“, „die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht, doch von der großen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht“. Der Künstler wird es zufrieden sein.

## Gedenkrede

von Kurt Hiller

Diese Welt ist weder die schlechteste noch die beste; zu solchem Urteil würde uns die Erfahrung fehlen: wir können keine zweite Welt vergleichsweise heranziehn. Folglich hat der Pessimismus so unrecht wie der Optimismus; und zutreffend bleibt allein der Meliorismus — die Lehre, nein, nicht die Lehre, sondern der Vorsatz: die Welt besser zu machen, als sie ist. Die Welt zu verbessern — diese Möglichkeit ist uns durch die Freiheit gegeben; und es läßt sich einem Menschenleben schlechterdings keine höhere Aufgabe stellen als die: von jener Fähigkeit nach Kräften Gebrauch zu machen.

Wer so denkt, wird sich gewissen Axiomen, auf die gewisse Intellektuelle seit einigen Jahrzehnten stolz sind, nicht mehr verpflichtet fühlen; die Kunst, beispielsweise, wird er nicht länger mit Selbstverständlichkeit als etwas Suveränes ansehen, vielmehr als ein Dienendes. „L'art pour l'art!“, einst kühner Schlachtruf schöpferischen Adels gegen Mucker und Fabrikanten, gegen den gehobenen Zeigefinger einer zweckeschnüffelnd-formfernen Bürgerlichkeit. . . „L'art pour l'art“ klingt heute dem Ohr des Melioristen (der wirklich alle Stadien durchlief) als leere Tirade, als Widerspruch in sich, als Unmoral, als Parole des Bösen. Warum blieb jahrhundertelange Propaganda der Vernunft im entscheidenden Augenblick ohne Ergebnis? Wie erklärt sich dieser Bankrott des Guten? — Durch „l'art pour l'art“. „L'art pour l'art“ hieß das Ewig-Hemmende, „l'art pour l'art“: der Verzögerer. „L'art pour l'art“, meine Herrschaften, ist am Weltkrieg schuld; „l'art pour l'art“ hielt die Verufensten von methodischer Organisation der Erdbewohnung zurück; mit dem Lockpfiff „l'art pour l'art!“ entzog der Teufel die Geister dem Geiste.

Denn Geist, so frei er von „Zwecken“ ist, so eminent hat er mit Ziel zu tun; und man ist gegen den Geist, wenn man seiner Wege einen als Ziel ausruft.

Kunst, demnach, rechtfertigt sich niemals aus sich selber; als psychologisches Phänomen mag sie „interessant“ sein, als Genusmittel nützlich, — wertvoll wird sie erst als Ausdruck politischen Willens, als Dienerin am Geiste.

Zu solcher Auffassung entschloß sich in den bildenden Künsten unlängst der Futurismus, vielmehr ein Zweig des Futurismus; in den Künsten des Wortes wagt sich die voluntarische Idee erst zögernd vor. Sie wird siegen . . . und sich durch verspätete Ausbrüche ihrer pränaturalistischen Vorform, durch Moralitäten falschen Inhalts, etwa durch dröhnende Flachpatronen, die weniger dem Erlebnis als der Konjunktur entspringt, in ihrem Siegeslauf nicht hemmen lassen.

Unter den paar deutschen Dichtern, die sich das Vorurteil, Koltscharfe zu sein, Reporter der Impressionen oder Registriermaschine für irrationale uniere Verläufe, zusehends abgewöhnten und von Monat zu Monat deutlicher, dringender, bedrohlicher ihre prophetische Sendung, ihre Pflicht zum Aufruf, ihre Genötigtsein zu Weltläuterung und Menschheitsorganisation erlebten, war Ernst Wilhelm Loh. Nicht, weil er als Fünfundzwanzigjähriger, Blonder, Tapferer, vor der Erfüllung, stürmend in Frankreich fiel (wie so viele), müssen wir seiner gedenken, sondern weil er als der Unseren einer, weil er als der Zukunft einer fiel. Es ist richtig: Loh schrieb Verse, die wie Schmetterlinge im Frühling waren; bunt, lustig und taumelnd; alles andere als Tendenz, alles andre als Predigt. Es waren seine frühen Verse, die gedruckten, die, die man kennt. Aber schon sie bekamen durch ein Wehen, ein Schweben und einen Lichtglanz etwas Beschwingtes und unsäglich Beschwingendes: so daß sie Frische und Glück erzeugten und Willen zur Tat. Der Dichtung mit ethischem Impetus, die wir fordern, geht eine Dichtung voraus, die wenigstens ethischen Effekt hat; sie bedeutet gegen eine das Depressive bloß feststellende und den Leser mit der Feststellung bloß tröstende, also quietisierende Kunst bereits einen wichtigen Fortschritt. Sie ist nicht Befänstigung, sondern Motor; sie macht vitaler. „Ich tanze die Treppen herab mit federnden Sehnen“, „oh wie ich hinfließe im Licht“, „und unsre Schenkel, Hüften, Raubtierlenden stürmten durch Zonen, grünend vor Gerüchen“ — : der so bewegteste Sinnlichkeit sang, injizierte zerquälten Nervensystemen auf magische Art Mut. Nicht, daß er naiv an ihnen vorbeigeharft hätte; er wußte um einiges Schlimme; aber noch seine Schwere hatte Gewichtlosigkeit, und seine Schwermut schwebte.

So waren die schönsten Dinge, die ihm gelangen, Herzstärkungen, Tonika, und sie politisierten uns indirekt. Indirekt und unabsichtlich. In seiner künstlerischen Absicht lag nämlich das Indirekte durchaus nicht; vielmehr verdanken seine Verse ihre spornende Wirkung zu einem guten Teil gerade ihrer Eindeutigkeit, ihrem Freisein von vertuschendem „Symbolismus“ und katholischer Schwindelschwüle, ihrer Direktheit. Wenn er, zum Beispiel, „Palme“ schrieb, so meinte er „Palme“ und dachte an Afrika.

Bewußt politischer Kunst stand er zunächst kühl gegenüber. Er hatte ein, übrigens sehr berechtigtes, Mißtrauen gegen Aktionen, die in der

Fläche blieben; gegen formalen Revolutionarismus, Barrikadengeschwäg und vag-russoider Literaturtumulte; tief verdächtig war ihm jene grüne Tob-sucht aus München, die niemals Ernst macht. Als aktivistische Freunde in ihn drangen und ihm das Lyrische vereteln wollten, dichtete er folgende Apologie seiner Blondheit:

Begreift!

Von Dumpfheit summt das halbe Kaffeehaus,  
Das halbe ist getaucht in leichtes Glühen  
Und flackert in den Lampentag hinaus,  
Wo dünne Nebel an die Scheiben sprühen.

Es wollen ernste Freunde mich bedeuten,  
Ich sei zu leicht für diese Gründerjahre,  
Weil ich, statt kampfgenössisch Sturm zu läuten,  
Auf blauer Gondel durch den Äther fahre. —

Ich sah bisher nur Zeitungsfahnenwische  
Und warte längst auf Barrikadenschrei,  
Daß ich mich heiß in eure Reihen mische,  
Besennt vom Wind des ersten Völkermai.

Den Kopf ganz rot, malt ihr Kulissenbrand  
Und überträumt die Zeiten mit Besingung. —  
Begreift: Ich wirke, spielend freier Hand,  
Mein helles Ethos silberner Beschwingung!

Aber es hielt ihn nicht lange, und schließlich stürzte er sich mit wachsender Kraft ins Direkt-Politische. Nichts als ein im Licht Beschwinger zu sein und zu beschwingen, dünkte ihn nachgerade zu wenig; und in den letzten Strophen, die er schrieb, gespenstert es von sehr realen Verschwörungen.

„Wir können schon gehen.  
Wir können verstehen.  
Wir können schon zeichnen  
In unsern Augen,  
Hart und zum Schreien wahr.

Und unterscheidend, entscheiden wir uns:  
Wir haben uns unsre Verachtung gemerkt, schneidend,  
Und unser Ja.  
Nachts,  
Heimlich,  
Kommen wir mit unsern Brüdern zusammen.  
Wir haben den Wein aus dem Kreise verbannt:

Narrch ist unsre Gemeinsamkeit, unser Wunsch und das Schweben der Tat,  
Eide umflackerten unsre Heimlichkeit.

Ein Wille schießt aus uns. — Erblaßt vom Warten:

Wir wissen sehen den Tag. Wir siehern schwer.

Und sind verdamm't, verschwiegen uns die Zeit zu kürzen,

Wir sind in Gärten und Terrassen müßig hingelehnt,

Und est will heiß das Blut nach unsern wilden Händen stürzen,

Weil sich der Tag zu langsam weiter dehnt.“

So traumt er ungeduldig von wirklichem Umsturz und wirklichem Bau  
... und schaut schon innen: den Ausbruch der Jugend. Er plant einen  
politischen Roman ungeheuren Formats: der Held, ein junger Deutscher,  
der rimbaudisch alle Berufe, alle Lebensstile, alle Denkungsarten durchrast  
hat, verläßt angewidert Europa und gründet irgendwo jenseit des Ozeans,  
nun freilich unrimbaudhaft, nämlich verwirklichend, eine ideale Republik,  
den nach Jahrtausenden zum ersten Male der Menschlichkeit und dem  
Geiste gemäßen Staat — als dessen Haupt er schließlich die Welt  
erobert. Aus einem mächtigen Wirbel unphantastischer Einzelheiten sollte  
das heroische Phantasma dieses Schicksals feurig hervorbrechen. Odyssee  
und Utopie, war dies Buch auf viele Bände, seine Ausführung auf viele  
Jahre berechnet; und es würde das wohlfeile Prophezeien neidischer Schwäch-  
linge sein, wollte man in Zweifel ziehen, ob der Entwurf auch Gebild  
geworden wäre. Die nächtlichen Spaziergänge, in denen mir Loh, vorbei  
an der Enge alles Müßigen, erglühend im Rausch des „Imperialismus  
der Idee“, von seinem Plan erzählte — mir werden diese göttlichen Peri-  
patesen (wie in bukolischen Gefilden, nur in Berlin denkbar, nur in ge-  
liebter, geistzeugender Stadtschaft) immer unvergesslich sein.

Der gewaltige Entwurf erforderte gewaltige Einzelstudien, und der  
Dichter, systematischen Arbeitens kaum noch kundig, dabei trunken von  
der Idee und seiner Werkpflicht sich bewußt, vibrierte in Fiebern unge-  
duldtigen Vorbereitens.

In diese Ungeduld plakte der Krieg. Ernst Wilhelm Loh, königlich  
preussischer Leutnant, zieht in die Vogesen, und was er nun erleben wird,  
wird ganz groß sein und nicht mehr individuell. „Das Wort ‚Vaterland‘  
ist nur in diesen Tagen bedeutend geworden,“ schreibt er am 6. August;  
„das Vaterland ist die unsichtbar schwebende Wohnung der Nation; ...  
ich bin Dichter, und, wirklich, ich kann sie auch sehen, jetzt da man sie  
niederzuweisen versucht. Die Skeptiker mögen sagen, was sie wollen, aber  
ein Land, das wie unseres Unsterbliches gezeugt hat und heute noch Starkes  
hervorbringt (ich meine unsere junge, aufgehende Kunst...), ein solches  
Volk und Land darf sein mächtig schlagendes Herz mit den kleinen Herzen  
seiner Vertreter panzern.“ „Ich weiß nicht, warum ich mich mit einem

Lächeln maskieren soll, wenn mir die Augen vor Rührung naß sind.“ Engstirnige Zigeuner werden diese Gesinnung verkennen; sie werden einem, der bis dahin im Kreis der literarischen Linken, in expressionistischen Ateliers, im Klima der Revolte lebte, wo nicht Umfall und Verrat, so doch dies vorzumerfen geneigt sein: daß er, ein Schwacher, der Suggestion erlag. Mir aber scheint es, als wäre nicht er, sondern als wären die, die so sprächen, die Schwachen und Armen — arm an Gefühl und auch sehr ärmlich im Denken; wüßten sie doch nicht einmal Staat und Nation auseinanderzubalten. Wer so voll Freiheit war wie Loß und doch in jenen Tagen so empfand wie er, ist der Reichere und Tiefere . . . und im übrigen der kräftigere Träger der revolutionären Idee. Nur ein großer Nationist wird ein großer Internationaler sein; wer nicht Menschen liebt, kann die Menschheit nicht lieben; wer nicht sein Volk liebt, der nicht die Völker.

Am 7. August, wieder im Brief an die Freundin und Frau, ruft Loß: „Die künftige Kultur der Vereinigten Staaten Mitteleuropas muß ich noch miterleben. O mein herrlicher Roman! O meine köstliche Liebe zu Dir! O mein Vaterland, das ich klirrend besingen werde! O Zukunft, Europa! Und wir Jungen, Begeisterten!“ Er dachte schon über den Sinn dieses Krieges nach; nicht über den Sinn, den der Krieg „hat“ — denn er hat keinen, trotz modernen Tartüffen, die uns solchen mittelst allerhand kluger Verdrehungen und scheeler Metaphysik durchaus aufschwätzen möchten; wohl aber über den Sinn, den Wir, Künstler, Weltverbesserer, Aktivisten, dem Krieg zu geben haben; über die Methode, wie wir diese rabiateste Negation unsrer Idee noch in den Dienst der Idee zwingen.

Mitte August fangen seine Feldpostbriefe an, Sätze zu enthalten, die von einer gewissen inneren Abwendung zeugen. Loß bekennt: „Was Soldat in mir war, jauchzte laut mit, aber der Krieg und zumal der Vielkampf verwandter Völker und Kulturen . . . ich habe gefangene Franzosen weinen gesehen, weil sie schuldlose Brüder ermorden mußten.“ Am gleichen Tage: „Ich werde wundervolle Dinge schreiben, voll Frieden und Kultur. Ich habe alle Sensationen des Krieges satt . . . Bei dem Wort Krieg sehe ich . . .“: und nun entwirft er eine Symptomatologie des Krieges, breuzghelisch-sachlich, deren Wiedergabe späterer Zeit vorbehalten bleiben muß.

Aber am 25. August teilt er mit: „Wir gehen an den Feind heran und siegen, koste es, was es wolle.“ Ein verwegener Sturmangriff, den er als Kompanieführer leitet, bringt ihm am 7. September das Eiserne Kreuz; ein ähnlicher, am 26., kostet ihm das Leben. Von drei Kopfschüssen getroffen, sinkt er hin und stirbt . . . in den Armen seines Unteroffiziers (eines Mannes, der im Zivil gleichfalls Helfer des neuen Deutschlands ist, Pädagoge, einer der vorgeschritteneren, einer der geistigeren: Lusferke, Direktor der Freien Schulgemeinde Wickersdorf).

Ernst Wilhelm Voss war mir befreundet, und er war, im Unterschied zu Erlichen, weder Hystriker noch Intrigant; es sei mir erlaubt, hier zu sagen, wieviel ich persönlich an ihm verloren habe. Aber am Ende ist er doch von denen gewesen, die dem Vater nicht und nicht der Mutter, keiner Freundin und keinem Kameraden gehören, sondern der Zukunft. So muß die Zukunft es sein, die um ihn trauert.

## Politische Chronik: Russische und andere Maximen/ von Junius

Die Regierung und sämtliche bürgerliche Parteien versprachen den Polen, den Dänen, den Sozialisten eine Neuorientierung in der inneren Politik. Man weiß, wohin die Hoffnungen gehen, die der Wiederkehr des normalen Friedenslebens entgegenzueilen. Der Kaiser kennt nur noch Deutsche. Die Regierung will gegen Polen und Dänen den Begriff des Deutschnationalen so elastisch spannen, wie sich mit seiner Abgrenzung nach außen irgend verträgt. Es gibt, sagen jene, keinen besseren Veralltätbeweis als das für die deutsche Sache vergossene Blut; und keine Erinnerung an das Enteignungsgesetz und die Einschränkungen, die den Gebrauch der Muttersprache an der Elementarschule einengen, darf die Freude am Vaterland trüben. Viele Deutsche, und nicht die Schlechtesten, standen vor dem Kriege auf ihrer Seite, und obwohl die Zeit für Reformen der Gesetzgebung und Änderung der Verwaltungspraxis wohl noch nicht gekommen ist, hätte, scheint mir, die Bekundung des Wohlwollens eine brüderlich anheimelndere Sprache finden dürfen. Das wäre weit entfernt von Schwäche gewesen, das wäre nur ein Bekenntnis zu dem Wege, den die Millionen der Kämpfenden draußen und der daheim das große Schicksal mit Erlebenden und Erleidenden als den allein gangbaren erkennen. Aber ihm leuchtet das Wort „Vertrauen“, man wird sehen, wie viele Tore es sprengt und wie viele Herzen es öffnet. Als Bismarck sein Werk vorbereitete, hat er schon 1861 in dem Badener „Prachtbericht“ vor dem Antritt seiner Ministerpräsidentschaft auf die Notwendigkeit hingewiesen, die deutschen Sympathien zu erwerben, und das demokratischste aller Wahlrechte wurde ihm vor dem dritten seiner Kriege der Schlüssel zum deutschen Herzen. Die Sympathien, die nach dem Europäischen Kriege innen und außen zu erwecken sein werden, werden zur Zementierung des Neudeutschen Reiches, des erhofften und erkämpften Größere-Deutschland noch nötiger sein. Kurz vor Ausbruch des Krieges schrieb der Kanzler an Professor Lamprecht, ein Wort von Nostrand abwandeln:

was die Gewalt erwirbt, kann Gewalt allein nicht behaupten. Sehr wahr. Gewalt schafft Recht; aber das kalte, formale Recht muß, um den Gewaltcharakter abzustreifen, sich in ein humanes wandeln, damit der Zwang zur Staatsgesinnung einem warmen, liebeerfüllten Staatsgefühl Maß mache. Was Bismarck aus Klugheit tat, wird hinfert als Grundsatz, als Regiermaxime geübt werden müssen.

Von der großen russischen Bauerntheokratie haben wir all die Zeit über gehört und gelesen. Tolstoi stellte sich beschwörend gegen das unchristliche Westertum, er wollte den primitiv gebliebenen Sinn seiner Urgemeinschaft vor der kapitalistischen Verflechtung und der „tristen atheistischen Halbacht“ der modernen Wissenschaft und Aufklärung schützen. Ähnlich Dostojewski; dieser nur mit härterer Realistik, mit angriffslustigem bösen Blick gegen alle nationalen und sittlichen Fremdkörper im Zarenreich; und während Joseph de Maistre als Botschafter in Petersburg seinen Zäsaropapismus zur Errettung von der politischen und moralischen Sintflut des Westens als Idealbild eines vielleicht doch noch möglichen katholischen Europäertums erträumte, hat der russische Dichter seinen panslawischen Zarismus geglaubt, ihn als Politik und Religion Millionen williger Hörer gepredigt. Es gehört Mut dazu, solchen Zeugnissen gegenüber an eine langsam fortschreitende Verwestlichung auch Rußlands zu glauben; aber seine neueste politische und geistige Geschichte bewies und beweist es. Die Rolle, die der eben verstorbene Graf Witte gespielt hat, wäre unter anderen Voraussetzungen undenkbar. In ganz Europa gab es keinen moderneren Typus eines Staatsmannes. Er dachte in großkapitalistischen und großindustriellen Kategorien. Er nahm alle russischen Eigenheiten, die Religion, die Sitten und Gebräuche, die nationalen Vorurteile als Tatsachen hin, die ihn als Staatsmann nichts angingen: er identifizierte sich nicht mit ihnen und lebte sein „aufgeklärtes“ Leben für sich weiter. Was in seinen Augen dem Lande und dem Volke nottat, mit Verfassung, als er den zarischen Absolutismus geschwächt am Boden liegen sah, oder, als diese seinem Ehrgeiz unbequem wurde, im Rahmen des aufgeklärten Absolutismus: das war eine geordnete Finanzverwaltung, eine unerschütterlich gesunde Goldwährung, einträgliche Monopole (Alkohol; Eisenbahn), um das Rückgrat des Staates zu stärken, und eine — Nationalisierung der Industrie auf modernster Basis; diese mit Hilfe von Anleihen und einem merkantilistischen Zollsystem, soweit die Abhängigkeit von fremden Märkten und Börsen es gestattete. Der panslawistische Gedanke bedeutete ihm nichts, die Kriege störten ihn diese Entwicklung des an Landbesitz und Bodenschätzen und Menschen überreichen Staatswesens. Die listige Abstraktion eines Agrikultur- und Industriestaates, die doch in Deutschland und Amerika fast Wirklichkeit geworden war und für welche seine Heimat

die ideale Anwendbarkeit zu bieten schien, muß sein Handeln bestimmt haben. Der Erfolg ist außerordentlich, wenn man Wittes Ideal gelten läßt. Die Industriebevölkerung schwille an, die schnell zunehmende Vergroß-  
stadterung und eine auffallende industrielle Verselbständigung schaffen und nähren einen bürgerlichen Liberalismus und einen proletarischen Radikalis-  
mus, die sich von der verschwommenen Ideologie ohne politische Schlag-  
fertigkeit der Nihilisten und Edelanarchisten a la Kropotkin scharf abheben:  
und deren nationale Geschlossenheit wir in diesem Kriege zu spüren bekommen.  
Der Konstitutionalismus hat in Rußland seine wirtschaftliche Voraussetzung  
erhalten. Mit dieser Entwicklung müssen wir hinfert unendlich mehr rechnen  
als mit dem bewegungslos scheinenden zarischen Absolutismus. Die deut-  
schen Friedensunterhändler werden dies fest im Auge behalten müssen.

Wenn von der künftigen Verwestlichung Rußlands die Rede war, so  
weiß ich wohl, daß sie kein Werk weniger Jahre noch von ein paar  
Duzend Wittes sein wird. Und die Eigenheiten der russischen Seele, die  
Grundsätze im Charakter der Völker und Rassen, die der Zarismus durch  
Gewalt zu vernichten strebt, sie werden vom Zwang zur kapitalistischen Wirt-  
schaftsform nicht ausgelöscht werden, so wenig das mit dem Deutschtum  
in den Deutschen geschehen ist. Aber sie erleiden zusehends sehr wesent-  
liche Veränderungen; so wesentliche, daß sie mit der Zeit an die Seelen-  
substanz herandrängen und immer mehr die Formen bestimmen werden,  
in denen sie erscheint. Ich will damit sagen, daß es angefangen hat, eine  
gefährliche Gedankenlosigkeit zu werden, mit dem Begriff Halbasien als  
einer politischen Realität zu rechnen. Der Konstitutionalismus ist gerade  
durch die Beschränkung der durch die Revolution abgerungenen Volks-  
rechte in sich erstarrt, die konstitutionellen Gewöhnungen der Kontrolle von  
Regierung und Verwaltung sind nicht mehr wegzuwischen, die Parteien  
von bestimmter Farbe und Willensrichtung haben sich gebildet und stehen,  
von den echt russischen Leuten und unbarmherzigen Gewaltanbetern bis zu  
den Okrobristen, den Kadetten und Sozialdemokraten so deutlich in Reih  
und Glied da, wie nur in irgendeinem westlichen Parlament, trotz der  
bisher erlittenen Verfassungsbrüche und Okrobrierungstendenzen. Die poli-  
tische Atmosphäre in Rußland hatte sich vor dem Kriege zusehends libera-  
listiert und — nationalistiert: das zeigt sich, leider, bis in die Stosskraft der  
russischen Heere. Wahrscheinlich erst nach dem Kriege wird der Zarismus  
davon zu spüren bekommen, und wir dürfen nach den Manifesten der  
Sozialisten in der schwedischen Zeitung „Sozial-Demokrat“ vom 6. Ok-  
tober („Larm“) und vom 16. Oktober (vom Vorstand der Mehrheitsgruppe  
der Arbeiterpartei) auf die Energie des Angriffs gegen die „Regierung der  
Gutsferrten“ und deren unbeschreibliches System der Menschenvergewal-



tigung, der Korruption, der schonungslosen Ausbeutung und Knebelung der Nationalitäten schließen. Und ihnen werden sich, ganz gewiß, auch die zahlreichen gemäßigten liberalen Kreise anschließen, die schwelkende Schicht der bürgerlichen und der westeuropäischen Verbürgerlichung entgegenstrebenden Gruppen, sie alle, die jetzt schweigen und vor dem Kriege eindringlich warnten, an ihrer Spitze aufgeklärte Aristokraten wie die Barone Rosen und Taube, der Gehilfe im Unterrichtsministerium, und die Professoren und ihr Anhang, die noch im Juni 1914 die innerpolitischen Verhältnisse „vollkommen unhaltbar“ nannten und die „hoffnungslose Unfruchtbarkeit unseres gesetzgeberischen Lebens“ (Taube) bloßstellten. Aber die Hypnotisierung durch die großrussischen Träume, die als Elementarbedingung des Patriotismus gelten, hat ihnen vorläufig, solange das Kriegsglück schwankt, den Mund geschlossen.

Diese großrussischen Träume werden also heute nicht bloß von den Reaktionären geträumt, sondern in liberalen und sogar sozialistischen Kreisen. Ich spreche nicht vom Fürsten Kropotkin, dem Edelanarchisten, der, wie viele seinesgleichen, blind an Dingen und Menschen vorbeigelebt hat und nun, im Vertrauen auf den russischen Parlamentarismus, das russische Proletariat zum Kampf für Demokratie und Freiheit gegen Deutschland aufruft. Das nennen die englischen Zeitungen dann, allen voran die vom Grafen Bobrinski, dem Aufwiegler der Ruthenen in Galizien, um Gold bedienten „Times“: turning a new leaf: der russische Imperialismus sei demokratisch geworden, er bringt den zarisch umschlungenen Völkern die Freiheit! Sie geben sich, diese größten Machiavellisten der Weltgeschichte, den Anschein, als ob dem noch unausgetragenen russischen Parlamentarismus die Sorge um der Menschheit Würde in die Hände gelegt und Kropotkin sein bei der englischen Nation beglaubigter Vertreter sei. Wie konnten sie, noch im Mai und Juni des vorigen Jahres, so tapfer schmähen, der ausgezeichnete „Economist“ und die „Nation“ allen voran, jene vom Rubel noch nicht vergewaltigte britische Presse, die seit dem Abkommen in Baltisch Port vom Alp des bösen Gewissens bedrückt war, die europäisch empfand und bis zuletzt die, wie ich glaube, unbewußte Russifizierung von Grey mit bösen Glossen bedachte. Ich erinnere mich, mit welcher Sorge im Kriegssommer das Organ der englischen Textilmanufaktur, der „Manchester Guardian“, ein Blatt von anständigster Tradition in Haltung und Gesinnung, das Gericht vom anglo-russischen Marineabkommen besprach. Die Sache gehöre — welche Naivität, in einem demokratischen Lande das zu verlangen — vor die Öffentlichkeit des Unterhauses. Ich muß die Worte hersetzen: „Es gibt in England Männer in hoher Stellung, die Deutschland so feindselig sind, daß sie auch dieser Tollheit fähig sind. Aber wenn es Leute gibt, die bereit wären, die Hilfe der russischen Marine im Mittelmeer (und: in der Ostsee) zu erkaufen, um wieviel

eher wären sie bereit, einen solchen Preis zu zahlen, um uns von dem Risiko eines Konflikts mit der russischen Armee in Südpersien zu befreien? Niemand wünscht die Wiederkehr der Tage, da wir in nervöser Furcht alles verfolgten, was Rußland in Asien tat, und je mehr Streitpunkte zwischen uns und Rußland beseitigt werden, um so besser ist es. Aber wenn die alte Rivalität mit Rußland schlimm war, so würde eines noch schlimmer sein, und das wäre, in die Bahnen der russischen Politik hineingezogen zu werden. .“ Mit diesem politischen Standpunkt ging eine kulturelle Gesinnung Hand in Hand, die zwischen den Völkern Abstufungen vornahm und gegen Rußland die europäische Gemeinbürgerschaft mit Deutschland betonte. Nun ist's verweht und vergessen. Und die gleichen Blätter öffnen ihre Spalten den liberalen und demokratischen russischen Imperialisten: sie „drehen das Blatt“, politisch wie kulturell. So veröffentlichte im selbigen „Manchester Guardian“, am 21. Oktober, Professor Miljukow das politische und gesellschaftliche Programm der konstitutionellen Demokraten, deren Führer in der Duma er ist. Seine Sprech- und Denkweise bleibt übrigens sympatisch. Er will ja nur Polen wiederherstellen, die Völker Osterreich-Ungarns — befreien, das von Bismarck verratene Großdeutschland neu schaffen helfen. . Spaß beiseite. Er verspricht sich von dem Kriege innerlich reinigende Wirkungen, denen er ein demokratisches Vorzeichen gibt. In der Tat kann er sich wenigstens auf die wunderwirkende Trockenlegung der russischen Seele durch das Alkoholverbot berufen.

So sieht heute der russische Liberalismus aus. Behalten wir diesen Punkt fest im Auge. Er führt einen Befreiungskrieg. Und was soll befreit werden? Rußland. Miljukows Blick irrt über die Grenzen, imperialistische Regungen und nationalistische Vergewaltigungsinстинkte trüben sein demokratisches Bewußtsein; in anderen klareren Köpfen wird der Krieg ganz zielbewußt als Mittel eines — humanistischen Dranges bejaht, das Vaterland von den Orgien des Verrats und des Verbrechens zu befreien. In dem sehr lesenswerten Buche Gustav J. Steffens über Krieg und Kultur (bei Diederichs; Jena) finde ich das bezeichnende Bekenntnis eines berühmten russischen Gelehrten, eines Historikers, daß der nicht minder berühmte Euripidesübersetzer und Oxfordprofessor Gilbert Murray in einem Artikel des „Daily Chronicle“ vom 17. September mitteilt; darin wird behauptet, daß kein anderes Land in Europa solche Fortschritte gemacht habe wie Rußland, Fortschritte im öffentlichen Unterricht, in der Bodenbestellung, in der Justiz auf dem Lande, im Antialkoholismus, in der öffentlichen Gesundheitspflege, in der Finanzverwaltung und der wachsenden Pressefreiheit. Freilich habe kein anderes so viel verlorenen Boden wiederzugewinnen. Die Tragödie des russischen Volkes, in Vater Gapon oder in dem ungeheuerlichen Azeff

symbolisiert, erreiche ihren Abschluß. „Dies ist für uns ein Befreiungskrieg. Wir haben die letzten zehn Jahre Reaktion und Verfolgungen gehabt, aber es ist bloß Oberflächenmächdünung einer mächtigen Unterströmung gewesen, die sich vorwärts, dem Fortschritt entgegen, bewegt hat. Künftig werden Verfolgungen unmöglich sein. Die Ara der Reaktion ist vorüber, die des Liberalismus hat begonnen.“ Darum glaubt er, daß Rußland in der Stunde des Sieges diejenigen Eigenschaften finden wird, deren man am meisten bedarf: religiöse Sanftmut und eine „ungekünstelte heroische Hochberzigkeit“. Ein seltsames humanes Mittel, fügt Professor Steffen hinzu, dieser Vernichtungskampf gegen Deutschland, um Rußland aus seiner mittelalterlichen Barbarei, aus der Primitivität und Roheit seines noch heute lebendigen 12. Jahrhunderts zu befreien. Die Engländer aber lauschen verzückt also drapiertem Nazarenerbekenntnis, sie, die Evangelisten der Freiheit unter den Weltvölkern, die pharisäische Betäubungsmittel brauchen, um die Gefahren des großrussischen Imperialismus aus ihrem Vorstellungskreis zu bannen. Aber sie bestehen doch diese Gefahren, und ich hoffe, daß die deutschen Politiker in der Abrechnung mit England davon den richtigen Gebrauch werden zu machen wissen. „Rußland,“ sagt Geoffrey Drage, „hält ein System aufrecht, das zugleich Gott und den Menschen verhaßt ist. Um ein Sicherheitsventil zu haben leitet es die innere Unzufriedenheit in der Richtung auf Konstantinopel und Delhi. In beiden Fällen sind unsere Interessen bedroht. Nehmen wir uns in acht, daß kein R. Alcibiades Churchill (!) diese Tatsache verdunkle und unser Land zum Untergang bringe.“

Nach verweise zum Schluß auf eine sehr nützliche Schrift von Hans Delbrück über die Motive und Ziele der russischen Politik nach den Bekundungen zweier repräsentativer Russen, des Professors von Mitrosanoff und des Fürsten Kotschubey (bei G. Stille; Berlin). Der Petersburger Historiker, ein „dankebarer“ Schüler Delbrücks, erklärt, mit sympathischer Anteilnahme an dem niederziehenden Affekt, die Geschichte und die Berechtigung des tiefen Deutschenhasses in Rußland. Der offene Brief Mitrosanoffs war schon im Juniheft der „Preussischen Jahrbücher“ veröffentlicht worden. Darin wird, in materieller Hinsicht, nur Bekanntes gesagt, aber ohne Umschweife und mit guter geschichtlicher Begründung der großstaatlichen Entwicklungsziele. Der russische Drang nach dem Süden sei eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit; und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat: — der Feind. Aber der gleiche österreichische Drang nach dem Süden sei ebenso berechtigt, es sei die einzige noch vorhandene von den drei ehemaligen Entwicklungstendenzen und Ausdehnungsmöglichkeiten

der habsburgischen Monarchie, nachdem sie aus Deutschland und Italien verdrängt wäre. Der Aufsatz des Fürsten ist unvergleichlich wichtiger; er gibt den russischen Gesichtspunkt über das Problem der Tripleentente und wurde zuerst am 16. Juni im Pariser „Correspondant“ veröffentlicht. Von dem wunderbaren Aufblühen russischer Wirtschaftskräfte in Stadt und Land wird da ein Bild entworfen, das unsre besten Kenner des Landes beiläufigen: aber gerade darum empfindet der Fürst, gleich vielen seiner Landsleute, den russisch-deutschen Handelsvertrag von 1904 als eine die Gegenseitigkeit gefühllich steigernde Fessel. Augenblicklich sei die innere Politik Deutschlands bei einem Dilemma angelangt: der nationale Ackerbau werde vor dem Eindringen der russischen Agrarerzeugnisse geschützt, während die deutsche Industrie ihre Artikel kataraktartig nach Rußland hineintreibe. . . Auch was er über die Geburt des russischen Patriotismus im Zusammenhang mit der Verwurzelung konstitutioneller Gewohnheiten sagt, leuchtet ein: aber es hätte, beizeiten von den feuilletonisierten Korrespondenten unsrer „großen“ Blätter weiter gegeben, als Warnung dienen können, denn die Abhandlung versuchte gerade nachzuweisen, daß und warum das neu geborene und vereinheitlichte Vaterlandsgefühl der Russen sich gegen Deutschland richte und richten müsse. Dieser Feindschaft der Slaven gegen die Deutschen wird die gleiche Geschichte und die gleiche Einheit schaffende Bedeutung gegeben, wie der deutschen „Erbfeindschaft“ gegen die Franzosen vor 1870. Trotzdem war nach dieser Anschauung jeder friedliche Ausgleich noch nicht verschüttet: denn tief in der Seele des Fürsten regen sich anglophobe Eindrücke. Die Annäherung Frankreichs an England nach dem russisch-japanischen Krieg (den nur der deutsche Generalstab als positive Leistung verstanden habe) nennt er nämlich eine mehr gefährliche als nützliche Geste, denn im Laufe der Entwicklung sei erst Frankreich, dann Rußland in das Rießwasser der von Hindernissen erfüllten englischen Politik geraten; deren wichtigstes sei die unaufhaltsame Spannung zu Deutschland. Würden also beide in den unvermeidbar scheinenden Krieg der beiden großen See- und Handelsmächte gezogen, so hätten sie für die Weltherrschaft des britischen Handels in den Kampf zu ziehen, zur Erhaltung des „privilegierten Weltes“, dessen Proletariat die Aristokratie des Weltproletariats ausmache. Das Beste ist die Alternative, die der Fürst für Deutschland vorherzuseht: es wird zu wählen haben, meint er, zwischen einem Zusammenstoß zu Wasser mit England, oder einem Kontinentalkrieg. Für Rußland aber besteht die Alternative: seinem Bunde mit Frankreich zugunsten einer deutschen Annäherung zu entsagen — oder seinen Plan der östlichen Ausbreitung, der unendlichen wirtschaftlichen und politischen Perspektive nach dem Stillen Ozean hin fallen zu lassen. Hier läßt sich dieses oder leider nicht benzahlich beleuchten.

# U n m e r k u n g e n

## Ranke

Seit einigen Tagen sind es schöne Stunden gewesen, die ich hatte: wenn ich zwischen neun und zehn abends mich im Tiergarten, unfern der Luiseninsel, auf eine Bank ausstrecken konnte, diese Fülle reiner Lüfte und Düste einzuatmen, den Mond zu sehen, die Welt zu vergessen und mich selber. Dann erst lebt man, wenn man von sich selber nichts weiß.“ „Aber wir sind wie halb im Traum. Wir gehen so hin, dämmernd und kaum unsrer eingedenk, wie ein unbewußter Antriebs uns regiert. Glückselig, wenn er gut ist.“ „In tiefer, einsamer, ungestörter Ruhe möchte ich mein Tagewerk vollbringen. Kein Recht möchte ich in Anspruch nehmen, als zu sein, wie ich bin, und zu denken, wie ich denke; auch beides zusammen in Worte zu fassen und in der Anschauung meines Stoffes — nein, ich sage nicht, geltend zu machen, nur auszusprechen.“ Der Geschichtschreiber, dessen Innerstes sich in diesen feierabendlichen Atemzügen mehr verrät als erkennt, ist als deutscher Besitz durchaus noch zu erwerben, wie Goethe erworben worden ist. Die Zünftigen, die von seiner Lehre und seiner Schule reden, kennen ihn jedenfalls nicht. Man müßte denn gerade das, was seine Zeit ihm wie allen andern gab: das hegelische Bild der weltgeschichtlichen „Ideen“, den aus taghellen Allgemeinursachen allenthalben vorbrechenden empiristischen Durst nach den „Quellen“, als sein Persönliches mißverstehn, auch hier wieder an verkehrten Stellen überschätzend und unterschätzend. Der Zeitpunkt, an dem das Recht die Werke des

Einzelnen ganz äußerlich in das Eigentum der Gesamtheit zurückfallen läßt, könnte auch für Ranke's Arbeit das Zeichen sein, daß sich hinter dem zu engen Kreis der nächsten Empfänger weitere und weitere voll reicherer, frischerer Widerhalls auf-täten. Eine zunächst kleine Volksausgabe,\* die die Reformation gebracht hat, die Pöpste, den Wallenstein und einige der kleineren Schriften bringen wird, ist als erster Schritt dazu zu begrüßen und zu beglückwünschen.

In Leopold Ranke erlebte das ganze europäische Weltverständnis, das man als geschichtlich unerschreiben kann, dieselbe ewige Verjüngung durch ungeteilte schöpferische Hingabe wie in Goethe die Dichtung. Man braucht nur einmal von der politischen und kulturellen Phrase, die sich heute in seinem Namen der klaren historischen Begrifflichkeit widersetzt, auf jenes Nachwandlerische, Unbedingte, Rücksichtslose in seiner wirklichen Gestalt zu sehen: so versteht man, wie sich durch diesen Geist die Geschichte eben zu den ungeheuren Sendungen eines neuen Zeitalters der Wissenschaften reinigte. Was er fand, waren (und sind) die Werte und die Technik der beiden abgelaufenen neuzeitlichen Lebensgefühle, nenne man sie Aufklärung und Gläubigkeit, Klassizismus und Romantik, Revolution und Restauration oder wie immer. Eine neue, uranfängliche Seele stellte den Enkel sächsischer Pfartherren und preussischen Professor, den Geschichtschreiber der Serbenbefreiung

\* Bei Duncker und Humblot in München und Leipzig: 5 Bände 1914, vollständig in 10 Bänden 1915.

und publizistischen Bekämpfer der Juli-revolution, den Freund Thiers' und Watson einer Engländerin beiden gleich nah und fern. So denn auch ihren historio-graphischen Formen: den großen Geschichtskonstruktionen des bürgerlichen Liberalismus, Buckle, Renan, Burckhardt schweigend abgewandt, hat er doch auch den entgegengesetzten Standpunkt der Staatsaktion schlechter und schlagender überwunden als alle heutigen „Kultur-bytiker“, wenn er zu Heinrich Ritter über ein Buch seines Fachgenossen Stenzel urteilt: „Dir gestehe ich, daß ich nicht glaube, daß es notwendig ist, fort und fort solche Bücher zu schreiben, indes, daß es mir eine Geschichte der fränkischen Kaiser zu sein scheint, aber weit entfernt, eine Geschichte Deutschlands in dieser Periode zu sein“. Böllig wie Goethe mußte er deshalb unter den Zeitgenossen, die ihn besser kannten als die Epigonen, den Gesinnungstüchtigen der Kühle und Schwächliche, den Zünungskrämern der Pfücher sein. Der Zünder der venezianischen Relationen, der Begründer mittelalterlicher Seminare hatte ihnen allen eigentlich so wenig zu geben, wie er von ihnen empfing. Man begriffe die letzte Einfachheit des berühmten „Wie es eigentlich gewesen“ nicht, sähe man nicht auf ihrem Grunde die Unbeirrbarkeit der innern Welt, die hier mit ihrem äußern Ebenbild allein ist. Lange Entwicklungen werden zu tun haben, bis diese Anschauung wissenschaftliche Stufe wird. Klingt es nicht wie die Ahnung unsres geheimsten Ehrgeizes: „Die Entdeckung der unbekanntesten Weltgeschichte wäre mein Glück.“

Die Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, durch die nun viele Deutsche Mante zuerst kennen lernen werden, entstand aus einer der feinen Gleichgewichtsempfindungen, die die Entäußerung dieses Geistes überall zu lenken scheinen: Der Geschichtsschreiber der Päpste öffnete sich bewußt und demütig dem Gegensatz der südlichen Welt, in die

ihn seine philosophischen Anfänge und die Reisen versetzt hatten. Das Ergebnis ist der winste und eigentümlichste Ausdruck europäischen Volksbewußtseins, den ich kenne, stark, voll und reich nicht durch Ausschließlichkeit, sondern durch Gliederung und Gliedhaftigkeit in großen und größten Harmonien: Recht und Schönheit, in deren Erfüllung der deutsche Staat die fremde Kirche nicht sowohl verdrängt als ergänzt, ein universales Europa, das ihn dabei mit den werdenden Schwesternationen freundlich und feindlich zusammenhält, und die Genossenschaft deutscher Landschaften und Stände, wo jeder Winkel selbständiger Überlieferung, jede Geburt zukunftsbedeutender, revolutionärer Kräfte mit ebennmäßiger Andacht anerkannt ist, wo endlich auch die großen Menschen (o Kreuz unsrer „Geschichtsphilosophen“) gerade als Gestaltungen eines Allgemeinen, und darin größer als sie selbst wissen, den zartesten Duft ihrer Einzelheit hinterlassen haben. „Wie diese Menschengeschichte ein brausender, wilder und wieder ruhiger, stiller Strom ist, wo alles inwendig lebt, Tropfen an Tropfen das Weltmeer sucht, in tausend Dissonanzen erhabener Wohlklang: Himmel und Erde! —“

Carl Brinkmann

## Yvonne Müller

Yvonne Müller hat einen halb französischen, halb deutschen Namen, und da siemirineinem Buche Annette Kolbs\* existiert, ist diese Mischung kein Zufall, sondern ein Symbol. Man wird sich daher auch nicht wundern, zu erfahren, daß Yvonne Müller, natürlich von Ganghofer vorgestellt, in ein Gespräch mit dem Kaiser gezogen war und auf die Aufforderung, zu reden, folgendermaßen

\* Wege und Umwege. Verlag der Weissen Bücher, Leipzig.

beginnt: „Majestät, wer deutsche und französische Elemente in sich vereint, wird heute durch sein inneres Nivelement zu Gedanken und Überzeugungen gedrängt.“

Man sieht, Yvonne spricht programmatisch und etwas prezis (Nivelement), sie kokettiert ein ganz klein wenig mit, wie sie sagt, „einer eigentümlichen, wenig beneidenswerten, wenn auch in mancher Hinsicht privilegierten Lage,“ und sie ist sich doch bewußt, die beiden Völker besser zu verstehen als andere, und tapfer schließt sie: „Menschen wie ich sollten nicht totgeschwiegen, sondern konsultiert werden.“

Lassen wir Yvonne und kehren wir zu Annette zurück. Man sollte sie in der Tat konsultieren. Zwar ist das neulich, sogar in Dresden, geschehen, und da war Annette wohl etwas ungeschickt: sie stellte sich einem in Kriegszeit besonders empfindlichen Publikum zu direkt als Halbfranzösin vor, und ein aufgebrachter Kritiker ging so weit, von ihrem kleinen Unglück zu sprechen, das wohl für sie, nicht aber für bange deutsche Mütter, Gattinnen und Väter tragisch sei. Dieser Versuch einer Konsultation also verunglückte — um so empfehlenswerter ist es, sich an das Buch zu halten.

Denn hier enthüllt sich eine merkwürdige und interessante Persönlichkeit, nicht indem sie erklärt, ich bin dies und das und ich leide, sondern sie läßt sich reizvoll suchen und ahnen, und die Rassenkreuzung hat wieder einmal Geist und Talent hervorgebracht. Wie hübsch, elegant, diskret, leise ironisch, hingehaucht humorvoll Annette Kolb von ihrer Seele erzählen kann, bewies ihr Roman „das Exemplar“; hier in den Aufsätzen berichtet sie von ihren Ideen und Forderungen. In deren Mittelpunkt steht das Politische. Als Französin hat sie den politischen Sinn. Ihn zu definieren ist nicht meine Aufgabe, nur so viel, er ist ein wahres Genie für das Reale, Greifbare, im nächsten Augenblick Notwendige, gepaart mit dem Sinn für Feinheit und raffenhafte Nuance. Der politisierende Franzose ist nicht für das Sprunghafte,

sondern für das geschmeidige Einbohren, und sein Handwerk ist nicht eine Aufgabe, die von außen an ihn herantritt, sondern die er als eigene Angelegenheit, als Angelegenheit des Daseins, als Prüfstein, als Ziel auffaßt. Mit einem Wort, Annette Kolb wäre eine recht brauchbare Diplomatin, und da sie das, vergleiche Yvonne Müller, nicht hat werden können, hat sie sich ein Leben nach ihrer Idee geschaffen: sie verkehrt mit Diplomaten und schließt ihnen gleich alles an, was irgendwo von bedeutenden Männern existiert, sie reißt und spinnst von München ihre Netze nach englischen Schlössern, deutschen Baronien, römischen Palästen und pariser Hotels.

Dabei ist sie so künstlerisch fundamentiert, daß sie durch die Politik nicht gehindert wird, Frau und Dame zu sein, nur Frau und Dame. Ein wunderhübsches Kapitel des Buches heißt „Reisen“ und besteht aus einem halben Duzend Stücken, in denen sie von den Lockungen der Rue de la Paix spricht und das mutige Bekenntnis findet: „Ich konstatiere an mir selbst eine immer wachsende Leidenschaft für die Güter dieser Erde und wie sehr sich unsere Anforderungen an das Leben mit unseren geistigen Fähigkeiten steigern.“ Denn Annette-Yvonne ist nicht reich und trägt doch in sich das Ideal des westeuropäischen, internationalen, deutsch-englisch-französischen Lebens. So bleibt ihr nichts übrig, als Gast zu sein, zu reisen, zu besuchen, Menschen zu studieren und immer wieder zu sich zurückzukehren.

Daß sich aber die Politikerin und die Frau nicht in ihr töten, findet seine Erklärung in einer Tatsache, die der protestantische Leser anzuerkennen gebeten wird; in der Tatsache, daß sie katholisch ist. Sie ist ein wenig jesuitisch, Annette, sie hat den romanisch bestimmten Stil, in dem für mich immer etwas von Ungemütlichem und fast möchte ich sagen, Intrigantem ist, das ich bewundere. Nebenbei erfährt man dadurch nach langer Zeit

such wieder etwas von dem neueren Leben des Katholizismus, denn man würde Amette schlecht kennen, wenn man glaubt, sie läße sich einen Versuch bei Duchesne antzehen, wenn sie auch am selben Nachmittag noch bei Madin Tee trinken wird. Amette geht regelmäßig zur Messe, sie hat den Mut zu ihrem eigenen Stil.

Ich wägere nicht, ihr die Palme einer der besten und interessantesten deutschen Schriftstellerinnen zu überreichen. Wer bei uns sagt so definitive Dinge wie sie über die Pöcheologie der Nationen? Nicht einmal die Männer. Zur Beruhigung aber die Schlußversicherung: sie ist gut deutsch, sie glaubt an deutsche Zukunft; nur: sie ist kritisch und sie wünscht den aufrichtigen Bund zwischen Frankreich und Deutschland. Ihre Zeit wird bald kommen.

Otto Flake

### Alfred Lichtenstein

Die Augen dieses Dichters waren Siebe, die das Leben nur dünn hereinließen. Und da die Bestände der Umwelt sich um allzuviel reicher, heller, sicherer gebärdeten, als daß er den Mangel ihres Zuflusses mit Gelassenheit ertragen konnte, so drohte Neid, ebnmächtige Zehnsucht, Wut der Schwäche ihn zum Lügner zu machen.

Zuall dessen machte er sich zum Künstler. Er schämte sich nicht und fornte die Welt nach seinem kleinen Ebenbilde. Er streichelte den grauen Winkel, in den er sich gefohben fand. Sein Fast-nichts an Seele, Raum und Kraft wurde zum All einer Dichtung; die Düntheit wurde Feinheit. Gerade er, der Künstliche, sang viel leicht, wie der Vogel singt: nur des Singsens wegen. Er zog rings um das fehlende Gemälde einen Rahmen; er machte sogar den Rahmen zum Gemälde.

Den Ausgleich zwischen seinem Schick-

sal und seiner Begabung errang sich Lichtenstein zunächst auf dem völlig morallosen Boden einer Technik. Er bietet hier die Erscheinungen des Lebens nur zum Genuß dar; an das Bedürfnis nach Wahrheit oder Sittlichkeit wendet sich sein Gedicht nicht dringender als ein Lifer. In Zeilen, die von einem Gemisch aus Gehirn und Apparat hervorgebracht sind, bewegen sich Bilder und Töne scharf und doch schattenhaft, lückenlos und doch zusammengefezt, nah herangerückt und doch irreal. Es wirkt, als werde die Photographierung der Dinge auf der Netzhaut nicht bis ins Bewußtsein hineingelassen, sondern in eine Zwischenstation aufgenommen und von dort halbentwickelt. Die physischen Gesetze spielen keine Rolle, nur Absichten regieren; an Stelle des Raums, der Schwerkraft, der Perspektive, der Charaktere steht nichts als: der schnellste Eindruck. Auch dieser ist nicht das Endgültige, sondern er fügt sich einer letzten Absicht: daß er Wort und Ausdruck sein solle. Er wird es mit schonungsloser Könnerschaft.

Diese Verse entstanden, weil die Not des Dichters von ihrer Bemühung um die eigene Gestalt gewissermaßen abglitt und sich aus letzter Skepsis und Reinlichkeit auf ein bloß technisches Spiel beschränkte. In einigen anderen Gedichten aber gelang es ihm, die Not selbst zur Erscheinung zu bringen. Es geschieht nicht, indem er sie darstellt, beklagt. Sondern ihre Gegenwart im Gedicht überwiegt die des Dichters. Weil er nichts hat als sie, setzt er sie über sich, verehrt sie, verschwindet vor ihrem Dasein. Indem sie sich zum Gedicht ganz ausbreitet, füllt sie wohlthätig die Höhlung seines Lebens aus. Sein Schmerz wird gezupft . . . und klingt glücklich.

Der Krieg hat diesen Dichter von durchgeführter und rührender Spezialität und einen guten Kameraden neuer Kunstbewegung weggerissen. Er soll über den Hummischeren nicht vergessen werden.

Alfred Wolfenstein

\* Gedichte bei H. H. Meyer („Die Dämmerung“) und in der „Aktien“.



## Russischer Volksimperialismus

von Karl Leuthner

Warum liebt uns Europa nicht? Europa schaut auf uns mit Befürchtung und mit Unwillen, da die elementare Kraft des russischen Volkes dunkel und rätselhaft, seine geistigen und kulturellen Kräfte minderwertig, seine Ansprüche dagegen deutlich, bestimmt und groß sind. Laut ertönt in Europa das Geschrei unseres Nationalismus, der die Türkei und Österreich vernichten, die Deutschen schlagen, Konstantinopel und, wenn es gelänge, auch Indien an sich reißen möchte. Wollte man uns aber fragen, womit wir nach Einnahme und Vernichtung alles dessen die Menschheit beglücken werden, so können wir nur schweigen oder sinnlose Phrasen herplappern. . . ." So schrieb vor noch nicht fünfundschwanzig Jahren Wladimir Solowiew, der katholisierende Philosoph und asketische Liebesdichter, der einst den Ideen der Slavophilen die mystische Verklärung geliebt, als die rohe Gewalttätigkeit der Schüler Kattkows seine jungfräulich zarte Seele zu schmerzlicher Entrüstung entflammt hatte. Und er holte noch einmal zum letzten Schlage aus; in seiner Schrift „Der Slavophilismus und seine Zersetzung“ wurde der schwärmerische Seher zum kalt grausamen, höhnnenden Satiriker. Den Kultus des Volkes als des Ausdruckes der religiösen Wahrheit habe der Slavophilismus in den Schriften des Stifters der Lehre Chomjakow verkündet, zum Kultus des Volks als einer elementaren von jeder Wahrheit unabhängigen Kraft sei er mit Kattkow, zum Kultus der Wildheit in den Schülern Kattkows in Danilewski, Gringmuth und den Mitarbeitern der „Nowoje Wremja“ herabgesunken. Und dem Glauben an die weltbeherrschenden Ansprüche Rußlands, der Verachtung des verfaulenden Westens stellte Solowiew den spöttischen Nachweis entgegen, daß Kattkow seiner Weisheit größten und besten Teil aus den Schriften des Jesuitenfreundes Josef de Maistre und Danilewsky gar seinen Katechismus der slavophilen Doktrin mitsamt der in diesem Werke „Rußland und Europa“ verkündigten Theorie der kulturhistorischen Typen einer verschollenen Schrift des deutschen Gelehrten Heinrich Rückert entnommen habe. „Unsere Patrioten,“ rief Solowiew triumphierend, „ver-

dammen verschiedene Anschauungen deswegen, weil sie fremd, unrussisch sind. In diesem Falle ist ihre eigene Anschauung über Rußland und den Nationalismus doppelt verdammungswürdig: von unserem und von ihrem Standpunkte aus, weil sie fremd, unrussisch, mit sklavischer Nachahmung aus ausländischem Boden verpflanzt ist." Mit Solowiew jubelten die „westlich“ gesinnten Liberalen über den geistigen und moralischen Fall der Slavophilie, und selbst nach Europa hinüber drang ein Echo der Freudekunde. Noch vor zwei Jahren bekam es in Deutschland der Kanzler gründlich zu hören, daß der Panflawismus nur ein leeres Lügengespenst sei, ein trichter Kindererschreck.

Und heute? Wer wäre so verwegen zu leugnen, daß die Lehren des „entarteten“ Slavophilismus, wie sie in Beziehung zur auswärtigen Politik die „Nowoje Wremja“ zuletzt am wirkungsvollsten vertrat, den glänzendsten Sieg errungen haben? Die Türkei und Osterreich vernichten, die Deutschen schlagen? Kennte Kattow in seinen kühnsten Träumen ahnen, daß sein Testament dereinst die Unterschrift Frankreichs und Englands tragen und sozialdemokratische Minister Frankreichs zu Helfern der Verwirklichung werben werde? „Konstantinopel an sich reißen“? Der russische Ministerpräsident hat es als offizielles Programm kundgegeben, und Miljukow, der Führer der Demokraten in der Duma, gibt das Stichwort mit der lautesten Begeisterung weiter. Gerade die „Westler“ zeigen sich am ungeduldigsten, das Andreaskreuz auf die Hagia Sofia zu pflanzen, sie drängen sich zur Vollstreckung der Ideen, deren angeblichen inneren Zusammenbruch sie vor einigen Jahren höhrend beklatscht hatten. Und eben jetzt schreibt in der „Nowoje Wremja“ Herr Menschikow, der Hauptträger der Ideen des Panflawistenblattes: „Es ist für Rußland vorteilhaft, sich mit Puffern zu umgeben, mit einem Netz unschädlicher, aber widerstandsfähiger kleiner Organismen. Wenn es uns gelänge, aus Deutschland und Osterreich Gruppen von an die Balkanhalbinsel erinnernden Völkerschaften zu machen, dann könnten wir an unserer Westgrenze getrost schlummern . . .“ In den Tagen der russischen Revolution war Menschikow, der „langstielige Schwächer“, das Stuchblatt des radikalen Wises. Haben aber diejenigen unter uns, die seit jeher die Neigung zeigten, auf jede Großsprecherei des russischen Radikalismus pünktlich hereinzufallen, jetzt, wo alle Hoffnungen auf das konstitutionelle Rußland wie Seifenblasen elend zerplatzt sind, noch den Mut, über den „Halbnarren der Reaktion“ zu lachen? Gewiß, die Tapferkeit der deutschen Truppen wird Deutschland vor dem Schicksal bewahren, das ihm der Slavophile zudenkt. Allein was sonst steht zwischen Wunsch und Wirklichkeit als unsere Waffen und ihr Erfolg? Menschikow träumt weder, noch prahlte er, er bezeichnet bloß vom Standpunkte des russischen Staates aus das Ziel, dem als ersehntem Enderfolg des Kampfes auch die Fran-

zosen, Engländer und Belgier ohne Unterschied der Parteistellung zustreben. Wenn Herr Sembat Elsass-Lothringen im Stile Ludwigs XIV. „wiedervereinigen“ will, wenn der „Temps“ ihn deshalb unziemlicher Bescheidenheit zeibt und die Rheinprovinz als weiteren Siegespreis dazu verlangt, wenn Clemenceau Brandes anhebert, es sei Dänemarks Ehrenpflicht, Schleswig-Holstein zurückzuerobern, wenn der belgische Ministerpräsident die Auflösung des Reichsverbandes empfiehlt, wenn es der englische Sozialdemokrat Hymman in noch heftigeren Worten tut, was ist das sonst als der Plan, Deutschland in ein Netz unschädlicher kleiner Organismen aufzulösen? Ja, nicht bloß die Gedanken, sogar die Worte stimmen überein. Auch die Engländer und Franzosen wollen uns, wie Herr Menschikow, vor allem „unschädlich“ machen. Die „Vernichtung des preußischen Militarismus, die Erlösung Bayerns, Badens, Württembergs aus den Krallen Preußens“, die Sehnsucht Maeterlincks, Anatole Frances nach dem „Deutschland Goethes“ sind, wie jeder einsehen muß, gleichnamige Ausdrücke für das etwas ungeschlachter klingende „Auflösen Deutschlands in Puffer, in unschädliche Organismen“. Die nationale Sonderart äußert sich bloß darin, daß dem Russen das Bild der Balkanohnmacht näher liegt, wohingegen sich Maeterlinck und Anatole France liebevoll in unsere Vergangenheit versenken, in die Tage, da Goethe an der Vollendung seines „Faust“ arbeitete, während die Rheinbundfürsten sich in den Vorzimmern der Tuilerien drängten, und das namenlos gewordene Land, das zwischen dem französischen und russischen Imperium lag, Durchzugsland, Schlachtfeld französischer und russischer Truppen, die deutschen Häfen der Schauplatz des englisch-französischen Handelskriegs waren. Gewisse Kulturphrasen unter uns, deren Kosmopolitismus zu Auslandschauvinismus ausgeartet ist, meinen der künftigen Völkerveröhnung nicht besser dienen zu können, als indem sie über alles Englische und Französische die dreißt beschönigende und feige verschweigende Lüge breiten. Wo aber ist die Zukunft und ihre Veröhnung? Wir sind erst noch beim furchtbaren Heute, das unserem deutschen Volke in Deutschland und Österreich die Frage auf Sein und Nichtsein blutig stellt. Und vermag unser Volk nicht siegreich durch den Bannkreis der Gefahr hindurchzuschreiten, so werden ihm seine Gegner nicht so viel Kraft im Leibe lassen, daß es die Hand zur Veröhnung heben könnte. In letzter äußerster Gefahr ist nur die letzte äußerste Wahrheit heilsam, und wie könnte sie sichtbarer zum Ausdruck gelangen, als in der Tatsache, daß in den vornehmsten Geistern Frankreichs und in den führenden Köpfen Englands derselbe Vernichtungswille gegen alles, was deutsch ist, lebt, wie in den engen Hirnen der „entarteten“ panslawistischen Gewaltpropaganda.

Dem panslawistischen Deutschenhaß ist höchste köstlichste Erfüllung zu-

zell geworden. Zu der Entfaltung des gleichgerichteten französischen und englischen Deutschenhasses hat er sicherlich nichts beigetragen. Allein er zieht seinen besten Vorteil aus diesem — menschlich gesprochen — zufälligen Zusammentreffen. Er gewinnt die denkbar vollkommenste Rechtfertigung vor seinem eigenen Volke, denn seine zähesten Widersacher, alles was liberal, radikal, westlich denkt und empfindet, und eben darum oft fast kavalierhaft dem Jodel der Westmächte folgte, vereinigt sich mit ihm jetzt in dem einen gleichen die Tat beseelenden Gedanken: das deutsche Wesen vom Grund aus zu zerstören. Masaryk warnt vor Überschätzung der panslawistischen Einflüsse, Hoeksch sucht die Unmöglichkeit der panslawistischen Ziele aus den Gegensätzen, die sich unter den Slawen gehässig kundgeben, nachzuweisen. Die beiden ernstesten Kenner und Erforscher Rußlands haben tief recht und doch zugleich ebenso tief unrecht. Um die Vorstellung einer verschwörerhaften, in Känken und Geheimpropaganda die Slawenwelt aufwühlenden Heferschar, die dem gutmütig friedlichen Russenvolke den Ring in die Nase gesteckt hat, handelt es sich nicht; diese Reporterterrore, in so vielen Köpfen sie auch spuken mag, ist keines Wortes wert. Nicht schwer wäre weiterhin nachzuweisen, daß die Entwicklung der slawophilen Idee aus ihrem religiös gefärbten Anfangsgrunde zu höchsten mystischen Steigerungen einerseits, zur handfesten Ausbreitungs- und Unterdrückungspolitik andererseits, schon weil sie auf ein politisch seit Jahrhunderten geeintes Staatsvolk traf, lange nicht in dem Maße das Innere der russischen Nationalidee zu gestalten vermochte, als etwa der Ideenstrom, der von Herder zu den Historikern und Propheten des deutschen Einheitskriegs über unser Geistesleben sich ausbreitend dahinflutete. Doch schon hier könnte man Hoeksch die Gegenfrage stellen, ob ihm ein zweiter Fall bekannt ist von eit bis zur schwärmerischen Verehrung und zum Fanatismus erhöhter Liebe in irgendeiner Gruppe von Völkern zu einem nur entfernt verwandten, durch Sprache, Geschichte und vielfach auch durch Religion geschiedenen Volke, wie sie zu dem russischen Volke in der Mehrzahl der slawischen Nationen und innerhalb dieser in weiten und breiten Schichten walten? Diese Liebe aber ist die zu erklärende Erscheinung, wohingegen es in den Bereich des Selbstverständlichen fällt, daß einen Streit um Lebensinteressen wie den zwischen Bulgaren und Serben die in beiden Völkern geschichtlich bedeutungsvoll hervortretende Russophilie nicht hintanzuhalten vermochte. Indes über die Außenwirkungen des Panslawismus und ihren Umfang wird sich in währenddem Kriege kaum alles unverblümt sagen lassen; bleiben wir also bei den Innenwirkungen.

Masaryk gesteht so viel zu, daß die Slawophilie Jahrzehnte hindurch sogar die „Besiler“ beeinflusst und von Wjelski und Harzen bis zum Sozialdemokraten Plechanow ihrer Ideenströmung eine bestimmte Gedankenfär-

bung gegeben habe. Mir scheint das nicht wenig zu sein, sondern äußerst viel. Denn was heißt es sonst als dieses: in der Zeit, da das bewußte Denken der Nation die öffentlichen Fragen zu unspannen begann, war die Slavophilie eine von den Kräften, die das Denken der Intelligenz und der ihr folgenden Schichten im Sinne der Überlieferungen und der überlieferten Machtansprüche des russischen Weltreichs national gestalteten. Bringt man, wie es so gern getan wird, Chomjakows „gotterwähltes Rußland“ mit Zichres Gedanken von der Auserwähltheit des deutschen Volks auf eine Linie, so wird dabei, wie unverkennbar auch die Abhängigkeit der russischen Ideenentwicklung von der deutschen Philosophie sei, das Grundwesentliche, sachlich Unterscheidende übersehen: Zichre spricht zu einem niedergeworfenen, unter das Joch der Fremdherrschaft gebeugten Volke; Chomjakow, Danilewski, Solowiew zu einem Volke, das vierzig andere Völker verknechtet und dessen Regierung, seit Jahrhunderten Weltpolitik treibend, Gebiete von Weltteilsgröße dem Nationalstaate angegliedert hat. Zichres Auserwählungsgedanke ist wie der der nachexilischen Juden eine Flucht aus der Wirklichkeit ins Reich des Ideals. Die russische Allmenschlichkeit, der slavophile Messianismus Dostojewskis, Danilewskis Stufenlehre sind dagegen die mythisch-religiöse oder rassen-theoretische Verklärung und im Endergebnis die Nationalisierung des russischen Erobererreichs, sozusagen die Volkwerdung des zarischen Imperialismus. Meineckes Meisterhand hat uns gewiesen, wie in ihrem Verdegange Nationalstaat und Staatsnation sich wechselseitig bedingen; reizvoller ist dieses Schauspiel dort, wo Volk und Staat gleichzeitig aus Zerstreuung und Ohnmacht zu Einheit empor-schießen, wie in Deutschland und Italien, großartiger aber dort, wo eines fertigen Machtstaats Ziele und Strebungen aus den schwach gewordenen Händen des Absolutismus die zur Selbstherrlichkeit sich erhebende Nation übernimmt, sie mit entfesselten Kräften ins Ungeheure erweiternd. So zog die französische Revolution auf Ludwig XIV. Bahnen und geriet zuletzt bis Moskau, so haben die Engländer der Elisabeth und Cromwells Seeherrschaftswünsche in dem Reiche verwirklicht, das alle Ozeane und ein Neuntel der bewohnten Erde umfaßt. Der russische Nationalismus soll nicht mit dem bescheidenen, auf eine nackte Lebensfrage gerichteten Einheitsdrange der Deutschen, der nicht einmal die volle Einheit ins Leben zu rufen vermochte, zusammengestellt werden. Er gehört einer anderen geschichtlichen Kategorie an, ist Imperialismus nach seinem Grundtriebe, hat die Weltweite des nordeuropäisch-asiatischen Tieflands in seinen Empfindungsrythmus aufgenommen, wie der englische die Weltweite des Meeres. Die Ähnlichkeit beider geht bis zu den Einzelbegebenheiten des Völkerschicksals herab. Wie die ersten Piloten der britischen Seegewalt, Drake, Hawkins, Lancaster Freibeuter waren, „die den Leumund des schonungslosen Plünderns zu Wasser

und zu Lande, im Frieden und im Kriege hatten“, so war Jermak, der um etwa dieselbe Zeit gleichfalls auf eigene Faust Sibirien eroberte, nichts Besseres als ein Räuber. Solowiew wirft den Komarow, Gringmuth und Genossen ihre Verehrung für den „in der Person Zwans des Grausamen verkörperten Blutdurst“ vor. Allein die russische Nation hat gerade die Eroberertaten aus der Zeit Zwans des Schrecklichen am besten und vollzuchtigsten bekräftigt. Westsibirien ist heute mit seiner zu 88,7 Prozent großrussischen Bevölkerung der weitaus russischeste Reichsteil, Ostsibirien mit 53,9 Prozent Großrussen übertrifft immerhin noch den Reichsdurchschnitt. Gibt es irgendwo Kolonisation als „festhaltende Eroberung“ in Kefels Sinne, so ist es diese. Und wenn uns noch Tolkoi in den Roman „Chadschi-Murat“ die Gestalt Nikolaus I. umgeben von allen Schauern blasierter Grausamkeit hineinstellt, so hat eine millionenköpfige Einwanderung in den Kaukasus die blutige Niederwerfung des Schamilschen Freiheitskampfes längst racifiziert, wie das Anschwellen Petersburgs zur Weltstadt Peters Besitznahme der Ostseegebiete mitten unter dem finnischen und estnisch-lettischen Volke. Noch vor dem bewussten Nationalismus der Intelligenz hat das russische Volk durch die Tat dem Eroberungszuge der russischen Politik in seinem eigenen Ausdehnungsdrang die nationale Weihe verliehen.

In den kindlichen Träumen der älteren Demokratie bildete das stets friedliebende Volk den idyllischen Hintergrund für die gruseligen Gestalten der monarchischen Eroberergier, und auch heute gibt es noch erwachsene Kinder, die sich einbilden wollen, der Weltkrieg wäre nicht ausgebrochen, wenn dieser oder jener Diplomat mehr Klugheit und Entschiedenheit an den Tag gelegt hätte. Die Keime des ungeheuersten Weltgeschehens suchen sie in dem Kaffeefatz der Blau- und Rotbücher. Einer etwas mündigeren Welt- und Geschichtsbetrachtung wird es vielmehr zum Gegenstand der Bemühungen werden, zu erforschen, welches Verhältnis zwischen den ewiligen Funktionsträgern des Nationalwillens und dessen mehr oder weniger bewussten Gestalt vorwaltet, und welche geschichtlichen, geographischen, wirtschaftlichen Bedingungen neben den als unwägbare Kräfte einwirkenden geschichtlichen Zufällen und der gegebenen Volksindividualität den Nationalwillen mitbestimmen. Mit einer ans Grausige streifenden tabellarischen Trockenheit hat General Kuropatkin in dem Auszug aus einer Denkschrift an den Zaren, die zu seinen Denkwürdigkeiten die Einleitung bildet, das planmäßige Erobern, Niederwerfen, Einverleiben aufgezeichnet, das seit Peter dem Großen zwei Jahrhunderte den wesentlichen Inhalt der russischen Geschichte darstellte. Nach der Art einer Gewinn- und Verlustrechnung werden einander da die in jedem Zeitabschnitt unterworfenen Quadratmeilen und Seelen und die hierfür geopfertem Toten und Verwundeten der russischen Heere gegenübergestellt. Von dem, was uns

am russischen Volke angeht, erzählen uns, wie mich dünkt, Kuropatkins Tabellen mehr und Eindringlicheres als die Meisterwerke der großen Seelenkünstler Tolstoi und Dostojewski. Wir lesen da die Schicksale der polnischen, ruthenischen, lettischen und tatarischen Vergangenheit und lesen, was uns besonders angeht, auch die uns selbst zugedachte Zukunft heraus. Kuropatkin gibt sich als ein Mann des Friedens, er polemisiert gegen diejenigen, die Ostpreußen und Galizien als nächste Etappe der Eroberung betrachten. Daß er dabei keineswegs bloß panslawistische Federhelden abzuwehren hat, bewies gleich die erste Anlage der russischen Offensive zu Anfang des Weltkriegs. Fürst Trubekoi, jetzt russischer Gesandter in Belgrad, spricht kaum weniger offenherzig. Er warnt zwar auch vor dem Zusammenstoß mit Deutschland, aber wie er es mit Osterreich meint, läßt er zwischen den Zeilen recht durchsichtig erkennen. Noch unumwundener zeigt er die russischen Ziele in Kleinasien und in Konstantinopel. In dem klugen, besonnenen, zurückhaltenden Diplomatenbuche zeichnet sich der russische Drang nach den drei oder vier freien Meeren mit erstaunlicher und erschreckender Schärfe ab, und dieser Drang verträgt sich sehr gut mit der russischen Mission, die Slawen zu „schützen“. In der Mandchurei will Trubekoi nur das „Erworbene festhalten“ — bis auf weiteres, in Persien läßt er sich die „legitimen“ Interessen Rußlands einstweilen durch die Engländer gut und gerne abgrenzen, ist doch dieses Abkommen die Voraussetzung für die Handelsgemeinschaft in Europa, wo es zunächst gilt, die „nahöstlichen“ Angelegenheiten zu ordnen. So mochte ein römischer Profensul auf die Völker und Staaten blicken, die dem römischen Erdkreis benachbart waren, wie diese russischen Generale und Gesandten, die darin wieder den englischen Staatsmännern am ähnlichsten sind. Auf diesem Standpunkt gibt es keine Empfindlichkeiten, keine Erinnerungen, keinen nutzlosen Streit. Nachdem kaltblütig festgestellt worden, daß England Japan in den Krieg vorausgeschickt hat, um Rußland in Ostasien Halt zu gebieten, wird mit freudiger Genugtuung hervorgehoben, daß knapp ein Jahr nach der Schlacht bei Tschusima in Algeciras „der Wunsch des Londoner und des Petersburger Kabinetts sich erkennen ließ, sich in ihren Wechselbeziehungen ausschließlich vom Bewußtsein der veränderten Bedingungen und gegenseitigen Interessen leiten zu lassen.“ In demselben Ton hat seinerzeit Grey im Unterhause das persische Abkommen, den Ausgangspunkt der Dreiverbandspolitik, in einer Rede begründet, die genau die Wege aufzählt und beschreibt, auf denen Rußland nach Indien einfallen könnte und möchte. Nach den stets festgehaltenen Zielen der Weltpolitik regeln sich alle Beziehungen zu Staaten und Völkern, die ihren Wert empfangen als Gegenspieler oder als Figuren in dem großen Spiel. Es wäre eine unzulässige Einbildung, wollten diese oder jene

Völker sich vorspiegeln, auf sie gerade sei es abgesehen. Wenn es Rußland mit den Centralmächten nach Wunsch gehen sollte und Schweden dann programmäßig an die Reihe kommt, so handelt es sich natürlich gar nicht um die Schweden. Was die Estländer und Finnen für Peter den Großen waren, wären dann für Rußland auch die Schweden: nur die zufällige menschliche Bedeckung einer Länderstrecke, die Rußland von einem fernem erwünschten Meere trennt. Man wird verstehen, wie innerhalb eines solchen Systems die namentlich in letzter Zeit so häufig hervortretenden diplomatischen und militärischen Unzulänglichkeiten keinen heillosen Schaden mehr anrichten können. Sie verursachen Rückschläge und schmerzliche Verluste, aber schließlich setzt sich die unerbittliche Folgerichtigkeit und die von ihr gelenkte Wucht der Masse durch.

Dieses Bild der russischen Reichspolitik ist oft genug entworfen worden, doch wissen wir jetzt, daß es zugleich das Bild der großrussischen Volkspolitik ist. Was alte Kenner Rußlands vorausgesagt haben, daß der Krieg gegen Deutschland, Österreich-Ungarn und die Türkei für die Russen ein Volkskrieg sein werde, greift nun auch der Blinde mit den Händen. Für das Geschwäß vom Großfürstenkrieg sind die Zeiten doch wirklich zu ernst; was in Rußland politisch denkt, will und wünscht ebenso heiß Deutschlands Niederwerfung, Österreichs Zerstückelung, der Türkei Vernichtung wie irgendein Nikolai Nikolajewitsch. „Die gegen die Türkei geführten Kriege . . . riefen jenen Aufschwung öffentlicher Sympathie hervor, durch welche die besten Seiten in der Geschichte des Zusammenschlusses der obersten Gewalt mit dem Volke in Rußland charakterisiert werden,“ schreibt Fürst Trubekoi. Der Aufschwung öffentlicher Sympathie fehlt auch nicht im Kampfe gegen uns. Daß die Racheiferung Frankreichs und Englands in der „Gesellschaft“ und unter den Demokraten, Lust der Offiziere, an den militärischen Vorbildern Europas ihre Kraft zu zeigen, die Schmach von Tschusima auszuwischen, Konkurrenzneid der Kaufleute, das Gefühl peinlicher Gedrücktheit durch die überlegene deutsche Kultur bei den Gebildeten, Abneigung gegen das Fremde überhaupt und den wirtschaftlich erfolgreichen Deutschrussen im besonderen bei der Masse des Volks wesentlich dazu beigetragen haben, das Volksgefühl in die Richtung der Absichten und Zwecke der Dreiverbandspolitik zu bringen, ist richtig, belegt jedoch bloß von neuem die allgemein günstige Regel, daß politische Machtgedanken, um im Volke Beweggründe des Handelns zu werden, der Leidenschaften als Mittel der Überleitung bedürfen.

Man hat eingewendet, nicht die panslawistische oder russisch-nationale Idee, sondern der Massendruck der 170 Millionen und ihre schwindelnd schnelle Vermehrung bildeten für Mitteleuropa die Bedrängnis und Gefahr. Doch haben wir während der Revolution diese Masse in ohnmäch-



eiger Entzweiung gelähmt gesehen. Die Zahl bedarf des organisierenden Gedankens, des einigenden Antriebs, um als Macht zu wirken. Der Staatsnationalismus ist zum Volke herabgestiegen, bewußt empfangen von den führenden Schichten, mit elementarer Macht in dem Kriege selbst die Breite und Weite der großrussischen Masse durchdringend. Wer Augen hatte zu sehen, sah es werden, wenigstens mit dem Einsetzen der geordneten parlamentarischen Tätigkeit der dritten Duma. Da erhoben sich Wunder um Wunder. Die Pazifisten hatten noch eben ihre kindliche Freude erlebt, wie einmütig Intelligenz und Volk das mandchurische Abenteuer verdamnten, wie unvolkstümlich der japanische Krieg war, ein echter Krieg der Monarchenherrschaft, als wäre er aus dem unzerreißbaren Bilderbuch der Ultraliberalen und Ultdemokraten herausgeschnitten. Doch kaum begam die dritte Duma zu arbeiten, so war ihr erstes und eiligstes, Hunderte von Millionen für die Amurbahn zu bewilligen; liberale Säulenheilige, die vor kurzem Pech und Schwefel auf den Statthalter Alexejew und die famosen Holzpächter am Jalu herabgepredigt, gaben nun staatsklug ihre unerschütterliche Entschlossenheit kund, alles Nötige vorzutreiben, um die russische Machtstellung im fernen Osten wieder aufzubauen. Das andere und noch Dringendere war dem „ersten Volkshaufe“ der Russen die Vermehrung des Heeres, die erhöhte Befoldung des Offiziercorps, eine ungemein wirksame Umformung des Reserveoffizierinstituts und der Wiederaufbau der Flotte — trotz alles laut verkündigten Mißtrauens gegen das Tschufimareffort. Kein allmächtiger Zar hätte knapp nach der Erschöpfung durch den Krieg und nach den Zerrüttungen der Revolution gewagt, das Rekrutentkontingent auf 450000, den Friedensstand des Heeres auf 1300000 und später gar für die Wintermonate auf 1750000 Mann emporzuschellen zu lassen, zugleich ein Flottenbudget auszuwerfen, welches das deutsche hinter sich ließ. Die Duma tat es, durfte es tun, nicht geschleppt von der Regierung, sondern diese vorwärts stachelnd und treibend. Das Wagnis, eine Masse von 170 Millionen wirtschaftlich weit hinter dem europäischen Durchschnitt zurückgebliebener Menschen für den Kriegsdienst ebenso intensiv auszunützen, wie es die übrigen europäischen Militärstaaten mit ihrer weit höheren ökonomischen Entwicklung taten, war so beispiellos, so unglaublich großartig, daß man sagen darf, es enthielt in der weiten Spannung seines tragenden Planes die unbeschreibliche Größe des Kriegsunheils schon vorgebildet in sich. Die Zahlen läuteten Sturm, sie waren der Krieg vor der Kriegsansage. Dennoch erklärten sich die Franzosen durch die deutsche Wehrvorlage bedroht und erließen das Notgesetz der drei Jahre. Und es gab Deutsche, die an diese Not und Notwendigkeit glaubten, offenbar dünkten ihnen die russischen Millionen an der Ostgrenze eine zu vernachlässigende Größe.

Heute aber liegen sie als der vielleicht gefährlichere Feind gegen uns zu Felde.

Am überraschendsten offenbarte sich jedoch der neue Geist des durch die Revolution geborenen russischen Parteiwesens in den auswärtigen Debatten. Nicht die hervorragende rednerische Gewandtheit verdient so sehr das Erstaunen. Was man nach fremden Mustern sich lernend aneignet, ist zwar immer eine brave Sache, doch wichtig an einem Volk wird eigentlich das, was es als seine eigene Mitgift von sich aus hinzubringt. Wie rasch hatte sich die Duma den weitschichtigen Beziehungen der russischen Weltpolitik angepaßt! Da gab es alsbald Sachmänner für das Amurland und für die Mandchurei, für die mongolische Intrigenpolitik Rußlands, für die zentralasiatischen und persischen Machtansprüche und vor allem für den Balkan. Auf diesem dem Frieden Europas gefährlichsten Boden, der unterminiert ist von den sich kreuzenden Ränken aller Mächte, tummelten sich aber gerade Miljukows Kadetten, die radikalen Demokraten, die tätigsten Mitäter der Revolution und Inspiratoren ihres siegreichen „Verbands der Verbände“ am alleruntersten. Die Verhandlungen der Duma erwiesen sofort, wie wenig auf Formalitäten und formale Rechte eines Parlaments ankommt. Der russische Minister des Auswärtigen darf überhaupt nur nach erteilter Erlaubnis des Kaisers reden und Auskünfte erteilen. Allein wie er ins Feuer der Debatte kam in diesem Hause, das sich als Träger fühlte des weltpolitischen Machtgedankens Rußlands, schmolzen alle formalen Schranken weg. Es wurde alsbald offenbar, daß kaum ein anderes Parlament in auswärtigen Dingen mehr mitzureden hatte als dieses. Den besten seiner Redner lieb Europa sein Ohr, denn ihnen waren die großen Fragen der auswärtigen Politik nicht, wie in parlamentarischen Kinderstuben üblich, Themen für den häuslichen Agitationsgebrauch, sie brachten an das „nahöstliche“ und an das „fernöstliche“ Problem ihren eigenen gestaltenden Willen heran. Dieser aber ist, ob irrend oder gerecht, immer eine Macht.

Die Duma, in der inneren Politik gehemmt, wenig fruchtbar, in Freiheitsfragen meist machtlos, entfaltete ihre beste Kraft dort, wo es galt, an der Machtaübung nach außen teilzunehmen. Der Nationalismus, der sich in ihrem Schoße und in der Presse immer schärfer ausprägte, hatte offensichtlich das rastlose Erweiterungs- und Eroberungsstreben des russischen Staats bereits in sich aufgenommen. Er trug die Merkmale des Reichs und seiner Geschichte. Aber der russische Staat bedeutet nicht nur endloses Wachsen und Einverleiben nach außen, er ist zugleich innerlich gestaltet als eine nationale Vorherrschaft der Großrussen über das dienende Gewimmel der „Fremdstämmigen“. Das heißt: streng genommen ist Subjekt der Reichsgewalt und Reichsgröße nicht das Reich, sondern innerhalb des Reichs das herrschende Volk. Dieses

Verhältnis war unter dem Absolutismus bereits zur Vollkommenheit ausgebildet. In der Zeit der legitimistischen Verdunkelung der russischen Machtidee — denn Legitimismus und Machtpolitik sind einander ausschließende Größen — konnten Alexander I. und Nikolaus I. mit dem polnischen Königsgedanken spielen, den Panславismus zurückweisen, allen Völkern eine gleiche Stellung zum Throne wenigstens theoretisch zubilligen. Die unter Alexander III. im Geiste Pobjedonoszew's sich vollziehende Rückkehr des Zarismus zu seiner nationalen Sendung brachte dessen tragenden Grundsatz, daß er als Verkörperung des herrschenden Volkes herrsche, in wilder, brutaler Unterdrückung der Fremdstämmigen zum Ausdruck. Der Despotismus ging wie immer plump, roh, mehr zerstörend als schaffend an das Werk, aber dieses Werk war dennoch nicht das seine, sondern das der Großrussen. Als sich aus dem Chaos der Revolution das parlamentarische Leben herausformte, machte es dem denkenden Betrachter den stärksten Eindruck, wahrzunehmen, wie das großrussische Volk in seinen Vertretern die Vorrechte der Herrschaft an sich nahm und tatkräftig ausübte. Scheinbar mußte gerade an diesem Punkte für das konstitutionelle und liberale Empfinden die Hemmung am stärksten wirken. Die Gleichberechtigung der Nationalitäten wie der Individuen scheint die Voraussetzung des liberalen Rechtsstaates darzustellen. In Wahrheit hat nichts so sehr im großrussischen Bürgertum die revolutionären Neigungen beschwichtigt und die Freiheitswünsche ermäßigt, als die beklemmende Wahrnehmung, daß die Autonomiebestrebungen der Untertansvölker die Einheit und machtvolle Geschlossenheit des Reichs bedrohten. Struve, der einstige Marxist, der seit anderthalb Jahrzehnten stets als Vorreiter vor dem Karren der bürgerlichen Politik sichtbar ist und zuerst die bevorstehenden Wendungen und Schwankungen der Fahrtrichtung anzeigt, hat die neuauferlegte Fesselung der ukrainischen Nation und die ans Verbot heranreichende Einschränkung des ukrainischen Sprachgebrauchs mit der Begründung gebilligt, die kleinrussische Kultur und Sprache sei bloß als provinzieller Zweig, als Ausfluß der russischen Gesamtkultur denkbar, eine Änderung dieses Verhältnisses wäre mit der Zersetzung des politischen und sozialen Organismus gleichbedeutend. Aus der heiligen Dreieit der Panславisten: Zar, großrussisches Volk, Orthodorie, hob der nationale Liberalismus am kräftigsten die großrussische Vorherrschaft heraus, er zeigte sich aber, wie die bekehrten Büsser der Revolution in den „Absteckpfählen“, Struve, Balgakow, Berdjajew verraten, auch nicht ungeneigt, der Orthodorie ihr heiliges Vorrecht zu sichern, da sie eben ein Stück der russischen Volksindividualität geworden ist. Jedenfalls entsprach der zweite Staatsstreich Stolypins, der die Vertretung der Fremdstämmigen auf ein Drittel der früheren Zahl herabdrückte und die parlamentarische Herrschaft und Mehrheit den Groß-

einen gewährleistet, den geheimsten Wünschen des großrussischen Bürgertums bis tief nach links in seinen liberalen Reihen, und ebenso hat die dritte und vierte Duma die Russifizierungspolitik der Regierungen mit ihrem Segen begleitet.

Die Vorherrschaft der Großrussen ist restlos aus dem System Pobjedonozew in das System der konstitutionell-bürgerlichen Politik übergegangen. Nur scheinbar widerspricht dem, daß die Kadetten zum Beispiel eine föderalistische Lösung der ukrainischen Frage vertreten oder zumindest weitgehende Sprachenrechte für die Ukrainer fordern. Liberalismus und Nationalismus treten an diesem Punkte in Worten miteinander in Streit. Zugrunde liegt etwas Tieferes: der innere Zwiespalt, der durch den russischen Nationalismus selbst geht. Die slawische Konföderation ist eine slawophile Vorstellung, sogar der Erzreaktionär Kattow schwankte nach dem Aufstand 1863 eine Zeitlang, ob den Polen nicht weitgehende Selbstständigkeitsrechte zu gönnen seien. Der Panславismus, der alle Slawen um die großrussische Führung scharen will, kann bei seiner Propaganda die Lockungen des Föderalismus und der Freiheit nicht entbehren. Auch in den Tagen des Absolutismus scheute sich Graf Ignatiew nicht, für die bulgarische Verfassung zu wirken, wiewohl die Folge hiervon war, daß sich die Opposition gegen die Selbstherrschaft belebte. Der großrussische Vorherrschaftsgedanke legt sich gelegentlich im Dienste des großrussischen Welteroberungsgedankens Beschränkungen auf. Doch wie an diesem Punkte der stockrussische Nationalismus mit dem allslawisch gefärbten russischen Nationalismus aufeinanderstoßen mögen, auch dieser sieht die slawische Verbrüderung nur in dem Witde der Herde und des russischen Hirten und heischt für die dargebotene Schutzhoheit die Bindung und Zusammenfassung aller slawischen Kräfte in der Richtung der großrussischen Machtbestrebungen. Es ist im Grunde bloß ein Meinungszwiespalt über die beste Form der Herrschaft und Lenkung, der durchaus begreiflich ist, wenn man erwägt, daß es in Westrußland um eine geschlossene Besiedlung von vierzig Millionen Nicht-Großrussen geht, ein in der Neuzeit noch nicht dagewesenes Beherrschungsproblem, aber andererseits von den achtundzwanzig Millionen Kleinerussen oder Ukrainern noch nicht feststeht, ob sie zur selbständigen Nation mit bewußtem Eigenleben sich entwickeln oder als ein russischer Dialekt dem großrussischen Volke sich angliedern werden. Auch diese Frage, die tiefste innere Lebensfrage des russischen Weltreichs, schwebt jetzt auf der Spitze des Schwertes. Aber daß die ukrainische Unabhängigkeitsbewegung in Galizien der Feind schlechtbin ist, daß man darum Ostgalizien erobern und das Organisationsfeld der ukrainischen nationalen Unabhängigkeit zerstören müsse, darin sind wohl heute alle Russen einig. Liegt doch hier auch der letzte und tiefste Gegensatz zwischen Rußland und Österreich-Ungarn verborgen.

Die landläufige Vorstellung trug bis zur Revolution und über die Revolution hinaus alle Gefahren, die von Rußland Mitteleuropa drohen, in das Schuldbuch des Zarismus ein. Der russische Ausdehnungsdrang, die Ränke der Balkanpolitik, der wachsende Druck des russischen Militarismus, all das schien aus demselben Quell des Bösen herzufließen, aus dem die politische Unterdrückung des russischen Volks, die Knechtung des freien Geistes in Rußland herkam: es waren die Attribute des nach außen wie nach innen gleich gewaltsamen, rücksichtslos-grausamen Despotismus. Wenn im Innern das Joch des Absolutismus zerbrach, mußte auch die Bedrängnis weichen, die über den Nachbarvölkern Rußlands lag. Die acht Jahre des russischen Verfassungsstaates haben die naiven Irrtümer der konstitutionell-moralischen Weltbetrachtung grausam zerstört. Das Volk selbst in seinen politisch denkenden Schichten ist zum bewußten Träger der Machsideen des russischen Nationalismus geworden, deren Vertreter und Willensvollstrecker bisher der Zarismus gewesen. Mit diesem Hineinwachsen in den Staatsnationalismus vollzog sich zwar an den Russen nur das allgemeine Entwicklungsgesetz, allein es zeitigte hier ein von ähnlichen Entwicklungsvorgängen in Europa insofern verschiedenes Ergebnis, als die geschichtlich gegebene Idee des russischen Nationalstaats eine inhaltlich verschiedene war: nämlich die Idee eines Weltreichs, das aus seiner Vergangenheit und Lage den unausgesetzten Antrieb der Erweiterung empfängt, und eines herrschenden Volkes, das seine Sprache, Einrichtungen, Machtwünsche gebietend über breite Scharen unterworfenen Völker ausdehnt, das durch Besiedelung, ökonomische Beziehungen, wirtschaftsgeographische Notwendigkeiten, aber auch durch die idealen Mächte des Gefühls und der Erinnerung mit den weiten Gebieten seiner Untertansvölker verknüpft ist. Weltpolitik, Herrenrecht, Eroberung — von Puschkin bis Dostojewski und Solowiew legen es leuchtend alle Dichterträume dar — sind in das nationale Empfinden unmittelbar eingewoben, der Volksglaube an das dritte Rom hat sie religiös-mystisch vorgebildet. Und keineswegs bedeutet die rasche, alle liberalen, demokratischen, kosmopolitischen Gedankenwiderstände mühelos überwindende Durchdringung des Staatsnationalismus ein unlösbares Rätsel. Er war da, nur durch den Absolutismus bei vielen in seinen Äußerungen gebunden, bevor er sich in politischen Taten kundtun konnte. Er war gegeben in der unwiderstehlichen Phantasiwirkung des unermesslichen Reichs, der unvergleichlichen Volksgröße, der unausgeschöpften Möglichkeiten der Zukunft. Er wurde gepflegt in einer Literatur, die, indem sie scheinbar alles Bestehende polemisch auflöste, die Geister vielmehr nationalisierte, weil sie sie stets im Bannkreis nationaler Fragen, Gebrechen, Leiden, Hoffnungen und Ängste festhielt. Er wurde geistig erhöht in einem Gedankenleben, das, im Ursprung der allgemeineren Ideen stets vom Auslande abhängig, diese nun

so völlig und eigenfönnig in den Kreis des eigenen sozialen Lebens zog, daß jede europäische Idee in der anders gearteten Welt nach ihrem ersten europäischen ein zweites russisches Leben durchlief. Weil sich nirgends sonst alle Kräfte des geistigen Daseins so lange, so verzweifelt, so leidenschaftsvoll gegen die Form des Staates kehrten, war auch nirgends so sehr das gesamte geistige Dasein im Bannkreis des Sozialen und Politischen, des Volks und seiner staatlichen Geschichte. In dem Schicksal eines einzigen Menschen sprechen sich oft die großen Verhältnisse von Volk zu Volk symbolisch aus. Einer der geistigen Begründer der russischen Sozialdemokratie, unter den russischen Anhängern des Marxismus der angesehenste, Plechanow, ist ins Kriegslager übergegangen. Das Schicksal, behauptet er, binde den Arbeiter an die Industrie, und das Gedeihen der russischen Industrie verlange den Sieg. Öffentlich bekannte Beweggründe tun nichts zur Sache, die holt der tiefere herrschende Trieb aus der Parteigarderobe eines jeden. Plechanow ist nicht in der Lage eines deutschen oder französischen Arbeiters. Die Gebietergrenze, die Sprachgrenze des großrussischen Volks liegt dem Krieg unerreichbar fern hinter der Reichsgrenze. An der Reichsgrenze verteidigt der Großrusse nicht das Dasein, die Unabhängigkeit, die Unversehrtheit seines Volks, sondern dessen Herrenmacht, über vierzig Millionen Nicht-Großrussen zu gebieten, sie als Material für seine wirtschaftliche und politische Größe zu vernutzen. Unwillkürlich fließt aber in der Seele des Großrussen das natürliche und unentreibbare Recht jedes Volks auf Selbstbehauptung, mit dem geschichtlich gewordenen Vorrecht der Zwangsherrschaft über andere Völker und der endlosen Machterweiterung zusammen. Auch der äußerste Radikalismus wird in Rußland schnell die Lebensnotwendigkeit des freien Zugangs zu den offenen Meeren begreifen. Das Weiträumige liegt ihm von der Anschauung des Tages her in der Seele. Wir Deutschen müssen aber dieser Wahrheit ins Antlitz schauen, denn im politischen Bereiche gibt es für uns keine wichtigere. Nicht der russische Zar allein, dessen Tyrannei wir verabscheut, sondern auch das russische Volk, für dessen Befreiung wir uns begeistert haben, steht mit dem überlieferten Eroberungs- und Unterwerfungswillen an unseren Grenzen. Die wir uns geistig am nächsten geglaubt, sind uns die bereitesten und rübrigsten Gegner geworden. Alle Täuschungen, alle leeren Hoffnungen der Versöhnung fallen dahin. Wir müssen uns geistig rüsten, das Schicksal der Nachbarschaft eines erobernden Weltreichs und Weltvolks zu tragen, oder imstande sein, in diesem Kriege das Schicksal zu wenden.

# Die Häuser an der Dzamija

Roman von Robert Michel

(Schluß)

Muzir traf mit Muharrem gerade vor der Hütte der Jelena zusammen. Muharrem bestürmte gleich seinen Freund, wie die ärztliche Untersuchung ausgefallen wäre. Als er das günstige Ergebnis erfuhr, dankte er wie für ein großes Geschenk und versprach Muzir, bei der Einführung der Nisa alle seine Kräfte einzusetzen. Muzir ging bergwärts nach Hause. Muharrem trieb die Schafe in den Stall und wollte dann in die Hütte eintreten. Aber Jelena kam ihm in der Thür entgegen; sie dankte ihm für das Heimtreiben der Herde, und als er sie noch bescheiden fragte, wie es nun Katica gehe, wurde sie wieder unwirsch, so als hätte er das Unglück verschuldet. Da er sich aber noch antrug, solange Katica liegen würde, für sie die Schafe auf die Weide zu treiben, wurde die Alte wieder freundlicher und sagte: „Eh, wenn du es gerne machst, so kannst du ja früh wiederkommen. Gute Nacht.“ Dabei schloß sie die Thür und Muharrem blieb draußen. Er überlegte nun, ob er für die Nacht hinauf in das Dorf gehen sollte. Indessen kam er bald zu dem Entschluß, hier in der Nähe seiner Geliebten zu bleiben, denn er war noch nicht von aller Angst um ihr Leben frei und wollte da sein, wenn wieder eine Gefahr aufstauen sollte. Ubrigens fühlte er sich nach dem heutigen Erlebnis so innig an das junge Mädchen gebunden, daß er es gar nicht zuwege gebracht hätte, sich für diese Nacht so weit zu entfernen. Er bereitete sich, so gut es ging, ein Nachtlager unter dem überragenden Dach der kleinen Mühle. Dann legte er sich nieder und horchte in die Nacht hinein. Er hörte noch, wie die Jelena in den Stall ging, offenbar um die Schafe zu zählen; dann kehrte sie in die Hütte zurück, und Muharrem vernahm deutlich das Vorschieben des Riegels.

Nach einiger Zeit erhob sich Muharrem und schlich zur Thür der Hütte und horchte hier lange. Da drinnen alles ruhig blieb, ging er noch zum Fenster und horchte auch da. Schon wollte er anklopfen und die alte Jelena um ein Stück Brot bitten, damit er dabei Katica sehen könne. Aber er entschied sich dafür, seine Anwesenheit nicht zu verraten. Die Sehnsucht nach Katica und die Sorge um sie ließen ihn aber nicht frei. Er schlich hinter die Hütte, wo das Dach niedrig gegen den Hang stand. Dort war er dazumal auf das Dach gekrochen, als er den Kamin baute. Er streifte die Spanken ab und schwang sich hinauf. Dann stieg er behutsam bis zum Kamin. Dort begann er leise einen Stein nach dem anderen zu lockern und loszulösen. Vorsichtig warf er jeden einzelnen weit weg, damit man das Auffallen nicht höre. Als er so sein eigenes Werk zerstört hatte, konnte er den Kopf durch das Kaminloch stecken und überblickte den

ganzen Innenraum. Zelena hatte eine Ampel brennen lassen, da sie hatte vielleicht wachen wollen. Sie lag angezogen hingestreckt und schnarchte in tiefen Zügen. Auch das Gesicht der Katica war von der Ampel erhellt. Sie schlief und hatte den Mund ein wenig geöffnet, als wäre ein Wort zwischen den Lippen stecken geblieben. Muḥarrem blickte sie lange an und flüsterte dann so innige Liebesworte, wie er ihr sie noch nie zu sagen vermocht hatte. Endlich kroch er wieder vorsichtig vom Dache hinunter, ging zu seiner Lagerstelle, legte sich nieder und schlief in seiner Ermüdung alsbald ein.

Drei Tage und drei Nächte blieb Muḥarrem bei der Hütte der Zelena. Am Morgen trieb er die Schafherde auf die Weide und bekam dafür von der Alten Käse und Brot; und für die Nacht borgte sie ihm eine Decke für sein Lager unter dem Mühlbach. Katica bekam er aber erst am dritten Tag zu sehen, als er am Abend die Herde heimgetrieben hatte. Sie saß vor der Hütte und strickte an den Wollstrümpfen für das Pferd, auf dem Misa entführt werden sollte. Muḥarrem hatte zwar von ihrer werkfargen Mutter erfahren, daß Katica schon an diesem Tage als genesen aufstehen werde; trotzdem war ihm bei ihrem Anblick, als stünde er vor einem Wunder. Nach dem Schrecken und all dem Kummer, der dann gefolgt war, hatte er sich kaum mehr mit voller Sicherheit vorstellen können, daß er seine Geliebte wieder ganz heil sehen würde. Er blieb vor ihr stehen, feuchten Auges und unfähig, ein Wort zu sprechen. Schließlich streckte ihm Katica liebevoll die Hand entgegen: „Komm, setz dich zu mir . . . . . daß du mich hast soweit tragen können.“ „Die Sorge um dich war schwerer zu tragen als dein Leib, Katica.“ „Und dann hast du drei Tage für mich gearbeitet . . . . . ich hätte nie gedacht, daß du so gut bist.“ Muḥarrem schämte sich dieses Lobes. Er überlegte eine Weile, dann schlang er den Arm um Katica und sagte leise: „Jetzt, wo alles so gut vorüber ist, bin ich eigentlich froh, daß dich Schlangen gebissen haben.“ Katica wollte antworten. Da aber ihre Mutter aus der Hütte kam, so schwieg sie. Zelena machte zwar eine finstere Miene, sie duldete es aber, daß die zwei beisammen blieben. Während die Alte ihren Arbeiten nachging, sprachen die Jungen über die nächste Zukunft. Muḥarrem sagte, er würde morgen hinauf zu Nurija gehen, und da müsse es sich entscheiden, ob er weiter bei ihm bleiben könne; und auch alle anderen müßten es erfahren, daß er ein Christ sei. Das Nächste wäre dann, dem Freunde Muzir bei der Entführung der Misa beizustehen. Katica bat ihn, er möge es so einrichten, daß sie dabei sein könne, wenn Muzir seine Braut rauben würde. Sie wollte es mit eigenen Augen sehen, wie etwas so Schönes, das man immer nur in den Liedern hört, zur Wirklichkeit wird. Muḥarrem mußte ihr versprechen, sie genau Tag und Stunde wissen zu lassen. Sie sagte: „Es wird doch in der Nacht sein; die Mutter schläft ganz fest; ich werde mich



leise davonschleichen und hinaufkommen zu den Häusern an der Dzamija. Unterwegs wird mich niemand sehen, und oben finde ich dich; da fürchte ich mich dann nicht mehr.“ Die Jelena mahnte zum Schlafengehen. Katica ging mit ihr in die Hütte und Muharrem legte sich unter das Mühlrad.

Als Muharrem früh erwachte, entsam er sich, daß er doch wieder den Kamin auf das Dach der Hütte machen müsse. Weder Jelena noch Katica hatten sein Fehlen bisher bemerkt. Nachdem Katica am Morgen die Schafe von dannen getrieben, bereitete Muharrem alles zum Bau des Kamins vor, und später gelang es ihm, ohne von Jelena dabei ertappt zu werden, den Kaminbau neu aufzustellen. Als er damit fertig war, verabschiedete er sich von der Alten und trat nun den Weg heimwärts an, einen Weg, der ihn ins Ungewisse führte.

Oben bei den Häusern an der Dzamija angelangt, wollte Muharrem zuerst zu seinem Dienstherrn Nurija Sekirija gehen. Da hörte er aber gerade die Stimme Adems vom Minarette hinunter zur Mittagsandacht rufen. Gewohnheitsmäßig folgte er auch heute noch diesem Ruf. Er trat in den Vorhof der Dzamija und begann sich für die Andacht zu reinigen. Bald kamen auch andere Gläubige und verrichteten neben ihm in Stille die Vorbereitung zur Andacht. Auch Nurija Sekirija war schon gekommen, hatte aber Muharrem noch nicht bemerkt. Da erklang plötzlich eine kreischende Frauenstimme, deren Heftigkeit beinahe erschrecken machte, so daß alle die Köpfe dorthin wandten. Es war die alte Memnuna, die das Fenster weit aufgerissen hatte und wie eine Rasende, die Hände gegen den Himmel gereckt, schrie: „Da ist er wieder, der Schuft. Schaut ihn nur an, ihr Männer; er nennt sich Muharrem. Er schändet diesen ehrlichen Namen. Er ist kein Moslem, er ist ein Gaur. Schlimmer als das, er ist ein Abtrünniger, ein Verräter. Ein Spion ist er; all die Jahre hat er neben euch gebetet, hat eure frommen Handlungen durch seine Anwesenheit verpestet. Hört ihr mich? — ein Spion im Hause Allahs war er. Ihr solltet ihn mit Eiterfluß tränken; oder am besten,“ hier machte die Alte Bewegungen, als würde sie Steine nach Muharrem, und ihre Stimme steigerte sich so erschreckend, daß sie allen Männern bis ins Mark zu dringen schien, „schlagt ihn tot, schlagt ihn tot, schlagt ihn tot!“ Aller bemächtigte sich eine große Erregung. Einige drangen mit Fragen und Drohungen auf Muharrem ein. Auch Nurija wurde umringt und mit Fragen bestürmt. Adem Jazvin war schon während Memnunas leidenschaftlicher Rede aus der Moschee getreten und eilte nun herbei, die Aufgerregten zu beschwichtigen. Die Gruppe um Muharrem wurde immer bewegter; Adem hörte laute Flüche und drohende Handbewegungen. Und gerade als er sich ins Mittel legen wollte, hob schon ein alter Moslem, der Bauer Osman Drace aus dem unteren Dorf, mit beiden Händen

einen großen Stein hoch über den Kopf, um ihn auf Muḥarrem zu schleudern. Da stellte sich Adem Jazvin vor den jungen Burschen und erhob beschwörend beide Hände gegen Drace: „Du darfst ihn nicht töten, wenn du dich vorher nicht der Fat besonnen hast!“ Drace ließ den Stein zu Boden fallen, und Adem bückte sich rasch, riß von einem niedrigen Busch ein Blatt ab und hielt es dem Empörten hin: „Im Namen Mohammeds, ich selbst erlaube dir ihn zu töten, wenn du vorher dieses Blatt ganz genau angeschaut hast.“ Drace nahm unwillig das Blatt und hielt es vor die Augen; Adem sprach weiter auf ihn ein: „Jeder Faser muß du mit dem Blick genau folgen, wie sie von der Hauptfaser abzweigt und sich dann gegen den Rand hin auseinander teilt.“ Der alte Moslem schaute immer aufmerkamer auf das Blatt, die Zornesfalten in seinem Antlitz begannen sich zu entspannen, und schließlich warf er das Blatt weg, ging, ohne ein Wort zu sagen, zum Eingang der Moschee, streifte dort die Schuhe ab und trat ein. Unter den anderen, die mittlerweile lautlos zugewartet hatten, erhob sich ein bewunderndes Gemurmel. Adem richtete nun an alle seine bewegte Stimme: „Brüder im Glauben, ich selbst bin überrascht, und meine Sinne sind noch verwirrt. Aber ich empfehle euch, gehet jetzt in Ruhe zur Andacht. Ich selbst werde mich nachher in der Sache zurechtendenken und Allah um Rat bitten; bei der Abendandacht werde ich euch sagen können, was am besten zu tun ist. Du, Muḥarrem, warte bis dahin in meinem Haus.“ Muḥarrem verneigte sich ehrerbietig und ging in das Hodzahaus. Die Gläubigen aber begaben sich in die Moschee zur Andacht.

Den ganzen Tag verwandte Adem Jazvin darauf, sich vor allem in der Glaubensfrage Muḥarrem's zurechtzufinden und dann sie in seiner milden und weisen Art zu lösen. Obwohl es ihm weh tat, den jungen Burschen, den er wie einen Sohn liebte, sich vom Islam abwenden zu sehen, wollte er es ihm doch ermöglichen, hier im Dorfe friedlich weiter zu leben; und auch Nurijas Verzeihung wollte er ihm erwirken. Er hatte sich vorsorglich alles zurechtgelegt, was er in diesem Belange heute bei der Nachmittagsandacht zu den versammelten Gläubigen reden wollte.

Nurija Sekirija erwartete Adem in großer Ungeduld. Denn auch er hatte den Muḥarrem lieb und konnte sich nicht mit dem Gedanken abfinden, daß er den Jungen, den er hatte an Sohnes Statt annehmen wollen, für immer aus seinem Hause weisen sollte. Als die Sonne noch ziemlich hoch über dem Horizonte stand, kam Adem endlich aus seiner Behausung, und Nurija hatte Mühe, ihn nicht gleich mit Fragen zu bestürmen; so gern hätte er schon von seiner Entscheidung gewußt. Adem blickte ihn mit seinen gütigen Augen an und sagte: „Nurija, du wirst den Jungen behalten können. Was bedeutet das, daß er sich von dem Zeichen

des Kreuzes nicht abwenden will. In ihm ist doch der ganze Schatz des Korans aufgespeichert, und nie wird er ein Gebet tun können, das nicht zu Allah selbst ginge. Doch ich will dir nicht das ganze Ergebnis meines heutigen Suchens und Nachdenkens mitteilen, denn ich fürchte, ich könnte die Worte, die mir wohl Allah selbst eingeben wird, nicht ein zweites Mal mit derselben Wahrhaftigkeit hervorbringen. Und das eine Mal soll sie die ganze Gemeinde aufnehmen; und da wirst du ja ohnehin dabei sein." Adem schrie und blickte nach der Sonne. Dann setzte er fort: „Noch nie war ich so begierig, zur Andacht zu rufen, wie eben heute. Du darfst nicht glauben, daß ich alles mit der Ruhe aufnahm, wie es äußerlich schien. Auch mein Inneres war völlig verwirrt, aber mein Alter besiegte bald alle Erregung. Noch nie hab ich mein Alter so gesegnet wie heute. Als junger Mensch, wenn ich mich mit allerlei Irrtümern herumzuschlug, sehnte ich mich oft nach einem Alter, in dem es einem sein müßte, als läge alles ringsum gleich reifen Früchten. Jetzt ist dieses schöne Alter da; jetzt vermag ich alle Dinge des Lebens so klar zu durchschauen, als wären sie von durchsichtigem Glas. Allah möge mich nur nicht bis in ein verächtliches Alter leben lassen, in dem ich wieder auf diesen schönsten Lohn eines langen Lebens verzichten müßte." Nurija unterbrach ihn: „O, du hast gewiß noch ungezählte Jahre klaren Geistes vor dir." Adem blickte abermals nach der Sonne und sagte dann mit leichter Ungeduld: „Noch so lange will ich warten, bis der Rand der Wolke die Sonne trifft." Dabei ließ er sich langsam ins Gras nieder. Dann schaute er eine Weile nachdenklich auf einen kleinen Käfer, und als dieser unter einem Grashalm verschwand, sprach Adem weiter: „Siehst du, wie weise Allah das eingerichtet hat: je klarer der Mensch in die Welt sieht, desto ergebener wird er in den Glauben an Gott. So ist es nicht nur mit dem einzelnen, sondern auch mit der gesamten Menschheit. Wie töricht ist es deshalb, infolge der Zunahme des Wissens eine Abnahme der Frömmigkeit zu befürchten. Vielleicht kann die Menschheit durch die Fülle des Wissens für eine Zeit verwirrt und wohl auch vermessen werden, aber auf dem Wege des Fortschritts muß sie immer wieder auf Gott stoßen. Was verschlägt es, wenn wir wissen, daß sich die Erde um die Sonne dreht, und gar genau wissen, wie rasch. Mein Freund, der Hodja von Mostar, sagte mir erst leghin, es betrage eine sehr weite Strecke in jeder Sekunde. Ich will es dir so erklären, wie er es mir erklärt hat. Schau hinüber, jenseits am Hang das Dorf, wie weit das von uns entfernt ist. Stelle dir nun eine dreimal so lange Strecke vor und zähle dann: eins, zwei, drei, vier . . . und bei jeder Zahl legt die Erde diese dreifache Strecke durch das Weltall zurück. Aber dann denke dir, daß du dich nach jedem Tage zur Ruhe legst und daß, während du um das Geschehen rings um dich nichts weißt,

sich die Erde zahllose Tausende von Meilen fortbewegt hat; und früh steht du auf und findest deine Grabsteine in derselben Ordnung, in der du sie verlassen hast, und Hammer und Meißel liegen auf der gleichen Stelle und dein Haus steht unverfehrt — welch eine Geborgenheit, mein teurer Murija.“ Er blickte wieder nach der Sonne und erhob sich in freudiger Erregung: „Es ist zwar noch nicht die richtige Zeit, aber der Wolkenrand hat die Sonne erreicht; so sei es.“ Er ging freudig erregt dem Minarett zu, rascher, als er sonst zu tun pflegte.

Murija blieb noch sitzen und wartete auf Adems Ruf. Er dachte mit Ruhung noch einmal alles durch, was er eben von Adem gehört hatte, und schaute dazwischen auch mehrmals nach der Sonne, die bereits völlig verborgen war. Er wunderte sich darüber, daß Adem noch immer nicht zum Rufen ansetzte. Aber dann glaubte er es der Geschwindigkeit seiner Gedanken zuschreiben zu müssen, die ihn wohl dazu verleitete, anzunehmen, daß Adem schon lange im Minarett wäre. Er blickte nun eine Weile erwartungsvoll zur Brüstung des Minaretts empor, nicht anderes denkend, als daß jetzt und jetzt Adems weißes Antlitz erscheinen müsse. Es blieb aber alles ruhig, und Murija rief plötzlich fast gegen seinen Willen den Hedza laut beim Namen. Gleichzeitig erhob er sich und eilte zu der offenen Tür des Minaretts. Darinnen rief er in die steile Wendeltreppe abermals laut: „Adem!“ Darauf trat er noch einmal hinaus und blickte wieder empor, ob nicht jetzt Adem hinausgetreten wäre. Da er ihn nicht fand, bemächtigte sich seiner eine große Sorge, und er stieg die Stufen eilig hinauf. Oben trat er auf die schmale flache Ringsfläche, und da entdeckte er mit Entsetzen, daß Adem hier ganz ruhig hingestreckt lag. Sein Antlitz war zum Himmel gewandt und lächelte ein unveränderliches friedliches Lächeln. Murija kniete zu ihm hin und wollte ihm helfen, sich zu erheben. Aber der Hedza lag da mit dem vollen Gewicht eines, dessen Leib der beruigelten Seele bar eine schwere Last geworden ist. Da drückte ihm Murija bestürzt die Augen zu, und ein Schluchzen begann seine Brust zu erschüttern. Plötzlich aber richtete er sich auf, und in seinem Schmerz um den dahin-gegangenen gütigen Priester begann er an seiner Statt den Ruf zur Andacht.

Murijas Stimme klang hoch und schmetternd in die Ferne hinaus, und die Mäubigen folgten rascher als sonst diesem ungewohnten wohlklingenden Ruf. Jeder von ihnen aber beschleimigte betroffen seine Schritte, als Murija dem Ruf zum Gebete noch anschloß: „Wenn die letzte Stunde eines Menschen geschlagen hat, wird sein Leben um keinen Augenblick verlängert. In der vorbestimmten Stunde muß er sterben und aus dem irdischen in das ewige Leben einziehen. Ehre sei dir, Abgesandter Gottes! Ehre sei dir, Auserwählter Gottes! Ehre sei dir, Heiliger Gottes!“ Nach diesen Worten blickte Murija wieder auf das weisumrahmte Antlitz Adems, und

es war ihm wie ein Trost, daß er durch sein Rufen dem Verstorbenen einen Wunsch erfüllt hatte. Als Nurija zu rufen begonnen hatte, war unten Muḥarrem freudig aus dem Hodzahaus getreten, denn er glaubte, es müsse für ihn Gutes bedeuten, daß gerade heute Nurija dem Wunsche Adems nachgab, indem er zum Gebete rief. Aber kaum hatte Nurija mit der düsteren Fortsetzung begonnen, ahnte Muḥarrem sofort, wem allein dieser Ruf der Trauer gelten müsse. Bestürzt eilte er in das Minarett zu Nurija hinauf, als könnte er so das Unglück noch abwenden, das er so sicher ahnte. Oben fiel er auf die Knie nieder und küßte dem Toten die Brust und die Hände. Dann folgte er dem Beispiel Nurijas, der, ohne ein Wort zu sagen, den Leichnam zu heben begann, und beide trugen den toten Hodza Adem über die steile Wendeltreppe mühsam hinunter. Die Gläubigen, die unterwegs den Totenruf vernahmen, sagten wehmütig vor sich hin: „Gott sei ihm gnädig.“ Dann verdoppelte jeder seine Eile, denn alle vermuteten gleich, daß es ihrem verehrten Hodza gelte, den Allah wohl zu sich berufen hatte, ohne ihm eine Krankheit als Vorboten des Todes zu senden.

In den Dienst bei der Leiche teilten sich, da kein Hodza da war, Nurija und Muḥarrem. Nurija leitete die ersten Gebete um den Verstorbenen; dann entkleidete er mit Muḥarrem den Leichnam, wusch ihn und bahrte ihn in ein Tuch geschlagen auf. Auch die Nachtwache versahen sie gemeinsam.

Muzir ging schon am Abend nach Mostar, um Adems Freund, den Hodza von der Saricmoschee, zu holen. Aber das hohe Alter gestattete es dem Hodza nicht, den Weg bei Nacht zurückzulegen, so kam er erst am nächsten Morgen in das Bergdorf. Nurija und Muḥarrem hatten mittlerweile alles für die Beerdigung vorbereitet, so daß gleich nach der Ankunft des Hodza das Begräbniß beginnen konnte. Nurija rief abermals alle Gläubigen herbei. Nach den üblichen Vorgebeten hoben vier Männer die Bahre auf die Schultern; da aber der Weg bis zu dem offenen Grabe nur einige Schritte betrug, schlugen sie, ohne es vorher verabredet zu haben, den Weg ein, der längs der Häuser an der Džamija führte; denn sie wußten, daß auch von den anderen jeder werde die Bahre für ein Stück Weges auf die eigene Schulter laden wollen, um dadurch bei Allah Verzeihung seiner Sünden zu erwirken. Beim Hause Zasarbegovic lehrte der Zug um, und unter stetem Abwechseln der Träger kam er wieder zurück zur Moschee und in den Friedhof. Dort wurde die Bahre auf den großen Stein an der Umfassungsmauer gestellt, und der Hodza hielt die Totenandacht. Außerhalb des Friedhofs in ehrfürchtiger Entfernung saßen da und dort auf den Steinen verhüllte Frauen, die zuschauten wie traurige scheue Vögel. Im Friedhof aber gaben die Männer ihrem Hodza den letzten Gruß. Sie wandten die Köpfe nach rechts und dann nach links und murmelten: „Gottes Gnade sei mit allen Verstorbenen;“ und bei laut-

loser Stille strich schließlich ein jeder mit der Handfläche über Stirn, Gesicht, Bart und Brust. Hernach wandte sich der Hodza an die Versammelten mit der Frage: „War dieser Mann im Leben gut?“ Lauter und voller als je in diesem Friedhof klang die gemeinsame Antwort: „Ja.“ Dann erfassten die vier Ältesten die Bahre und trugen sie zum Grabe. Nurija Setirija und Ibro Ekeho standen schon auf dem Grabesrand und übernahmen nun die Leiche. Dort betteten sie den Toten mit dem Gesicht gegen Mekka, nahmen ihm das Leichentuch ab und bedeckten ihn mit kleinen Bretchen, damit ihn die Erdschollen nicht verletzten. Hierauf warf ein jeder einige Schaufeln voll Erde in das Grab, bis sich die Schollen darüber zu wölben begannen. Nach einem letzten Totengebet verließen alle den Friedhof, nur der Hodza blieb noch am Grabe, um dem toten Freund auf seinem Wege zu Allahs Thron noch Zuspruch zu geben.

Nurija ging mit Muharrem. Er war erschöpft und stützte sich auf den jungen Burschen. Als sie den Friedhof verlassen hatten, sagte er zu Muharrem: „Dem Aдем werde ich ein steinernes Turbè aufs Grab setzen, das schöner sein muß als alle in Mostar. Dabei wirst du mir helfen müssen, Muharrem.“ Der junge Bursch brachte in seiner Rührung kein Wort hervor und nickte nur beglückt mit dem Kopf.

Nach dem Begräbnis des Hodza kam Muzir zu Muharrem und verlangte dringend, daß sie noch am selben Tag die Entführung Nisas verwirklichen sollten. Er sagte: „Jetzt warst du drei Tage weg, ohne daß jemand wußte wo. Die Angelegenheit deines Glaubens ist auch noch nicht geregelt; ich muß immer fürchten, du wirst unserem Dorfe für eine Zeit den Rücken kehren.“ Muharrem beschwichtigte ihn: „Ich bleibe jetzt hier. Ich werde mit Nurija zusammen ein schönes Turbè für Aдем Jazvin in Stein hauen und aufbauen . . . es wäre doch auch gut, wenn wir die erste Trauer vorbeigehen ließen.“ Aber Muzir beharrte auf seinem Wunsche nach einer baldigen Durchführung des Planes: „Gut denn, heute den ersten Trauertag wollen wir noch verstreichen lassen. Aber für morgen mußt du mir deine Hilfe versprechen. Ich kann nicht mehr warten. Der Zasarbegovic wird immer mehr mißtrauisch, weil ich mich doch nicht zurückhalten kann und oft bei Nisas Fenster vorbeigehe. Und ich selbst ertrag es nicht; dieses untätige Warten macht mich ganz krank. Ich muß endlich wieder meine Arme regen, sonst fällt mir das Fleisch von den Knochen. Auch wegen Bozko müssen wir eilen. Er hat sich schon an den Musa verkauft und soll nächstens nach Mostar zu den Soldaten. Wenn du für morgen ja sagst, so zieht er früh mit dem beladenen Tragtier hinauf in die Berge, dorthin, wo er uns das Zelt für die erste Nacht richten wird. Der Brief an Nisa ist fertig geschrieben; heute abends kann ich ihn ins Fenster werfen.“ Muharrem vergaß bei der leidenschaft-

lichen Rede Muzirs den Schmerz um den Hodza Aldem und streckte schließlich seinem Freunde die Hand zum Versprechen entgegen: „Also auf morgen . . . Hast du aber im Brief noch genau die Stelle des Daches angegeben, durch die ich Alisa holen werde?“ „Alles ist getan, Muharrem. Nur die Socken für das Pferd hast du noch mitzubringen.“ Da eben Nurija an sie herantrat, gab Muharrem dem Freunde nochmals die Hand: „Also es bleibt dabei, auf morgen.“

Abends ging Muharrem hinunter zu Katica und teilte ihr mit, daß die Entführung schon am morgigen Tage unternommen würde. Sie versprach, nach Einbruch der Dunkelheit, sobald die Mutter schlafen werde, das Haus zu verlassen und hinauf ins Dorf zu kommen. Muharrem gab ihr an, wo er sie erwarten wollte. Dann nahm er noch die dicken Wollsocken für das Pferd von ihr in Empfang und ging hinauf nach Hause und legte sich für die Nacht in der Werkstatt des Nurija schlafen.

Alisa hatte den ausführlichen Brief, in dem ihr der Plan der Entführung mitgeteilt wurde, schon am Vorabend so oft gelesen, daß sie ihn hätte auswendig hersagen können. Tatsächlich wiederholte sie für sich in der langen schlaflosen Nacht oft und oft jene Stellen, die sie sich besonders einprägen wollte, um auch bei größter Aufregung nicht fehl zu handeln. Früh stand sie mit bleichen Wangen auf, so daß sie ihr Vater beim Morgengruß besorgt fragte, ob sie sich nicht unwohl fühle. Den Tag über machte Alisa jene wenigen notwendigsten Sachen zurecht, wie es der Brief für die Flucht verschrieb. Freilich mußte sie das unter ständiger Vorsicht bewirken, da selbst die Dienerin keinen Argwohn schöpfen durfte. Auch hatte sie alle Kräfte zusammengenommen, um dem Vater gegenüber unbefangen zu bleiben, so wie es ihr im Briefe geboten wurde. Als sie sich indessen am Abend vom Vater verabschiedete, bebte sie am ganzen Körper, und die Augen wagte sie nicht völlig zu öffnen, weil sie glaubte, es müßten alsogleich Tränen hervorströmen. Da fragte sie Hairo abermals besorgt nach ihrem Befinden und erbot sich sogar, die heilkundige Hatidza holen zu lassen. Alisa aber wehrte ab und versprach, für die Nacht eines der Heilmittel, die sie von Hatidza hatte, anzuwenden. Da gab sich Hairo schließlich zufrieden und ging in den Selamluk hinüber.

Muharrem erwartete nach Einbruch der Dunkelheit Katica unterhalb des Dorfes. Er war schon für seine Aufgabe wohl vorbereitet. Unter der Gürtelbinde hatte er um den Leib ein festes langes Seil gewickelt; auch seinen Hammer hatte er bei sich, dann einen Dolch und eine Pistole. Als Katica endlich kam, führte er sie den Hang empor über die Häuser an der Dzamija hinaus auf den Weg, der in die Berge leitete. Dort verbarg sie sich nahe des Weges hinter einem Gebüsch und versprach da ruhig auszufahren, bis Muzir mit der Alisa vorbeikäme, und erst dann das Versteck zu verlassen, bis Muharrem selbst hier anlangen würde.

Bozko hatte etwa auf eine Wegstunde bergwärts abseits zwischen zerstreuten Felsen das Hochzeitszelt hergerichtet. Das Lager war aus Teppichen gemacht, darüber war ein Zeltdach; auch einen kleinen Vorrat an Speise und Trank hatte er bereitgestellt. Das war Bozkos letzte Handlung im heimatlichen Dorf. Nach dieser Entführung wollte er dem Vaterhause den Ruckten lehren, da er seit dem Verreten der Heimaterde von der Ungunst des Schicksals verfolgt war. Schon war er mit dem Soldatenadvokaten einig geworden und hatte sich für eine Summe als Stellvertreter im Militärdienst verkauft. Für diese Summe löste er den väterlichen Hof aus der Kmerschaft frei; die Ersparnisse von Amerika blieben ihm vollkommen unberührt.

Muzir selbst war nach Sonnenuntergang einigemal unbefangen längs der Häuser an der Dzamija vorbeigegangen wie einer, der Langeweile hat. Als es aber dunkel wurde, erwartete er Bozko, der bald mit dem Saumpferde zurückkam, und dann harrten sie, verborgen hinter dem Garten des Hauses Skepo, bis Muharrem die teuere Beute bringen würde.

Der Himmel war von Wolken verdeckt, aber hinter den Wolken stand der Mond, so war es nicht völlig finster. Muharrem kroch vorsichtig auf das Dach des Haremluks des Hauses Jasarbegovic und zwar auf der Seite, wohin vom Selamluk aus nicht zu sehen war. Als bald begann er einige von den großen Steinplatten, mit denen das Haus gedeckt war, aufzulockern. Es war eine langwierige Arbeit, denn er durfte dabei nicht das geringste Geräusch verursachen. Endlich konnte er eine Platte nach der andern behutsam aufheben und daneben hinlegen. Ehe er in das dunkle Loch hineinkroch, zündete er, Kopf und Arme hinabstreckend, ein Streichholz an, um sich zurechtzufinden. Da erblickte er Nisa, die schon vorbereitet hier kauerte, das Antlitz dicht verhüllt in Schleiern. Sie flüsterte ihm matt entgegen: „Da bin ich . . . aber ich kann nicht, ich sterbe vor Angst.“ Muharrem ging jedoch gleich daran, sie mittels seines Seiles hinabzubefördern. Er hatte von seinen Kaminarbeiten eine so große Gewandtheit für ein solches Unternehmen, daß es ihm ziemlich rasch und ohne Störungen gelang, Nisa auf den sicheren Boden niederzulassen. Unten angekommen wickelte er das Seil rasch wieder zusammen, bat Nisa, ihre Sachen festzuhalten, und hob sie selbst in seine Arme und trug sie mit weichen lautlosen Schritten zu der Stelle, wo Muzir und Bozko warteten. Muzir stieg in den Sattel und Nisa wurde vor ihn hingesezt. Bozko nahm die Zügel in die Hand, um zu führen, und so traten sie in aller Stille den Weg an. Muharrem ging zu ihrer Deckung auf einige Entfernung hinter ihnen.

Hairo Jasarbegovic war an diesem Abend durch das Aussehen seiner Tochter so beunruhigt, daß er sich nicht entschließen konnte, sein Nachtlager anzuschauen. Er hielt ein Fenster neben dem Haustor offen und eines, durch das er den Haremluk überwachen konnte. Einmal glaubte er



das Aufschlagen eines Steines vernommen zu haben, so daß er seine Wachsamkeit verdoppelte. Bei diesem Anspannen der Sinne stieg aber seine Erregung alsbald ähnlich wie an jenem Abend, als er in der Türöffnung des Harems die Erscheinung seiner verstorbenen Frau erblickt zu haben glaubte. Er steckte wie damals Waffe um Waffe in seinen Gürtel und hätte am liebsten auch seinen Schimmel satteln lassen. Als er wieder durch das Fenster beim Tor Auszug hielt, vernahm er vom Hofe her ein gedämpftes Geräusch, so als wäre ein Mensch mit weichen Sohlen irgendwo hinabgesprungen. Da eilte Hairo zu dem Hoffenster und spähte und horchte in den Hof hinein. Alles blieb ruhig. Aber Hairo war es, als hätte ihm der Teufel ins Ohr geflüstert; er konnte jenen dumpfen Schall nicht mehr vergessen. Ohne Licht zu machen tastete er sich über die dunkle Stiege in den Hof hinunter. Hier schlich er leise umher und durchsuchte alle Winkel. Aber auch das gab ihm keine Beruhigung. Da stieg er, behutsam horchend, die Stiege des Haremluks empor, kehrte einmal um, ging aber dann doch bis zur Eingangstür hin. Er lauschte eine Weile und entschloß sich, ganz vorsichtig nachzusehen, ob Aisa schlafe. Schon hatte Hairo mit lautlosem Tun die Klinke des Schlafzimmers seiner Tochter hinabgedrückt, und bald darauf erkannte er durch den Türspalt, daß die Ampel brannte. Da wollte er sich zurückziehen; aber um ganz sicher zu sein erweiterte er die Türöffnung vor seinen Augen noch um einen Finger breit. Nun sah er, daß das Lager leer war. Er riß die Tür ganz auf und sprang hinzu. Noch bemeisterte er sich, weil er sich zusprach, daß Aisa vielleicht in einem anderen Raume oder bei der Dienerin wäre. Da fand er aber neben der Ampel entfaltet einen Brief von fremder Hand. Mit weit aufgerissenen Augen las er einige Zeilen — er ließ sich auf das leere Lager fallen und brüllte wie ein Tier auf. Gleich sprang er aber wieder auf, und seine riesenhafte Gestalt straffte sich wie eine Bogensehne vor dem Schuß. Draußen auf dem Gang, am Ende, stand die Dienerin, die erschreckt aus ihrer Kammer hervorgekommen war. Hairo schrie sie an: „Wo ist die Aisa?“ „Im Zimmer muß sie sein, Herr.“ Hairo hatte schon einen Handschar aus dem Gürtel gezogen, und ohne daß er sich die Zeit genommen hätte, bis zu der Dienerin zu kommen, schleuderte er die Waffe von weitem mit aller Wucht gegen sie: „Kupplerin!“ Die Dienerin hatte trotz der Dunkelheit seine Absicht voraus erkannt und war vor Entsetzen der Länge nach auf den Boden gefallen. Hairo unterschied in seiner Raserei nicht, daß der Fall dem Wurfe der Waffe vorausgegangen war. Er wandte sich ab und eilte in den Hof. Dort zerrte er den Schimmel am Halfter aus dem Stall, stieß das Hoftor auf, schwang sich auf das ungesattelte Tier und stürmte in die Dunkelheit hinein.

Als die Gruppe mit Aisa an Katica vorbeikam, klopfte dem jungen

Madchen vor freudiger Erregung das Blut im ganzen Leib. Sie hielt noch aus, bis Muharrem herangekommen war, dann sprang sie auf und klammerte sich alsbald zitternd an ihn. Muharrem zog sie wieder abseits und flüsterte: „Wir können jetzt zurückbleiben; jetzt geschieht nichts mehr. Ubrigens kann ich noch hier eine Weile den Weg bewachen.“ Sie saßen auf dem harten steinigen Boden und schmiegt sich eng aneinander. Katica zitterte von der Erregung des Abenteuers und drückte sich immer fester an Muharrem, weil sie glaubte, das Zittern käme von der Nachttaube und sie würde sich an seinem Leibe erwärmen. Manchmal fragte sie mit unsicherer Stimme: „Ob sie schon dort sind, Muharrem?“ „Sie können noch nicht dort sein, Katica.“ Er schlang dann jedesmal den Arm fester um sie und küßte sie inbrünstig. Aber das Bewußtsein, daß noch nicht alle Gefahr ausgeschlossen sei und er noch wachen müsse, machte ihn dann wieder aufhorchen.

„Jetzt aber sind sie schon sicher dort,“ flüsterte Katica nach einer geraumen Zeit. „Ja, jetzt sind sie wohl schon dort;“ und nach dieser Antwort überließ sich Muharrem länger der leidenschaftlichen Umarmung. „Jetzt werden sie ihre Hochzeit feiern, Muharrem.“ „Wann werden wir unsere Hochzeit feiern, Katica?“ „O wir — wir brauchen sie nicht zu feiern. Das war vielleicht schon unsere Hochzeit, wie du mich nach Hause trugst oder noch früher, wenn wir manchmal so nah beisammen waren.“ „Das war noch nicht unsere Hochzeit, Katica — auch wir werden einmal unsere Hochzeit feiern.“ „Ja, einmal,“ seufzte Katica beseligt; dabei ließ sie sich zurücksinken und zog den jungen Burschen innig an sich; und in dieser Umarmung wurde Katica Muharrem ganz zu eigen. Es machte das Glück der beiden nicht geringer, daß das Hochzeitsbett kühl und steinig war.

Im unteren Dorfe schlief schon alles. Nur in einem Hause war noch Licht. Dort war am Abend ein Kind zur Welt gekommen. Aus diesem Hause trat die alte Hatidza und wollte heimwärts gehen. Da erblickte sie einen geisterhaften Reiter, der trotz Dunkelheit und schlechten Weges sein Pferd jagte wie auf einer ebenen Wiese. Sie sank vor Schrecken auf den Boden und wollte noch das Gesicht an der Erde verbergen. Dabei traf sie mit der Stirne auf einen Stein und schlug sich ein blutiges Mal.

Unterhalb des Dorfes, dort wo der Weg um eine tiefe Schlucht herum ausbiegt, glaubte Hairo trotz der Finsternis jenseits die zu erspähen, denen seine Verfolgung galt. Er schrie heiser auf: „Havva! — Havva!“ Dabei spornte er das Pferd an, als könnte er die Schlucht mit einem einzigen Sprung übersetzen. Der Schimmel schwang sich ins Leere. Es folgte ein kurzes dumpfes Rollen, dann war alles still; nur unten auf dem Grund der Schlucht klang eine Weile in die nächtliche Ruhe ein leises Rieseln wie von einer dürftigen Quelle.

# Japan

von Wilhelm Schrameier

Nach der Einnahme von Port Arthur am 1. Januar 1905 schrieb der Pariser „Temps“: „Der Fall dieser Festung ist von niederschmetternder Wirkung; für die gelbe Rasse ist er ein Sinnbild und fast eine Prophezeiung. Das Zurückweichen vor ihr ist nicht mehr bloß eine Möglichkeit; es ist eine Tatsache.“ Der Ausruf gibt die Stimmung wieder, die Europa erfaßte. Ein plötzlicher Donner Schlag mußte die abendländischen Völker von dem Ausbruch eines Gewitters überzeugen, an dessen Herausziehen sie trotz aller Vorzeichen und Warnungen in leichtfertigen Optimismus nicht hatten glauben wollen.

Fast unbemerkt war die Einbeziehung der großen ostasiatischen Reiche in das europäische Kultur- und Wirtschaftsleben vor sich gegangen. Jesuiten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, Franzosen und Deutsche, hatten in heute noch mustergültigen Arbeiten die Kenntnis dieser entlegenen Welt vermittelt. Mit der Vertreibung der Jesuiten aus China erlahmte das kaum erwachte Interesse in Europa. Seit Anfang vorigen Jahrhunderts traten Portugiesen in Handelsaustausch mit Süchina; holländische Kaufleute knüpften Verbindungen von Java nach Japan an und spielten dort eine wenig rühmliche Rolle.

Indes erfolgte die eigentliche Erschließung Ostasiens für den europäischen Handel erst mit dem sogenannten Opiumkriege, der den Bezug von indischem Opium China aufzwang und durch den Vertrag von Nanking im Jahre 1842 sein Ende fand. Japan wurde durch amerikanische Drohungen im Jahre 1854 aus seiner Isolierung geweckt. Beide Völker sahen sich gezwungen, ihre Absperrung aufzugeben und einige Plätze dem Fremdenhandel zu öffnen. In die geöffneten Häfen zogen Handelstreibende aller europäischen Nationen ein. Nach dem Vorbilde von England und Amerika beeilten sich andere Nationen, Handelsverträge zu schließen. Beide Ländergebiete mußten sich eine gewisse Vormundschaft durch Fremde gefallen lassen, die sich in einem Einspruchsrecht gegen Veränderungen der Zollsätze und der Ausübung der Konsulargerichtsbarkeit äußerte.

Von nun an standen China und Japan bewußt vor der Aufgabe, möglichst bald die ungebetenen Gäste wieder loszuwerden. Die chinesische Regierung wählte dazu den Weg, hochmütig sich dem Eindringen modernen Geistes zu verschließen und seine alte Kultur eiferfüchtig vor der Befleckung mit fremden Bestandteilen zu schützen. Japan begriff schnell, daß eine Abschüttelung der Merkmale seiner Unselbständigkeit am ehesten durch Anpassung an die Wesenszüge der Eroberer möglich sei. Zunächst löste der

eindringende Fremdstoff in beiden Ländern eine innere Gärung aus. China wurde in den Taipingaufstand hineingerissen, der sich von 1850 bis 1864 hinziele, um schließlich in sich zu versumpfen. Keine Befreiung brachte er, nur unsagbares Elend, dauernde Schwäche. Der Vernichtung vorbandener Werte ging keine Belebung neuer zur Seite. Zwar gelang es der Mandschudynastie, sich zu behaupten; aber unheilbar in ihren Wurzeln getroffen, siechte sie, gestützt von einem in Formalismus verknöcherten, jedem Fortschritt abgeneigten, eigenmächtigen und eigensüchtigen Mandarinentum, ihrem Ende entgegen. Während dieser Wirren gelang es den Fremden, China noch tiefer zu beugen: Kanton wurde 1857 genommen, 1858 folgte die Eroberung der Taku-Forts; der englische Vertrag von Tientsin legalisierte den Handel mit Opium; Peking mußte 1860 seine Tore öffnen. Immer härter wurde der Druck der Fremden, immer fester der Griff, immer enger das Netz.

Anderes ging die Restauration in Japan vor sich. Die Reichsverweserschaft, die etwa sechs Jahrhunderte lang das nationale Königtum zu einer religiösen Idee hatte verblässen lassen, wurde aufgehoben, und der Mikado übernahm die wirkliche Führung 1867. Der Sturz des Schogunats riß die alte Feudalgesellschaft mit sich; auf der Grundlage des niederen Adels, der Samurai, entwickelte sich im alten Geiste ein neuer Stand. Hand in Hand mit der Niederzwingung der Revolution und der strafferen Organisation der Regierung ging die Neugestaltung der Verhältnisse nach europäischem Muster. Sogar europäische Tracht wurde angelegt; alte Vorurteile, Gewohnheiten und Sitten fielen mit den Kleidern. Zur Erleichterung des Übergangs zog man die verhassten Fremden als Lehrmeister ins Land oder suchte sie in ihren eigenen Ländern auf.

Staunend stehen wir vor der Tatsache, daß ein orientalisches Volk in wenigen Jahrzehnten sämtliche Errungenschaften europäischer Wissenschaft und Technik mehr oder weniger gründlich sich zu eigen gemacht hat. Englische Lehrer planten in Japan die ersten Eisenbahnen und Telegraphen; sie legten Navigationschulen und ein Polytechnikum an; sie stellten das Personal für die ersten Handels- und Kriegsschiffe. Franzosen errichteten eine Werft und waren bei der Abfassung neuer Gesetze sowie als Rechtslehrer tätig. Deutsche wirkten beim Ausbau der Rechts- und Verwaltungseinrichtungen; in erster Linie ist ihnen jedoch die Organisation der japanischen Armee zu danken. Als Musiklehrer und Mediziner errangen sie manche Erfolge; selbst die Reform des Hofzeremoniells war bewährten deutschen Händen anvertraut. Natürlich waren daneben auch andere Nationen vertreten; peinlichst vermieden die höflichen Japaner, irgendeiner befreundeten Macht Veranlassung zu Klagen über Vernachlässigung und Zurücksetzung zu geben.

Sobald die ausländischen Lehrmeister ihren Zweck erfüllt hatten, wurden sie entlassen; nicht plötzlich, sondern ehrenvoll, mit viel Anmut und unter Anerkennung ihrer Leistungen. Zu Ehren eines Deutschen, der junge Militärschüler in Taktik und Strategie unterrichtet hatte, wurde nach praktischer Bewährung des Systems aus Dankbarkeit eine Büste aufgestellt. Vorübergehend erregte die plötzliche Ersetzung der Schiffsführer in der Handelsmarine den Unwillen englischer Kreise. Wohl mit Unrecht; denn der Japaner zeigte sich der Aufgabe gewachsen, und die Entlassung geschah mit aller Schonung für die Stelleninhaber. Wer sich von irgendeinem Posten nicht trennen mochte, konnte, da Ende des Jahrhunderts die Exterritorialität der Fremden beseitigt war, das japanische Bürgerrecht erwerben und wurde dann auch in bezug auf das geringere Gehalt vollwertiger Japaner.

Nicht genug damit! Ihren Dank für das Gelernte statteten japanische Gelehrte durch selbständige Bereicherung des Wissensstoffes ab; einem japanischen Arzte gelang im Jahre 1895 die Entdeckung des Pestbazillus; an der Erfindung eines als höchst segensreich für die Menschheit angepriesenen Heilmittels war ein Japaner in hervorragendem Maße beteiligt. Zur Zeit besteht die Absicht, die deutschen medizinischen Fachausdrücke durch japanische zu ersetzen und damit insbesondere der Gründlichkeit und Tiefe des deutschen Unterrichts das ehrenvollste Zeugnis auszustellen, dessen eine sich selbständig dünkende Schülerschar fähig sein kann. Erhebliches Aufsehen erregte es, als 1905 japanische Händler in China erschienen und die Lieferung von Lokomotiven europäischen Bahnleitern anboten. Russen versorgten sie 1914, wie es heißt, mit Artilleriematerial.

Ganz unbestreitbar haben die Japaner in der Aneignung dessen, was sie zu ihrer eigenen Erstarbung und erfolgreichen Abwehr des Fremdeneinflusses von Fremden glaubten annehmen zu müssen, Tüchtiges geleistet. Wenn dem Deutschen als Ruhm angerechnet wird, in Handel und Verkehr, in dem Übergang vom Agrarstaate zum Industrialismus, in der Vervollkommnung technischer Betriebe eigene Wege eingeschlagen und in wenigen Jahren sich vom Auslande, seinen Lehrmeistern, freigemacht, sogar in mancher Hinsicht eine Führerrolle übernommen zu haben, so muß das Gleiche auf Japan zutreffen. Eine ungeheure Willenskraft, verbunden mit Scharfsinn, Ausdauer und Wissen, war nötig, nicht nur um das Ziel zu erreichen, sondern auch um es unentwegt festzuhalten. Und wie sich deutscher Fleiß und gründliche Methodik in der Welt siegreich durchgesetzt haben, so hat auch Japan durch Anwendung der gleichen Mittel sich auf eigene Füße gestellt. Nicht ohne Mühe und Anstrengung ist es dem Volke gelungen, zu dem zu werden, was es ist. Mit Redensarten von gedankenlosem Nachahmungstrieb und unlauterem Wettbewerb wird man der entsagungs- und opferreichen Arbeit des Volkes nicht gerecht.

Man wirft ihm vor, es könne unmöglich alles, was es aufgenommen hat, auch innerlich verarbeitet haben; das europäische Wesen sei weiter nichts als äußerer Aufputz, Firnis, Schein! Ob die Japaner wirklich mehr von der europäischen Zivilisation voraussetzten und verlangten? Böllig unberührt scheint in der Tat die japanische Kultur geblieben zu sein, die, wenn sie auch ihre eigenen, von anderen abweichenden Formen hat, ebenso hoch dasteht wie die aller anderen Kulturvölker. Sicherlich wird es nicht ausbleiben, daß die Fülle der Ideen und neuen Erscheinungen auch zur Bereicherung des Kulturbestandes beiträgt. Aber noch immer sind als Grundformen des sittlichen und geistigen Wesens des Japaners die hohen Ideale und Überlieferungen der Vergangenheit lebendig. In all den vielen Kriegen der letzten Jahre haben dem japanischen Wesen Greuel, wie sie europäische Völker sich gegenseitig nachsagen, ferngelegen, ein Beweis dafür, daß Gesamtkultur zur Milderung der Kriegssitten mehr beiträgt als Vertragsregeln.

Gleichzeitig mit dem Studium fremder Sprachen und Literaturen geht eine Bewegung einher, die auf die Pflege dessen, was japanisches Geistesleben hervorgebracht hat, selbst auf eine Vertiefung und Ausbreitung der religiösen Anschauungen und Formen abzielt. Daß die Lehre von den strengen Pflichten des ritterlichen Gefolges im Dienste des Fürsten noch jetzt nicht erloschen ist, zeigte das ergreifende Schauspiel des Selbstmordes eines der verdientesten japanischen Feldherrn bei der Bestattung des alten Kaisers. Vereen dem Geiste des Schintoismus, der auf die Verherrlichung des vaterländischen Gefühls und die Vergottung des Herrschers hinausläuft, läßt sich die Masse von der Blut heiliger Vaterlandsliebe und unbedingter Unterordnung unter die Staatsgewalt begeistern. Für die Erhöhung der Macht des Reiches bis zu den letzten Zielen hin gibt es keine Grenze der Opferwilligkeit.

Aber lassen wir das Schlagwort, das die europäische Richtung als Firnis abtut, gelten! Nehmen wir an, daß die Fähigkeit, Kriegsschiffe zu bauen und Armeen auszubilden, die sachliche und wirtschaftliche Verwertung maschineller und technischer Einrichtungen, die Beschäftigung mit westlicher Medizinkunst, die Demokratisierung der Verfassung, alles, was der Japaner den Europäern in kurzer Frist abgelauscht hat, etwas rein Außerliches geblieben ist und zur Beeinflussung der Welt seines Fühlens und Handelns ebensowenig beigetragen hat wie Frack und Klapphut, die goldblitzende Uniform, das weit ausgeschnittene Frauengewand, womit eine japanische Hofgesellschaft zu Ehren zugelassener Europäer sich verunziert! Was will das weiter besagen? Jedenfalls hat das japanische Volk erreicht, was es wollte, was es mußte, was es mit der Anpassung an europäische Zivilisation bezweckte!

Ohne sein Zutun war es in den Aktionsradius fremder Völker geraten. Es stand nicht länger in seinem Belieben, seine Entwicklung ohne Fühlung mit den Eindringlingen einzurichten, es sei denn, daß es auf seine Stellung als Volk hätte verzichtet und der Vorgehlichkeit verhafter, vielfach verachteter Ausländer sich hätte beugen wollen. Verkehrt wäre es, anzunehmen, daß ihm sein Vorgehen von Anfang an bis zum äußersten Ende klar vorgezeichnet hätte. Die nationale Geschlossenheit eines kleinen Staates, eine gewisse Leichtigkeit des Charakters und vollständige politische Skrupellosigkeit ebneten den Weg; kleine Erfolge belebten den Eifer; mehr noch peitschten unverdiente Mißerfolge das nationale Empfinden auf und rissen es fort in einen Imperialismus von unerhörter Gewalt und Ausdehnung.

In weit höherem Maße als Japan wurde China das Ziel des Ringens aller Ausländer und blieb es. Um dieses Gemisch unendlich verschiedener, durch gemeinsame Sprache und Kultur geeinter Völkerschaften, das im Laufe einer Jahrtausendealten Geschichte erstarrte Menschengewimmel, drehte sich die Politik des Westens. Außer für indisches Opium eröffnete sich hier ein fast unbegrenzter Markt für europäische Industrieerzeugnisse; englische Kaufleute monopolisierten das See- und Seidengeschäft und gelangten zu ungeheurem Reichtum. Hongkong als englische Kolonie, die englischen Niederlassungen in Kanton und Schanghai waren berühmt wegen des Wohlstandes und Wohllebens der „fürstlichen Kaufleute“. Englischer Einfluß überwog. Unter dem Schutze Englands trat der deutsche Kaufmann auf den Plan. Sehr bald gelang es ihm, durch Fleiß und Kenntnisse in die Höhe zu kommen und eine selbständige Bedeutung zu erlangen.

Seine Stärke lag in der Fähigkeit, stets neue Absatzmöglichkeiten zu entdecken und den chinesischen Markt für die Aufnahme stets neuer Artikel vorzubereiten. Mit mehr Recht als andere darf man ihn deshalb als den eigentlichen Handelspionier des Ostens bezeichnen. Erkennen wir Engländern das Verdienst der politischen Einreihung Chinas in den Welthandel zu, aber vergessen wir nicht, daß die intensive Brackerung des reichen Bodens mit ihrer ungeheuren und mühevollen Kleinarbeit deutschen Handelsleuten zu danken ist! Sie waren es, die die Märkte für englische Baumwollzeuge, für amerikanisches Petroleum, für Waren aller Art vom Streichholz und der Messinglampe bis zur Versorgung mit Maschinen, Farben, Kanonen und Kreuzern fanden. Immer höher mußten sie ihre Tätigkeit steigern, um jedem durch sie selbst angeregten Wettbewerb gewachsen zu sein. Die grundlegenden wissenschaftlichen Arbeiten unseres großen Geographen von Richthofen haben den modernen Bergbaubetrieb Chinas erst angeregt und ermöglicht; ohne die langjährigen Vorarbeiten

eines Heinrich Hildebrand als technischen Beraters der chinesischen Regierung ist die methodische und schnelle Durchquerung Chinas mit Eisenbahnen nicht zu denken.

Hieraus ergibt sich die Richtlinie, die Deutschlands Politik in China gezogen war. Ihm kam es darauf an, in dem Riesentreiche seine Handelsinteressen zu festigen und den Absatz seiner Industrie zu fördern. Dazu aber bedurfte es eines starken China, eines Landes, das in ruhiger Entwicklung steigenden Wohlstand fand. Dem ungestörten Fortbestand des Reiches und der Pflege der Güter des Friedens waren deshalb alle seine Kräfte gewidmet. Die Aufgabe war um so weniger einfach, als China selbst zu seiner inneren Kräftigung und Modernisierung nichts Durchgreifendes tat. Rat- und haltlos stand das Reich der Blut gegenüber, die sich plötzlich vom Westen her ergoß. Immer neue Völker tauchten auf, die alle teilzunehmen trachteten an dem Handel des großen und mit Schätzen aller Art zum Überschuß gesegneten Landes. Ehe das Volk zum Voreinstimmen seiner Lage kam und sich darauf einrichten konnte, türmten sich neue Schwierigkeiten, die es ebensowenig begriff und gegen die als einzige Wehr es stehende Zurückhaltung und Mißachtung zur Schau trug.

Früh wurde die Ohnmacht des Kolosses durchschaut. China wurde zum Spielball habgieriger und aufeinander eifersüchtiger Mächte. Ein Land versuchte dem anderen den Rang abzulaufen, um wirtschaftliche und politische Sonderevorteile für sich herauszuschlagen. England und Frankreich waren die ersten, die wesentliche Teile vom äußeren Bestande abbröckelten. Im Jahre 1861 erklärte England das Protektorat über Sikkim, kurz darauf über Nepal und Bhutan; 1885 ging Birma in englischen Besitz über. Frankreich nahm 1862 Saigon, 1867 Kambodscha, 1874 Tongking und einige Jahre später Annam. Rußland hatte in gewaltigem Eroberungszuge 1858 das Amurgebiet erworben, 1871 besetzte es Sli und Kuldja, 1875 sicherte es sich die Insel Sachalin.

Die Gefahr lag nahe, daß das von Europa überlaufene und in seinem Bestande mehr und mehr verkürzte China bei seiner Schwäche und Zerissenheit nicht nur für Japans inneren Ausbau, sondern auch für die Expansion, deren das kleine Land mit seiner schnell wachsenden Bevölkerung bedurfte, zu einem ernstlichen Hindernis werden könnte. Wegen des gebirgigen Geländes ist die richtige Ausnutzung des japanischen Bodens äußerst schwierig; trotz intensiver Landwirtschaft und Viehzucht reicht der Eigenbau an Getreide und Reis nicht hin, den inländischen Bedarf für die dreißigmillionen Bewohner zu decken, ein Verhältnis, das sich mit der starken Bevölkerungszunahme von durchschnittlich 13,5 vom Tausend im Jahre verschlechtern wird. Nächst Großbritannien ist Japan das am dichtesten bewohnte Land der Welt; es kommen einhundertneunddreißig



Menschen auf den Quadratkilometer, während der Geburtenüberschuß nur demjenigen Rußlands nachsteht. Wenn das eigentliche China mit seinem Menschenreichtum als Auswanderungsziel auch für Japan nicht in Frage kommt, so trifft dies um so mehr auf die großen Rußenbezirke zu, die Mandschurei und Mongolei, die einzigen Gebiete, die nach der Sperrung Amerikas und Australiens für gelbe Einwanderung zur Ausnahme des japanischen Menschenstroms übrig blieben. Formosa rechnet bei seiner dichten Besetzung mit Eingeborenen und Chinesen nur in geringem Maße als Siedlungskolonie.

Als nun nach Vollendung des russischen Eisenbahnsystems bis zum Ural im Jahre 1890 ziemlich plötzlich der Gedanke einer Fortführung der Bahn durch Sibirien feste Gestalt erhielt, fühlte sich Japan beunruhigt. Gewiß brauchte eine Gefährdung Chinas mit dem Bahnbau nicht notwendig verbunden zu sein, indes lag die Besorgnis nahe, daß Rußland seine Stärke benutzen und seine Machtphäre auf Kosten Chinas südlich bis zum Stillen Ozean ausdehnen werde, um in den Besitz eines eisfreien Hafens zu gelangen. Gerade der Pomp und Lärm, womit die Handlung eingeleitet wurde, verriet weitergehende Absichten. Durch Reskript vom 17. März 1891 wurde der Bahnbau befohlen und an dessen östlichem Ende in Wladiwostok am 12. Mai feierlich verkündet. Eine Woche später tat der Zessarewitsch, der jetzige Kaiser Nikolaus II., im fernen Osten den ersten Spatenstich. Überall, wo er auf dieser Reise chinesischen Boden betrat, waren es die französischen Behörden, die ihm die Wege bahnten und festliche Empfänge veranstalteten. Die innigen Beziehungen zwischen den beiden Ländern, wie sie damals mit einer gewissen Spitze gegen England hervorgekehrt wurden, waren der Auftakt zu der Flottenbegegnung am 23. Juli 1891 in Kronstadt. Daß Frankreich und Rußland gemeinsame Interessen im Osten zu verfolgen entschlossen waren, die nur in räumlicher Ausdehnung, Frankreichs im Süden und Rußlands im Norden, bestehen konnten, drängte sich jedem Beobachter auf.

Japan zögerte nicht, die Konsequenzen zu ziehen. Den Weg nach Norden durfte es sich nicht versperren lassen, wenn es nicht erdrückt werden wollte. Hier bildete das Königreich Korea die Grenze, ein Land, das unter unfähigen Herrschern mit einer zur Trägheit neigenden und in Nichtigkeiten sich verzettelnden Bevölkerung dem geringsten Druck von außen nachzugeben bestimmt war. Fruchtbar, reich an Mineralien und einer ausgedehnten Reis- und Baumwollenkultur fähig, konnte das Land mit seiner geringen Bevölkerung gerade das ersetzen, was ihm selbst abging. Genau wie über Tibet, Birma und Annam, die von Europäern teils weggenommen waren, teils als sichere Beute betrachtet wurden, erhob der Kaiser von China über Korea Suveränitätsansprüche, ohne die Mittel zu haben;

sie durchzusetzen. Bereits im Jahre 1876 hatte die japanische Regierung mit dem Könige von Korea einen Vertrag abgeschlossen, der den König als unabhängigen Herrscher anerkannte und den Japanern drei Häfen des Landes öffnete.

Sehr zur Unzeit legte China, sich plötzlich seiner Rechte erinnernd, 1884 eine Truppenabteilung nach der Hauptstadt Söul. Allmählich spitzten sich die Verhältnisse derart zu, daß der japanische General 1894 kurz entschlossen das Land besetzte. Am 15. September wurde das chinesische Landheer an dem Grenzflusse Yalu in die Flucht geworfen, zwei Tage später die chinesische Flotte, die junge Schöpfung des damaligen Generalgouverneurs der Provinz Tschili, Lihungschang, geschlagen, Ende 1894 wurde die Festung Port Arthur auf der Halbinsel Liautung und am 30. Januar 1895 die dieser gegenüberliegende Flottenstation Weihaiwei erobert. Der Rest der chinesischen Flotte mußte sich hier ruhmlos ergeben. Nach der Besetzung Niutschwangs im März 1895 war der chinesische Dünkel gebrochen. Einer Einnahme Peking's konnte nur die schnelle Untknüpfung von Friedensverhandlungen vorbeugen.

Diese Entwicklung, die als japanisch-chinesischer Krieg in der Geschichte bekannt ist, leitete die Zertrümmerung von Scheinansprüchen ein, die China als Vormacht der ostasiatischen Länder erhob. Der jammervolle Zustand des Reiches geht daraus hervor, daß die Flotten und Heere der chinesischen Nachhaber in Mittel- und Südchina tatenlos dem Ringen zuschauten, ja, daß die Niederlage der nördlichen Truppen in Kanton sogar mit einer gewissen Befriedigung aufgenommen wurde. Geduldig mußte das hochmütige China ertragen, daß England einen Einfall in das Yangtsetal als Verletzung seiner Interessensphäre und damit als Kriegsfall bezeichnete. Die Unhaltbarkeit der Zustände ist damit zur Genüge beleuchtet. An die Stelle Chinas trat fortan Japan. Indem es seine eigene Macht auf breitere Grundlage zu stellen suchte, erwuchs ihm die Möglichkeit, sich der europäischen Welle entgegenzustemmen, die nach Indien und Sibirien auch über Ostasien zusammenzubrechen drohte.

Zunächst freilich war der direkte Gewinn des Siegers zwar nicht gering, aber es sah aus, als rücke das ersehnte Ziel ferner statt näher. Berauscht vom Erfolge, stellte Japan Forderungen, die weit über den Einsatz und das Maß des Erreichten hinausgingen und deshalb den Widerspruch der Mächte erregten, deren Interessen in China wurzelten. In Schimonoseki erzwang es am 5. April 1895 einen Frieden, kraft dessen Korea ein unabhängiger Staat werden, die Insel Formosa an Japan fallen, Port Arthur auf eine Reihe von Jahren japanische Besatzung erhalten und China neunhundert Millionen Mark Kriegskosten zahlen sollte. Wie England dem kleinen Japan während des Krieges in den Arm gefallen war, als es ihm die

Verlegung der Operationen in das Yangtsetal unterlagte, so fühlte Rußland, welches ein Auge auf Port Arthur als Ausgangspunkt seiner sibirischen Bahn geworfen hatte, daß seinen eigenen Ausdehnungsgelüsten ein Kiegel vorgeschoben werde. Sollte es vor dem Emporkömmling, der in China letzten Endes auch russische Bestrebungen lahmzulegen sich unterfang, ohne weiteres die Segel streichen? Im Bunde mit Frankreich erhob es deshalb durch eine Flottendemonstration im Hafen von Tschifu 1895 den Anspruch, daß Port Arthur und Liautung bedingungslos an China zurückgegeben würden. Grollend fügte sich Japan; es setzte nur eine Erhöhung der KriegsentSchädigung durch.

Handelte Deutschland recht, als es bei dieser Gelegenheit, wo England, Rußland und Frankreich in die Ordnung der Verhältnisse des fernem Ostens eingriffen, sich entschloß, nicht tatenlos zuzuschauen, sondern gleichfalls als politische Macht hervorzutreten? Noch vor dem Friedensschlusse hatte es Japan gewarnt, den Bogen zu überspannen; als eine Vergewaltigung Chinas drohte, trat es dem Proteste Rußlands und Frankreichs bei. England drückte im Yangtse die Anerkennung dessen durch, was es als seine ausschließliche wirtschaftliche und politische Interessensphäre ansah und bezeichnete. Ebenso handelte Rußland und das ihm verbündete Frankreich lediglich aus Gründen eigener Gebietsvergrößerung. Für Deutschland lag die Sache etwas anders. Wenn unsere Regierung sich zu einer handelnden Politik aufraffte, so war dies geboten durch das Bedürfnis nach einer ungestörten Entwicklung des deutschen Handels auf einem seiner wichtigsten Absatzgebiete durch Sicherung und Kräftigung des chinesischen Reiches. Dazu kam das unverhohlene Bestreben Englands, allenthalben, nicht am wenigsten in China selbst, deutscher Auslandsbetätigung in den Weg zu treten; die deutsche Regierung hatte somit allen Grund, sich Chinas Vertrauen zu sichern. Von allen Mächten, die sich auf eine Unverletzbarkeit Chinas festgelegt haben, hat Deutschland allein ohne Hintergedanken sein Ziel fest verfolgt. Von ähnlichen Gesichtspunkten ließ sich die Regierung der Vereinigten Staaten leiten. Japan, dessen Absichten in China ursprünglich sich auf die Verdrängung des Europäereinflusses zwecks Sicherung seines eigenen Nationalbestandes beschränkt haben mögen, wurde später durch die Umstände und eine seinem Wesen anhaftende Großmannsucht aus dieser Bahn gerissen.

Nach dem Friedensschlusse traten die Mächte mit ihren Ansprüchen hervor. England bekam den Löwenanteil, außer der Erweiterung seines Gebietes gegenüber Hongkong durch Kaulun die Vergrößerung der Fremdenniederlassung in Schanghai und Öffnung sämtlicher Flüsse für den europäischen Handel. China mußte ihm genau wie Japan für die Provinz Fukien und Frankreich für die Sübprovinzen die Zusicherung erteilen,

leiner anderen Macht außer England Gebietsabtretungen in den Yangtseprovinzen zu gewähren. Frankreich erhielt ein Pachtgebiet an der Bucht von Kwangtscheu, Rußland die beiden Plätze Port Arthur und Dalny auf fünfundzwanzig Jahre. Als Entgelt dafür, daß Rußland sich auf der Halbinsel Liautung festsetzen durfte, beanspruchte England das gegenüberliegende Weihaiwei in Schantung. Wollte Deutschland sich einen Einfluß auf die Weitergestaltung des chinesischen Reiches wahren, so konnte und durfte es nicht zurückstehen. Ihm wurde eine wirtschaftliche Konzession zur Erschließung der Provinz Schantung durch Eisenbahnen und Anlage von Bergwerken mit einem festen Stützpunkte an der Kiautschoubucht auf zunächst neunundneunzig Jahre verliehen.

Was unser Volk in Durchführung der von ihm übernommenen Aufgabe zur Kräftigung und Festigung Chinas geleistet hat, gehört der Geschichte an. Mächtige Anregung erhielten Handel und Wandel der Provinz Schantung; ganze Gebiete, in denen vordem die Schrecken eines ungebandigten Räuberwesens herrschten, wurden durch den Schienenstrang und Hafen in wenigen Jahren nicht nur dem chinesisch-deutschen, sondern dem internationalen Verkehr angeschlossen. Für die Einführung einer zweckmäßigen Verwaltung und Belehrung der Massen, die Modernisierung des Rechts- und Gesundheitswesens boten die Einrichtungen des Kiautschougebietes China die besten Vorbilder. Politisch betätigte Deutschland seinen stets wachsenden Einfluß dahin, China zur Mündigkeit zu verhelfen und den Gelüsten, die auf eine Aufteilung und Zertrümmerung des Reiches zielten, mit aller Macht entgegenzuwirken. Somit entsprach Deutschland dem Ideal, das Japan ursprünglich einmal vorgeschwebt haben mag, im weitesten Umfange. Seine Arbeit war eine Kulturleistung im höchsten und besten Sinne.

Japan ein solches Ideal abzusprechen läßt sich geschichtlich nicht rechtfertigen. Dem neu erwachenden Rassegefühl suchte es behufs Einigung der ostasiatischen Völker sofort nach Abschluß des chinesisch-japanischen Krieges durch Gründung eines „Ostasiatischen Kulturbundes“ Form und Ausdruck zu verleihen. Zweck des Kulturbundes war die Verbreitung neuer Ideen; der Hauptsitz wurde Tokio, in fast allen bedeutenden Städten Chinas entstanden Zweiggesellschaften. „China, Japan und Korea,“ so hieß es in dem Aufsatze des Bundes, „sind die drei einander benachbarten Reiche in Ostasien, die aufeinander angewiesen sind. Wenn sie sich jetzt nicht zusammenschließen, so werden sie in nicht ferner Zeit die Sklaven anderer sein.“ Als Ziel des Bundes wurde angegeben: Aufrechterhaltung des Statusquo in Ostasien, Hebung des Bildungsstandes der Bevölkerung und Förderung aller Talente und Fähigkeiten, schließlich Stärkung der nationalen Kräfte. Gleichgültigkeit Chinas und Koreas und Mißtrauen gegen Japans Ab-

sichten brachten es mit sich, daß allmählich für die Jünger europäischer Zivilisation die Phrase von der Aufrechterhaltung des Statusquo den Sinn erhielt, den englische Auffassung hineinzulegen pflegt, nämlich Knebelung und Unterdrückung aller anderen zwecks Aufrechterhaltung des eigenen Prestiges. Besonders Korea hatte unter der Anpassung an diese Auslegung zu leiden. Nach der Ermordung der Königin als unbequemen politischen Faktors zwang der Sieger dem Lande die Gewährung seiner Wünsche auf, die zuletzt mit der völligen Vernichtung koreanischer Selbstherrlichkeit endeten.

Gehe es doch soweit kam, vollzogen sich Ereignisse im Osten, die Japan Gelegenheit bieten sollten, den Befähigungsnachweis zu seiner Führerrolle zu leisten. Niemals geht ja die Geschichte den geraden Weg; sie ist ein Spiel widerstrebender Kräfte, und auf gewundenen Pfaden entschwindet allzu häufig das Ziel dem Auge. Japanische Agitationen gegen europäische Vergewaltigung, die Erbitterung mancher chinesischer Kreise gegen die Rücksichtslosigkeit der Fremden, zu denen in diesem Falle die Japaner selbst zählten; das Aufklackern einer Art Patriotismus, der sich aus Stolz auf die nationale Kultur und Zivilisation und aus der Verachtung ausländischen Wesens zusammensetzte, führten 1900 zu dem sogenannten Boxeraufstande in China, dem ersten Gliederreßen des gewaltigen Riesen. Mit unzulänglichen Mitteln unternommen und uneinheitlich geleitet, mußte die Bewegung vor der gewaltigen Gegenanstrengung Europas, Amerikas und nicht zum wenigsten Japans zusammenbrechen. Obwohl auch in diesem Falle wieder lediglich der Norden in Mitleidenschaft gezogen war, wurde im Gegensatz zur Zeit des japanischen Feldzuges die dem Lande angetane Demütigung vom ganzen Volke empfunden. Ein neues China entstand, zwar geschwächt und durch weitere Verträge geknebelt, aber entschlossen, sich zu sammeln und Ungebühr in Zukunft abzuweisen. Nur geht die Sammlung des ungeheuren Völkerhaufens nicht so schnell vonstatten wie die des kleineren und beweglicheren Japans.

Die schwierige Lage, in die China sich selbst gebracht hatte, machte sich Rußland zunutze, um Sondervorteile in der Mandschurei zu erhaschen. Auf Grund des Cassini-Abkommens vom November 1896, das die Verlängerung der sibirischen Bahn durch die Mandschurei bis Port Arthur und deren militärische Sicherung durch Rußland als Chinas Zugeständnis enthielt, erfolgte die russische Besetzung der chinesischen Außenprovinz namens des Zaren, der damit „im Verfolg alter Ueberlieferungen dem Kaiser von China zur Herstellung der Ordnung brüderlich Hilfe leistete“. Zizikar und Mukden erhielten russische Besatzung, die Chinesen wurden zum Abzug gezwungen. Fast als Hohn mußte angesichts dieses Gewaltakts die Tatsache anmuten, daß Rußland und Frankreich dem Londoner Vertrag zwischen

Deutschland und England vom 16. Oktober 1900 beitraten, der das englische Schlagwort von der Unverletzbarkeit Chinas und der offenen Tür wieder einmal zu neuer Geltung bringen sollte.

Bedrängt durch russisches Ungestüm, gab England die Antwort auf das seit dem Jahre 1890 offen zutage liegende Zusammengehen Frankreichs mit Rußland in allen ostasiatischen Fragen dadurch, daß es sich am 30. Januar 1902 förmlich auf die Seite Japans stellte. Unter der Versicherung der Aufrechterhaltung des bestehenden Zustandes in Ostasien wurde zwischen den beiden Mächten wohlwollende Neutralität im Falle eines Krieges zum Schutze der beiderseitigen Interessen, nämlich der englischen in China, der japanischen in Korea, vereinbart; sollte einer von den beiden vertragsschließenden Teilen durch zwei Gegner angegriffen werden, so sollte der andere zur Hilfeleistung verpflichtet sein. Das Bündnis galt auf fünf Jahre. Damit wurde die Wirkung der französischen Bereitschaft für die in Aussicht stehende und durch den Vertrag selbst der Verwirklichung näher geführte Auseinandersetzung zwischen Japan und Rußland ausgeschaltet; die eigentlichen Kämpfer wurden isoliert, das Kampfobjekt begrenzt. Um den Besitz Koreas ging scheinbar die Losung, während in Wirklichkeit russischer und englischer Einfluß in Asien auf dem Spiele standen.

Denn weit mehr als das Vorrücken Rußlands am Stillen Ozean machte England die Gefährdung seiner Zukunft in Mittelasien und seines indischen Besitzes durch russische Intrigen besorgt. Ende der achtziger Jahre hatte Rußland die transkaspische Bahn bis Samarkand gebaut, 1900 die Landstraße und den Bahndamm nach Täbris in Persien vorgeschoben. 1901 erschien der Dalai Lama von Tibet in Petersburg; in Teheran, Kabul, Peking und selbst im tibetischen Lhasa stellte sich russischer Einfluß in bewußten Gegensatz zum englischen. Der tibetanische Besuch führte zu einem erregten Schriftwechsel zwischen London und Petersburg; er verstieg sich bis zu Klagen, ja Drohungen. Was konnte England gelegener kommen, als seiner eigenen Verlegenheit durch Schüren der Gegensätze zwischen Rußland und Japan ein Ende zu machen! Alles drängte zur Entscheidung.

Im Vollgefühl seiner Macht ließ es Rußland an Herausforderungen nicht fehlen. Wer noch den Gedanken einer friedlichen Lösung gehegt hatte, mußte durch den vom 12. August 1903 datierten Ukas des Zaren eines Besseren belehrt werden. Aus dem Amurgubernat und dem Kwantunggebiet mit den Häfen Port Arthur und Dalny entstand eine russische Statthaltertschaft im fernen Osten unter Angliederung der angrenzenden russischen Besitzungen und der von der chinesischen Ostbahn durchzogenen Teile der Mandschurei. Unzugänglich allen Vorstellungen, wies der russische Minister des Auswärtigen Japans Vorhalte mit dem Bemerken ab, daß nur der Kaiser von China und weiterhin alle diejenigen Mächte, die Handelsinter-

essen in China hätten, über die Mandschurei Bestimmungen fordern und treffen dürften. Es war das alte Spiel, daß das macht- und hilflose China und die Uneinigkeit der Vertragsmächte zum Deckmantel der Ländergier einzelner herhalten mußten.

Was Rußland von der Unverletzbarkeit Koreas hielt, trat bald zutage. Eine Gesellschaft russischer Kapitalisten kaufte Wälder auf der linken Seite des Grenzflusses Yalu, also auf koreanischem Boden, an und leitete damit die wirtschaftliche Beschlagnahme Koreas seitens der Russen ein. Wie die Dinge sich entwickelten, lagen also sowohl für Rußland als auch für Japan wichtige Lebensinteressen vor; ließ Rußland Korea an Japan fallen, so wurde ein Keil in seine Stellungen Wladiwostok und Port Arthur getrieben; anderseits konnte Japan unmöglich Korea mit Rußland teilen oder sich von Rußland an zwei Seiten flankieren lassen. Nicht umsonst hatte das kleine Land in den zehn Friedensjahren das Äußerste an die Vermehrung der Flotte und des Heeres gesetzt; die Nation begriff, daß ihre Existenz auf dem Spiele stand und daß es sich in dem ihr aufgezwungenen Kampfe um die Zukunft des Landes handelte. Sie war mit Englands Hilfe entschlossen, den Kampf zu wagen. Am 5. Februar 1904 wurden die Verhandlungen als nutzlos in Petersburg abgebrochen.

England konnte es sich nicht versagen, beim Ausbruch des Krieges durch Veröffentlichung des Schriftwechsels wegen Tibets sein eigenes Interesse am Ausgang zu unterstreichen. Schützend hielt es seine Hand über Japan und duldete keine Einmischung, solange dieses sich überlegen zeigte. In der Tat blieb das Übergewicht von Anfang an bei der besseren Führung und größeren Manneszucht. Der Scheinherrschaft des koreanischen Königs wurde ein Ende gemacht; auf chinesischem Boden wurden die Schlachten am Yalu, bei Liaoyang und Mukden geschlagen. Dalny und Port Arthur fielen; das russische Geschwader von Port Arthur und die baltische Flotte, die bis zur Insel Tsuschima gelangt war, wurden vernichtet. Fast ohne Schwertstreich erfolgte die Besetzung der Insel Sachalin. Rußlands Vormarsch in Asien war mit englischem Gelde durch japanische Waffen zum Stehen gebracht worden, Japan erhielt Raum zu eigener Ausdehnung. Damit war das Kriegsziel erreicht. Ungeheure Opfer hatten beide Teile bringen müssen; nach sieben Monaten sah sich Japan am Ende seiner Mittel.

Dankbar wurde daher der Vorschlag des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika Roosevelt zur Vermittlung eines Friedens von beiden Seiten angenommen. China erlebte die maßlose Demütigung, bei der Verteilung seines eigenen Landes überhaupt nicht hinzugezogen zu werden. Abermals versiel Japan in seinen Fehler, mehr zu fordern, als der Lage der Dinge nach ihm zugestanden werden konnte; die erste und

einzigste Niederlage in diesem Feldzuge erlitt es bei den Friedensverhandlungen zu Portsmouth. Besonders lehnte der russische Unterhändler alle Bedingungen auf Zahlung einer Kriegsschädigung ab und arbeitete damit England in die Hände, dessen Plänen die dauernde Stärkung Japans durchaus zuwiderlief. Um das finanziell ruinierte Land auch weiter an sich zu fetten, verlängerte es während der Verhandlungen plötzlich am 12. August das Bündnis von 1902 auf die nächsten zehn Jahre, indem es dessen Umfang bedeutend erweiterte. Beide Reiche versetzten sich gegen jeden nicht herausgeforderten Angriff einer anderen oder anderer Mächte, also nicht nur gegen eine Koalition, bewaffneten Beistand und vereinbarten insbesondere, daß mit gegenseitiger Unterstützung in Korea Japan und an der Grenze Indiens, also in Tibet, England alle Veränderungen vornehmen durften, die sie in ihrem Interesse für geboten halten würden. Englands gefährlichster Gegner für die Sicherheit Indiens war geschlagen. Das Eingeständnis, Indiens Schutz nicht mehr allein verbürgen zu können, erachtete das stolze England mit der Gewißheit, Japan vermöge seines Geldes in Abhängigkeit und Gefolgschaft zu halten, für nicht zu teuer erkaufte.

War sich die Regierung der Vereinigten Staaten der Tragweite ihrer Handlung vollkommen bewußt, als sie großmütig die Hand zur Vermittlungsrolle bot? Wenn die Tatsache, daß eine erfolgreiche Diplomatie Tradition voraussetzt, noch der Beweise bedürfte, so könnte man sie aus dem Auftreten Amerikas in Ostasien im letzten Jahrzehnt herleiten. Zum zweiten Male in seiner Geschichte versuchte es einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im fernen Osten zu gewinnen. Nach der Erschließung Japans durch die Expedition des Kommodore Perry im Jahre 1854 hatte das Interesse an der weiteren Entwicklung nachgelassen; der amerikanische Bürgerkrieg und der Niedergang der amerikanischen Handelsflotte drängten alle Wünsche nach einer aktiven politischen Betätigung zurück. Ein Vorstoß erfolgte erst wieder mit der Eroberung der Philippinen im Jahre 1898; damit wurden die Vereinigten Staaten auf den Stillen Ozean zur Betätigung des amerikanischen Imperialismus gewiesen. In dasselbe Fahrwasser leiteten die Annexion des Königreiches Hawaii und die Erwerbung der Panamakanalrechte, die die Kostrennung Panamas von Columbia zur Folge hatte.

„Unsere geographische Lage am Stillen Ozean ist derart, daß sie Amerika in Zukunft die friedliche Beherrschung seiner Gewässer sichern muß, wofür wir nur den Vorteil unserer Stellung mit der nötigen Entschiedenheit erfassen.“ Mit diesen Worten hat Roosevelt 1903 in San Franzisko die imperialistische Politik des Landes gekennzeichnet. Getreu dem Hanschen



Übereinkommen von 1899 bemühte er sich in Portsmouth um die offene Tür und die gleichen Handelsmöglichkeiten in der naiven Erwartung, daß die vertragsmäßige Festlegung der frommen Wünsche genüge, dem aufstrebenden Handel seines Landes mit der Mandschurei freie Bahn zu schaffen. Unter diesen Bedingungen wurde in dem Frieden vom 5. September 1904 diese Provinz China zurückerstattet; Japan wurde der tatsächliche Gebieter Koreas; es trat in die Pacht von Port Arthur und Dalny unter den gleichen Voraussetzungen wie Rußland ein; der nördliche Teil der mandschurischen Eisenbahn sollte von den Russen, der südliche von den Japanern verwaltet werden; die Zahl der Schutztruppen wurde beschränkt.

Wie nach dem Friedensschlusse von Schimonoseki, so wähnte sich auch in diesem Falle Japan der Früchte seines Sieges beraubt. Und doch waren die Folgen gewaltig! Deutlicher als 1894 trat das Ziel seiner Vormachtsstellung in Ostasien hervor, und näher rückte die Verwirklichung. 1894 hatte das Aufgeben der Exterritorialitätsrechte von Ausländern in Japan zur Folge gehabt; 1904 brachte dem japanischen Volke die Anerkennung als Großmacht und der Ebenbürtigkeit mit der weißen Rasse. Schnell wuchs sein Einfluß auf Korea, so daß dieses Land in kurzer Frist, durch Vertrag vom 17. November 1905, als Staat zu bestehen aufhörte und am 24. Juni 1907 — nicht zu seinem Nachteil! — die Verwaltung einer japanischen Provinz erhielt. Vor allem wurde Rußland vom chinesischen Meere abgedrängt und in seiner Stellung am Großen Ozean beschränkt.

Alles, was seitdem sich ereignete, läßt sich als Ergebnis dieses Krieges betrachten. Wirkliche Befriedigung wird wohl nur England aus dem Friedensschlusse gezogen haben. Ihm gelang es, das Mißtrauen des finanziell von ihm abhängigen Japan gegen einen neuen Rivalen im Osten, die Vereinigten Staaten, rege zu machen und zu schüren. Daß es dem amerikanischen Unterhändler mit der Redensart von der offenen Tür und der Unverletzbarkeit Chinas ernst war, ist wohl ohne weiteres anzunehmen; nur setzte er sich mit dieser Forderung in einen inneren Widerspruch. Auf dem eigenen Kontinente Ausschluß der Asiaten, besonders der Japaner; aber in Ostasien die Lehre von den gleichen Handelsmöglichkeiten! Daheim der Dingley-Zolltarif, aber in der Mandschurei das Evangelium der offenen Tür! Neben der Monroe doktrin ein damit kaum veröhnbare Imperialismus in den Ländern des Stillen Ozeans!

Für den englischen Jüngling enthielten die Zweideutigkeiten der diplomatischen Sprache kein Geheimnis. Alle Phrasen konnten nicht verhüllen, daß der japanischen Auswanderung, die nach den Vereinigten Staaten erschwert war, jetzt auch der natürlichste und durch die Kriege teuer erkaufte Ausfluß, nämlich nach Norden, gesperrt werden sollte. In der Mandschurei,

die russischem Einfluß abgejagt worden war, wollte sich jetzt das absatzbedürftige und industriekräftige Amerika breit machen! Kaum einen Monat nach der Ratifizierung des Portsmouther Vertrags beeilte sich die japanische Regierung, durch eine Geheimbestimmung zu der Nachtragskonvention mit China die Grundzüge der offenen Tür zumächte zu machen und Amerika den Stuhl vor die Türe zu setzen. England gab dazu seinen Segen!

Über gewisse Anläufe ist die amerikanische Politik während der letzten Jahrzehnte im Osten nicht herausgekommen. Zahlreiche Beispiele lassen sich dafür angeben, wie unter dem Unvermögen, einmal eingegangene Verpflichtungen durchzuhalten, das geschäftliche Vertrauen und das politische Ansehen der Vereinigten Staaten gelitten haben. Von all den vielen Eisenbahnkonzessionen, die sie sich von China hatten übertragen lassen, ist keine einzige verwirklicht. Meist wird mit lauten Worten und hellem Eifer eine Aktion eingeleitet; indes verblaßt das Interesse bald, und andere Nationen ernten da, wo Amerika gesät hat. Als ob man von den Portsmouther Friedensverhandlungen notwendig einen völligen Umschwung in den politischen und wirtschaftlichen Bedingungen Chinas erwartet hätte, suchte man russischem und japanischem Einfluß in der Mandschurei zuvorzukommen. Was erreicht wurde, war das Gegenteil von dem, was man anstrebte. In aller Stille und mit großem diplomatischen Geschick arbeiteten die Japaner dem amerikanischen Einfluß entgegen; sie schlossen ihn aus von der Beteiligung am Ausbau des südmandschurischen Bahnnetzes; sie vereitelten das Straightische Projekt der Errichtung einer mandschurischen Bank mit amerikanischem Kapital; anstatt die Mandschurei zu räumen wozu sie vertraglich verpflichtet waren, saugten sie sich nur um so fester.

Der großartigen Ankündigung der „pazifischen Ara“ durch Roosevelt stellte Baron Kaneko zwei Jahre nach der Festsetzung Japans auf mandschurischem Boden die kühle Zurechtweisung entgegen: „Japan muß sein möglichstes tun, um die Beherrschung des pazifischen Ozeans den Amerikanern streitig zu machen und seinerseits die östlichen Meere zu beherrschen.“ In starken Worten hat Amerika es nicht fehlen lassen. Ungewöhnliches Aufsehen erregten die pathetischen Erklärungen des Kriegsministers, späteren Präsidenten Taft, gelegentlich eines Besuches in Schanghai, die keine andere Deutung als die entschiedene Stellungnahme gegen die imperialistischen Bestrebungen Japans in China zuließen. Noch unverblümter kam die anti-japanische Richtung der Vereinigten Staaten bei der Fahrt des amerikanischen Geschwaders nach dem Stillen Ozean im Jahre 1908 zum Ausbruch. „Falls euch euer englisches Mutterland gegen die Gefahr, die wir alle kennen, nicht mehr schützen kann, so werden es die Panzerschiffe unseres Sternenbanners sicherlich tun,“ rief der amerikanische Admiral in

Gegenwart eines australischen Gouverneurs. Und was war der Erfolg der stolzen Geste? Unmittelbar darauf wurde auf Japans Verreiben am 30. November 1908 das sogenannte Root-Takahira-Abkommen in Washington unterzeichnet, das eine ausdrückliche Anerkennung der privilegierten Stellung Japans im Osten enthielt. Neu war in der Abmachung die Bereitwilligkeit, im Falle eines den Statusquo im Stillen Ozean bedrohenden Ereignisses sich miteinander ins Einvernehmen zu setzen.

Zu einer leeren und heuchlerischen Phrase war allmählich die Formel von der Unverletzbarkeit Chinas geworden, um so mehr, als das französisch-japanische Separatabkommen vom 10. Juni 1907 und die Nachtragkonvention zwischen Japan und Rußland vom 30. Juli 1908 sich gerade offen gegen die Integrität Chinas und die offene Tür gerichtet hatten. Amerika machte sich durch Übernahme der Formel zum Mitschuldigen an Chinas Vergewaltigung. Über den häßlichen Eindruck half auch der Knorrsche Vorschlag aus dem Jahre 1909 wegen Rückkaufs und Neutralisierung der mandschurischen Bahn nicht hinweg. Leider war auch dieser vielleicht von bester Absicht diktierte Vorschlag diplomatisch so unglücklich eingeleitet, daß Japan, des traurigen Spieles satt, dem naiven Eingreifen zugunsten Chinas durch eine momentane Annäherung an Rußland kurzweg ein Ende bereitete.

Unter englischer Führung kam es dann in den Verträgen von 1910 und 1912 zu einer vollständigen Entente zwischen beiden Mächten, die in direktem Gegensatz zu dem Portsmouther Vertrage die Verpflichtung der Zurückziehung der Truppen aus der nördlichen und südlichen Mandschurei beseitigten. Die Einflusssphären in der Mandschurei wurden genau abgegrenzt, daneben aber sah das letzte Abkommen auch schon eine Verständigung für die Mongolei vor. Ob Rußland und Japan sich gegenseitig Waffenhilfe im Falle eines Angriffs versprochen haben, läßt sich, da der Wortlaut nicht vorliegt, nicht nachweisen. Jedenfalls beruhigte sich die Regierung der Vereinigten Staaten bei dem Chinas Selbständigkeit und die Handelsfreiheit in jenen Zeilen vernichtenden Abkommen; die Proteste, die sie kurz zuvor ziemlich laut gegen die Verletzung der offenen Tür in der Mandschurei erhoben hatte, verstummten plötzlich.

Indirekt trug Amerika auch die Schuld an der Zulassung von Japan und Rußland zu dem Finanzkonsortium der sogenannten Sechs-Mächte-Gruppe, was bewirkte, daß aus der einen rein wirtschaftlichen Charakter tragenden Anleihe eine politische Frage wurde. Das schließliche Zurückzucken der Vereinigten Staaten war für den Gang der Verhandlungen ohne Belang; die gewaltsame Einnischung europäischer Mächte in die finanziellen und politischen Angelegenheiten Chinas und die Anerkennung gewisser Sonderbestrebungen in der Mandschurei hat es nicht gehindert

und konnte es nicht hindern. Gestört durch die vielen scheinbar planlosen Eingriffe, glaubte England die Zeit gekommen, durch Erneuerung seines Bündnisses mit Japan noch vor Ablauf des alten der weiteren Entwicklung der asiatischen Frage neue Wege zu weisen. Das englisch-japanische Abkommen von 1911 räumte durch Weglassung des Passus über Indien die Spitze gegen Rußland fort und brachte zeitweilig zwei Völker zusammen, deren Interessen kaum vereinbar scheinen; dagegen erleichterte es durch die Klausel über einen etwaigen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten die Möglichkeit eines solchen Krieges ebensosehr, wie durch das erste die des russisch-japanischen Krieges geschaffen war.

Japans Aufstieg zur Größe ist in erster Linie durch England beeinflusst worden. Ohne den Halt, den die Anlehnung an diese Großmacht gewährte, wäre seine schnelle Entwicklung ganz gewiß nicht möglich gewesen. Andererseits aber war es die japanische Gefolgschaft, der England die unge störte Führerrolle in der Welt des fernen Ostens verdankte. Und doch ist vielleicht die Entwicklung dieser Welt anders vor sich gegangen, als England wünschen konnte. Während China in seiner Unentschlossenheit unter dem Andrang der Fremden zusammenbrach, entwickelte Japan methodisch seine Widerstandskraft zur Abwehr der Eindringlinge. Einer Überschwemmung der seiner eigenen Expansion dienenden Gebiete im Norden, Korea und der Mandchurei, kam es durch den Krieg mit China im Jahre 1894 und Rußland 1904 zuvor. Hierdurch sicherte es seinem Volksüberfluß einen Ausfluß. Zum Bezug von Rohstoffen, vor allem Eisen, und zum Absatz seiner Industrieerzeugnisse blieb nur China. Verdrängung der Fremden aus China oder, wie es genannt wurde, „Asien den Asiaten“, wurde das Schlagwort, mit dem Japan das große Reich in seine Bahnen zu ziehen hoffte. „Wenn wir,“ so schrieb eine japanische Zeitung im Juli 1902, „die beiden mächtigsten Reiche des Ostens, verbunden durch die Gleichheit der Kultur und die Gemeinsamkeit der Rasse, wenn wir uns überall helfen und fördern, wenn wir einen Bund schließen, daß wir uns in jeder Not einander beistehen, an Glück und Unglück gegenseitig teilnehmen wollen, dann werden wir imstande sein, den Vergewaltigungen Europas Widerstand zu leisten und kraftvoll alle Beleidigungen abzuweisen.“

An Anstrengungen hat es Japan nicht fehlen lassen. Gleich nach Abschluß des Vertrags vom September 1896 begann es, seine Handelsbeziehungen zu China bedeutend zu erweitern. Nationale japanische Niederlassungen wurden in fast allen bedeutenden Häfen Chinas angelegt und das ganze Land mit Kaufleuten, Agenten, chinesisch sprechenden Rundschaffstern überschwemmt; Zeitungen wurden mit japanischem Geld gegründet und unterhalten. Schulen zur Ausbildung von Japanern für militärische und politische Zwecke entstanden in China; chinesische Zöglinge

wurden nach Japan gezogen oder in China durch Japaner unterrichtet. Nach dem Edikt vom 10. Juli 1898, das eine Universität in Peking und modernen Schulunterricht in den größeren Provinzstädten anordnete, wandten sich die bedeutendsten chinesischen Staatsmänner, ein Tschangschüning, Liukun-ji und Nüanschiht'ai nach Japan zur Neuordnung des chinesischen Unterrichtswesens; selbst auf die Armeearganisation, auf die Einrichtung der Geschützfabrik zu Hanjang, auf Polizei-, Bank- und Finanzwesen übten Japaner einen Einfluß aus, stets bestrebt, — es liegt kein Grund vor, etwas anderes anzunehmen, — versöhnlich im Geiste eines innigen Zusammenschlusses zu wirken und das Rassebewußtsein zu stärken.

Daß der Chinese den Retter nicht jubelnd umschlang, lag zum Teil in natürlichem Mißtrauen und Verachtung japanischen Wesens, teils aber auch in einem gewissen Ubereifer begründet, der die Früchte des planmäßigen Vorgehens nicht ausreifen lassen wollte, vielleicht auch nicht konnte. Denn eine ruhige Entwicklung war weder China noch Japan beschieden. Immer von neuem überstürzten sich die Ereignisse und wurden in atembegleitender Folge für den schwer beweglichen Koloss eine Quelle fortgesetzter Demütigungen seitens der stets mehr drängenden und fordernden Fremden, für das temperamentvollere Japan der Anlaß zu unermüdlichem Weiterstreben. Ungeduldig und gekränkt durch den unvermuteten Widerstand und die hochmütige Passivität, mißbrauchte Japan seine Vertrauensstellung, besonders auf dem Gebiete der Erziehung. Bei der chinesischen Jugend suchte es die Erfüllung seiner Ziele. Nicht nur technische Wissenschaften übernahmen chinesische Studenten in Tokio, sondern auch die politischen und sozialen Ideen eines durchaus anders veranlagten und entwickelten, in der Gärung begriffenen und daher unfertigen Volkes. Schonungslos verfielen chinesische Ideale und altehrwürdige Staatseinrichtungen dem Spotte. Leider mußte die Vernichtung überlebter Formen unergänzt bleiben durch methodische Erziehung zum modernen Denken. Der Lehrer hatte seine Fähigkeiten überschätzt, und als man den Schaden bemerkte, war es zu spät. Gewiß waren die Gedanken der ersten hochstehenden Reformer des neuen China, K'angyouwei und seiner Freunde, durch japanische Ideen und Erfolge angeregt; aber ebenso gewiß ist, daß der sittliche Schmutz und die geistige Flachheit der chinesischen Revolutionshelden dem japanischen Nährboden entstammten.

Auch für Japan war, wie für die meisten europäischen Staaten, trotz des jahrelang dauernden latenten Revolutionszustandes unter dem unfähigen Regenten der plötzliche Ausbruch der Empörung 1911 eine Überraschung. Im Widerspruch zu den Vereinigten Staaten, die kurzfristig das Jungchinesentum als Fleisch von ihrem Fleische und Blut von ihrem Blute begrüßten, wünschte die japanische Regierung die Mandschudynastie auf

dem Throne zu halten. Aber während Amerika bald, angeekelt durch das niedrige Treiben unehelicher und hohler Agitatoren, mit dieser Gesellschaft brach, was dadurch zum Ausdruck kam, daß es, wieder einmal eigene Wege wandelnd, vor den anderen Vertragsmächten am 3. Mai 1913 die Anerkennung des Präsidenten Nüanschiht'ai aussprach, zeigte Japan offene Feindschaft gegen den Diktator, der den Beweis lieferte, daß er die Ordnung im Reiche wieder herstellen und behaupten könne. Nicht mehr zugunsten der abgesetzten Mandschudynastie, deren Schicksal unabwendbar schien, offenbarten sich seine Sympathien, sondern in einseitiger Parteinahme für den rebellischen Süden, der das Land in völlige Anarchie zu stürzen drohte.

Waren es die mancherlei Fäden nicht nur ideeller, sondern auch materieller Art zwischen den Rebellen und Japanern, oder ging es der japanischen Regierung auf geradem Wege zu langsam mit der Verwirklichung ihrer Pläne, daß sie aus dem warmen Freund und Beschützer verzweifelt sich als Gegner der Ordnung entpuppte? Rußland hatte, alter Gepflogenheit treu, die Ohnmacht des chinesischen Reiches dazu benutzt, sich in der Mongolei festzusetzen und einen Vertrag von China, der dem Verzicht gleichkam, zu erpressen. England gebärdete sich als Herr von Tibet, und Frankreich gab offen seinem Verlangen nach politischem Einfluß in seiner sogenannten Interessensphäre, Nünan und den Kwangprovinzen, Ausdruck. Um sich zu behaupten sah Nüanschiht'ai sich zu mancherlei Konzessionen an die einzelnen Vertragsmächte genötigt. Diesmal trugen die Vereinigten Staaten die Palme davon. Dem amerikanischen Roten Kreuz wurde 1914 das Riesengeschäft der Regulierung des die Provinzen Anhui und Kiangsu durchquerenden Huai-Flusses, der Standard-Oil-Co. die Erschließung der ausgedehnten Ölfelder in den Provinzen Schanfi und Tschili übertragen.

In dieser Überlassung des von ihm selbst ersehnten und heiß umstrittenen Geschäftes an die Amerikaner konnte oder wollte Japan nur eine bewußte Kränkung erblicken. Zur Schaffung eines Gegengewichtes verlangte es Kompensationen: es suchte sie in dem Erwerb der Hanjehp'ing Eisen- und Minenunternehmungen im Mangsetale. Auch über die Überführung der China-Merchants-Dampfschiffsgesellschaft in japanische Hände wurde verhandelt. Jetzt, nach dem Ausbruch des Weltkrieges, verlohnt es nicht mehr, die Konstellationen zu beleuchten, die damals hätten entstehen müssen. Wer sich etwas von der Anlehnung Chinas an die Vereinigten Staaten versprach, vergaß den Umstand in Betracht zu ziehen, daß die amerikanische Regierung erfahrungsgemäß sich noch zu keiner stetigen und konsequenten Politik in China entschlossen hat. Von ganz erheblichem Interesse waren allerdings die auf eine Betätigung und geschäftliche Entfaltung im Mangsetal gerichteten Forderungen Japans, von denen es unbedingt

wissen mußte, daß England sie rundweg als Verletzung seiner Interessensphäre ablehnen würde.

Wie war denn Japans Lage unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges? Eine Entente war es 1912 mit Rußland über den Kopf von China in Abänderung des Friedensvertrages von Portsmouth wegen Räumung der Mandschurei eingegangen, die beide Länder gegen China als Besitzer des Gebietes, gegen die Vereinigten Staaten als die intellektuellen Urheber der Portsmouther Abmachung und gegen England als Beschützer der Schwachen, den Verfechter der Integrität Chinas, insbesondere der Mandschurei, verband. Der Entente gehörte kraft traditioneller Freundschaft mit Rußland auch Frankreich an. Daneben stand ein Bündnis mit England aus dem Jahre 1911, das beide Länder zur Waffenhilfe im Falle einer Bedrohung des ostasiatischen Besitzes verpflichtete. Nur für den Fall eines Konflikts zwischen Japan und den Vereinigten Staaten behielt sich England freie Hand vor. Von welcher Seite konnte denn überhaupt damals ein Angriff gegen Japan drohen? China war zu schwach; Rußland hatte dank Japans besessener Unterstützung in der Mongolei alle Hände voll und mußte notgedrungen etwaige Auseinandersetzungen mit seinem zeitweiligen Freunde auf später verschieben.

Gespannte Verhältnisse bestanden nur zwischen den Vereinigten Staaten und Japan. Letzteres erregte sich über die verschlungenen Wege amerikanischer Diplomatie in China fast ebenso sehr wie über die Ausschließung seiner Landsleute vom amerikanischen Kontinent, die manchmal, wie zum Beispiel in der kalifornischen Schulfrage, recht peinliche Formen annahm; selbst die vorsichtige und vermittelnde Bundesregierung konnte manche Entgleisungen des Rassenhasses, wie ja auch der amerikanische Flottenbesuch in Australien beweist, nicht hindern. Dagegen empfand Washington von seinem sehr weit gesteckten Monroe Standpunkt aus die japanische Zuneigung zu Mexiko als Pfahl im Fleische. Geschickt verstand England in dem Bündnisvertrage mit Japan den Finger auf die Wunde zu legen. Sowohl die Vereinigten Staaten als Japan sind davon überzeugt und haben die Ansicht offen vertreten, daß die Entscheidung über die Vorherrschaft im Stillen Ozean ausschließlich zwischen ihnen beiden liege. Ein Zusammenstoß der Interessen scheint danach unvermeidlich.

Nur bleibt bei dieser Berechnung der wesentlichste Faktor außer Ansatz, nämlich England. Seit einem Jahrhundert ist das Ziel englischer Politik darauf gerichtet gewesen, Asien seinen Interessen zu unterwerfen. Von Vorderindien aus hat sich die englische Macht nach China vorgeschoben; sämtliche Handelswege stehen unter seiner ausschließlichen Kontrolle; noch im Laufe des letzten Jahrzehntes ist die malaiische Halbinsel zum eng-

lischen Protektorat umgewandelt; wenn man nur von einer englischen Interessensphäre der Pangseprovinzen spricht, so will man den Blick von der Tatsache wegwenden, daß in Südhina längst der englische Einfluß ausschlaggebend ist. Zwei der bedeutendsten Länder, die an den Stillen Ozean grenzen, Australien und Kanada, sind englische Kolonien und als solche wirtschaftlich und politisch dem Mutterlande angegliedert. Ist anzunehmen, daß es alle Anstrengungen gemacht hat, um durch ein asiatisches Volk sich verdrängen zu lassen? Auf sämtlichen befahrenen Meeren herrscht Englands Wille, und daß es hofft, außer im Mittelländischen Meere, im Atlantischen und Indischen Ozean auch im Pazifik schließlich seine Vorherrschaft durchzusetzen, ist wohl der tiefere Sinn der Klausel seines Bündnisses mit Japan, worin es sich im Falle eines Konfliktes zwischen Japan und Amerika freie Hand vorbehält. Denn, war die unvorsichtige Aufsehung des amerikanischen Admirals bei dem Besuche in Australien nicht fast mehr eine Drohung an England als an Japan? Von den Erfolgen des Russisch-Japanischen Krieges, die England für sich buchte, fällt ein Lichtstrahl auf die Absichten englischer Verbrüderung mit Japan.

Mag man die Verdienste, die England sich um die Handelserschließung der Welt erworben hat, auch noch so hoch bewerten, so hat sich doch die Methode überlebt. Das Volk ist nicht weiter geschritten mit seinen Erfolgen; andere Völker liefern jetzt als Lehrmeister der Welt Besseres und mehr. Die Liquidation des englischen Weltreiches steht in Aussicht und wird die kommenden Jahrzehnte füllen. Der Krieg gegen Deutschland, der Mitte vorigen Jahres ausbrach, war unabwendbar; er mußte kommen, denn überall in der Welt sah der Engländer seine veralteten Methoden durch deutsche Rührigkeit und Intelligenz ersetzt und überholt; und ein Volk mit einer Tradition läßt sich nicht ohne weiteres zur Seite drängen. Zu schwach und vorsichtig, um mit eigenen Mitteln den gewaltigen Gegner niederzuringen, verbündete sich England seinen früheren Feinden. Nur die Hoffnung auf die gemeinsame reiche Beute hält die heterogene Gesellschaft bei diesem Raubzug zusammen. Ein seltsames Schauspiel, viel verheißend für den Ausgang, ist es, daß der Freund im fernen Osten, nachdem er seiner Beute sicher zu sein glaubt, sich gegen den eigenen Bundesgenossen wendet.

Allgemeines Befremden erregte es im Osten, selbst in englischen Kreisen, als Japan beim Ausbruch des Krieges auf das deutsche Kiautschougebiet losgelassen wurde. Ob die englische Regierung die Forderung der Erfüllung der Bündnispflicht an Japan gestellt oder den Eifer des Bundesbruders nicht hat zügeln können, ist eine müßige Frage. Selbst wenn ein Veto erfolgt wäre, würde sich Japan auf die Beute gestürzt haben, nicht aus Haß gegen den Deutschen oder deutsche Art, sondern weil die geschicht-



liche Entwicklung ihm keine Wahl ließ. England, das als Lenker der Weltgeschichte sich so lange aufgespielt hat, sind die Zügel entfallen. Damit hat die Stunde zur Verwirklichung der imperialistischen Ideale Japans geschlagen. Kiautschous Wegnahme war das Sprungbrett zur Beugung Chinas; auch dieses ist nur die notwendige Vorstufe zum Kampfe gegen die weiße Überflutung Asiens. Unter dem Schlagworte des Statusquo und der Aufrechterhaltung der Integrität Chinas wird sich Japan der Säuberung des Landes unterziehen, wenn nötig, sogar gegen Chinas Willen, lieber und auch wahrscheinlicher jedoch mit ihm geeint. Asien den Asiaten! wird lauter denn je als Feldgeschrei ertönen.

Natürlich ist sich das japanische Volk vollkommen bewußt, daß die wirtschaftliche Aufschließung des chinesischen Ländergebietes ohne die Hilfsmittel, die Arbeit und die Kenntnisse von Europäern unmöglich ist. Daran hat es niemals gezweifelt und wird es niemals zweifeln. Wogegen es sich wendet, ist die politische Bevormundung durch eine andere Rasse, die Einordnung in eine Weltpolitik, als deren Träger England bis jetzt gegolten hat, die Unterwerfung unter ein fremdes Joch. Inwiefern die einundzwanzig Punkte, die Japan der chinesischen Regierung kategorisch zur Annahme unterbreitet hat, diesem Ziele nahe kommen, ist ohne Belang; ihre Richtung und Bedeutung läßt sich, wenn auch der genaue Wortlaut nicht bekannt ist, aus der Aufregung ermessen, die sie in der englischen Handelswelt Ostasiens und in London hervorgerufen haben. Begnügt sich Japan vorläufig mit der Sicherung seiner Stellung in der Mandchurei und in Schantung, um dort die nötigen Stützpunkte zu schaffen, so lassen die weiteren Wünsche nach einer Übertragung der Berg- und Eisenwerke im Yangsetale und das Verbot an China, in Zukunft Bergwerk- oder Eisenbahnkonzessionen irgendeiner fremden Macht ohne seine Zustimmung zu erteilen, das Endziel japanischer Bevormundung deutlich erkennen. Schon jetzt machen die Wünsche vor der sogenannten englischen Interessensphäre nicht halt. Schrittweise wird es seinen Weg gehen und weitere Forderungen folgen lassen. Das größte Gewicht scheint Japan auf die Zulassung buddhistischer Missionare zu legen. Anscheinend wehrt sich laut englischer Quellen die chinesische Regierung gegen die Anerkennung dessen, was sich unter dieser Hülle verbergen mag, politische und Handelsagenten, systematische Spionage der Japaner. Wie nun aber, wenn diese Verlegenheitserklärung zur Beruhigung englischer Nerven nicht zutrifft? Wenn Japan entschlossen ist, den Kampf gegen christlichen Einfluß und die auf dem Boden des Christentums erwachsene europäische Kultur, gegen die durch heuchlerische Phrasen von Integrität und offener Tür nur schwach verdeckte Gier und Habsucht der Hauptvertreter dieser Kultur in China aufzunehmen und schonungslos durchzuführen? Grausam gellt der Hohn

der Weltgeschichte, und das Herz krampft sich im Gedanken an die Zerstörung so vieler mühsam errungener Werte!

Bei der Perhargie der chinesischen Massen müßte die von Japan übernommene Aufgabe selbst dann als fast übermenschlich bezeichnet werden, wenn es auf die bereitwillige oder wohlwollende Unterstützung aller Mächte zählen dürfte. Das aber ist völlig ausgeschlossen, wenn auch zunächst kein Land außer den Vereinigten Staaten ihm in den Arm zu fallen imstande ist. Und weshalb sollten gerade diese sich einem Unternehmen widersetzen, das Japan für die nächsten Jahre voll in Anspruch nehmen muß, von einer Einnengung in amerikanische Verhältnisse notwendig abziehen wird, möglicherweise China die Ruhe schafft, deren es zu der auch von ihm selbst gewollten inneren Erstärkung bedarf, ja, vielleicht sogar zu einem Schwerezerbrechen und Verbluten Japans führt? Sie werden sich sagen, daß die Zeit zur großen Auseinandersetzung über die Vorherrschaft im Indischen Ozean noch nicht reif ist, und auch Japan wird die englische Hege, die auf einen japanisch-amerikanischen Konflikt hinarbeitet, richtig einzuschätzen wissen.

Nur China wird für seine Rückständigkeit hart büßen müssen; das japanische Joch wird schwer auf ihm lasten. Vielleicht tröstet sich die Regierung in Peking damit, daß für die Sicherheit vor der drohenden Zerstückelung des Reiches durch Fremde und dem Zerfall seines Bestandes kein Preis zu hoch sein kann. Wer vermag das Spiel, das jetzt in Peking vor sich geht, zu durchschauen! Aus eigener Kraft hat es sich, wie die Entwicklung der letzten Jahrzehnte gelehrt hat, der Umklammerung durch die Ententemächte nicht erwehren können. Gelingt es Japan, China, das trotz seiner militärischen Ohnmacht vermöge seiner sprachlichen Geschlossenheit und Kultureinheit vor dem Lose Indiens bewahrt ist — zu solchen Aspirationen wird sich selbst japanischer Dünkel und Größenwahn nicht versteigen! — zu einem willigen Werkzeug zu machen, dann mag sich die Ahnung, der der „Temps“ nach dem Falle von Port Arthur entsetzt Ausdruck verlieh, erfüllen. China und Japan geeint und im Besitze einer alten, hohen Kultur und der Mittel moderner Zivilisation könnten politisch sowohl wie kulturell noch einmal eine bedenkliche Gefahr werden. Ergießt sich dann im lebendigen Kreislauf der Geschichte die ostasiatische Welle nach West oder Ost, so stößt sie in der europäischen Kulturwelt, sei es Kaliforniens oder Australiens oder darüber hinaus, auf etwas, dessen Nimbus durch die Ereignisse der letzten Jahre und Monate dank Reuter und Havas und ihrer sonstigen Mundstücke im Osten wohl auf ewig unrettbar vernichtet ist. Ehe jedoch eine Welle sich ausläuft, nimmt eine andere sie auf.

# Nicky

Erzählung von Eduard Graf Keyserling

O mein Vaterland, heiliges Heimatland,  
Wie erblicktest du mit einemmal!  
G. Hauptmann

Die Baronin Nicky begab sich hinaus in die Sommerfrische. Sie stand am geöffneten Fenster des Eisenbahnwagens, einen Rosenstrauß in der Hand, und schaute zu ihrem Gatten hinüber, der vor ihr auf dem Bahnsteig stand und lächelte. Er lächelte das stetige Lächeln der Leute, die auf dem Bahnsteige stehen und zu den abfahrenden Angehörigen im Zuge hinausschauen. Nicky lächelte auch, allein sie wünschte, es wäre schon vorüber, denn es ist peinlich, so dazustehen und sich freundlich anzusehen, wenn man sich nichts Rechtes mehr zu sagen hat.

Doch jetzt sagte der Baron etwas: „Also, wir haben vierzehn Tage Einsamkeit vor uns, können träumen. Samstag komme ich ein wenig diese Einsamkeit stören.“

Nicky verstand nicht recht, er mußte laut wiederholen „Einsamkeit“, da nickte sie. Endlich setzte der Zug sich in Bewegung, der Baron winkte mit der Hand, Nicky winkte mit dem Rosenstrauß, bis der Zug eine Biegung machte.

Nicky setzte sich und drückte sich fest in ihre Ecke. Im Wagen befand sich nur noch eine alte Dame mit einem großen, roten Gesicht, welches sie mit ihrem Taschentuche bedeckte, als sie sich zum Schlafen zurechtsetzte. Nicky schloß auch die Augen. Es war angenehm, so in das Land hineinzudefahren, sie freute sich auf das schöne Bergtal, auf das hübsche, kleine Bauernhaus, auf ihre Einsamkeit. Jedes Jahr freute sie sich auf die Sommerfrische, und jedes Jahr war es eine Enttäuschung. Wenn sie jedoch in der Stadtwohnung die Möbel mit den weißen Überzügen bedecken ließ, ihre Sachen fortzuschloß und alles für ihre Abwesenheit vorbereitete, dann erregte sie ein angenehm erwartungsvolles Gefühl, nun würde sie auf einige Zeit der Gleichförmigkeit ihres geordneten Lebens entinnen, und ihr Schicksal hatte Gelegenheit, ihr etwas zu bringen, das nicht so farblos, so vorläufig war, wie ihr jetziges Leben ihr erschien. Vorläufig, das war es. Seit ihrer Jugend war sie das Gefühl nicht losgeworden, daß alles, was sie erlebte, noch nicht eigentliches Leben war, nicht zählte. Als sie noch ganz jung war, da hatte dieses Gefühl nichts Bitteres gehabt, sie hatte ja Zeit, das ganze Leben, geheimnisvolle Zukunft lagen vor ihr. Jetzt aber nach einer fünfjährigen Ehe noch immer zu warten und dabei zu fühlen, daß die Zeit verrinne, das war qualvoll. Ärgerlich war es dabei, daß sie in ihrer Gesellschaft für eine sehr glückliche Frau galt, ihr Glück war fast sprichwörtlich, und ihre Ehe war das Schulbeispiel einer glücklichen Ehe.

Nicky hatte ihre Kindheit und erste Jugend mit ihrer kränklichen Mutter auf Reisen verbracht, den Winter verlebten sie im Süden, im Sommer wurden deutsche Bäder aufgesucht. Sie lebten in kleinen, billigen Pensionen, denn die Mittel waren gering, und es mußte gespart werden. Es schien Nicky, als sei ihre Kindheit und erste Jugend damit vergangen, an einem sonnigen Platz auf einer Bank zu sitzen und auf das Meer und die Berge hinauszustarren oder einer Kurnusik zuzuhören. Ihre Mutter litt an den Nerven und vertrug nicht viel Gesellschaft, fanden sich Bekannte ein, so waren es auch ältsche kränkliche Damen, und es wurde viel von Krankheiten gesprochen. Zuweilen ging ein junger Herr an der Bank vorüber und schaute Nicky bewundernd an. Solch ein Blick war für sie dann das Ereignis des Tages. In den engen Pensionszimmern mußte Nicky an ihren Kleidern bessern, Schnüre an den unteren Saum ihrer Röcke nähen. Ob und zu kam eine ältliche Engländerin und gab ihr englischen Unterricht oder eine ältliche Deutsche, die ihr Geschichtsunterricht erteilte. Nicky fühlte wohl, all dieses war noch nicht das Leben, dazu wurde man nicht geboren. Aber sie hatte Zeit und wußte, auch ihre Stunde würde schlagen. Und ihre Stunde schlug, als der schöne und reiche Baron Oskar von Reichel in das blonde Kind mit den runden, grellblauen Augen, die so seltsam forschend und wartend dreinschauen konnten, sich verliebte. Nickys Mutter starb, und Nicky heiratete den Baron Reichel. Natürlich war das ein Glück. Reichel sah nicht nur stattlich und vornehm aus mit dem gepflegten Vollbart, er war auch vornehm und gütig. Wundervoll verstand er es, seine Häuslichkeit und sein häusliches Leben harmonisch zu ordnen, und in diese harmonische Ordnung wurde auch Nicky eingereiht, sie wurde freundlich zu ihr erzogen. Reichel lächelte über Nickys kindische Ungeschicklichkeiten, über ihr unpraktisches Wesen und ihre ungeordneten Rechnungsbücher. Unermüdtlich war er im Erklären und Unterweisen. Er teilte Nicky ihr Leben ein, bestimmte ihre Beschäftigungen während des Vormittags, wenn er im Ministerium arbeitete, am Nachmittage sorgte er vor allem für Gemütlichkeit, saß im Winter am Kamin mit seiner Zeitung, erzählte und scherzte, abends lasen sie zusammen ein gutes Buch. Ein gutes Buch, das war ein Ausdruck, den Reichel liebte. Auch für Vergnügungen sorgte er. Zuweilen drohte er mit dem Finger und sagte: „Mein Kätschen hat heute so leichtsinnige Augen, ich sehe, wir müssen in das Theater gehen.“ Oder: „Ach meike es wohl, mein Kätschen muß jetzt wieder einmal tanzen,“ und dann gingen sie in Gesellschaft und Nicky tanzte. Allein keiner der jungen Herren wagte es, ihr ein wenig den Hof zu machen, denn sie war ja die berühmte glückliche Frau. Nur mit Nickys Umgang war Reichel ein wenig streng. „Es ist Verschwendung,“ meinte er, „seine Zeit mit wertlosen Leuten hinzubringen.“ Seine eigene Familie war zahlreich, und jeden

Sonntag fand sie sich bei seiner Mutter, der alten Erzellenz, zur Familientafel zusammen. Da war der Schwager Oberstaatsanwalt, da waren die unverheirateten Schwägerinnen, große Mädchen, die Oskars gute, braune Augen und spiegelblanke Haarscheitel hatten. Das Essen war gut und sehr reichlich, die Herren sprachen über Politik, und die Damen hörten ernst zu. Nachmittag saßen die Damen um einen runden Tisch und machten Handarbeit, und die Herren blätterten in illustrierten Zeitschriften. Oskar nannte das einen hübschen Sonntagnachmittag. Gewiß war das hübsch und gemüthlich, aber es schnürte Nicky das Herz zusammen, und immer wieder tauchte in ihr die Frage auf, wird das immer so fortgehen? ist das alles? Wieder ergriff sie das alte Jugendgefühl des Wartens, des Wartens, sie wußte nicht worauf, nur daß es sie jetzt melancholisch und reizbar machte. Sie empfand dann das Bedürfnis nach einer kleinen häuslichen Aufregung, nach einem Streit, nach einer Szene, sie widersprach ihrem Vatten, sagte etwas, von dem sie wußte, daß er es mißbilligte. Allein sie begegnete immer dem gleichen, nachsichtigen Lächeln, derselben sanften Zurechtweisung. Natürlich hatte er recht, und es ist ja auch nicht schwer, recht zu haben, wenn man immer das sagt, was allgemein als vernünftig bekannt ist. Zuweilen dachte Nicky daran, daß, wenn sie ein Kind hätte, dieses ihr Leben ausfüllen würde. Es mußte ein wunderbar geheimnisvolles Gefühl sein, ein kleines, lebendes Wesen für sich zu haben, ein Wesen, für das sie sich ganz nah an den Tod heranwagen mußte. Sie sprach einmal mit ihrer Schwiegermutter darüber, die alte Erzellenz wurde sehr ernst und meinte: „Wir müssen uns in Gottes Willen fügen, und du, mein Kind, du hast ja Oskar.“ Ja, sie hatte Oskar, Oskar war für sie die Sicherheit und Geborgenheit, wie es ihre schönen Wohnzimmer waren, in denen sie doch so häufig mit unruhigen Schritten auf- und abging und hinaushorchte, ob nicht ein erregendes Glück draußen vor der Tür stände und gleich den Türknopf der Tür drücken würde, um Einlaß zu begehren.

Der Zug stieg langsam und stampfend eine Anhöhe hinan. Nicky öffnete die Augen. Das Land lag im Abendschein, apfelsinenfarbene Kornfelder, Wiesen, auf denen das Gras wie Bronze glänzte, der Tag war trübe gewesen, jetzt im Untergehen brach die Sonne durch, stand zwischen den beleuchteten Wolken wie zwischen Goldbarren. Auf den Feldwegen gingen Leute langsam von der Arbeit heimwärts, ihre Sensen funkelten wie Spiegel. Nicky steckte den Kopf zum Fenster hinaus, von den Bergen und vom See her wehte eine kühle Luft herüber. Nicky atmete sie begierig ein, das war die Luft ihrer Freiheit.

Als sie im Bergdorfe anlangte, dämmerte es bereits, vor dem kleinen Bauernhause standen die Bäuerin und die Stallmagd und reichten Nicky ihre harten ungelenkten Hände. Die weißen Zimmer des Häuschens waren

voll starken Heudustes, Nicky trat auf den Balkon hinaus, saß dort, während Paula, ihr Mädchen, ihr Zimmer ordnete. Wunderbar still war das Tal, nur zuweilen schlug die Glocke einer Kuh an oder fern in den Bergen rief eine einsame Stimme das Echo an.

Die Nacht war schnell hereingebrochen, der Himmel hatte sich bewölkt, ein feiner Regen rieselte nieder und erfüllte die Dunkelheit mit geheimnisvollem Flüstern. Nicky saß still da und atmete diese starke und süße Luft ein; es war ihr, als überflutete eine warme Welle ihr Herz, als sei das Flüstern der Nacht voller Versprechen, und sie freute sich, daß sie lebte und daß sie jung war.

Der nächste Tag war hell und heiß. Nicky ging in den Sonnenschein hinaus. Alles im Tal war unverändert; als hätte Nicky sie gestern verlassen, so standen die kleinen Häuser am Rande der fetten Wiesen, die bekannten Bauern machten Heu, Kühe weideten am Wege und schauten Nicky ruhig an, als sei sie ihnen längst nichts Neues mehr. Vor dem Hause von Nickys Bäuerin saß die neunzigjährige Großmutter, als hätte sie seit vorigem Jahr ihren Platz nicht verlassen; die knorrigen Hände im Schoße gefaltet, starrte sie mit den trüben Augen in den Sonnenschein hinaus. Da kam auch der alte Oberst a. D. von Wehlen die Straße herunter, steifbeinig und gerade aufgerichtet, in dem bleichen runzelichten Gesichte saß ein noch schwarzer Schnurrbart. Neben ihm ging seine fünfzehnjährige Tochter Irma her, ein hübsches Kind, das so ausdrucksvoll gelangweilt mit den schlanken Beinen zu schlendern verstand. Der Oberst begrüßte Nicky: „Willkommen, Baronin, in unserem Dorf, jetzt, denke ich, sind wir alle versammelt. Was gibt es Neues in der Stadt?“ Und dann begann er gleich von den ernstesten Zeiten zu sprechen: „Sehr kritisch sieht es, sehr kritisch, sehr dunkle Wolken am Horizont. Alle sind sie gegen uns, aber wir fürchten uns nicht,“ und er richtete sich strammer auf.

„Ach nein,“ erwiderte Nicky zerstreut, „ich hoffe, es beruhigt sich wieder alles.“ Damit ging sie weiter. Sie war wenig Schritte gegangen, als auch die große Berliner Dame im gelben Morgenkleide vor ihr auftauchte. Sie schoß auf Nicky zu: „Willkommen, Baronin, bringen Sie uns Neues? Welche Zeiten, nicht wahr? Ich habe heute Briefe aus Berlin erhalten,“ und sie sprach leise und schnell, Nicky verstand nicht recht, es war vom Kaiser und vom Reichskanzler die Rede.

„O wirklich,“ meinte Nicky und verließ die aufgeregte Dame. Von weitem grüßte die Klavierlehrerin aus Hannover im kurzen Lodenrock und grünen Hut, die beständig unterwegs war zu einem Berggipfel. Auf einer Bank aber saß der kolossale Baron Post-Haller mit seinem roten Silen-  
gesicht, neben ihm die kleine Frau, die gespannt darauf acht gab, daß die

Decke, welche ihr Mann über seine Knie gebreitet hatte, nicht herabglitt. Auch hier mußte Nicky stehen bleiben, der Baron lachte ihr entgegen: „Nun, Baronin, bringen Sie Neuigkeiten? Ich sage, es geht nicht los, was auch geschieht.“

„Ich hoffe auch,“ antwortete Nicky, und als sie weiter ging, hörte sie den Baron zu seiner Frau sagen: „Eine hübsche Person.“

Nicky seufzte. Da waren sie alle wieder, diese bekannten Gestalten, die ihr nichts waren und nichts sagten. Dazu noch diese leidige Politik, die ihr auf das Land nachgekommen war. Schon Oskar hatte in letzter Zeit stets von der Krisis gesprochen, von den Beziehungen zu England, von dem Verhältnis zu Rußland, allein man zog doch nicht auf das Land hinaus, um davon zu hören.

Nicky setzte sich auf eine Bank am Rande einer Wiese, neben ihr sprudelte das kleine Bergwasser grün und blank über die Kiesel, vor ihr lag das Gebirge um diese Stunde ganz von Licht übergossen, hier und da stand ein Wald blank und schwarz, ein warmer, starker Duft stieg von der Wiese auf, und die heiße Luft zitterte und flimmerte, es war, als hätten die Libellen Mühe, in diesem Glanze zu fliegen, und sie hingen in der Luft wie kleine, bunte Striche. Hier wollte Nicky sitzen, ganz stille sitzen und fühlen, wie alles von ihr abfiel, was in der Stadt sie beengte und bedrückte. Das gab es doch, dazu war ja die Natur da. Aber unwillkürlich kehrten ihre Gedanken zu den Zeiten ihrer Kindheit zurück, zu den Tagen, da sie neben ihrer Mutter auf einer Bank saß und die Berge ansah. Das war nun einmal ihr Schicksal, auf einer sonnigen Bank sitzen und Berge ansehen, sonst nichts. Und sie wurde traurig und mutlos, nichts fiel von ihr ab, nichts löste sich in ihr, der Sonnenschein und der starke Duft der Wiese machten sie müde und ein wenig schläfrig. So blieb sie denn aus Trägheit dort sitzen. Endlich raffte sie sich auf und ging langsam nach Hause zu ihrem einsamen Mittagessen.

Nachmittag mußte Paula alle Fenstervorhänge schließen, Nicky legte sich auf das Sofa, ein Buch in der Hand, sie las ein wenig, sie schlummerte oder sie hörte dem Brummen der großen Fliegen zu, die ärgerlich gegen die Vorhänge stießen. Sie erwartete von dem Tage nichts mehr.

Gegen Abend wurden die Stimmen der Dorfkinder lauter, und auf dem Wege, der an dem Hause vorüberführte, hörte Nicky jetzt den Ton zahlreicher Schritte. Es war die Stunde, in der alles aus den kleinen Willen hervorkam, Nicky kannte das, sie versprach sich nichts davon, allein mechanisch richtete auch sie sich zum Ausgehen her.

Draußen vor dem kleinen Posthause war die Gesellschaft der Sommerfrischler versammelt, ein jeder holte sich seine Post, sie standen auf dem Wege umher, lasen ihre Zeitungen und Briefe und riefen sich die Nach-

richten einander zu. Die Berliner Dame redete Nicky sofort an, meinte, die Nachrichten seien sehr ernst, und sie begann wieder ganz schnell und leise vertrauliche Mitteilungen zu machen über den Kaiser und den Reichskanzler. Der alte Oberst stand hochaufgerichtet da und lächelte. „Wir fürchten uns nicht,“ sagte er. Der Baron Pösch-Haller aber stieß seinen Stock auf die Erde und lachte sein meckerndes Lachen: „Es kommt doch zu nichts.“

Nicky ging zu Irma von Wehlen, die nachdenklich abseits stand. Mit dem Kinde brauchte sie nicht von Politik zu sprechen, sie sprach mit Irma von Wiesenblumen. Diese antwortete wohlgezogen, plötzlich errötete sie heiß und sagte erregt: „Da kommt er.“

Eine schmale Männergestalt im weißen Flanellanzuge, den Panama tief in die Stirn gezogen, ging langsam auf das Posthaus zu. „Er trägt immer weißen Flanell,“ fuhr Irma leise fort, „und gestern hatte er eine hellblaue Krawatte.“

„Wer ist das?“ fragte Nicky.

Irma wunderte sich: „Wie, Sie wissen das nicht? Das ist doch Enrico Janoni, der berühmte Klaviervirtuose. Er wohnt drüben in der kleinen Villa auf der Wiese. Er ist Brasilianer, aber seine Mutter war eine Deutsche, sagt die Berliner Dame, die ihn kennt. Er ist brustleidend und wird wahrscheinlich bald sterben. Vorigen Abend hörte ich ihn in seiner Villa spielen. Wenig war das.“

Enrico Janoni ging an den Damen vorüber. In seinem schmalen, gelblichen Gesichte fielen die kohlschwarzen Striche der Augenbrauen und die vollen, roten Lippen auf, die Augen hielt er gesenkt.

„Ja,“ flüsterte Irma, „er geht immer mit gesenkten Augen, aber wenn er sie einmal aufschlägt, ich sage Ihnen, Augen wie Ereignisse.“

Nicky lachte. „Also das sind dieses Jahr die Ereignisse unserer Sommerfrische.“ Dann verabschiedete sie sich; sie wollte noch einen Gang machen.

Sie ging in den Wald hinaus, sie ging sehr schnell, denn sie fühlte ein Bedürfnis nach starker Bewegung. Schon als Kind, wenn der Tag gar zu ereignislos vergangen war, pflegte sie fünfzigmal um einen Rasenplatz zu laufen, zu laufen bis ihr schwindelte und sie atemlos war. „Dann weiß man doch,“ sagte sie, „warum man müde ist.“ Unter den großen Tannen war es still und heimlich, allein Nicky fühlte sich dieser Heimlichkeit nicht zugehörig. Man spricht immer von Natur, dachte sie, aber es gibt doch nichts, das sich weniger um uns bekümmert, als diese sogenannte Natur. Der Wald stand um sie her wie ein Klub, in dem sie nicht aufgenommen war. So mochte sie zwei Stunden gewandert sein, als sie wieder an ihre Bank am Wiesenrande anlangte. Sie ließ sich dort nieder,



lehnte sich behaglich zurück, streckte die Beine von sich. Nach einem langen Gange sich niederzusetzen ist doch ein kleiner Augenblick wunschlosen Glückes. Hinter den Bergen braunte noch roter Abendsehein, und violette Schatten legten sich über die Bergabhänge. Nicky saß ruhig da und genoß ihre Müdigkeit.

Da kamen von der kleinen Villa auf der Wiese Klaviertöne herüber. Das muß der Brasilianer sein, dachte Nicky und horchte auf. Er spielte Chopin, seltsam verhalten und zögernd, als suchte einer in seinem Gedächtnis nach der Erinnerung eines süßen Erlebnisses. Dann spielte er etwas Anderes, Nicky wußte nicht was. Es begann mit dem Singen einer sanften Melodie, die allmählich von einer erregten Unruhe der Töne, einem Suchen und Ringen unterging, zuweilen klang es wie Schluchzen, das leise und ergeben verhallte, und plötzlich erwachte im Diskant eine kleine Tanzweise, hüpfend und hart, als drehte ein pudriges Affchen sich unermüdetlich um sich selber. Und wieder kam das Suchen und Klagen der Töne und wurde leiser und müder, bis endlich die pudrige, kleine Tanzweise einsam und gespenstisch einen Augenblick erklang und erstarb. Die Musik hörte auf, Nicky hatte ein wenig blaß mit weitoffenen Augen, einem fast erschrockenen Blick zugehört. Warum spielt er so? dachte sie, was hat er, der Arme? und sie wartete. In der Villa jedoch blieb es still, die Dämmerung sank herab, ein Stück weißen Mondes hing am Himmel, auf den Wiesen stiegen die Nebel auf. Nicky ging langsam und sinnend nach Hause. Wundervoll muß es sein, dachte sie, solch eine große leidenschaftliche Klage in das Land hinausklingen zu lassen, aber sie, sie war ja nicht einmal unglücklich.

Nest gab es für Nicky in den langen, einförmigen Sommertagen eine Stunde, auf die sie warten konnte. Der Morgen, seine Gänge, die Gespräche mit dem Oberst und der Berliner Dame, all das zählte nicht. Am Nachmittage, wenn die Vorhänge geschlossen waren und Nicky auf dem Sofa lag, dann kam eine leise Vorfreude. Endlich kam der Abend, der lange, schnelle Gang durch den Wald und das Sitzen auf der Wiesenbank, um die Musik in der Villa zu hören. Musik hatte auf Nicky immer stark gewirkt. Oft hatte ihre Mutter es ihr streng verwiesen, wenn sie in Konzerten oder Opern geweint hatte, allein diese Musik hier war etwas anderes, es schien ihr, als würde ihr hier etwas Wunderbares und Geheimnisvolles mitgeteilt, etwas Schönes und Verbotenes. Dazu hatte diese Musik die Macht, alles um sie her zu verwandeln, die Berge, das Abendrot, die Wiesen, alles wurde geheimnisvoll und bedeutungsvoll, ja Nicky selbst wurde geheimnisvoll und bedeutungsvoll, und das war für sie ein neues und köstliches Gefühl.

Zuweilen begegnete ihr Janeni am Vermittage, wenn er zur Post ging. Er grüßte sie jetzt, zog seinen Panama und schlug die Augen auf, aurikelfbraune Augen, die sehr blank und ernst waren. Nicky erwiderte den Gruß mit einem zurückhaltenden Kopfnicken. Nein, sie wollte ihn nicht kennen, sie wollte seine Musik, ihn überließ sie der kleinen Irma. Und doch, wenn abends drüben in der Villa die Musik schwieg, dann blieb Nicky noch lange auf der Bank sitzen und hechte in die Dämmerung hinein, ob nicht drüben eine Tür ginge.

Und eines Abends öffnete sich wirklich die Türe der Villa und Enrico Janeni trat heraus. Er hatte einen blauen Radmantel um seinen weißen Flanellanzug geschlungen und ging mit langen, gleitenden Schritten auf Nicky zu. Vor ihr blieb er stehen und verbeugte sich. Er trug keinen Hut, eine Strähne seines schlichten, schwarzen Haares fiel ihm in die Stirne.

„Ich bitte um Entschuldigung, Frau Baronin, wenn ich es wage, Sie zu stören und mich vorzustellen,“ begann er in ganz reinem Deutsch, das nur durch einen gutturalen Klang etwas Fremdländisches erhielt. „Aber ich bemerke seit einigen Abenden, daß ich die Ehre habe, Sie, Frau Baronin, zu meinen Zuhörerinnen zählen zu dürfen.“

Nicky erröte, sie hatte noch das heiße Erröten halbgewachsener Mädchen. „Ich muß mich wohl entschuldigen,“ sagte sie, „es stört Sie vielleicht, wenn immer hier jemand sitzt und Ihnen zuhört. Aber es ist mir ein so großer Genuß.“

„Sie gestatten,“ meinte Janeni und setzte sich auf die Bank. Er sann einen Augenblick vor sich hin und sagte dann langsam: „Nein, gnädige Frau, Sie stören mich nicht, Sie nicht. Es tut mir wohl, mit meiner Musik zu jemand sprechen zu dürfen, der, wie soll ich sagen, meiner Musik befreundet ist, denn das fühle ich sogleich.“

„Wie mich das freut,“ versetzte Nicky. Janeni hatte seine lange, schmale Hand, die blank von Ringen war, flach auf sein Knie gelegt, jetzt hob er sie ein wenig und ließ sie wieder mit einer müden Bewegung fallen. „Ach Gott,“ meinte er, „Musik ist ja die indiskreteste aller Künste, wir sagen in ihr die letzten Dinge unserer Seele heraus, wir können nicht anders, und jeder Vorübergehende, jeder Gleichgültige, jeder, der seinen Platz bezahlt, hört uns. Das ist nun einmal nicht anders, und mein einziger Trost ist, daß die wenigsten, die allerwenigsten diese Sprache verstehen. Wenn ich im Konzertsaal sitze, so weiß ich, daß für die meisten meiner Zuhörer die Musik nichts bedeutet. Für andere ist sie ein Mittel, sich einen angenehmen Schwindel zu schaffen, für andere wieder ist sie die Begleitung ihrer kleinen Sentimentalitäten, und so fühle ich mich denn im Konzertsaal mit meiner Musik allein, und das ist gut so. Einige Wenige gibt es, die mich verstehen, und zu denen mit meiner Musik zu sprechen ist ein

Glück. Es gibt aber auch Menschen, die meiner Musik feindlich sind. Vor solchen zu spielen tut weh, es ist mir dann, als müßte ich meine letzten Geheimnisse einem Feinde anvertrauen."

"Wie interessant," sagte Nicky. "Aber ein großer Künstler braucht doch ein Publikum." Sie erröte wieder, denn es mißfiel ihr, was sie gesagt hatte.

Fanoni lachte: "Ja, wir Musiker sind Ungeheuer, wir reisen umher und lassen unsere Seele für Geld sehen."

"Sie sind wohl viel umhergereist," sagte Nicky.

"Ja, viel," bestätigte Fanoni. "Ich habe mich von Impresarios durch ganz Europa und Amerika schleppen lassen, das macht ein wenig müde. Aber dies beständige Sehen von fremden Städten und Ländern, die uns nichts angehen, von fremdem Leben und fremden Menschen, die uns gleichgültig sind, hat das Gute, daß all das von uns abrückt, unwirklich wird wie die Bilder einer Laterna magika, und wir bleiben dann einsam mit unserer eigenen Wirklichkeit, und das ist gut." Fanoni fröstelte ein wenig und hüllte sich fester in seinen Mantel.

"Sie sind sehr einsam?" fragte Nicky und erschrak dann selbst über ihre Frage. Fanoni jedoch wunderte sich nicht darüber. "Ja," sagte er, "das bin ich immer, und hier gibt es Tage, an denen ich höchstens einige Worte mit meinem Diener wechsle. Das ist erholend."

"Sie haben gewiß Heimweh nach Ihrer schönen Heimat," meinte Nicky.

"Ach nein," erwiderte Fanoni, "dort ist zu viel Licht, zu viel Farbe, dort ist es heiß," dabei kniff er die Augenlider zusammen, als täte der Gedanke an diese Helligkeit und diese Farben seinen Augen weh, "hier gibt es Kühlung und sanfte Farben."

"Ihre Mutter war eine Deutsche, nicht wahr," sagte Nicky, "deshalb tut das deutsche Land Ihnen vielleicht gut."

"Meine Mutter war eine Deutsche," wiederholte Fanoni nachdenklich, "sie sprach mit mir deutsch, sang mir deutsche Lieder vor und erzählte mir deutsche Märchen. Das Land dort war für sie auch zu grell, zu gewaltsam, es machte sie krank, es hat sie getötet."

Beide schwiegen eine Weile und schauten zu, wie der Nebel in weißen Wolken den Bergabhang hinabzog. Plötzlich begann Fanoni zu husten, krampfhaft wurde sein ganzer Körper geschüttelt, rote Flecken zeigten sich auf seinen Wangen, und seine Augen füllten sich mit Tränen. "Sie müssen in das Haus gehen," rief Nicky erschrocken, "hier ist es feucht, das tut Ihnen nicht gut." Fanoni rang nach Atem. "O, es ist nichts," sagte er mühsam, "es kommt zuweilen so." Er versuchte zu lächeln und schaute Nicky mit einem seltsam hilflosen Blicke an. Aber Nicky wurde besorgt und mütterlich: "Nein, nein, Sie müssen in das Haus gehen, Sie müssen

einen warmen Tee trinken, das müssen Sie mir versprechen, diese Abendnebel sind nichts für Sie." — „Nun, dann will ich also gehen," sagte Janoni und erhob sich, „ich danke Ihnen, Frau Baronin, für Ihre Besorgnis und für diese Stunde, ich habe mehr gesprochen als sonst in einem Monat, aber das kommt so zuweilen über uns, wie über die Sträflinge im Zuchthause, die nicht sprechen dürfen. Gute Nacht." Er verbeugte sich und ging wieder mit den langen, gleitenden Schritten seiner Villa zu.

Als Nicky zu Hause schweigend bei ihrer Abendmahlzeit saß, dachte sie noch an Janoni: Welch ein seltsamer Mensch, wie langsam und sorgsam er sprach, als läse er aus einem Buche vor, und wie hochmütig alles klang, was er sagte, vielleicht war es lächerlich, daß ein Herr bei der ersten Bekanntschaft so ohne weiteres von seiner Seele sprach, wie andere Herren von ihrem Klub. Und doch war in Janoni etwas, das Nicky ergriff, sie hätte vor Mitleid weinen mögen, wenn sie an den hilflosen Blick dachte, den er auf sie geworfen hatte, als der Hustenanfall ihn schüttelte. Als Nicky ihre Blicke zerstreut auf Paula ruhen ließ, die still ab und zu ging, bemerkte sie, daß Paula geweint hatte: „Warum haben Sie geweint?" fragte Nicky. „Es ist nichts," antwortete Paula; „der Franz wollte Sonntags herauskommen, nun schreibt er, daß er nicht kommt, weil es doch Krieg geben wird." Nicky zog die Augenbrauen empor und sagte ungeduldig: „Warum soll es denn Krieg geben?" — „Sie sagen so," meinte Paula. „Das sagen sie immer," versetzte Nicky; „jeden Sonntag fragt die Erzellenz den Baron Oskar, gibt es Krieg? und der Baron zuckt dann die Achseln und sagt: man kann nicht wissen."

„Ja, ich weiß es ja nicht," erwiderte Paula mürrisch. Nicky kehrte wieder zu ihren Gedanken zurück. Wie hatte Janoni gesagt? das gleichgültige Leben und die gleichgültigen Menschen rücken von mir ab, sie werden wie Bilder einer Laterna magika. Das war hübsch, und Nicky war stolz darauf, daß sie diesen Gedanken so gut nachfühlen konnte. Die Menschen hier, der Oberst mit seinen kritischen Zeiten, die Berliner Dame, der Baron Poth-Haller, die waren solche vorübergehende Bilder. Dann dachte Nicky daran, ob Oskar Janoni einen wertvollen Menschen nennen würde. Nein, er würde ihn nicht verstehen, und die Schwiegermutter und die Schwägerinnen auch nicht. Sie, Nicky, verstand ihn, und ein angenehmes Hochmutsgefühl erwärmte ihr Herz. All dies jedoch erregte sie so sehr, daß sie diese Nacht wenig schlief.

Während des nächsten Tages bemühte sich Nicky, wenig an Janoni zu denken, sie fand es beschämend, daß eine Begegnung so stark auf sie wirken sollte, dennoch war der ganze Tag nur eine Vorbereitung auf den Abend. Als Nicky aber endlich auf der Wiesenbank saß, wurde sie enttäuscht, in der Villa ließ sich für kurze Zeit die Musik vernehmen, eine seltsam zer-

rissene, unklare Musik, dann wurde es still und Janoni kam nicht. Es ist vielleicht sein feiner Takt, dachte sie, oder er ist krank, und sie begann sich um ihn zu sorgen, sie konnte es jedoch nicht verhindern, daß diese Enttäuschung sie tief verstimmte.

Als sie in ihrem Bette lag und mit weit offenen Augen in die Finsternis starrte, wurde sie ganz mutlos. Also auch das war nichts gewesen, eine flüchtige Unterhaltung mit einem fremden Herrn, sonst nichts.

Der Morgen war schwül, Nicky vermied die Gesellschaft vor dem Posthause und flüchtete in den Wald. Sie ging die kleinen Waldwege entlang; wie grüne, heiße Wände, die stark duften, standen die Tannen um sie her, die Gewitterluft machte die Glieder träge. Als Nicky um eine Ecke bog, stand sie vor einer kleinen, runden Waldwiese, und mitten auf der Waldwiese lag Janoni lang hingestreckt auf seinem blauen Mantel. Nicky errödete, und sie wunderte sich selbst darüber, daß diese Begegnung sie so stark erfreute. Janoni hatte wohl Schritte gehört, er richtete sich auf, lächelte und sagte: „Eine weiße Erscheinung am Waldrande.“ Dann sprang er auf und ging Nicky entgegen. Sie sah es seinem Gesichte an, daß auch er sich freute. „Natürlich mußten Sie kommen,“ sagte er.

„Ich mußte kommen?“ fragte Nicky erstaunt.

„Ja,“ fuhr Janoni fort, „ich habe so stark an Sie gedacht, ich habe Sie so deutlich gesehen, daß ich wußte, Sie würden kommen. Haben Sie das nicht gespürt?“

„Ich habe nichts gespürt,“ versetzte Nicky abweisend; sie fand, er nahm doch zu selbstverständlich von ihr Besitz.

„Und doch sind Sie gezogen worden,“ behauptete Janoni.

„Ich will gar nicht gezogen werden,“ meinte Nicky ein wenig gereizt.

„Wir werden alle gezogen,“ sagte Janoni heiter, „und jetzt müssen Sie sich hersetzen,“ und er breitete seinen Mantel vor ihr aus. Nicky zögerte. War es doch nicht vielleicht unschicklich, hier in der Einsamkeit bei dem fremden Herrn zu sitzen? Janoni aber schaute sie so erwartungsvoll an, daß sie etwas befangen sich setzte. „So, so,“ murmelte Janoni und streckte sich wieder auf den Rasen hin. Er stützte den Kopf mit der Hand und schaute Nicky ruhig an, dabei trug sein Gesicht heute einen jugendlichen, fast knabenhaften Ausdruck. „Nicht wahr, hier ist es gut,“ begann er, „ich komme hierher, um mich zu wärmen. Die Wärme hier auf diesem Fleck ist mild und durchdringend, sie geht ins Blut wie alter Wein.“ Nicky wollte etwas sagen, Janoni jedoch legte seinen Finger auf die Lippen und sagte: „Still, hören Sie?“ Beide schwiegen und lauschten dem Klingen und Summen der Mittagstunde. „Nicht wahr, schön?“ bemerkte Janoni endlich; „das Singen der Stille, wunderbar ist es, wie alle diese kleinen

Tiere in der Luft ein jedes seine eigene Saite anflingen läßt, und das gibt dann zusammen eine herrlich beruhigende Musik. Solche Musik können wir nicht machen, wir sind zu zerfahren. Und dann habe ich auch all die kleinen, grauen Motten und blauen und braunen Schmetterlinge gern, sie sind so rücksichtsvoll lautlos, sie setzen sich ganz still auf einen Halm und zeigen ihre Flügel. Ja, schön, schön," wiederholte er, legte seinen Kopf in das Gras zurück und schaute zum Himmel auf.

"Ich fürchtete schon, Sie seien nicht wohl," sagte Nicky, „und der feuchte Abend damals hätte Ihnen geschadet.“ – „Ich kam gestern nicht zu Ihnen, weil es Stimmungen gibt, in denen man sich ebensowenig zeigen darf wie in schlechten Kleidern. Haben Sie das nicht meiner Musik angehört?“ „Ja, ich glaube," antwortete Nicky zögernd, „ich habe diese Musik nicht ganz verstanden, ich wollte Sie noch fragen.“

Fanoni verzog sein Gesicht, als schmerzte es ihn. „Nein, bitte fragen Sie nicht," sagte er. „Über Musik soll man nicht sprechen. Die Sprache und die Musik sind Feindinnen. Die Sprache ist dazu da, damit die Leute einander mißverstehn. Was wir aussprechen, wird grau und kalt.“

Nicky senkte den Kopf. Diese Zurechtweisung verletzte sie. Fanoni jedoch schien das nicht zu bemerken. „Ubrigens," fuhr er fort, „gleich am ersten Tage, als ich Sie mit den Herren und Damen vor dem Posthause sprechen sah, wußte ich, Sie gehören nicht zu jenen, Sie haben keine Verbindung mit ihnen, Sie stehen ihnen ganz fern, ganz abseits, Sie sind auch einsam.“

„Ja, vielleicht bin ich einsam," erwiderte Nicky und errödete. Es schmeichelte ihr, daß sie einsam sein sollte. Ehrlich jedoch fügte sie hinzu: „Immerhin habe ich einen guten Mann und liebe Verwandte.“

„Wer hat nicht liebe Verwandte," unterbrach Fanoni sie ungeduldig. „Sprechen wir nicht von denen. Für mich sind Sie die weiße Erscheinung am Waldrande, etwas Wohlthuendes, von dem ich nicht weiß, von wo es kommt. Sie sind etwas geheimnisvoll Geschenktes, wie eine Melodie, die uns einfallt.“

Erstrecken blickte Nicky auf, so hatte noch niemand zu ihr gesprochen. Dann lachte sie. „Ach, Herr Fanoni, wer von uns fällt so vom Himmel, wie – wie –“

„Wie ein Stern," ergänzte Fanoni. „Doch, das gibt es. Das wäre traurig, wenn es das nicht gäbe. Wollen Sie ein Märchen hören, das ich mir oft von meiner Mutter erzählen ließ?“ Und ohne die Antwort abzuwarten begann er, immer noch zum Himmel emporsehend und langsam zum Himmel hinaufsprechend:

„Es handelt sich, wie in vielen Märchen, auch hier um einen Prinzen, der manches Abenteuer erlebt. Natürlich erleidet er auch Schiffbruch und

rettet sich an die Ufer der Insel der Puppen. Es erweist sich, daß diese Insel eine sehr schöne und angenehme Insel ist. Sie wird von großen Puppen bewohnt, und diese Puppen gehen und stehen, sitzen und liegen, wie es die Menschen tun. Sie sprechen, lachen und singen, sie streiten miteinander und lieben sich untereinander. Zuweilen werden kleine Puppen geboren, und zuweilen stirbt eine Puppe; dann weinen die andern Puppen ihr Puppentränen nach. Die Insel hat ihre Gesetze und ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, sie hat ihre Städte und Dörfer — kurz, sie ist ein wohlgegerichteter Staat. Der Prinz wurde hier freundlich aufgenommen, man lud ihn in die Gesellschaften, ja, er wurde ein wenig verwöhnt, Puppenmädchen verliebten sich in ihn. Das alles gefiel dem Prinzen sehr gut, ein schöneres Leben, meinte er, könne es nicht geben, und er beschloß, ganz bei den Puppen zu bleiben. Eine Weile ging es auch gut, allein mit der Zeit ergriff ihn eine seltsame Traurigkeit. Die Puppen um ihn her verloren für ihn an Leben und an Interesse. Was sie sagten und trieben, erschien ihm plötzlich fremd, unverständlich und kindisch. Was gingen ihn diese Puppen an? dachte er oft. Eines aber wurde ihm immer mehr zur Qual: wenn die Puppen sprachen, lachten und sangen, dann klang das wie menschliches Sprechen, Lachen und Singen, nur daß ein ganz leises metallisches Knarren sich hineinmischte. Dieses rührte von dem Uhrwerk her, das die Puppen als Seele im Leibe trugen. Anfangs hatte der Prinz diesen Ton überhört, je länger er aber auf der Insel wohnte, um so deutlicher vernahm er ihn, aus jedem Worte hörte er endlich nur noch das metallische Knarren heraus. Das wurde ihm schließlich zu einer furchtbaren Pein, er wollte keinen Puppenton mehr hören und floh in den Wald, um ganz allein sein. Dort lebte er einige Zeit, und die Einsamkeit tat ihm wohl, er genoß es unendlich, keinen Puppenlaut mehr zu hören. Als er eines Tages auf einer Wiese lag und träumte, da hörte er in seiner Nähe Gesang. Eine weibliche Stimme sang ein einfaches Lied. Erschrocken fuhr der Prinz auf und lauschte. Jetzt, sagte er sich, jetzt wird gleich das metallische Knarren kommen! Allein es kam nicht. Frei und lebendig rief die Stimme ihre Töne in den Wald hinein. Der Prinz folgte dem Tone, und bald sah er ein schönes Mädchen auf einem Steine sitzen, es faltete die Hände im Schoß und sang. Behutsam schlich der Prinz heran, und als das Mädchen schwieg, trat er vor und sagte: „Mädchen, wie singst du!“ Das Mädchen erschrak und erwiderte: „Verzeiht, Herr, ich wußte nicht, daß Ihr in der Nähe seid.“ Der Prinz aber wiederholte leidenschaftlich: „Das ist nicht die Stimme einer Puppe.“ Traurig schüttelte das Mädchen den Kopf: „Nein,“ sagte sie, „ich bin keine Puppe, ich weiß nicht, wie ich als Kind hierhergekommen bin; eine gute Puppe nahm sich meiner an. So lebe ich denn hier. O sie sind alle freundlich und gütig zu mir,

dech zuweilen ergreift mich eine solche Angst vor ihnen, daß ich mich hier im Walde verstecken muß, um mit mir allein zu sein.“ Entzückt lauschte der Prinz der lebendigen Stimme, und als das Mädchen schwieg, bat er: „Sprich weiter.“ Und das Mädchen lächelte und sagte: „Du bist auch keine Puppe, ich höre es an deiner Stimme.“ — „Nein,“ erwiderte der Prinz, „ich bin vor ihnen geflohen, ich konnte das Geknarr ihrer Stimmen nicht hören, ich wollte allein sein. Aber jetzt, wo ich dich gefunden habe, wollen wir zusammen allein sein.“ — So blieben sie zusammen und führten ein seliges Leben. Zuweilen stiegen sie zu den Puppen hinab und sahen sich lachend das puzige Treiben an. Wenn sie aber wieder in ihrer Einsamkeit waren, dann freuten sie sich, daß sie mit jener Welt nichts mehr zu tun hatten.“

Janoni schwieg. Nicky schaute nachdenklich über die Wiese hin, sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte. Es schien ihr, als müßte sie etwas Abwehrendes sagen, er kam ihr mit seinem Märchen so nah, allein es fiel ihr nichts Rechtes ein. Daher wurde sie befangen. Sie stand auf und sagte: „Ich glaube, es ist schon spät.“ Auch Janoni war aufgesprungen, er lächelte, als erriet er, was in ihr vorging. „Ja, es ist spät,“ meinte er, „und Sie wollen nach Hause. Ich danke Ihnen, daß Sie mir so geduldig zugehört haben. Auf Wiedersehen!“ Dann trennten sie sich.

Am Nachmittage ging ein schweres Gewitter über das Tal hin. Nicky saß in ihrem dämmerigen Zimmer, lauschte dem Grollen des Donners und sah den Blitzen zu, wie sie immer wieder das Zimmer mit zitterndem, bläulichen Lichte erfüllten. Ihr war seltsam traumhaft und feierlich zumute. Wo war die dumme, kleine Nicky hin, die Oskar und die Schwägerinnen nachsichtig belächelten, Nicky, die sich immer langweilte und nichts verstand! Jetzt war etwas Geheimnisvolles und Kostbares in ihr, das ein großer Künstler bewunderte. Diese neue Nicky beglückte sie und verwirrte sie doch zu gleicher Zeit, sie war unsicher, wie die neue Nicky sich benehmen sollte. So still im dämmerigen Zimmer zu sitzen, der tiefen Stimme des Donners zuzuhören und sich von den eiligen Lichtern der Blitze übergießen zu lassen, das war gewiß richtig, das paßte zu dem Ausnahmewesen, das sie jetzt war.

Der Abend wurde wieder klar. Die Luft war bewegt und kühl und ganz voll von den aufgewirbelten Düsten der Wälder und Wiesen. Nicky ging zur Wiesenbank, über die nassen Wege, die im Abendschein ganz golden wurden. Auf die nasse Bank breitete sie sorgsam ihren Pläd aus, damit Janoni sich nicht erkälte, wenn er käme. Dann wartete sie. In der Villa wurde gespielt, leise und sehnüchrig. Möglichst brach die Musik ab, und Janoni erschien unten. Er küllte sich fest in seinen Mantel und hatte den Hut tief in die Stirn gezeget. Er sah bleich und müde aus. „Ich hätte



nicht kommen sollen," sagte er, „ein Gewitter quält meine Nerven immer, und dann bin ich nicht unterhaltend und zu wenig zu brauchen. Aber die Sehnsucht war zu groß, hier still neben Ihnen zu sitzen, ich dachte, das würde mir wohl tun. Darf ich das?"

„O gewiß," erwiderte Nicky, „setzen Sie sich nur." Und sie fragte ihn teilnehmend, ob er leide. Er winkte nur müde mit der Hand ab, und da er schwieg, begann sie eine Unterhaltung, das erste beste, das ihr in den Sinn kam: „Man hört jetzt so viel von Politik, die Zeiten sollen ernst sein, man sagt, es wird Krieg geben. Wie denken Sie darüber?"

Fanoni zog seine Augenbrauen in die Höhe. „Ich? O, ich denke gar nichts darüber. Möglich, daß sie Krieg führen. Sie führen immer Krieg, bald, weil der eine mehr verkauft, als der andre, oder weil der eine mehr Schiffe hat, als der andre, was weiß ich. Ich bin diesen Dingen ganz fern gerückt, meinerwegen können sie tun, was ihnen beliebt."

„Aber ein Krieg ist doch etwas Schreckliches," warf Nicky ein.

„Das Leben ist immer schrecklich," erwiderte Fanoni, „wenn wir uns zu nahe mit ihm einlassen."

„Und das Vaterland . . ." versetzte Nicky unsicher.

Fanoni zuckte die Achseln. „Ich habe kein Vaterland. Mein Herz ist auch zu eng, um ganze Länder zu lieben. Ich liebe die Wiese, auf der wir heute waren, ich liebe diese Bank hier. Mein Herz ist auch zu eng, um Millionen zu lieben. Ich liebe immer nur einen Menschen, und dazu brauchen wir schon unsere ganze Kraft. Überhaupt Patriotismus — ich glaube, auf der Puppeninsel war man sehr patriotisch."

Nicky wurde ernst. „Ich habe über Ihr Märchen nachgedacht," sagte sie. „Ich weiß nicht, ob es mir gefällt. Es klingt so hochmütig."

„Hochmütig, ja, das sind wir."

„Wir?"

„Ja, Sie auch," fuhr er fort, „Sie müssen es sein. Aber ich sehe, was ich heute auch sage, es ärgert Sie. Es ist wohl besser, ich gehe. Nur eine Bitte habe ich noch."

„O sagen Sie," versetzte Nicky freundlich. „Mein größter Wunsch ist," sagte Fanoni, „an einem hellen Tage mit Ihnen über Land zu gehn. Berge kann ich nicht steigen, aber wir würden durch fremde Täler gehn, und durch Wälder, und würden in fremden kleinen Wirtschaftshäusern essen, alles wäre fremd um uns, nur wir wären einander bekannt und wir wären ganz weit von den andern."

Nicky zögerte mit der Antwort, da machte er ein enttäuschtes Gesicht. „Ich sehe schon, es geht nicht. Sie fürchten, die Puppen hier würden das nicht schicklich finden."

„O das ist es nicht," rief Nicky, „um die kümmernere ich mich nicht."

Gewiß gehen wir, das kann sehr hübsch werden.“ Und als sie das sagte, hatte sie ein schlechtes Gewissen. Janoni aber lächelte ein glückliches Knabenlächeln. „Dann ist es gut,“ rief er, „das wird mein Trost in der schlaflosen Nacht sein.“ Er grüßte und lief seiner Villa zu.

Der Tag war warm. Nicky und Enrico Janoni wanderten eine Strecke die Landstraße entlang. Die Sonne brannte unerbitlich hernieder, so daß beide schweigsam und ein wenig mühsam nebeneinander hergingen. Erst im Walde lebte Janoni auf, hier war es kühl und still, Sonnenstrahlen schlüpfen durch die Tannenzweige und warfen goldne Flecken auf das Moos. Janoni nahm seinen Hut ab und lächelte, ein Ausdruck knabenhafter Ausgelassenheit verjüngte sein Gesicht. „Gut ist's hier,“ sagte er, „vornehm, durchaus gute Gesellschaft; es gibt doch nichts Rücksichtsvolleres, als einen Baum!“ Und er strich mit der Hand über den Stamm einer alten Tanne. „Kühl und gütig, das ist es.“ „Ja, es ist schön,“ meinte Nicky. „Aber so wirklich vertraut bin ich nie mit dem Walde geworden, für mich war der Wald immer nur der Ort für eine Promenade.“

„Das ist nicht recht,“ versetzte Janoni, „mit dem Walde muß man gut stehn.“

Während sie auf dem engen Waldpfade nah beieinander weiter gingen, war Janoni aufmerksam auf alles, was ihnen begegnete. Er beugte sich über eine Blume, um ihr in den Kelch zu sehen, er schaute zu den Wipfeln einer Tanne auf, um eine Eichkaze zu betrachten, er lachte laut über einen großen roten Pilz, der sich im Moose breit machte: „Die Pilze,“ sagte er, „sind die Waise des Waldes, ich kann immer über sie lachen! Wie dieser sich da bläht und mit seiner häßlichen roten Farbe prökt, köstlich!“

„Aber die Wälder in Ihrer Heimat,“ fragte Nicky, „sind die nicht noch anders schön?“

Janoni verzog das Gesicht. „Nein, die sind keine gute Gesellschaft; alles zu groß, zu üppig, zu eng beieinander, eines steigt dem andern auf den Kopf, dazu duftet alles so aufdringlich; und diese Vögel, bunt wie schlecht angezogene Mädchen in einer Provinzstadt – nein, dieses hier ist mir lieber. Aber da sind ja die guten kleinen gelben Schwämme,“ rief er, „die müssen wir haben.“ Und er zog ein Tuch aus der Tasche und begann eifrig, die Schwämme zu pflücken und in das Tuch zu legen. Nicky schaute ihm eine Weile lächelnd zu, und dann sammelte auch sie die Schwämme.

„So,“ meinte Janoni endlich und richtete sich auf, rot im Gesicht und ein wenig außer Atem. „Jetzt dürften wir uns erholen. Hier sind gerade die schönen Baumstücke, sehen wir uns.“

Sie setzten sich, und Janoni versank in tiefe Gedanken. Nicky aber ging es

durch den Sinn: Wie unwahrscheinlich ist das alles, wie weit fort bin ich von meinem gewohnten Leben! Es würde mich nicht wundern, wenn ich jetzt plötzlich aufwachen würde in meinem Schlafzimmer drüben in der Stadt. „Ja, so wird es am besten sein,“ begann Janoni plötzlich, „wir lassen uns die Pilze gleich im nächsten Gasthause zubereiten. Ich will die Sache schon überwachen, frisch schmecken sie am besten.“

„Haben Sie darüber die ganze Zeit nachgedacht?“ fragte Nicky verwundert.

„Gewiß,“ erwiderte Janoni. „Ich denke gern über Speisen nach. Natürlich gibt es gleichgültige Speisen, aber eigentlich muß jede Speise ihre Stimmung haben. Unfre Zunge ist sehr empfänglich für Stimmungen. So denke ich lange schon über die Herstellung einer Speise nach: sie muß eine Art Creme sein, muß weiß sein, und muß schmecken wie der Duft blühender Bohnenfelder. Aber wenn es Ihnen recht ist, gehen wir weiter.“

Der Wald hörte plötzlich auf. Ein schmales Tal lag da, voller Sonnenschein. An einem grünen Bergbach standen kleine Häuser, deren Dächer wie Silber schimmerten. Die Dorfstraße war still, einige Hunde trieben sich dort herum, müde von der Hitze. Frauen standen vor den Hausüren und schauten feiernd die Straße hinab. Irgendwo erklang der Ton einer Fidel, eifrig und schnarrend wiederholte sie dieselben Walzertakte. „Das sieht nach Sonntag aus,“ sagte Janoni. „Ja, Sonntag,“ bestätigte Nicky. „Den Sonntag,“ fuhr Janoni fort, „lese ich den Leuten vom Gesichte ab. Am Vormittage sehen sie aus, als erwarteten sie etwas Schönes, und am Abend sehen sie aus, als seien sie enttäuscht worden.“

Nicky seufzte. „Ach ja, die Sonntagabende waren traurig. An Sonntagabenden hatte ich immer das Gefühl, als hätte ich etwas versäumt.“

Janoni zuckte die Achseln. „Auch solch eine unnütze Traurigkeit, die in das Leben gebracht ist. Ich erinnere mich eines Sonntagnachmittags in Wien. Ich schaute zu meinem Fenster hinaus. Die Straße war leer, nur an der Ecke stand ein kleines Dienstmädchen, sehr gepuht, den Hut voller Rosen. Es stand und sah die Straße hinunter, ging dann einige Schritte auf und ab und stand wieder, es wartete auf ‚ihn‘. Ich beobachtete das Mädchen und begann auch auf ‚ihn‘ zu warten, ich wurde wütend, weil er nicht kam. Endlich verließ ich das Fenster und ging meinen Beschäftigungen nach. Als ich nach längerer Zeit wieder hinausschaute, war das kleine Dienstmädchen noch immer da. Noch immer ging es einige Schritte auf und ab und blieb dann an der Ecke stehn, um die Straße hinabzuschauen, nur daß die Schritte langsamer und müder schienen. Ich haßte den Menschen, der das arme Mädchen im Strich gelassen hatte, ich hätte ihn erwürgen mögen. Endlich begann das Mädchen zögernd die Straße hinabzugehen, zuweilen schaute es noch zurück und verschwand dann. Jetzt

schleicht das arme Ding in seine kleine Dienstabotenkammer, dachte ich mir, und legt die Sonntagskleider ab und weint in der Dämmerung. Das ist für mich tragischer als der Tod der Maria Stuart."

"Und Sie behaupten, Sie seien nicht mitleidig?" sagte Nicky.

"Ich bin nicht mitleidig," meinte Janoni. "Mitleid bringt uns die Menschen zu nah. Aber es läuft so viel Traurigkeit in der Welt umher, daß sie uns unversehens überrennt."

Am Ende der Dorfstraße lag das Wirtshaus. Im Garten saßen die Männer und tranken, in einer offenen Halle wurde getanzt. "Sie tun hier, was sie können, aber was hilft es, heute abend werden sie doch enttäuscht sein."

An der Rückseite des Hauses war es ruhig, eine Bohnenlaube stand da, und hier beschloß Janoni sich niederzulassen. Eine dicke Kellnerin, ganz heiß vom Tanze, mit feuchten Stirnlöchchen, kam herbeigelaufen, um die Herrschaften zu bedienen. Janoni bestellte das Essen, erklärte die Zubereitung der Pilze und ging dann selbst in die Küche, um mit der Wirtin zu sprechen.

Nicky war müde vom Gang. Grell schien die Sonne vor ihr auf den Kies, einige Hühner gingen ab und zu und stießen den kleinen ergebenen Klagelaut aus, der alten Hennen eigen ist. Nicky schloß die Augen, aber sofort stieg das Bild der sonntäglichen Tafel bei der Schwiegermutter auf: die glatten Scheitel der Schwägerinnen, das geduldige Gesicht des alten Jakob, der den großen Kalbsbraten herumreicht — nein, das wollte sie nicht, das nicht! Wie fern hatte sie sich schon von dieser Welt geglaubt. Sie dachte an Janoni, an seine knabenhafte Fröhlichkeit im Walde, an all das Hübsche, das er sagte und dachte, und sie wünschte, er wäre wieder bei ihr.

Endlich kam er. Fröhlich rieb er sich die Hände: "Ich glaube, es wird gut," meinte er. Nicky lächelte. "Sie freuen sich?" "Ja, ich freue mich," gestand Janoni, "freuen Sie sich nicht? Ich glaube, Sie nehmen das Essen nicht ernst genug. Vorhin wunderten Sie sich, daß ich über die Schwämme nachdachte. Denken Sie nie über das Essen nach?"

"Doch," erwiderte Nicky, "zu Hause denke ich täglich darüber nach und berate mich mit der Köchin darüber. Allerdings werden meine Vorschläge meist verworfen."

"O, das ist anders," rief Janoni. "Aber den Familientisch nachzudenken, muß kein Vergnügen sein. Wie sagt man doch: ein guter bürgerlicher Tisch. Das klingt schon so uninteressant."

Die Speisen kamen, und Janoni war zufrieden. Er aß mit Appetit, war sehr heiter, sie lachten über kleine, geringfügige Dinge: über die traurigen Gesichter der Hennen und die Stirnlöchchen der Kellnerin, und als die Mahlzeit beendet war, bestimmte Janoni: Jetzt tanzen wir."

"Tanzen?"

„Ja, ich muß mit Ihnen tanzen,“ erklärte er. „Wenn man sich ganz kennen lernen will, muß man miteinander getanzt haben.“

Sie gingen zur Tanzhalle hinüber. Diese war gedrängt voll. Das Aufschlagen der Nägelschuhe überkündete fast die dünne Stimme der Geige. Ernst und emsig drehten die großen, schweren Gestalten umeinander. Nicky und Janoni sahen neben ihnen seltsam schmal und zerbrechlich aus. Janoni nahm Nicky, und sie tanzten. Er tanzte gut, er verstand es, sich und seine Tänzerin leicht und sanft von dem Takte der Musik wiegen zu lassen. Zuweilen lächelte er auf Nicky herab und flüsterte: „Ist es gut so?“ „Ja, gut!“ antwortete sie. Die Bewegung gab ihr einen leichten Schwindel, sie schloß die Augen, sie vergaß die ganze Umgebung, und es war ihr, als sei sie mit Janoni allein. Plötzlich fühlte sie, daß der Arm ihres Tänzers sie nicht mehr hielt, und auch seine Schritte wurden unregelmäßig. Dann blieb er stehn und begann zu husten, ein furchtbarer Anfall schüttelte ihn, seine Augen füllten sich mit Tränen, und er rang nach Luft. Erschrocken führte Nicky ihn zu einem Sessel, Leute umstanden sie, Frauen stießen mitleidige Rufe aus, einige Burschen lachten, eine Stimme sagte: „Der gehört ins Spital, was sucht er hier?“

Janoni hatte sich ein wenig erholt, er erhob sich mühsam und sagte: „Gehen wir,“ und als Nicky zögerte, wiederholte er angstvoll: „Gehen wir.“

So gingen sie hinaus, hinter ihnen erscholl feindseliges Gelächter.

„So geht es nicht,“ sagte Nicky besorgt. „Sie müssen ausruhen.“ Allein Janoni drängte ungeduldig vorwärts. „Nicht hier,“ sagte er, „nur nicht hier, drüben im Walde.“ Mühselig schlichen sie die Dorfstraße hinab. Im Walde blieb Janoni stehn, er wurde blaß bis in die Lippen hinein, sein Atem ging schwer, und er glitt auf das Moos nieder. „Mein Gott, er stirbt,“ dachte Nicky. Sie kniete neben ihm, sie nahm seinen Kopf, betrete ihn auf ihre Knie, trocknete ihm mit ihrem Tuch die Stirn, und tief auf ihn niedergebeugt, flüsterte sie ihm beruhigende Worte zu, wie einem Kinde: „Der böse Husten! Aber nun wird es schon besser, nicht wahr?“ Janoni lag mit geschlossenen Augen da, als schliefe er. Der Atem wurde allmählich ruhiger, und endlich tat er einen tiefen Atemzug, und Nicky hörte ihn murmeln: „Atmen ist doch das beste im Leben.“ Dann lag er wieder still da, auch Nicky wurde jetzt ruhiger, wurde sich ihrer Lebenslage bewußt. Wie seltsam, daß sie hier saß, im Schweigen des Waldes, und auf ihren Knien den Kopf des fremden, bleichen Mannes hielt, das Herz voll unsagbaren Mitleids für ihn. Weit, unendlich weit fort, schien es ihr, war sie von allem, was sonst ihr Leben gewesen war. Ein Eichelhäher flog durch den Wald und stieß seinen schrillen Wachtruf aus. Janoni öffnete die Augen und sagte unzufrieden: „Was will er?“

Ich mag diesen Vogel nicht. Er kommt und ruft eine böse Nachricht in den stillen Wald hinein, er will stören, aber der Wald glaubt ihm nicht."

"Ist Ihnen besser?" fragte Nicky.

"Ja, es ist vorüber," erwiderte Janoni und richtete sich auf. Nachdenklich schaute er Nicky an: "Wie bleich Sie sind! Sie glaubten wohl, daß ich sterbe."

"Ich sah, daß Sie leiden," erwiderte Nicky.

"Ich wäre gern gestorben," fuhr Janoni sinnend fort. "So gestorben. Wie das Sterben ist, wissen wir nicht, aber es ist doch schön, bis zur letzten Grenze des Lebens ein Glück bei sich zu haben."

"Sie dürfen nicht sprechen," sagte Nicky eifrig, "Sie sollen still sitzen und sich erholen."

"Nein, es ist vorüber," sagte er, "jetzt gehen wir. Gut, ich werde nicht sprechen, wozu auch, wir gehen ja nebeneinander her." Mühsam erhob sich Janoni, und sie machten sich auf den Heimweg.

Sie mußten langsam gehen und häufig rasten. Janoni schwieg, aber er schaute immer wieder Nicky mit einem sanften, zufriedenen Lächeln an. Als sie endlich an Janonis Villa anlangten, atmete Nicky erleichtert auf. Janoni ergriff ihre Hand. "Ich danke Ihnen," sagte er. "Wie gut Sie sind. Gott, wie armselig sind Worte! Aber wir haben jetzt ein gemeinsames Erlebnis, das bindet. Und das in der Tanzhalle, nun, so geht es immer, wenn wir uns unter die andern mischen wollen. Das dürfen wir nie mehr tun. Gute Nacht!"

Nicky erwartete ihren Gatten mit dem Abendauto. Sie ging ihm an die Haltestelle entgegen. Sonst vermied sie dieses Entgegengehen, sie liebte es nicht, unter den gerührten Blicken der Umstehenden den ehelichen Begrüßungskuß zu empfangen. Heute jedoch war es etwas wie schlechtes Gewissen, was sie hintrieb, denn in dem Traumleben, das sie jetzt lebte, regte sich doch zuweilen etwas wie schlechtes Gewissen! An der Haltestelle standen die Berliner Dame, der Major und Irma, sie standen da aus Neugierde, um zu sehen, wer ankäme, und um Neuigkeiten aus der Stadt einzusammeln. Die Berliner Dame hatte manches Bedenkliche aus Berlin zu berichten, der Oberst war heiter und martialisch: "Jetzt geht es los," rief er, "ich fühle schon eine Unruhe in den Beinen wie ein altes Schlachtpferd, das Pulver riecht. Mich werden sie wohl auch noch gebrauchen können." Nicky hörte ein wenig zerstreut zu, sie beobachtete jetzt an sich im Verkehr mit diesen Leuten eine gewisse kühle Gelassenheit, die ihr gefiel. Auch Janoni würde sie billigen, meinte sie.

Das Auto kam, und als Oskar aus dem Wagen stieg, schien es Nicky,

als hätte sie dieses gute, freundliche Gesicht sehr lange nicht gesehen. Ihre Gedanken waren die ganze Zeit über so weit von ihm fort gewesen.

„Was gibt es Neues?“ rief der Oberst. Oskar zuckte die Achseln: „Die Herrschaften werden bald genug Neues erfahren,“ erwiderte er, nahm den Arm seiner Frau, und sie gingen ihrer Wohnung zu.

„Also da ist man wieder, da ist man wieder einmal beisammen,“ sagte Oskar und streichelte Nickys Hand. „Es war auch Zeit. Merkwürdig, wie die Frauen es verstehen, sich vermissen zu lassen.“ Nicky schaute zu ihm auf: Wirklich, er freute sich, sie sah es seinen Augen an, und da sagte sie denn: „Ja, ich freue mich auch.“ Sie bereute es jedoch, der Ton ihrer Stimme mißfiel ihr, sie fand, es klang matt und gezwungen. Oskar hatte nichts bemerkt, er lächelte behaglich vor sich hin. Da das Wetter kühl und regnerisch war, hatte Paula ein Feuer im Wohnzimmer gemacht, und ein angenehmer Kaffeeduft kam von der Küche herüber. Oskar war begeistert. „Vollkommen,“ rief er, „ganz vollkommen! Das verstehen die Frauen. Wenn sie von uns fortfahren, packen sie die Gemütlichkeit mit ein, und wenn wir dann zu ihnen kommen, dann ist auch die Gemütlichkeit wieder ausgepackt.“ Er zog sich einen Stuhl an das Feuer, wärmte sich die Hände, schauerte voll Behagen in sich zusammen und murmelte: „Eine famose Erfindung, solch eine Ehefrau!“ Nicky wurde befangen, es rührte sie, und doch, wie sollte sie es anfangen, ihn nicht zu enttäuschen? Nein, sie wollte gut sein, beschloß sie, darum setzte sie sich zu ihm, sie wollte etwas sagen, daß sie ihm zeigte, daß sie seine Interessen teilte: „Num, und was macht denn deine Politik?“ begann sie.

„Meine Politik?“ wiederholte Oskar erstaunt. „Ach, mein Kind, die wird wohl bald auch deine und unser aller Politik sein. Aber sprechen wir heute nicht davon, man hat alle diese Tage und Nächte an nichts andres gedacht. Heute ist ein Feierabend, nur Häuslichkeit, Gemütlichkeit, kleine Frau. Wir können ja nicht wissen, ob das noch jemals wiederkommt.“

Paula brachte den Kaffee. Oskar rauchte und erzählte von der Familie, erzählte kleine Stadtgeschichten; er liebte es, umständlich und behaglich zu berichten, daher wurden seine Geschichten ein wenig lang, und waren sie zu Ende, dann konnte er selbst herzlich darüber lachen. Nicky lachte auch, allein sie hatte nicht zugehört, immer wieder schweiften ihre Gedanken ab, verweilten bei der Bank auf der Wiese, bei dem wunderlichen Märchen von den Puppen, und doch tat dieser gute Mann ihr leid, der sich so ahnungslos und vertrauensvoll hier glücklich fühlte und nicht wußte, wie weit sie von ihm fort war.

Der Abend verging, das Abendessen wurde eingenommen. Oskar schien müde zu werden, er gähnte zuweilen, und sich am Feuer wärmend, saß er da; er wollte nicht schlafen gehen, dieser kostbare Abend sollte noch nicht

zu Ende sein. Er begann von entlegenen Dingen zu sprechen, von seiner Kindheit, von den Kornfeldern, in die er sich als Kind gerne hineinstahl, um darin spazieren zu gehen, wie in einem goldnen Walde. Er sprach von den Hunden des Gutshofs und von Knabenstreichen. Nicky kannte das alles, und sie wünschte, der Abend wäre schon vorüber. Endlich war es spät, Oskar küßte Nicky, und es zitterte etwas wie Rührung in seiner Stimme, als er sagte: „Ich dank dir, kleine Frau, für diesen Abend, den haben wir gehabt, den kann uns keiner mehr nehmen.“

Paula empfing Nicky am nächsten Morgen mit der Meldung, der Herr Baron sei ausgegangen, wichtige Nachrichten sollen angekommen sein. „O Gott, diese Nachrichten,“ klagte Nicky, „ist man nie vor ihnen sicher?“ Sie hörte Oskars Schritte draußen auf der Stiege und schaute feindselig zur Türe hinüber. Oskar trat in das Zimmer, er war ernst und bleich. „Was ist geschehen?“ rief Nicky ihm entgegen. „Der Kriegszustand ist erklärt,“ antwortete er ruhig.

„Der Kriegszustand?“ wiederholte Nicky gereizt. „Was ist das? Ist das der Krieg?“

„Es ist noch nicht der Krieg,“ meinte Oskar, „aber wir müssen auf alles gefaßt sein.“

„Das hast du das ganze Jahr schon gesagt,“ fuhr Nicky kampflustig fort, „daß wir auf alles gefaßt sein müssen, und der Baron Pog-Haller sagt, es wird keinen Krieg geben.“

Oskar zuckte die Achseln. „Wir sind auf alles vorbereitet.“ Er setzte sich und sann eine Weile schweigend vor sich hin. Das brachte jedoch Nicky auf. „So sprich doch! So sag doch etwas!“ rief sie.

„Gut also,“ begann Oskar. „Ich fahre in die Stadt zurück. Es gibt natürlich vieles zu ordnen, besonders wichtig ist mir, daß du dein Leben ruhig und sicher fortführen kannst, wenn ich auch nicht hier bin.“

„Wo wirst du sein?“ fragte Nicky.

Oskar lächelte. „Das weißt du doch. Wenn es Krieg gibt, werde ich draußen mit den andern sein.“

„Ja, mußt du denn?“ warf Nicky vorwurfsvoll ein.

Oskar zuckte die Achseln. „Wie du fragst, Kind. Gewiß muß ich und will ich. Ich würde mich lieber gleich aufhängen, wenn ich nicht in Deutschlands größter und schwerster Stunde dabei sein dürfte.“

Die Feierlichkeit von Oskars Worten schüchterte Nicky ein. Sie ließ den Kopf sinken und sagte weinerlich: „Aber du sagst ja selbst, daß es noch nicht der Krieg ist.“

Oskar strich mit der Hand über Nickys Scheitel. „Ruhig Blut!“ mahnte er. „Wir brauchen jetzt nicht nur starke Männer, wir brauchen auch starke Frauen.“ Dann ging er die Vorbereitungen zu seiner Abfahrt treffen.



„Ein Verweis,“ dachte Nicky, „das fehlte noch!“

Als Oskar reisefertig wieder ins Zimmer trat, lächelte er heiter und gab seiner Stimme einen munteren Klang. „Also Kopf hoch, Frauchen, ich bin bald wieder hier; was auch geschieht, ich komme.“ Er küßte Nicky und ging.

Nicky blieb in ihrer Sofaecke sitzen, sie wollte nicht hinausgehn. Draußen lauerten die bösen Nachrichten auf sie, um sie zu überfallen und zu quälen. Sie dachte an Janoni und den Eichelhäher: er will stören, aber der Wald glaubt ihm nicht. Nein, sie wollte auch nicht glauben. Sie holte ihre Träume wieder hervor. Sie zwang ihre Gedanken, wieder zu den Erlebnissen der letzten Tage zurückzukehren, sie durchlebte wieder den Gang mit Janoni, sie saß wieder in der verzauberten Stille des Waldes und hielt den Kopf des armen großen Künstlers auf den Knien — das war es, wonach sie verlangte: wieder den Rausch, das seltsame Fieber zu empfinden, das seine Musik, seine Worte, seine Gegenwart ihr gaben. Als der Abend gekommen war, ging sie hinaus und eilte geradeswegs zur Wiesenbank.

Janoni erwartete sie dort. Er kam ihr entgegen, sehr bleich, ein unruhiges Glitzern in den Augen. Er lachte über das ganze Gesicht vor Freude, als er sie sah. „Gott sei Dank, daß Sie da sind!“ sagte er. „Hätte ich heute noch vergebens warten müssen, ich hätte es nicht ertragen. Nun kommen Sie, setzen Sie sich. Nun ist alles wieder gut.“

Nicky setzte sich, sie lächelte. „War das Warten so schlimm?“ meinte sie. „Sehr schlimm,“ erwiderte Janoni. „Meine Sehnsucht, Sie zu sehen, war so stark, daß sie mich krank machte. Ja, der Mensch ist schwach und kindisch. Da sind wir stolz auf unsre Einsamkeit, und wenn uns für wenig Augenblicke eine liebe Gegenwart gegeben wird, so dürsten wir nach ihr, wie einer, der Tage durch eine Wüste gewandert ist.“

Nicky machte ein ernstes Gesicht. „Ja, ich konnte nicht kommen, es sind ernste Zeiten, all diese Nachrichten!“

„Ich weiß,“ antwortete Janoni und verzog schmerzvoll sein Gesicht. „Ich kümmere mich nicht darum; wenn es Sturm gibt, schließt die Muschel ihre Schalen. Aber haben Sie an unseren Gang gedacht? Das ist wichtiger.“

„An den habe ich viel gedacht,“ antwortete Nicky.

„Nicht wahr?“ fuhr Janoni fort. „An ihm hab ich den ganzen Tag und die ganze Nacht gezehrt. In meiner Musik war nur von ihm die Rede. Wissen Sie auch, als ich im Walde so dalag und Sie meinen Kopf auf Ihren Knien hielten, Sie glaubten wohl, ich schlief, oder ich sei ohnmächtig, aber ich fühlte alles. Ich fühlte es, wenn Sie sich zu mir herabbeugten, ich fühlte, daß Sie mir das Haar aus der Stirn strichen, daß Ihre Hand auf meinem Haare ruhte und leicht zitterte.“

„Ich war in solcher Angst um Sie,“ sagte Nicky.

„Das fühlte ich auch,“ versetzte Janoni. „Ihre Angst umflatterte mich, wie die weichen Flügel kleiner ängstlicher Vögel; nicht wahr, wer das zusammen erlebt hat, der gehört zusammen. Von der einen Seite die ganze Welt, von der andern wir beide. Einsam sein ist gut, aber einsam sein zu zweien ist ein Glück. Sehen Sie, der Mensch wird nur für ein einziges Glück geschaffen, so sparsam ist das Schicksal. Zuweilen nur für das Glück einer Stunde, aber das ist der Zweck seines Lebens, alles andere zählt nicht. Versäumt er dieses Glück, dann hat er umsonst gelebt.“

„Sprechen Sie nicht so, Sie dürfen so zu mir nicht sprechen,“ sagte Nicky matt.

„Wie? Diese armseligen Worte darf ich nicht sprechen?“ fragte Janoni verwundert. „Was sind diese Worte? Sie haben doch meine Musik gehört, die hat anders zu Ihnen gesprochen. Die hat Abend für Abend zu Ihnen gebetet, die hat alles gesagt, was ich fühlte. Was sind dagegen diese wenigen, schäbigen Worte? Aber Sie haben ganz recht, wozu sprechen? Wenn wir sprechen, dann verstehen wir uns nicht.“

Nicky fühlte, wie seine heiße Hand die ihre ergriff. Dann beugte er sich vor und küßte ihre Lippen. Nicky ließ es geschehen, eine süße Willenlosigkeit fesselte sie.

Janoni schwieg jetzt. Er saß dicht bei Nicky und hielt ihre Hand. Die Finsternis brach herein, ringsum auf den Wiesen begannen die Feldgrillen zögernd zu wehen, bald nahm die eine ihr kleines heiseres Lied auf und brach ab, und eine andere setzte ein. Drüben im Gebirge rief eine kräftige Stimme einen Jodler in die Nacht hinaus, und ganz fern antwortete eine andre Stimme. Nicky fuhr auf: „Sie dürfen nicht mehr hier sein,“ sagte sie, „die Nachtlust macht Sie krank. Sie müssen gehen.“

„Ja,“ erwiderte Janoni, „ich gehe, ich gehorche.“ Er küßte Nickys Hand, und so trennten sie sich.

Es regnete zwei Tage unaufhörlich. Nicky konnte ihren Fuß nicht vor die Türe setzen. Unruhig ging sie in den Zimmern auf und ab, sie hatte ihre Träume und Gedanken, allein immer dieselben Träume träumen, dieselben Gedanken denken macht müde. Die Gedanken werden auch blaß und die Träume wesenlos. Dafür stellen sich immer häufiger harte, nüchternere Erwägungen ein mit ihren Zweifeln und Vorwürfen.

Am Abend des zweiten Tages hörte der Regen auf. Hellgraue Wolken hingen niedrig über dem Thal und lagen wie riesige weiße Federn auf den Berghängen. Die Luft war unberührt und warm. Nicky kannte das: wenn das Thal so verschleiert war von Nebel und Wolken, wie von Spinnweben, dann lag eine stille Trauer über ihm, die das Herz bedrückte.

Nicky saß müßig in ihrem Zimmer und schaute durch die offenen Balkontüren ein Stück Himmel an, auf dem die Wolken sich langsam übereinanderschoben. Plötzlich vernahm sie einen Ton, eine schrille Kinderstimme, die unablässig etwas rief. Der Ton kam näher — jetzt hörte sie auch eilige nackte Füßchen über den Kies an dem Hause vorüberlaufen. Nicky trat auf den Balkon hinaus, sie sah einen kleinen blonden Knaben in grauem Röckchen, die Beine und Füße nackt, die Landstraße entlang laufen, laufen, so schnell er laufen konnte, und die hohe, sich überschlagende Kinderstimme rief immer wieder: „Mobil, mobil, mobil!“

Einige Mäher auf der Wiese ließen die Sensen sinken und schauten dem Knaben nach, Frauen traten vor die Haustüren und blickten auf die Landstraße hinaus. Der Knabe lief noch immer und rief sein „mobil, mobil“. Einige Männer hatten sich an dem Posthause versammelt, eilig schoß die Berliner Dame über den leeren Platz, das graue Figürchen des Knaben war fern auf der Landstraße schon ganz klein geworden und sein Ruf ganz schwach. Nicky fühlte, wie ihre Hand auf dem Balkongeländer zitterte. Aus dem einsamen Ruf der einsamen Kinderstimme klang eine seltsame beklemmende Angst zu ihr herüber. Sie ging in das Zimmer zurück, da stand Paula, bleich, mit großen erschrockenen Augen. Nicky fühlte, daß auch sie erblaßt war. „Es ist Krieg,“ sagte Paula leise.

„Ja, Krieg,“ antwortete Nicky. Sie mußte sich setzen, ihr zitterten die Knie. Sie zog die Füße auf das Sofa hinauf, umschlang die Knie mit den Armen und kauerte so da: „Wenn nur mein Mann da wär!“ sagte sie endlich mit einem tiefen Seufzer.

Einem Tag später kam Oskar frühmorgens. Er trug die feldgraue Uniform, die ihn jünger und schlanker machte. Er schien gut gelaunt. „Hier hast du deinen Soldaten,“ sagte er, als er in das Zimmer trat. Nicky flog ihm entgegen: „Oskar, endlich!“ Er klopfte ihr begütigend auf den Rücken: „Haltung, Kind! Jetzt sind wir eine Soldatenfrau, da gilt es, Haltung zu zeigen. Und gib deinem Soldaten etwas zu essen, er ist hungrig. Mit dem Mittagszuge fahren wir in die Stadt, denn als gute Soldatenfrau begleitest du doch den Mann hinaus, nicht wahr?“

„Hinausbegleiten,“ wiederholte Nicky tonlos. Oskar setzte sich an den Frühstückstisch, aß mit Appetit, erzählte viel. Er hatte das Bedürfnis, zu sprechen, kraftvolle Worte zu gebrauchen: „Alle kommen sie uns jetzt auf den Hals, erwürgen wollen sie uns! Bitte, bitte, wir sind bereit! Es soll kein Deutschland mehr geben. Wie sie das machen werden? Sie sollen es doch versuchen, Europa das Herz herauszuoperieren!“

Nicky war ganz schweigsam. Sie fühlte sich sehr elend und hätte gern geweint, aber sie mußte ja Haltung zeigen! Einmal nur brach es aus ihr heraus: „Warum das alles? Was haben wir getan?“ Oskar lachte: „Oh,

wir haben eine schwere Sünde begangen, wir sind stark und reich, das verzeihen sie uns nicht. Aber wir sind auch verstockt und bereuen nicht.“

Der Mittagszug in die Stadt war überfüllt. Eng saßen die Menschen im Eisenbahnwagen beisammen und sprachen, sprachen unaufhörlich, sätzigten sich an starken, mutigen Worten. Dabei schien ein jeder einen jeden zu kennen. Auch Oskar mischte sich in das Gespräch und behandelte diese fremden Leute, als wären sie alte Bekannte. Nicky drückte sich in ihre Wagenecke und schaute mit runden, klaren Augen auf das Treiben um sie her. All das war zu schnell, zu gewaltsam über sie gekommen, als daß sie es mitleben konnte, es schien ihr, als ginge eine große, grausame Welle über sie hin, und als gälte es, stille zu halten und sich zu ducken. Eines nur wußte sie: was jetzt auch kam, es tat weh.

In der Stadt hatte die Familie sich in der Wohnung der Reichels versammelt. Die Erzellenz weinte, die Schwägerinnen jedoch waren tapfer. Sie blickten mit ihren guten braunen Augen Oskar und Nicky teilnehmend an, sie bemühten sich, heiter zu sein, machten Scherze, über die sie nach ihrer Gewohnheit alle zugleich lachten. Man saß in dem Wohnzimmer, dessen Möbel noch von den weißen Leinwandüberzügen bedeckt waren, durch die vorhanglosen Fenster schien eine gelbe Nachmittagssonne herein. Das Gespräch ging nur mühsam vonstatten, von Briefen wurde gesprochen, von Paketen, von kleinen Hausanordnungen. „Erennung ist bitter,“ dachte Nicky, „aber Abschiednehmen ist eine Qual.“ Das schien auch Oskar zu fühlen. Er erhob sich und sagte zum Oberstaatsanwalt: „Nun, lieber Bruder, du fährst wohl mit dem Wagen voraus. Nicky und ich gehn zu Fuß, wir haben Zeit, und so ist man doch noch ein wenig beisammen. Also, lebet wohl!“ Die Erzellenz wischte sich die Augen, die Schwägerinnen schüttelten Oskar kräftig die Hand und küßten ihn kräftig auf beide Wangen. „Heil und Sieg! Heil und Sieg!“

Nicky und Oskar gingen hinaus. Auf den Straßen wogte eine dichte Menschenmenge, allein es war nicht das gleichgültige, geschäftliche Treiben eines Großstadtwerktagcs. All diese Menschen hatten Zeit, waren müßig. Wenn zwei einander begegneten, blieben sie stehn und sprachen miteinander, oder sie riefen sich Nachrichten zu, oder sie standen still und warteten. Auch hier schien es, als kennten sich alle, als wären sie alle Hausgenossen eines riesigen Hauses. Offiziere gingen da mit ihren Frauen, und die Umstehenden schauten ihnen wohlwollend nach, und die Frauen lächelten stolz. Auch Oskar wurde viel angesehen, und unwillkürlich lächelte auch Nicky. Dann kamen Soldaten, lange Reihen in feldgrauer Uniform, Blumen an den Helmen und Gewehren, wie ein Festzug. Und die großen jungen Burschen lächelten ein befangenes, feierliches Lächeln. Zuweilen sangen sie, starke, rauhe Stimmen, gewohnt, auf Berge und Täler hinauszuschreien. Un-

dächtig hörten die Umstehenden zu, wie einem Kirchengesange. „Wie sie singen!“ sagte Nicky, und plötzlich fühlte sie, daß ihre Wangen ganz warm von Tränen wurden. An einer Straßenecke stand ein Mann und hielt ein siebenjähriges Mädchen in die Höhe, damit es die Soldaten besser sähe. Das blonde Kinderköpfschen überragte die Menge, und die blauen Kinder-Augen schauten ernst auf die Vorüberziehenden. Und da machte die helle Kinderstimme sich deutlich vernehmbar: „Vater, müssen die alle sterben?“ Erschrocken schauten die Umstehenden zu dem Kinde auf, einige Soldaten lachten. „Sterben,“ dachte Nicky; daß Soldaten, die in den Krieg ziehen, auch sterben müssen, das wußte sie, aber jetzt, da die Kinderstimme es sagte, fühlte sie es. Sie fühlte es, daß diese geschmückten, lächelnden jungen Menschen hinausjogen, um zu sterben, und es war ihr, als fielen etwas von ihr ab, etwas, das sie von den andern getrennt hatte, und nun mußte sie das Leben all dieser andern leben, groß und schmerzhaft, es leben wie ihr eignes Leben. Von einem noch nie Gefühlten wurde sie überwältigt, sie blieb stehn, Oskar lächelte auf sie herab: „Mut, Kleine,“ sagte er, „Mut!“ Solche seltene Augenblicke aber ergreifen nicht nur unsere Seele, sie brennen körperlich in unseren Herzen und unserem Blut. Nicky mußte etwas tun. Sie nahm die roten Rosen, die Oskar ihr gegeben hatte, und warf sie den Soldaten zu. Ein großer blonder Bursche fing sie auf und nickte ihr lachend zu. „Zum Opfer geschmückt,“ ging es Nicky durch den Sinn.

Auf dem Bahnsteig herrschte reges Leben. Soldaten zogen auf, Offiziere gingen hin und her, Kommandoworte erschallten, an den Fenstern und in den Türen der Eisenbahnwagen standen Soldaten, immer noch das feierliche Lächeln auf den Lippen, in die Augen jedoch kam ein seltsam nachdenklicher, gespannter Blick.

„Also bleibe gesund,“ sagte Oskar zu seiner Frau und küßte sie. „Habe acht auf dich selbst. Denke daran, daß du auch zu den Schätzen gehörst, für die wir draußen kämpfen.“ Das war ein Scherz, und der Oberstaatsanwalt und Oskar lachten darüber. Nicky umarmte ihren Gatten. „Nun, nun,“ sagte er, machte sich sanft los und stieg in den Eisenbahnwagen. Dort stand er wie andere am Fenster, nickte und lächelte, und auch in seine Augen kam der nachdenkliche, gespannte Blick. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung, fuhr aus der Bahnhofshalle hinaus, in den rotgoldnen Glanz des Nachmittagssonnenscheins. Nicky stand regungslos da und schaute dem Zuge nach. Jemand berührte ihren Arm, es war ihr Schwager. „Gehen wir?“ fragte er. „Ja, gehen wir.“ „Fährst du gleich hinaus?“ „Ja, ich fahre gleich hinaus.“ „Gut,“ dann wollte er ihr die Karte besorgen. Nicky ging in den Wartesaal hinüber und setzte sich auf eine Bank. Einige Frauen standen dort beisammen und sprachen mit gedämpften, klagenden Stimmen. Neben Nicky saß eine große alte Frau

mit einem kupferroten Gesichte, sie hielt einen mächtigen Korb auf den Knien. Die Frau wandte sich Nicky zu und fragte mit einer fast männlichen Stimme: „Ist Ihrer auch fort?“

„Ja,“ erwiderte Nicky.

„Meine drei sind auch fort,“ berichtete die Frau. „Ich bin jetzt allein wie ein Baum. Man wird versuchen müssen, auch so zu leben.“ Sie lächelte mit zitternden Lippen, weil sie nicht weinen wollte. Nicky aber war der Frau dankbar, daß sie sie so selbstverständlich einreihete in die Schar derer, die ihr Liebstes hingegeben.

Der Oberstaatsanwalt kam und brachte Nicky zu ihrem Zuge. Im Kupee war nur noch eine junge Frau mit verweinten Augen, und als der Zug sich in Bewegung setzte, schlug die junge Frau die Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Nicky wollte sie nicht stören. Sie schaute zum Fenster hinaus auf das Land, das nach dem Lärm der Stadt so seltsam still dalag in den schrägen Strahlen der Nachmittagssonne. Als Nicky jedoch sich einmal nach der jungen Frau umwandte, begegneten sich ihre Blicke.

„Ach, verzeihen Sie,“ sagte die junge Frau, „verzeihen Sie, daß ich hier so weine. Ich glaubte, ich würde hier allein sein und würde ein wenig weinen können. Da draußen mögen sie das Weinen nicht, und nun störe ich Sie damit.“

„Nein, Sie stören mich nicht,“ erwiderte Nicky freundlich, „jetzt haben wir doch ein Recht, auch einmal zu weinen.“

„Nicht wahr?“ meinte die junge Frau. „Ich weiß ja, es mußte sein! Aber ein bißchen weinen ist doch kein Unrecht.“ Und nun begann sie zu erzählen, ihr Mann hätte hinaus müssen in das Feld, sie waren erst ein Jahr verheiratet und hatten ein kleines Kind. „Sonst wohnen wir in einem kleinen Häuschen in der Vorstadt, jetzt waren wir auf dem Lande, der Sommer war gerade so schön, und wir waren so glücklich, nicht nur weil wir uns lieb hatten, das muß man ja in der Ehe, nicht wahr? Aber wir unterhielten uns auch so gut, wir lachten viel zusammen, ich hatte nicht geglaubt, daß die Ehe auch so unterhaltend ist. Und jetzt, gnädige Frau, danke ich Ihnen, daß Sie mir so freundlich zugehört haben, das Weinen und das Erzählen hat mir das Herz leichter gemacht.“

Die Sonne ging schon unter, als Nicky im Dorfe anlangte. Ihre Wohnung fand sie leer. Paula war ausgegangen, und es schien Nicky, als empfinde sie in diesen stillen Zimmern eine unerträgliche Verlassenheit. Sie ging wieder hinaus, ging sinnend die gewohnten Wege.

An der Wiese begegnete ihr Janoni. Sie schrak ein wenig zusammen, an ihn hatte sie nicht gedacht. Er errötete vor Freude, Nicky zu sehen: „Ich war um Sie in Sorge,“ sagte er.

„Um mich?“

„Ich mußte, Sie sind in der Stadt,“ fuhr er fort, „und ich fürchtete, Sie würden leiden, sie würden Ihnen dort weh tun.“

„Wer leidet jetzt nicht?“ sagte Nicky müde.

„Nein, Sie nicht!“ rief Janoni böse. „Sie sollen nicht leiden!“

Sie waren an die Bank gekommen, und Nicky setzte sich, wie sie es gewohnt war. „Ich war in der Stadt,“ berichtete sie, „weil mein Mann hinaus ins Feld mußte.“

„Ich weiß es,“ sagte Janoni, und in sein Gesicht kam ein schmerzvoller Ausdruck, als spräche er von einer Wunde. „Ich weiß, der blutige Wahnsinn ist wieder über die Menschen gekommen. Wie sinnlos ist all das und wie häßlich!“

„Nein, es war schön,“ versetzte Nicky sinnend. „Ich sah sie ausziehen. Sie waren mit Blumen geschmückt. Wie sie lächelten, wie sie sangen! Es war wie ein Fest.“ Sie beugte den Kopf zurück und suchte nach einem feierlichen Ausdruck, um ihr ganzes Fühlen hineinzulegen: „Ein Fest der Begeisterung und des Todes.“

„Des Todes,“ wiederholte Janoni und zuckte die Achseln; „als ob diese Menschen wüßten, was sterben heißt! Die sterben zufällig, wie sie zufällig leben. Da muß einer wie ich Jahre hindurch mit dem Tode befreundet sein, um zu wissen, was der Tod ist. Aber die!“

„Es sind Deutsche, die für uns sterben wollen,“ sagte Nicky ernst.

Janoni lächelte: „Wie Sie das sagen! Wenn Sie so sprechen, glaube ich aus Ihrer Stimme ganz leise ein kleines metallisches Schnarren zu vernehmen. Das kommt davon, wenn man zu viel mit Puppen verkehrt.“ Da er jedoch sah, daß Nicky errötete und die Augenbrauen zusammenzog, erschrak er. „Verzeihen Sie mir,“ sagte er und griff nach Nickys Hand, „ich weiß nicht, was ich sage. Die Angst um Sie verwirrt mich. Aber glauben Sie es mir, Sie dürfen dieser wüsten, häßlichen Welt nicht zu nah kommen, Sie würden vor Schmerz und Ekel sterben! Sie gehören zu mir, Sie gehören in meine Welt! Mögen die da draußen toben und morden, wir schlagen unsre Einsamkeit wie einen Mantel um uns und leben unser Leben, das einzig wahre, wirkliche Leben, das andre ist ja nur ein wüster, sinnloser Spuk.“

„Die, welche für uns auszogen, die sind wirklich.“ Nickys Stimme wurde tief vor Erregung. „Und zu denen will ich gehören. Nein, sprechen Sie nicht, ich kann nicht, ich will nicht mit Ihnen ein — ein Gespenst in Ihrer Gespenstervelt sein.“

Janoni saß einen Augenblick still da. Er schloß die Augen, als überwältigte ihn ein Schmerz. Dann stand er auf, grüßte und ging langsam seiner Villa zu.

Nicky schlug die Hände vor das Gesicht und weinte, wie sie noch nie

geweint hatte. Sie weinte um sich selbst, um Oskar, um die, welche hinausgezogen waren. Sie weinte sich das große Erbarmen von der Seele, das sie krank machte. Um sie her wurde es Nacht, in der milden Luft wehten die Feldgrillen heute wild durcheinander, als gäbe es ein Fest bei ihnen. Über dem Gebirge hing ein Gewitter, in einer schwarzen Wolke liefen unablässig goldne Lichter hin und her, fern grollte der Donner, eine große mahnende Stimme. Nicky richtete sich auf, sie hatte sich satt geweint, nun erhob sie sich und schlug den Heimweg ein. Auf der dunklen Landstraße begegnete ihr Resei, die Stallmagd. Sonst pflegte das Mädchen hier mit ihrem Burschen zu gehn, heute war es allein. Nicky blieb stehn. „Heute sind Sie allein, Resei?“

„Ja, allein,“ antwortete das Mädchen und seufzte ganz tief auf. „Was kann man machen. Ihr Herr ist auch fort?“

„Ja, er ist fort.“ Jetzt gingen beide schweigend nebeneinander her. Es war Nicky lieb, das große Mädchen bei sich zu haben und in der Finsternis zuweilen die ganz tiefen Seufzer zu hören.

Vor dem Bauernhause saß die alte Großmutter noch auf und starrte in die Nacht hinein. Man hatte vergessen, sie zu Bett zu bringen. „Nun, Großmutter, Sie sind noch auf?“ sagte Nicky.

„Ja,“ antwortete die alte Frau, „und die Männer sind alle fort; die kommen nicht wieder. Damals kamen sie auch nicht wieder.“

Die Bäuerin trat in die Tür. „Mutter, kommt schlafen gehn,“ rief sie, „wollen wir in unsere Betten kriechen, die können sie uns nicht nehmen, dafür sind unsere Männer da. Gute Nacht.“

Die beiden Frauen verschwanden in der niedrigen Tür, und die Tür fiel ins Schloß. „Sie kriechen ein in ihre Geborgenheit,“ ging es Nicky durch den Sinn, und es war ihr, als hörte sie über den kleinen Häusern, die still und friedlich in der Sommernacht kauerten, das Rauschen großer, schützender Flügel.

Resei begleitete Nicky bis zu ihrer Haustüre. „Die Männer haben es gut,“ meinte sie, „die können mittun. Wir müssen stillsitzen und warten.“

„Ja, wir,“ sagte Nicky, und es tat ihr wohl, zu der großen Gemeinde zu gehören, derer, die still warten mit wundem Herzen. „Gute Nacht, Resei!“ Sie beugte sich vor und küßte das Mädchen wie eine Schwester.

Oben in ihrem Zimmer legte sie sich gleich zu Bett und schlief fest und traumlos, wie sie einst als Kind geschlafen, denn ihr war zumute, als hätte sie heute hundert Leben gelebt, und das macht müde.



## Das Weltreich des Augustus

(Rede, gehalten in der Hochschule für Musik 12. März 1915)

von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff

In dieser Zeit einen Vortrag zu halten ist eine weder leichte noch erfreuliche Aufgabe, ganz anders als in dem Anfang des Krieges. Unsere Gedanken sind immer noch bei dem Kampfe auf Leben und Tod, den unser Volk durchführen muß. Wir sind noch eben so entschlossen, an diesen Kampf unser Alles zu setzen, und unser Vertrauen, daß die gerechte Sache siegen wird, ist unerschütterter. Aber ich denke, wir sind alle müde, immer dasselbe zu reden und zu hören. Nun haben wir freilich mancherlei, was uns auf der Zunge schwebt. Wir haben reichlich Zeit gehabt, zu überlegen, ob es notwendig war, daß wir den notwendigen Krieg so führen mußten, gegen diese feindliche Koalition. Wir können auch nicht vermeiden, daran zu denken, was wir von dem Frieden erwarten und verlangen, nach außen und innen. Aber grade von all dem ist uns zu reden verboten, und wir sind gehorsam. Da weiß ich keinen anderen Ausweg, als von etwas ganz Fernliegendem zu reden, von dem römischen Weltreich, das in seinen Folgen freilich tief in unsere Zeit hineinreicht. Mich haben Betrachtungen, zu denen unsere Zeit Veranlassung gibt, auf dies Thema geführt. Mögen Sie denn urteilen, ob es auch jetzt Ihre Aufmerksamkeit verdient.

Kaiser Augustus hat das, was damals die zivilisierte Welt war, in einem Reiche vereinigt; noch lange gilt die Anschauung, daß Eintritt in die Zivilisation dasselbe ist wie Eintritt in dieses Reich. Kaiser Augustus hat der Welt auf zweihundert Jahre Frieden gebracht; die seltenen Störungen im Innern haben dieses Gefühl den Menschen so wenig genommen wie die Grenzkiege. Eine solche Friedenszeit hat die Welt ebenso wenig wiedergesehen wie ein so gewaltiges Reich. Die Menschheit hat sich dieser Einheit und dieses Friedens erfreut und gerühmt; sie hat die Unzerstörbarkeit der unbegrenzten Welt Herrschaft noch in Zeiten geglaubt, die uns schon Zerfall zeigen, und selbst die christliche Kirche, die im Widerstreite gegen das Reich hochgekommen war, hat den Anspruch, Weltkirche zu sein, von ihm übernommen und, als sie mit dem Staate ihren Frieden machte, seine Ansprüche gestützt: sollte er ihr doch dazu verhelfen, wirklich Weltkirche zu werden. Und doch ist das Reich auseinandergebrochen, nicht durch feindlichen Angriff oder innere Revolution, die Regierung hat vielmehr selbst Ost und West getrennt und die Hauptstadt an den Bosphorus verlegt. Nur im Osten hat sich das Reich in steter Kontinuität bis 1452 gehalten, also auch bis zu einem gewissen Grade eine Kontinuität der

Kultur. Das wird nur oft von der einzig auf den Westen eingestellten Geschichtsbetrachtung vergessen. Im Westen ist es dagegen nur die römische Kirche, die den Anspruch erhebt, Weltkirche zu sein; von dem durch Karl den Großen erneuerten Kaisertum gilt das doch nur in sehr bedingtem Grade. Für den Westen hat die Kirche auch gehalten, was sie versprach. Ihr allein wird verdankt, was sich von der alten Kultur erhält. Aber dieser Rest ist im Osten und Westen etwas ganz Verschiedenes.

Kaiser Augustus hat wahrlich so viel erreicht, daß er unter die größten und erfolgreichsten Staatsmänner aller Zeiten gerechnet werden muß. Es soll auch seinen Ruhm nicht schmälern, wenn wir erkennen, daß die Ursache des Zerfalles in die beiden Hälften bereits in seinen eignen Maßnahmen lag, und noch weniger, daß trotz allem äußeren Glanze seiner Regierung die in seinem Reiche vereinigte Welt bereits die Züge des Alterns trug und in dem langen Frieden einem unabwendbaren Untergange zustrebte. Die Forschung der letzten Generation hat sich mit Recht der Kaiserzeit zugewandt, hat vieles richtig gestellt, und es fehlt nicht an Lichtseiten, die ich nicht verkenne, wenn ich auch heute nicht auf sie hinweisen kann. Allein die Gefahr liegt nahe, daß sich dadurch das Werturteil über das Ganze verschiebt. Eben darum möchte ich die Ursachen des Zerfalles bis an ihre Wurzel verfolgen. Sie auch in den Ordnungen des Augustus zu suchen wird paradox erscheinen, solange man den Blick auf den Glanz des kaiserlichen Rom und die goldene Zeit der römischen Literatur richtet. Das Bild verschiebt sich, sobald man die Zustände der ganzen damaligen Welt überschaut. Mommsen hat die letzten Jahrhunderte vor Christo als Römische Geschichte geschrieben; er konnte es nicht anders. Aber das liegt zwei Menschenalter zurück. Jetzt können, also müssen wir sie als Geschichte der ganzen Welt begreifen und einschätzen.

Wir nennen Augustus den ersten Kaiser, obwohl er nicht Monarch, sondern nur höchster Kriegsherr und Vertrauensmann des römischen Volkes gewesen ist, dem Worte nach genau dasselbe, was einst Perikles in Athen gewesen war. Die Griechen haben Cäsar immer als ersten Kaiser geführt oder besser als König, das heißt absoluten Monarchen, was er auch war. In der Senatssitzung, in der er ermordet ward, sollte er das Recht erhalten, außerhalb Italiens das Diadem zu tragen, vielleicht auch den Königstitel zu führen. Er wollte gegen Persien ziehen, in allem ein neuer Alexander. Ebendarum ermordeten ihn römische Männer aus seiner nächsten Umgebung. Bei dem Gegensatz zwischen ihm und seinem Adoptivsohn müssen wir verweilen.

Als Cäsar den Pompejus bei Pharsalos besiegt hatte, ist er nach Aegypten gegangen und hat dort so lange verweilt, daß sich seine Gegner in Afrika in bedrohlicher Stärke wieder sammeln konnten. Er ging nicht einmal

direkt nach Rom zurück, sondern sicherte erst Kleinasien gegen den Versuch, das Reich des Mithridates wieder aufzurichten. Agypten war, wenn auch tatsächlich von Rom abhängig, doch das einzige suveräne Königtum, das noch bestand, unter einer legitimen Dynastie, die seit mehr als dritthalb Jahrhunderten auf dem Throne saß. Alexandrien war die erste Stadt der Welt, die Hilfsmittel des Reiches trotz aller Mißwirtschaft unerschöpflich. Cäsar hat in Alexandrien schwere Kämpfe zu bestehen gehabt; er hat der Königin Kleopatra ihren Thron nur befestigt; sie hat ihm einen Sohn geboren und hat diesen nach dem Vater Cäsarion benennen dürfen. Sie war in Rom anwesend, als Cäsar drei Jahre später ermordet ward; Cicero redet von ihr einfach als von der Königin. Sie verließ Rom erst, als die Verhältnisse sich ganz verwirrten, schuf eine Flotte und hielt sich klug zurück, bis Antonius als Herr des Ostens sicher da stand. Da wußte sie ihn an sich zu ziehen und hat ihn später geheiratet. So liegt es. Seine Stellung war die eines Prinzgemahls. Denn Königin blieb sie und ernannte Cäsarion zum Mitregenten, das heißt Nachfolger. Den Kindern, die sie dem Antonius gebar, ließ sie von ihm Provinzen schenken. Zur Sicherung des Ostens führte er den von Cäsar geplanten Partherkrieg. Kleopatra hatte gar keine Neigung, Italien anzugreifen; aber das römische Heer des Antonius drängte doch immer dahin. Erzwungen ward die unvermeidliche Entscheidung durch den jungen Cäsar, den späteren Augustus. Ob der große Cäsar vorgehabt hat, durch eine Heirat mit Kleopatra seiner Königsherrschaft über den Osten Legitimität zu verschaffen, siehe dahin. Welt herrscher, König, Nachfolger Alexanders, hat er sicher werden wollen. Die Konsequenz wäre die Gräzisierung, Orientalisierung des Westens gewesen. Den Senat, den Augustus zum Mitregenten machte, hatte Cäsar herabgewürdigt und mit offener Mißachtung behandelt. Ob er Rom als Hauptstadt aufgeben wollte? Sehr möglich, denn der Gedanke ist noch nach Aktium erwogen worden. Antonius versuchte Cäsars Wege zu gehn; aber ihm war Kleopatra geistig überlegen, die Sie nicht nach Shakespeare beurteilen dürfen, sondern nach Horaz, der sie widerwillig bewundert, und nach Augustus, der seinen Triumph über sie gefeiert hat, und nicht den Monat seiner Geburt und seines Sieges bei Aktium, sondern den der Eroberung von Alexandrien auf seinen Namen August genannt hat.

Als Krieg wider den Osten, als Verteidigung des Römer-, des Italiker-  
tums ist dieser Entscheidungskrieg geführt worden; man soll ihn nicht anders beurteilen als die, welche ihn führten. Dem entsprechend trägt die Organisation des Reiches den Stempel der italischen Reaktion gegen das griechisch-orientalische Ween. Das Recht des römischen Bürgers gegenüber den anderen Reichsangehörigen wird auf das höchste gesteigert und peinlich dafür gesorgt, daß die Schranken zwischen ihnen aufrecht erhalten

werden. Klarer als irgendwo sonst zeigt sich das in dem großen Papyrus unseres Museums, der Auszüge aus den Instruktionen des Augustus für den Präfekten von Ägypten über Erbrecht und dergleichen enthält, aber noch unveröffentlicht ist. Auch die lateinische Sprache in überwiegend griechischen Regimentern kennen wir am besten durch ägyptische Papyri. Die Sprache des Heeres ist auch im Osten durchaus lateinisch; die Legionen sollen wenigstens im Prinzip aus Bürgern gebildet werden, die Beamtenschaft römisch sein. Italien, das ja bereits an die Stelle von Rom getreten war, kann sich schon durch die Freiheit von Grund- und Kopfsteuer als Herrin der Welt fühlen, Rom wird zur Hauptstadt der Welt; aber Kulturzentrum bleibt es doch vorwiegend nur für die lateinische Reichshälfte. Der Osten mußte freilich dem Griechischen bleiben (andere Sprachen werden überhaupt nicht anerkannt), aber er wird möglichst eingeschränkt. Sizilien wird planmäßig romanisiert, was tatsächlich mit seiner Verödung zusammenfiel. Ebenso wird Afrika latinisiert, wo das Griechische schon weite Geltung hatte. Die griechische Enklave Massalia, deren Einfluß sehr weit reichte (die ältesten keltischen Inschriften haben griechische Schrift), war in ihrer Macht schon durch Cäsar gebrochen; jetzt wird ihre Landschaft rasch, die Stadt ganz allmählich romanisiert. Dasselbe gilt von allen neuen Erwerbungen im Norden, nicht nur in den Alpen bis zur Donau, sondern auch donauabwärts bis an das Schwarze Meer. Die Rumänen sollten also eigentlich statt Trajans den Augustus als Stifter ihrer Nation verehren. Auch in Istrien mußten griechische Pflanzstädte sich romanisieren. Die Illyrier-Albanesen haben sich freilich selbst damals der Zivilisation entzogen; was die Diplomaten der Gegenwart hätten wissen und beherzigen sollen. Augustus ist sogar dazu fortgeschritten, lateinische Kolonien im griechischen Sprachgebiet zu gründen, so wichtige wie Patras, Korinth, Beirut. Das hat aber keine Nachfolge gefunden.

Wellten diese Bestrebungen das Gebiet des italischen Volkes räumlich erweitern, so zielten andere darauf, die innere Kraft des Römertums zu stärken. Dazu gehören die Gesetze des Kaisers zum Schutze der Ehe und Erhöhung ihrer Fruchtbarkeit (Prämien für Ehen mit mehr als zwei Kindern), die Organisation von Jugendbünden und Jugendspielen, die Beförderung der Lust an Turnen, Reiten und Jagen. Dazu gehört denn auch der ganze romantische Kultus des alten Römertums, wie man es sich teils mit heroischen, teils mit idyllischen Farben ausmalte. Livius hat so die Geschichte geschrieben und bekennt, daß ihm dabei das eigne Herz alterömisch wurde: so empfanden es seine Leser, und der Kaiser beförderte ihn, obwohl er ein Republikaner blieb. Vor allem verlangte man nach einem nationalen Epos, und nach langem Suchen fand sich in Vergil der Mann, der den Römern wirklich ihr Homer ward. Die Versuche, das Drama zu beleben,

mißlingen zwar, aber die Lyrik führte Horaz aus Vesbos nach Italien. Endlich war der Kaiser beflissen, den nationalen Kultus zu beleben. Es gehörte zum guten Ton, den alten Göttern seine Reverenz zu machen, ganz anders als zu Ciceros Zeit. Die flache Aufklärung, für die schon Ennius geschrieben hatte, kam ganz aus der Mode; auch zu Epikur bekannte sich nicht leicht jemand, und im Munde des reif gewordenen Horaz ist es nur Selbstironie. Hunderte verfallener Tempel wurden restauriert, alte Feste und Bruderschaften erneuert, und der Kaiser samt den Seinen trat in die Priesterkollegien. Als Gott wie Cäsar sich verehren zu lassen hatte Augustus keine Neigung; das verstieß auch wider die römische Weise, und selbst den Provinzialen erlaubte er es nicht gern. Aber er konnte nicht verhindern, daß der allgemeine Kultus des Reiches und der Roma sich immer mehr zu dem Kaiserkult ausbildete, der sich nach seinem Tode tatsächlich zu der für alle Reichsbürger obligatorischen Reichsreligion auswuchs. Es ist von höchster Bedeutung, daß jetzt, erst jetzt der Staat religiöse Anforderungen an den einzelnen stellte und mit Gewalt durchsetzte.

Ist es nicht sonnenklar, daß die nationalistische italische Reaktion die Kluft zwischen Ost und West vertiefen mußte, also, da der Osten sich nicht romanisieren ließ, den Bruch vorbereitete? Und doch müssen wir dem Kaiser dankbar sein, denn so stark die höhere Zivilisation der Hellenen und die religiöse Kraft des Orients auch trotz ihm in den nächsten Jahrhunderten vorgedrungen ist: unsere romanisch-germanische europäische Kultur hat sich nur auf dem Boden entwickelt, den diese Reaktion gegen das cäsarisch-alexandrische Weltreich, gegen den Osten gesichert hat.

Aber Sie werden fragen, wie ist denn das? Die Dichtung der augusteischen Zeit, Horaz an der Spitze, hängt doch ganz von den Griechen ab? Die neuen Tempel der italischen Götter sind in griechischem Stile erbaut, und der Schmuck von Livias Villa an der Flaminischen Straße, die Reliefe der *Ura Pacis*, die Porträtstatuen, die Kameen der augusteischen Zeit tragen den Stempel des hellenischen Klassizismus so deutlich wie nichts anderes. Gewiß. Aber eben den Stempel des Klassizismus, das heißt, sie suchen Anschluß an ein Griechentum, das für allgemein vorbildlich galt, ganz ähnlich wie unser Klassizismus vor hundert Jahren. Das war ungefährlich für die italische Nation, weil es drei Jahrhunderte zurücklag. Ihm wandte man sich zu, gerade weil man das moderne orientalisierte Griechentum ablehnte. Und da kam den Römern eine entsprechende Umkehr des griechischen Geschmacks zu Hilfe, die ebenfalls den alten Mustern zustrebte. Dieser Richtung hatte sich schon Cäsar zugewandt und die Erziehung seines Großneffen in diesem Sinne geleitet, der dann selbst auf die Griechen nachdrücklich eingewirkt hat. Und dennoch: der Strom des Lebens läßt sich nicht zurückstauen. Auf dem Gebiete der wahren Religion,

des persönlichen lebendigen Glaubens, der etwas anderes ist als der Kultus, ist gerade Augustus der modernsten griechischen Philosophie ergeben gewesen, die des orientalischen Einschlages nicht entbehrte. Wenn er seinen Beruf darin findet, Ordnung, Recht und Sitte in die Welt zu bringen, wenn er die Hoffnung ausspricht, die nicht getrogen hat, seine Wohlthaten sollten ihm den Eintritt in den Himmel verschaffen, so beseelte ihn der Glaube des Epyros Poseidonios, der Glaube an die Einheit der Natur und der Menschheit, an die der Welt immanente göttliche Vernunft und an den göttlichen Funken in der Menschenseele. Er fühlte sich nicht nur als den ersten Römer, er fühlte sich als Vertreter des weltbeherrschenden Gottes, gesandt, den aus den Jugen geratenen Weltstaat einzurenken.

Eben dadurch, daß Augustus und die Besten um ihn den hellenischen Geist in sich aufgenommen haben, ohne ihr Römertum aufzugeben, ist diese Zeit ein Höhepunkt der Menschheitskultur und haben ihre Erzeugnisse einen ganz besonderen Duft. Freilich erschließen sie sich dem Verständnis schwer, weil man die so sehr verschiedenen Elemente kennen muß, auf deren Vereinigung der wahre Reiz beruht. Wer die Griechen nicht wirklich kennt, wird weder den Augustus noch den Horaz verstehen; aber wer nicht zugleich ihrem Römerstolze Verständnis entgegenbringt, wird sie nimmermehr gerecht beurteilen. Und künstlich ist die Blüte doch; darum ist sie auch so kurz. Als die Generation abstirbt, die noch vor dem Weltfrieden erwachsen war, ist es vorbei. Das nächste Jahrhundert bringt noch Talente, wenn auch ganz anderer Art, nicht mehr klassisch, sondern manieirt; dann verflucht die römische Literatur völlig; das griechisch-orientalische Wesen gewinnt die Oberhand; wo es nicht hindringt, ist Ode oder Barbarei.

Auch im Staate und seiner Machtentfaltung, in Volkskraft, Volkswohlfahrt hielt das Reich und der Weltfriede nicht, was man von ihm erwarten durfte. Zuerst ergießt sich eine Fülle des Segens über die verwüstete Erde und wird mit überströmender Dankbarkeit empfunden; Sicherung der Grenzen, Ruhe im Innern, geordnete Verwaltung, das hatte ja alles seit mindestens einem Jahrhundert gefehlt. Dank dem stehenden Heere und der bezahlten, also nicht auf unlauteren Nebengewinn angewiesenen Beamtenchaft, die beide Augustus schuf, erblühte aus den Ruinen, die alle Landschaften des Reiches bedeckten, neues Leben, und die Einkünfte des Staates gestatteten dem Kaiser, mit voller Hand Notstände abzustellen und Wünsche zu befriedigen. Und doch, weder Heer noch Finanzen noch Beamtenchaft haben auf die Dauer den Bedürfnissen genügt; mit Volkskraft und Volkswohlfahrt ist es in der langen Friedensperiode nicht aufwärts, sondern abwärts gegangen.

Das stehende Heer genügte für den Grenzschutz und sollte genügen, die Grenze bis auf eine leicht zu verteidigende Linie vorzuschieben. Im Osten

verzichtete Augustus auf den Partherkrieg, im Gegensatz zu Cäsar und Antonius und auch zu der öffentlichen Meinung, die sich nicht leicht beruhigen ließ. Offenbar mochte er die griechische Reichshälfte nicht ausdehnen. Dagegen wo er romanisieren konnte, ging er energisch vor. So wurden die Alpen und Nordspanien befriedet und die Donaulinie in ihrer ganzen Länge erreicht. Seine Absicht war, eine verhältnismäßig kurze Grenze längs der Elbe und etwa der March zu erreichen, und das würde sicher verwirklicht sein; die Weser war schon erreicht; wenn nicht die Völker um Save und Drau einen so gefährlichen Aufstand gemacht hätten, daß die Niederwerfung durch Tiberius mehrere Jahre dauerte und so hohe Kosten verursachte, daß eine höchst unpopuläre Erbschaftssteuer eingeführt werden mußte. Verspätet erfolgte der Aufstand der Cherusker, und unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Vernichtung der drei Legionen im Teutoburger Walde nur eine Episode gewesen sein, zumal die Germanen ja nicht weiter vorgingen, am Ende ihren Retter Arminius selbst torschlugen. So aber entschieden sich Augustus und Tiberius dafür, sich bei der Rheingrenze zu beruhigen: dadurch erst hat der Überfall des Arminius weltgeschichtliche Bedeutung erhalten. Was wir aus diesen Ereignissen lernen, ist, daß die Finanzen dem ungeheuren Reiche einen schweren Angriffskrieg nicht erlaubten, das Heer eigentlich zu schwach war: es hätte eine Reservearmee aufgestellt werden müssen, die auf jeden bedrohten Punkt geworfen werden konnte.

Selbst dieses schwache Reichsheer bestand nur zur Hälfte aus Römern, und auch in den Legionen dienten immer mehr Bürger, die dies Recht erst durch den Eintritt erhalten hatten, und dieser Lohn winkte den nicht bürgerlichen Truppen nach Ableistung der Dienstjahre. Sie stammten natürlich aus den am meisten kriegerischen, am mindesten zivilisierten Stämmen, führten also der Bürgerschaft nicht unbedenkliche Elemente zu. Anderseits entwöhnten sich die Griechen und selbst die Italiker immer mehr des Waffendienstes, zumal der Soldat mindestens sechzehn Jahre dienen mußte und sich nicht verheiraten durfte. Dafür konnte der gemeine Soldat nicht nur zu vielen Stellen aufsteigen, die bei uns den Offizieren vorbehalten sind, mancher stieg auch noch höher; schließlich hat es ja mehr als einer zum Kaiser gebracht. Ohne Zweifel hat diese Heeresorganisation, die sich allerdings ganz anders entwickelt hat, als Augustus erwartete, sehr viel zu der Barbarisierung beigetragen. Die Flotte, in der keine Römer dienten, ist rasch zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Nach Aktium ist kein großes Kriegsschiff mehr gebaut. Die Furcht vor dem Meere, die Horaz für uns so befremdend eingesteht, hat die Römer verhindert, den Ozean wirklich zu befahren. Auch das Geschützwesen hat eine viel geringere Rolle gespielt als in den hellenistischen Heeren. Auch von der Kavallerie taugt eigentlich nur die aus Provinzialen gebildete etwas.

Die Finanzen werden ganz wie in den hellenistischen Reichen verwaltet, deren Organisation, namentlich die ägyptische, überhaupt von Rom übernommen ward. Die Mißstände, die wir dort wahrnehmen, steigern sich durch die noch ungleich gewaltigere Zentralisation. Es kommt in die kaiserliche Kasse ungeheuer viel Geld, aber eine Berechnung der Einnahmen und Ausgaben, ein Budget, ist nicht vorhanden und kaum möglich. Die Tendenz ist, Überschüsse herauszuwirtschaften, über die am letzten Ende der Kaiser nach Gutdünken befindet. Ein Tiberius sammelt einen Schatz; Kaligula vergeudet ihn. Was der Kaiser damit außer den Ausgaben für die Dienstzweige, die er übernommen hat, bestreitet, hat den Charakter des freiwilligen Geschenkes; auf seine Gaben wird aber gerechnet. Oft hilft er Provinzen, Städten, Privaten aus der Not, er schenkt ihnen auch viel, namentlich für Bauten, aber vorwiegend für Luxusbauten, Tempel, Bäder, Hallen; auch die Wasserleitungen, deren malerische aber unpraktische Bogen in der Campagna und sonst vielfach stehen, muß man zu den Luxusbauten rechnen. Dämme und Deiche und Kanäle, überhaupt was wir Meliorationsanlagen nennen, gibt es kaum. Die Straßen werden meist von Soldaten im militärischen Interesse gebaut, sind aber allerdings eine imponierende Leistung. Die Ausnutzung der Naturschätze des Bodens geschieht ganz unzureichend. Wie hätte nicht die kaiserliche Kasse Handel und Gewerbfleiß heben können, wenn sie sich zu einem Kreditinstitute ausgebildet hätte. So arbeitet das gesammelte Kapital nur, wenn der Kaiser neuen Grundbesitz erwirbt. Wie er, verfahren auch die reichen Senatoren in Schenkungen und in der Kapitalsanlage. Also kommt in wenige, vor allem in des Kaisers Hände eine kaum vorstellbare Masse Landes. Aber die Landwirtschaft leidet durch den expansiven Betrieb, und die freie Landbevölkerung, soweit sie neben dem Plantagenbetrieb durch Sklaven bestehen bleibt, sinkt am Ende in den Stand der Hörigkeit, das Kolonat, hinab; die Möglichkeit, wirtschaftlich und gesellschaftlich emporzusteigen, hat ihr fast durchaus gefehlt, wie den Fesslachen Ägyptens.

Da der Kaiser über das Heer verfügt, entnimmt er diesem einen großen Teil der Verwaltungsbeamten, zu denen der Zugang überwiegend über militärische Posten geht, fast regelmäßig bei den höheren. Diese sollen aus dem zweiten Stande genommen werden. Denn gemäß der römischen Weise hat Augustus die ständische Gliederung des Volkes noch strenger durchgeführt, den zweiten, den Ritterstand, aber an den Besitz eines bestimmten Vermögens geknüpft, so daß die Gesellschaft sehr berechtigt war, einen „vornehmen Ritterstand“ von denen, die von unten aufdrängten, zu unterscheiden. Das waren besonders Elemente, die im Stande der ganzen oder halben Unfreiheit reich geworden waren. Weiter emporzukommen war ja eigentlich nur im kaiserlichen Dienste möglich. Der Kaiser aber führte seine



Verwaltung zu großem Teile privatwirtschaftlich, durch sein Gesinde, Sklaven und Freigelassene; zu dem Dienste waren natürlich nicht Barbaren befähigt, sondern Menschen griechisch-orientalischer Herkunft, die dann zu Freiheit, Macht und Ansehen aufstiegen. Unter Claudius haben solche Leute den Hof und das Reich beherrscht. Der Verwalter Judaeus Felix, vor dem Paulus, der römische Bürger, stand, war ein Freigelassener. Dagegen für den ruhigen Bürger, der in seiner Stadt blieb, gab es keine Beteiligung an dem öffentlichen Leben, außer in dem engen Kreise, der der Selbstverwaltung geblieben war, und da überwogen mit der Zeit die finanziellen Lasten so sehr, daß der Staat die Übernahme der städtischen Ämter erzwang. Wo sollte da ein Interesse an dem Staatsleben herkommen? Vollenbds die niedere Bevölkerung sank unrettbar in stumpfe Unfreiheit hinab, erst geistig, dann auch leiblich. Bedenke man nur, daß das römische Recht sogar in der Strafe für die gemeinsten Verbrechen die Honoratioren anders behandelt als die gemeine Masse; wie dem dieses Recht auch darin vorbildlich ist, zu lehren, daß Recht und Gerechtigkeit zwei sehr verschiedene Dinge sind.

Für Volksbildung hat das Kaiserreich keinen Groschen ausgegeben, Millionen dagegen für das gemeinste Amüsement des hauptstädtischen Pöbels.

Auch die höhere Bildung überläßt der Staat jedem einzelnen, stellt daher auch keine bestimmten Forderungen an die Vorbildung seiner Beamten, setzt nur bei den „Honoratioren“ die „allgemeine Bildung“ voraus. Wir sind an den scharfen Unterschied des subalternen und des akademisch gebildeten Beamten gewöhnt, wissen, was alles darin liegt, und der Unterschied zieht sich sogar mit starker Überschätzung eines meist längst verlernten Wissens durch unsere Gesellschaft. Das gab es im Altertum nicht; aber es gab doch auch da den Unterschied, ob der junge Mensch über die ersten Knabenjahre hinaus für seine Ausbildung gearbeitet hatte oder nicht. Aber was lernte, womit bildete sich der römische Student, wenn wir den Ausdruck zulassen wollen? Reden lernte er, Schreiben lernte er, Worte machen, nichts als Worte, Worte, Worte. Vorher hatte er sich eine gewisse allgemeine Bildung eingeprägt, totes Wissen von allerhand Unverstandenen. Das einzig Gute war, daß er beim Grammatiker den Zugang zu der heimischen großen Literatur gewonnen hatte, und dann wenigstens Konversationsgriechisch lernte; das befähigte indessen schwerlich besser zum Verständnis Platons, als man in der Berlitschul Montaigne verstehen lernt. Diese rein formale, rhetorische Bildung reicht allein hin, die geistige Unmündigkeit zu erklären, der die lateinisch redende Welt so bald verfiel. Nur die wenigen, die sich aus eigener Kraft zum ernstlichen Philosophieren aufrafften, natürlich an den Griechen sich nährten, erheben sich aus dieser Tiefe; als die Verbindung mit dem Osten abreißt, gibt es deren nicht mehr.

Im Osten, und nicht nur in den alt-hellenischen Gegenden, stand es besser; gut aber auch nicht, und die sprachliche Reaktion schied auch hier die Masse für immer von der gebildeten Oberschicht, in der auch die Rhetorik nicht ganz der Philosophie Herr ward. Und doch ist hier, bei den Griechen, wo es allein wirkliche Wissenschaft gegeben hatte und gab, gerade in der Zeit des Augustus, als die lateinische Literatur ihre höchste Stufe erreicht, eine trostlose Ode. Wohl ein Jahrhundert hält sie an, und der folgende äußerliche Glanz kann über die innere Hohlheit nicht täuschen. Es ist einmal so. Produktive, schöpferische Geister sind nicht mehr aufgetreten, neue große Gedanken sind nicht gedacht, selbst neue Formen zu suchen scheute man sich. Und in den Wissenschaften ist Stillstand erst recht Rückschritt. Wo sich dem rückschauenden Auge Ansätze zu Neubildungen zeigen, weisen sie immer aus dem, was wir Altertum nennen, hinaus. Wie ist das denkbar? Wie kann die Zeugungskraft des Geistes in einem ganzen Volke, in diesem Volke erlöschen? Ehe wir zu antworten versuchen, bleiben wir bei der Tatsache stehen. Wenn dem so war, zur Zeit des Augustus war, so ist doch einleuchtend, daß die Kultur des Weltreiches trotz aller materiellen Macht, allem Friedensglück, allem Glanze gezeichnet war mit dem Zeichen des Todes. Wenn die Zeugungskraft des Geistes erlischt, wie soll fortbestehen, was aus dem Geiste stammt und durch den Geist lebt? Wenn das Salz der Erde dumm wird, womit soll man salzen?

Nun die Antwort auf die Frage, woher der griechische Geist so erlahmt war. Außerlich betrachtet liegt es an der unsagbaren Verwüstung aller griechischen Lande, seit Asien römisch ward und in ferneren Orten die Parther eindrangten. Es ist das Ergebnis des römischen Senatsregimentes. Inseln verwüstet, menschenleer gemacht, Städte niedergebrannt, zehnmal ausgeplündert, Menschenraub an allen Küsten, alle Kapitalien, alle Stiftungen und Tempelschätze geraubt und zerstört, die Hypotheken, die auf allen Grundstücken standen, verloren, die Industrie fast aller Orten erstorben, die Provinzialen rechtlos gegenüber der römischen Pachtwirtschaft und den römischen Wucherern. Der Cäsarmörder Brutus ließ griechischen Gemeinden Geld zu 50 Prozent. Ist es nicht ein Wunder, daß überhaupt noch Menschen blieben, die Kontinuität aufrechtzuerhalten? Innerlich betrachtet hatte sich das Hellenentum ausgegeben, indem es die Welt des Ostens hellenisierte; aber indem es ihnen von seinem Geiste mitteilte, hat es den Orientalen die Spannkraft erneuert, sich selbst zu regen: sie tun es ja in griechischer Sprache, selbst wenn sie sich über die Griechen zu Herren machen. Nun dringt das Orientalische in das Hellenentum ein, zersetzend und umbildend. Nicht mehr Wissenschaft, Suchen der Wahrheit, sondern Offenbarung, neue Religionen, metaphysisch-mystische Spekulationen, neue

Lebensziele werden daraus hervorgehen. Zunächst spüren wir die Zersetzung, und wenn dagegen die Reaktion, der Versuch, das Altgriechische zu erneuern, unternommen wird, so ist damit anerkannt, daß es keinen Fortschritt mehr gibt. Das Ende ist in Wahrheit damit anerkannt.

So haben wir erreicht; gesehen haben wir, daß es von der stolzen Höhe der augusteischen Weltkultur und Weltmacht keinen Aufstieg mehr gab, noch geben konnte; und dann gibt es eben nur den Abstieg. Wo fände man auch im späteren Verlaufe der Kaiserzeit den Glauben an die Zukunft, an den Fortschritt, das Frohgefühl aufstrebenden Gelingens? Dafür hören sie nicht auf, zu rühmen, wie herrlich weit sie gebracht hätten, sie freuen sich der Gegenwart oder tun doch so, sonnen sich viel mehr nur noch in der Vergangenheit. Glauben an die Zukunft, Hoffnung findet sich nur bei denen, die diesem Reiche und dieser Kultur abgesagt haben; aber auch sie setzen am Ende ihre Hoffnung nur noch auf das Leben in einem Jenseits, das ihr Glaube sich als Ersatz des Lebens geschaffen hat, in das sie von der Natur gestellt sind.

Meine Damen und Herren. Mit den Tatsachen, denn als Tatsachen betrachte und vertrete ich, was ich gesagt habe, bin ich fertig. Nun ein paar Folgerungen.

Vor allem, eine Kultur kann sterben, denn hier ist eine gestorben. Es ist eine verbreitete Fabel, aber eine Fabel ist es, daß sich die Menschheit in einem kontinuierlichen Fortschritt, sei es in gerader Linie, sei es in der Spirale, aufwärts bewege. Das ist ein metaphysisches Axiom, das die Prüfung durch die Empirie nicht besteht. Wenn die Tendenz, der Einführung des Christentums zuliebe, mit Konstantin irgendwie nach irgendeiner Seite den Anfang eines neuen Lebens, eines reicheren und höheren, zu konstruieren wagt, so kann sie nur auf Glauben bei solchen rechnen, die den entsetzlichen Verfall gerade der christlichen Literatur und die entsetzliche Verrohung im fünften Jahrhundert nicht aus eigener Kenntnis zu beurteilen wissen. Nicht das Christentum, das mit der Welt und ihrer Kultur paktiert, sondern das jener absagt und diese zerstört, hat echtes Leben in sich.

Ein zweites. Der Tod der Kultur ist gewiß, als die äußere Not, Krieg und Verwüstung ihre materiellen Vorbedingungen zerstört haben; da ist auch die Produktivität der Menschen erschöpft: es werden keine großen Talente mehr geboren, so klagt ein Grieche unter Tiberius. Also kann Kriegsnot und Verwüstung auch die geistige Zeugungskraft eines Volkes zerstören.

Ein drittes. Langer Weltfrieden braucht mindestens kein Segen zu sein; ob er es sein kann, steht dahin; die Menschheit hat erst eine Probe gemacht. Denn er kann die Menschen feige und faul machen, mürbe und müde, krumm und krank. Da sie die Aufregungen nicht entbehren wollen,

lassen sie sich von gewerbsmäßigen Sportsmenschen etwas vormachen, das ihnen ein ungefährliches Gruseln bereitet, Wettrennen, Zirkusspiele, Stiergefechte, Bockkämpfe, schließlich Gladiatorenspiele; fremdes Blut können sie ja bezahlen. Der Friede hat die Menschen nicht milder, sondern roher gemacht. Das ist bei der einzigen Periode langen Weltfriedens herausgekommen, die die Menschheit bisher erlebt hat.

Ein viertes. Die Kultur geht zugrunde, wenn die Masse des Volkes an ihr keinen Anteil mehr nehmen kann, denn die Oberschicht bleibt immer dünn und verzehrt sich selbst, wenn nicht beständig aus der Erdnähe, aus der Tiefe des Volkes wieder frische vollblütige Kräfte in sie emporsteigen. Genau das Gleiche gilt, wenn ganze Schichten oder gar das ganze Volk jeden Anteil an seinem öffentlichen Wesen, seiner *res publica*, verliert, also auch die freiwillige Hingabe und das Verantwortungsgefühl. Ob die tätige Teilnahme sich auf den engeren Kreis erstreckt, den der einzelne voll übersieht, oder wie viel weiter, ist damit nicht gesagt. Aber nur ein Fellaß, ein Sklave von Natur, verträgt es, in allem nur Objekt zu sein, außer im Steuerzahlen.

Ein fünftes. Wo keine Produktivität in der Wissenschaft ist, die Wahrheit nicht mehr ohne weiteres Ziel als die Wahrheit gesucht wird, mit allen Mitteln der Erkenntnis, dem Denken und der Empirie, der Beobachtung und dem Versuche, wo dieses göttliche Feuer verlischt, da ist, wie wenn die treibende Kraft einer Maschine aussetzt. Eine Weile mag es dauern, bis die kreisenden Räder, die schwingenden Pendel die Kraft, die ihnen mitgeteilt war, verbraucht haben. Aber der Schwung wird immer langsamer. Endlich steht alles still. Für ein Volk aber reicht es nicht hin, daß einzeln ein einzelner produktiv forscht und sinnt. Die hat es auch unter den Griechen der Kaiserzeit gegeben. Die Wissenschaft beflügelt auch die Herzen und weitet die Hirne derer, die sie aufnehmen und erfassen, ohne produktiv zu werden. Je mehr Menschen von dem göttlichen Feuer, sei es auch nur einen Funken, aufnehmen und weitergeben, um so weiter reicht die Kultur, um so sicherer lebt sie weiter. Nur eine Erziehung und Bildung, die nicht bloß auf praktische Brauchbarkeit, sondern auf die Befähigung zu wissenschaftlichem Denken hinstrebt, wird einem Volke die geistige Kraft erhalten, die auch im praktischen Leben das wahrhaft Entscheidende ist.

Und ein letztes. Unser Dichter sagt:

Liegt dir gestern klar und offen,  
wirst du heute kräftig frei,  
darfst auch auf ein Morgen hoffen,  
das nicht minder glücklich sei.

Wir haben eine Zeit betrachtet, in der es den Menschen versagt war, kräftig und frei in der Gegenwart zu wirken, und wo denn auch die Hoffnung, ja der Gedanke an ein glückliches Morgen geschwunden war. Hoffnung kommt nur aus dem Glauben. Glauben taten sie eigentlich nur an ihre eigne und ihrer Welt Herrlichkeit und Vortrefflichkeit und an die Unvergänglichkeit ihres Reiches und ihrer Kultur. Sie erwarben nicht mehr, was sie von den Vätern ererbt hatten, und ihr Glaube selbst war solch ein Erbstück. Darum sind sie zugrunde gegangen und verdienen um ihrer selbst willen kaum, daß wir ihrer gedenken.

Nun, meine Damen und Herren, überlasse ich Ihnen, zu urteilen, ob es recht war, daß ich hier ihrer gedachte. Ich stelle keine Vergleichen an, so nahe es mir nach mancher Seite liegt. Das überlasse ich Ihnen. Nur eins. Nicht wahr, wir verlassen uns nicht auf den Glauben an die Herrlichkeit, auch nicht an die Unzerstörbarkeit unserer Kultur. Aber wir glauben an Gott und seine Gerechtigkeit. Auf unser Volk, seine Kraft, seine Freiheit, seine Arbeit, seine Wissenschaft bauen wir unsere Hoffnung, und Gott wird sie nicht zuschanden machen.

## Gedichte

Nacht, das große Todesbängen . . .

**D**er Sterne ungeheure Fülle  
Schwärmt heut nicht freudig aus,  
Es wandelt mein Haus  
Unter der feuchten, nebeldurchfluteten Hülle  
Still in die Stille.

Nacht, das große Todesbängen  
Meiner eratmenden Welt,  
Kommt übers Feld  
— Stumm werden die Winde, die eben noch frierend sich schwangen, —  
Ruhig gegangen.

Steh fest, mein Haus, deine weiße Schwelle  
Trinkt Nacht früh genug.  
Finsternis ist Fluch!  
Wer braucht nicht Barmherzigkeit? Schöpf noch, o schöpf aus der Quelle:  
Gott ist die Helle!

Spürst du nicht, daß eine Sekunde  
Licht wie die Ewigkeit?  
Du stehst in der Zeit  
Wie der Baum meines Blutes, gebaut auf dem rieselnden Grunde  
Der Sanduhrstunde.

Ach, schon faßt dich das schwere Erkalten,  
Reißt dein steinern Gewicht  
Ab vom Licht:  
Seid gnädig mit uns Stürzenden, ihr nachtverballten  
Verstürzten Gewalten!

### Gewalten

**G**ewalten haben mich in die Betrübniß der Kreaturen gesenkt,  
Gewalten meine Seele mit dem Dunst der irdischen Schwermut  
umdrängt,  
Sie pressen mein Herz, sie wälzen mein Bett, sie bewachen meine Tür,  
Keine Liebe umschlingt mich, Gewalten umschlangen denn meine Liebe  
vor mir.

Bin ich stumm, hat sich ein schweigender Finger auf meine Lippen gelegt,  
Kommt mir die Rede, hat jäh ein klingender Schlag meine Zunge bewegt,  
Ich höre einen unbekanntem Vogel, der über mir in den Lüften schreit,  
Ich blicke auf und erlausche mich selbst, wie ich rufe aus der Dunkelheit:  
O Fröhlichkeit, weist du, warum ich fröhlich bin?

Worte fallen aus meinem Munde, Taten wachsen aus meinen Händen,  
Wer fängt sie auf, wer zerbricht sie, wer macht, daß sie sich selber vollenden?  
Wie gerufen kommen Menschen, mich mit Beglückung und Schmerzen zu  
beschenken,

Aus verstaubten Bibliotheken eilen Bücher mir zu, die ich mich sehnte zu  
denken.

Wohin ich trete, was ich erraffe, ob ich ruhe, ob ich werke,  
Gewalten sind mein Herzschlag, meine Wanderschaft, Schwachheit und  
Stärke.

Wenn ich am einsamsten bin, bin ich mit den Gewalten allein,  
Sie rissen mich ins Leben, ins Leben graben sie mich ein:  
Ich bin betrübt, wer weint durch mich hin?

### Gott tröstet die Erde

Schon umfängen mit Morgengesängen die Himmel, getröstet und jung,  
den Schöpfer-Allmächtigen,  
Horch: immer aufstößt eine ungelöste, verborgene Weltzunge empor aus  
dem Chaos-Nächtigen.

Beugt sich der göttliche Helfer zur Tiefe — sie flutet gebändigt zurück —,  
er redet ergrimmt: „Erde, sprich!

Warum störst du mit finstrem Gebelfer die himmlischen Stimmen? Was  
tröst du an gegen mich?“

Löst sich die stammelnde Zunge, sie bittelt: „Mein Schöpfer, auch ich bin  
emporgegangen

Wie die Himmel aus deinem Herzen. Wie die Himmel nach deinem  
Herzen reißt auch mich mein Verlangen.

Und ich stöhne unablässig durch das Dunkel, daß mich deine heilige Stärke  
Nicht vergeße bei dem letzten deiner heiligen Schöpferwerke.“

Bläst der Herr sie an im Fluge: Sterne stürzen ihr entgegen,  
Furchtbar entzündet die Sonne den Osten, den Westen verdunkelt fruchtbar  
der Regen.

Aus den Bergen geschüttelt reißn sich Ströme herab, daß Meer sich mit  
Meer unarme,  
Paradiesische Wälder wachsen herauf aus dem Dampfenden-Feuchten ins  
Segnende-Warme.

Und es brechen auf die ungeheuer angestauten Lebensfluten brüllend,  
Mit der Zeugung gewaltigen Lauten, mit dem Schrei der Geburt die  
schmerzfeuchende Erde erfüllend.

Neigt sich der göttliche Helfer herab, er redet in Liebe erbrennend: „Erde,  
was stößt du empor?

Siehe: schon bricht aus dem Leib dir dein Schöpfer, der Mensch! Nun  
juble auch du, Getröstete, mit in der Himmlischen Chor!“

Hans Kyser

### Freiheit!

Laßt los, ich will nicht fliehn, ich will nur gehn,  
Nur eure Lust, Gemisch zu sein, nicht sehn,  
Ihr schmelzt zusammen, fließt von selbst! ich suche  
Den Motor, der mein Rad aus Kraft kann drehn.

Du, deren Wüstenstaub ich von mir blies,  
Weil ich auf freien Weg zu Früchten stieß:  
Noch ein Mal, starke Einsamkeit, bedecke  
Mein Menschenherz und so befreie dies.

In schwarzen Haufen schwankend seit August,  
Beraubt von Schrei'n, beraubt der eignen Brust,  
Von unsichtbarer Pläne Faust geknetet:  
Jetzt dräng ich mich hinaus, o dicht bewußt.

Ein Augenblick entlegner Insel sei  
Mir jetzt verschafft, ein reines Schweigen schnei  
Rings zwischen Sonn und Meer um mein Besinnen,  
Wie nacktes Grün denk sich mein Wille frei!

Er wächst vielleicht zur Rückkehr in die Wut,  
Zum Wunsch, das Graun zu teilen, das ihr tut —  
Doch wenn als meine Wahrheit sich entfaltet,  
Daß meine Seele jenseits eurer ruht,



Wenn ich — erzeugt aus nicht gerufenem Schoß —  
Nicht führen kann den künstlich rohen Stoß,  
So will ich lieber auf den Grund des Meeres.  
Dies heilig zu entscheiden: laßt mich los.

Alfred Wolfenstein

### Der Dichter und der Krieg

**I**ch sang die Gesänge der rot aufschlitzenden Rache,  
Und ich sang die Stille des waldumbuchteten Sees;  
aber zu mir gesellte sich niemand,  
steil, einsam  
wie die Zikade sich singt,  
sang ich mein Lied vor mich.

Schon vergeht mein Schritt ermattend  
im Sand der Mühe.  
Vor Müdigkeit entfallen mir die Augen,  
müde bin ich der trostlosen Furten,  
des Überschreitens der Gewässer, Mädchen und Straßen.  
Am Abgrund gedenke ich nicht  
des Schildes und Speeres.  
Von Birken umweht,  
vom Winde umschattet  
entschlaf ich zum Klange der Harfe  
Anderer,  
denen sie freudig trieft.

Ich rege mich nicht,  
denn alle Gedanken und Taten  
trüben die Reinheit der Welt.

Albert Ehrenstein

### Chor

Auf einen Gefallenen

**A**ls Bewußtsein deines Falles  
Unser armes Herz durchdrang:  
Wieder wars geschöhn um alles,  
Wir erbleichten, wurden krank.

Und die wissender sich deuchten,  
Fühlten, daß sie nicht gewußt.  
Als sie so verließ dein Leuchten,  
Übertraf sie der Verlust.

Wie du zieltest, wie du ranntest,  
Ließen froh wir dich hinweg,  
Keinen Blick auf uns verwandtest  
Du aus Augen, stark und keck.  
Eiltest herrisch durch das Leben,  
Schiedest ohne letzten Wink,  
Und wir fühlten dich fast schweben,  
Als dein Licht schon unterging.

Wiederum in jähem Sturze  
Ziel ein Knabe unbewacht,  
Den es hinriß durch die kurze  
Lebenszeit zu Kampf und Schlacht.  
Reinem Lose, stolzem Fliegen,  
Unbewußtem Überschwang,  
Führe es auch nicht zu Siegen,  
Schallt doch ewig der Gesang.

Ernst Bläß

### Gruß an die Heimat

Blau Wolken in langen Strichen  
Auf gelblichem Grunde,  
Es ist Dämmerstunde.  
Die Nacht kommt geschlichen.  
Wieder ist ein Tag ohne dich entwichen  
Und ließ mir im Herzen die Wunde.

Max Dauthenden  
Sima-Poelwe-Estate (Sumatra)

# K u n d s c h a u

## Keyserling

Zum 60. Geburtstag des Dichters  
von Otto Flake

**G**in halbes Jahr früher, und man hätte das Jubiläum des Dichters der „Schloßgeschichten“ als gründlich unzeitgemäß empfunden — aber inzwischen sind wir ja zur Besinnung gekommen und von dem verzeihlichen Irrtum des Augenblicks, der Inhalt sei von nun an alles, zurückgekehrt zu der Erkenntnis, daß durch den Krieg und nach dem Krieg Geist und Form noch wertvoller als bisher sein werden, noch notwendiger für unsere deutsche Entwicklung. Nicht die Begeisterung für das, was wir etwa schon sind und erreicht haben, tut uns not, sondern die Einsicht in das, was uns noch immer fehlt. Nicht gesättigt wollen wir sein, sondern noch kritischer gegen uns — unser deutsches Schicksal bis ans Ende der Welt. So will ich vom Lehrmeister Keyserling zu sprechen beginnen — der Burgfrieden gilt nicht für die geistigen Dinge.

**W**eil er ein reiner Künstler voll Zucht und Strenge ist, hat er es nur zu einer Gemeinde gebracht, aber die Nation als Ganzes weiß nicht, daß sie in ihm einen der wenigen Erzähler besitzt, mit denen sie überhaupt aufwarten kann. In der deutschen Erzählungskunst liegen die Verhältnisse ähnlich wie in der deutschen Malerei. Wer nicht zugibt, daß wir als Maler in den hinteren Reihen stehen, und wer nicht begreift, weshalb das so ist, mit dem ist auch eine Diskussion über die deutsche Epik aussichtslos. Er mag sich bei den Nationalisten Trost holen, die nach dem Kriege noch mehr als bisher behaupten werden, daß es hinreiche, wenn wir uns selbst genug seien, und daß wir die Anerkennung europäisch gerichteter Beurteiler entbehren können. Dieselben Kreise, die mit der deutschen Malerei zufrieden sind, werden sich auch mit unseren Erzählern begnügen — wir anderen lüften das Visier und bekennen: die deutsche Erzählung ist problematisch.

Man gehe zu den Jungen, die im Lande sitzen, auf den Universitäten,

in den Geschäften oder wo es sonst sei, und mit ihren zwanzig Jahren die erste große Ahnung haben, daß sie der deutschen Prosa dienen werden. Was kann man feststellen? Daß sie nach einem Stil tasten und daß das vorläufig nichts anderes heißt als: sie suchen nach einem Anschluß, nach einer Tradition. Der einzig richtige Instinkt, der sie da treibt, aber was wird daraus? Der erste verfällt auf Kleists Erzählungen und arbeitet nun in ihrem düster verdichteten Stil; dem zweiten kommen Goethes „Wahlverwandtschaften“ in die Hand, und er versucht es mit dem Wege, der in die beruhigte, klassizistischste Klugheit führt; der dritte liest sich in Keller hinein, und je nach seinem Temperament wird er die skurril-eigenbrödlerrischen oder die holzschnitthafte-bodenständigen Geschöpfe schnitzen; ein vierter verfängt sich in den deutschen Romantikern, und ein fünfter der Reihe nach in allen zusammen. Wenn sie fünfzig Jahre alt geworden sind, was hat dann die deutsche Literatur gewonnen? Sie ist um fünf Mitglieder reicher, aber in jeder dieser fünf Existenzen wird eine Hemmung und eine Unzufriedenheit sein, und keiner von ihnen wird ein großer, freier Geist geworden sein, durch den die Entwicklungslinie seiner Kunst um ein deutliches Stück vorangebracht worden ist. Sie alle bauen an der Tradition, aber sie wechseln die Steine zu oft, es fehlt der Plan, der gemeinsame Kunst verbreitet.

Nun machen wir des Krieges ungeachtet den Schritt über die französische Grenze und stellen mit Neid fest, daß da drüben die Geister eine andere Methode haben — daß sie überhaupt Methode haben (wir, die wir uns unsrer Systematik rühmen, übersehen, daß die Franzosen methodisch sind). Wir meinen, Kunst mache man, indem man irgendwie anfange und was einem durch den dunklen Busen geht, heraushole. Sie dort sind klüger und erfahrener, sie wissen, daß der Kulturmensch, der viele Jahrtausende mit sich trägt, hundert Möglichkeiten in sich birgt, für die sein kurzes Leben nicht reicht, wenn er sie alle wieder sichtbar machen wollte. Also teilen sie sich den ungeheuren Stoff ein — über die Jahrzehnte und Generationen. Jede Generation erhält ihr Stück an dem unendlich großen Gewebe, und es ist selbstverständlich, daß sie nicht die Auffassung von vorgestern und übermorgen in Angriff nimmt, sondern die von heute, die sie besonders interessiert.

So ergibt sich die Tradition. Jedes Künstlergeschlecht ist eine Werkstatt, in der gemeinsam an demselben Ziel gearbeitet wird, es sind Lehrer und Lehrlinge da, jene werfen diesen das Seil zu, oder mit einem anderen Wille, diese stellen sich auf die Schultern jener. Was ist das Resultat eines Jahrhunderts? Eine geschlossene Literatur, erreichte und geleistete Arbeit, eine bewunderungswürdige Summierung von Kräften, die im einzelnen vielleicht gar nicht so genial sind wie bei uns. Daneben über-

denke man ein Jahrhundert deutscher Künstler. Da schließt sich nichts zusammen, sondern alles fällt auseinander, unglückliche Seelen voll tiefster Tragik stehen neben zweifelhaften, die in Humer, Barock und Optimismus einen Ausweg gefunden zu haben glauben und doch nur nutzlos geworden sind und in ihrer Not nach der Liebenswürdigkeit, dem Bruderschaftstrinken mit dem Leser, der Lebensbejahung um jeden Preis gegriffen haben. Und das Schlimmste ist, daß ihnen so das freie Hirn, der Einblick in die großen Verhältnisse der Welt nie zuteil geworden ist, weshalb sie alle mehr oder weniger kleinbürgerlich, provinziell, kindlich, verschroben geworden sind: sie betonen Gemüt und „Seele“, mehr, als es einem reifen Geiste erlaubt ist, und keine Literatur ist so arm an Künstlern, die nie in die feineren Regungen der Frau eingedrungen sind. Unsere Literatur ist überreich an männlichen Geistern, überarm an Frauenverständnis.

Anders ausgedrückt, und dadurch erst tritt das Problem in das klare, scharfe Licht, unsere Literatur ist unsozial. Wenn ein Erzähler seine Zeit schildert, überläßt er sich nicht weniger als der Deutsche, der sich dem Absoluten, Zeitlosen, Ewigen, aber auch Zufälligen hingibt, Triebkräften — nur, daß er eben dem Zufälligen dank seinem weisen Künstlerinstinkt aus dem Wege geht und an Stelle unseres Dualismus von Absolutem und Zeit das Monistische, Geschlossene, die Zeit allein setzt. Wir sehen gern in der Gesellschaft das Verstandesmäßige, weil es das Geordnete ist, und beten lieber zu der „ganz großen Kunst“. Ein romanischer Erzähler korrigiert das Philistöse, das der Ordnung anhaftet, durch sein Wissen darum, daß die bürgerliche Gesellschaft auch nur eine relative Erscheinung ist, mit der er sich nicht zu identifizieren braucht, die aber einen unschätzbaren Vorteil für ihn hat; sie liefert ihm Menschen von annähernder Deutlichkeit; diese Menschen sind das Produkt von Überlieferung, Gewohnheit, Sitte und Gesetz — kurz, sie bieten ihm ein Milieu dar, aus dem er schöpfen kann. Seine Freiheit besteht darin, daß er erkennt, wie die Gesetze, die eine Gesellschaft sich gibt, den Menschen abhängig und beschränkt machen. Er wird also meist in kleinen, klug regulierten Dosen das Absolute einmengen, zum Beispiel das menschliche Mitgefühl, aber gewöhnlich weit eher die Ironie, die Melancholie des Betrachters, der die Grenzen des Sozialen als das sieht, was sie sind, Grenzen. So findet man bei den großen französischen Erzählern immer neben der Freude, Typen zu formen, den bitteren und traurigen Unterton des Einzelnen: und das ergibt Bejahung und Kritik, Dankbarkeit für die Vorbilder seiner Gestalten und den Haß gegen sie.

Ich ziehe den Schluß: mag auch die Frage der schon erwähnten „ganz großen Kunst“, der absoluten Kunst noch nicht gelöst sein — wenigstens was die Erzählung betrifft, haben wir Deutsche so wenig erreicht, weil uns die deutsche einheitliche Gesellschaft fehlt. Wir haben Stände, aber keine Ge-

sellschaft. Der Offizier, der Beamte sind bei uns nur in geringem Maße der Darstellung fähig, denn sie sind starr in ihrer Weltanschauung; sie sind staatserkaltend, und das beeinflusst die Haltung und die Ansichten. Eine Gesellschaft dagegen mag wohl auch ihren Kodex haben, aber sie ist menschlicher, elastischer, reicher und bewegter.

Man könnte nun die Russen entgegenhalten, die ohne gesellschaftliche Kultur doch die besten Epiker hervorbringen. Mit Unrecht, denn alle Russen werden von einer russischen Gemeinsamkeit umfaßt, und diese ist ständefeindlich, religiös-seelisch-demokratisch. Der Bauer hat vor dem Herrn nicht die Scheu wie bei uns der Kaufmann vor dem Assessor — er sagt Väterchen und nennt die Vornamen, und die Stimmung ist da.

**N**ach dieser prinzipiellen Untersuchung wenden wir uns Knyserling zu und haben den Vorteil, daß wir nun schon den Grund kennen, weshalb er ein Erzähler ist. Weil er über eine Gesellschaft verfügt.

Es ist nicht die große nationale Gesellschaft, aber doch die kleine, ein Mikrokosmos, der genügt hat, um ihm zu seinem schönen, klaren, unvergänglichen Lebenswerk zu verhelfen.

Diese Gesellschaft ist die Aristokratie, und zwar die grundbesitzende, jahrhundertalte, die über das schmerzliche Entbehren, Tradition und Kultur, verfügt. Weniger die deutsch-ostelbische Aristokratie als die deutsch-baltische. Das ist wichtig. Denn die ostelbische ist preussisch geworden und hat sich dem preussischen Geist nicht entziehen können. Der preussische Geist aber ist bei aller Größe eine ethische Konstruktion, ein Produkt der tiefen Not, aufgebaut auf dem, was nie bodenständig ist, dem Beamten und der Garnison. Der baltische Adel dagegen ist ein halbes Jahrtausend alt, und er war weit genug von den deutschen Grenzen entfernt, um nicht in das Deutsch-Problematische hineingezogen zu werden; reich, unabhängig, herrenhaft bis in die neueste Zeit hinein, folgte er dem Gesetz, dem jeder Kreis von Menschen unter günstigen Bedingungen folgt: sich zu entwickeln, verfeinern, differenzieren und so eine „Kultur“ zu erzeugen, die wie jedes Produkt der Zivilisation im wesentlichen auf eine höhere Sensibilität der Nerven hinausläuft. Auch hier sind die Frauen Kennzeichen des Besitzes an Klasse und seine Hüterinnen. So haben die Frauen bei Knyserling nicht wie sonst in den deutschen Romanen die moralische Dominante, sondern die verfeinert-animalische; sie sind nicht mit dem ethischen Organ versehen, sondern mit mitschwingenden Nerven und dem Instinkt des Blutes gefühlt; die Karola aus „Dunala“ könnte mit denselben Grundzügen in Kopenhagen, Paris und Wien leben.

Eine rein geistige Entwicklung, wie wir sie in Deutschland kennen, ist imstande, von der Grundtatsache des Lebens, dem Sinnlichen, hinwegzuführen,

aber nicht eine reale Entwicklung, die sich in einem festen, sozialen Milieu vollzieht: diese entfernt sich nie von dem Ursprünglichen der menschlichen Natur, und wenn auch Jahrhunderte zwischen Anfang und Ende liegen, die Generationen sind nur Variationen des einen Themas: des Blutes. So kommt es, daß dieser Nordländer derjenige unter unseren Schriftstellern ist, der am vorbildlichsten alles Seelische und alles Zuständliche mit rein sinnlichem Auge sieht und wiedergibt, und der Sohn eines Landes, in dem doch die warmen Monate kaum ein Drittel des Jahres umfassen, umrankt seine Menschen mit einem üppig-zärtlichen Rahmen von Sommer, blühenden Gärten, warmen Mondnächten, wogenden Getreidefeldern, kurz, mit aller pflanzenhaften Sinnlichkeit. Darum sind seine Bücher so wunderschön im Sommer, an heißen Tagen, am Meere zu lesen.

Keyserling hat es begriffen, was das für einen Künstler heißt, ein festes Milieu mit Menschen zu haben, die das Zuchtprodukt der in ihm wal tenden Gesetze sind. Es gibt viele andere Gesetze, die aus diesem Milieu ausgeschlossen sind, aber eben dadurch werden dessen Menschen menschlich und zugleich klar. Bewußte Einseitigkeit, Ausschluß dessen, was das Ziel verwirren kann, das ist die Weisheit des Kulturwillens. Neben den Baronen Keyserlings gibt es draußen, in einer anderen Welt, ungezählte andere Typen, die alle Möglichkeiten sind — er beschränkt sich auf jene. Man kann nicht eindringlich genug wiederholen: der Schriftsteller braucht eine klare Welt, nicht die ganze Welt. Was er gestaltet, muß er kennen, er muß sich wie ein Saatkorn in einen Boden legen können, der so beschaffen ist, daß er in ihm aufsprießen kann. Oder, um nicht einseitig zu werden: es ist besser, er verfährt nach diesem Rezept und vermeidet es, dem faustischen Drang nach dem Unendlichen und nach Welten, die er nicht überblicken kann, nachzugehen. Von unserem Drama und unserer Musik her sind wir mit der absoluten Kunst vertraut, und sie wird auch immer in unsere Epik hineinspielen, aber es ist auch kein Zweifel, daß Erzählen etwas anderes ist als Dramatisieren.

Erzählen heißt berichten und beruht vor allem auf Ruhe, die nicht mit Behaglichkeit verwechselt werden darf. Statt Ruhe kann man Abstand sagen, und Abstand ist wieder Haltung. Es ist nicht ganz zufällig, daß ein Mann wie Keyserling erst vor fünfzehn Jahren, also in reifem Alter, von den literarischen Versuchen zur geschlossenen literarischen Produktion übergegangen ist. Ich darf wohl auch erwähnen, daß sein Gesundheitszustand ihn zwingt, von einer persönlichen Teilnahme am Leben abzusehen. Er gestaltet also die Vergangenheit, sein Schaffen ist Erinnerung. Es wäre kindlich, daraus eine Vorschrift für Epiker zu machen, aber die Forderung der Distanz ist unentbehrlich für alle Kunst, die nicht das Temperament, sondern das Geschehen darstellen will. Die Distanz des

Grafen Keyserling ist, seinem Milieu entsprechend, nicht diktatorisch, sondern aristokratisch, sie ist die künstlerische Variation der Haltung seiner Standesgenossen. Sein Strich ist von einer unvergleichlichen Gleichmäßigkeit, organisch in seiner Lagerung wie die eines vollkommenen Stahlgusses oder eines Kristalls.

Das ist vielleicht die schwierigste Kunstforderung: bei aller Nervosität gleichmäßig im Tempo zu bleiben, durchzuerzählen, nicht an einer besonders verlockenden Stelle tiefer in die Seele einzudringen als an anderen, an keiner auch zu verweilen, sondern die Kraft zu haben, daß man auf die Wirkung verzichtet. Hier liegt wohl der Hauptgrund, weshalb er so wenig Publikumsliebhaber ist. Das Lesepublikum verlangt vom Autor, daß er Brüderschaft mit ihm trinke, bei gefühlvollen Stellen mit ihm ausruhe, es nicht ununterbrochen vorantreibe. Dieser Verzicht rächt sich, aber er sichert dem Autor die Liebe der Sachverständigen, er rührt nicht die braune Soße an, in der das Gericht zu schwimmen hat, soll es den Gaumen reizen. Hier ist jede Kunst aristokratisch und hier, in der Betrachtung des Humors, berührt sich Keyserling mit einem anderen Erzähler alten Blutes, Heinrich Mann. Er ist weniger Poet als Künstler, er formt, Kunst ist für ihn Einstellung des Augenwinkels und eine Verbindung von Leichtigkeit und Zuverlässigkeit des Handgelenks. Identifikation mit den Personen, die er schildert, Subjektivität gilt ihm gering, das oberste Kunstgesetz ist für ihn Haltung. Es mag sein, daß auch Keyserling auf einen Leser „ästhetenhaft“ wirkt, obwohl seine Menschen durchaus Fleisch und Blut, real, klar und bis ins Innerste durchsichtig sind. Ästhetenhaft wirken auf den Durchschnittsdeutschen, der nur glaubt, Individualist zu sein, in Wirklichkeit aber Anlehnung braucht, schon Reserve und Regulierung der Wärme.

Im übrigen kann man immer finden, daß das Publikum einen guten Instinkt für das hat, was ihm angenehm ist. Da es nun einmal bei uns nicht künstlerisch urteilt, sondern in seiner vorwiegend optimistisch bejahenden Lebensauffassung bestärkt und unterstützt sein will, so kommt es nicht auf seine Rechnung bei einer Kunst, die die Menschen in ihrer Zeitlichkeit begrenzt und wenig danach fragt, ob sie „gesund“ und moralisch erhebend sind, sondern sie unbeirrt in ihrer Tatsächlichkeit zeichnet. Diese Tatsächlichkeit ist bei Keyserling das Alter der feudalen Klasse, auf die er sich beschränkt. Er erzählt nicht wie ein ausgesprochener Melancholiker ihr Sterben, aber es läßt sich darum nicht weniger übersehen, es ist nicht Thema, aber Tonart.

„Schwüle Tage“, „Bunte Herzen“, „Wellen“, in diesen Titeln ist seine Sinnlichkeit, von der ich sprach, aber alle diese Erzählungen enden — nun sie enden im bürgerlichen Sinn trostlos und freudlos. Vielleicht ist dieser



Schriftsteller der Haltung wie gewisse andere seiner Richtung ein heimlicher Melancholiker voller Depressionen, nur daß er diese Grundstimmung nicht hinausstreit oder mit raffinierten Klauseln dem Leser beizubringen sucht: sicher ist, daß der Titel eines seiner Bücher das Wort enthält, das auf alle seine Menschen zutrifft: abendlich. Sie sind spät, und wenn vorher von ihrem alten Blut in einem anderen Sinn die Rede war, so rundet sich dieser Begriff nun ab und nimmt den Doppelsinn an, der ihm anhaftet, den Sinn von Anfang und Ende. Immer gehen die heißesten Sommertage bei Keyserling in die Ode des Herbstes über, es sei denn, daß er noch ergreifender schildert, wie in der brütenden Blut eines Augustnachmittags ein Stillstand, eine geheime Kälte und ein Grauen ist — eine Behauptung, die dem einfach gesunden Menschen abgeschmackt, dem künstlerischen Nervenmenschen bewunderungswürdig erscheint.

Hier ist ein Punkt, wo man von der westeuropäischen Klarheit Keyserlings, ob sie nun rein deutsch ist oder einen romanischen Einschlag hat, ohne Konstruktion die Brücke zum Slavischen schlagen könnte. Es handelt sich dabei nicht nur um die Melancholie, die dieses angeblich so barbarische Volk doch nur dank einer außerordentlichen nervösen Differenzierung ausbilden konnte, sondern auch um eine Beanlagung, die im Lebenden das Leichenhafte, im bluterwärmten Organismus das Verwesende, kurz jene Triebhaftigkeit des Menschen sieht, die sich beim Normalen immer der Perversion, des Kranken erinnert und als letzte Erkenntnis fühlt: wir sind rätselhafte und willenlose Spielzeuge von Empfindungen, die in uns steigen und fallen. Dieser Schritt zu Turgeniew oder Dostojewski ist bei Keyserling nicht endgültig getan, aber man darf ihn doch nicht übersehen. Man lese den Band „Bunte Herzen“. In der Geschichte des jungen Mädchens, das sich von dem Polen entführen läßt, sind die Seiten, wo es zurückflieht, von einem Russen geschrieben, der sich ganz in die eine Seele einbohrt und in sie verwandelt, und in der zweiten Geschichte, der einzigen Ichgeschichte Keyserlings, wandelt man durch Sommernächte, die einen Anfaß von Munkischem Grauen und Irrenhauswärme zeigen.

Beiden Erzählungen dieses Bandes ist gemeinsam, daß Keyserling sich mehr als sonst mit einer Einzelperson beschäftigt, und durch diese Feststellung wird man sich erst klar, wie figurinenhaft er sonst immer seine Gestalten behandelt: in einem gegebenen Kreis, auf einem Schloß, in einem Badeort sind acht oder zehn Menschen da, jede mit den typischen Eigenschaften ihres Standes, ihres Alters, ihrer Erziehung. Irgendein Geschehnis, eine Begierde, die in ein Mitglied des Kreises fährt, eine Unruhe des Blutes beginnt diese Menschen in Bewegung zu setzen: nun sprechen und handeln, schwanken und suchen sie, aber wenn dann eine Lösung eingetreten ist, die den Mechanismus abstellt, eine Entführung, ein Todesfall, ein

Quell, bleiben alle plötzlich stehen — die Plätze sind gewechselt worden, aber nicht die Charaktere. In dieser figurinenhaften Erstarrung liegt der Grund, weshalb Keyserlingsche Menschen, so meisterhaft klar sie gezeichnet sind, nicht eigentlich tragisch nachwirken. Melancholie und Unerbittlichkeit sind da, aber so vorbildlich er während der Darstellung selbst die direkte Beschwörung der großen Grundgefühle vermeidet, wenn man das Ganze abwägt, müßte sie vorhanden sein, so wie etwa der unperfönlische Glaubert tief parthenisch nachwirkt, und der gefühllose Maupassant hart und bitter. Allein die Titelnovelle von „Bunte Herzen“ schließt mit dem „erwartungsvoll verlangenden Lächeln“ Willys, das in demselben Augenblick auf ihrem Gesichte liegt, als ihr Vater, der müde Philosoph, der Welt den Rücken gekehrt hat. Die zweite Novelle dagegen mündet, trotzdem sie so tief gegraben hat, in einem alten Schacht, einer Entführung, einem Nichts, das alle Aufregung auslöscht. Man tritt am Anfang einer Erzählung in einen lebenden Garten, am Schluß fällt das Tor zu, und er hat sich in einen Kirchhof verwandelt. Aber recht verstanden, das soll kein Vorwurf sein gegen die Lebensauffassung des Dichters, denn, im Gegenteil, diese Bitterkeit kann groß sein und findet sich im Grunde bei allen Epikern, die dem Prinzip der Distanz, der überlegenen Nichtbeteiligung huldigen. Was ich leicht auszusagen habe, ist eine gewisse Geste, womit der Leser aus der Geschichte herausgedrängt wird. Man kann es auch so ausdrücken, daß die letzte Bitterkeit nicht mitgeteilt wird.

Wleiben wir beim Lehrmeister und erwerben wir uns die Einsicht, daß die Klarheit und geistige Bedeutsamkeit des Erzählers abhängig ist von der Existenz eines klaren, unstarren, nicht klembürgerlichen Gesellschaftsmilieus. Die Individualität des Epikers liege nicht in seiner Problematik, sondern einzig in der Energie seiner Auffassung. Daß Keyserlings Welt nur ein deutscher Mikrokosmos ist, wurde schon gesagt. Mehr ist bei unserem heutigen Kulturzustand nicht möglich; aber ihre Schranke festzustellen zu haben heißt nicht, sie herabsetzen, sondern sie nutzbar machen. Von der Schaffung einer deutschen gesellschaftlichen Kultur wird die Zukunft der deutschen Erzählung abhängen. Daß diese Gesellschaft nicht mehr identisch ist mit derjenigen, die bisher in Europa allein sichtbar geworden ist, der romanischen, kann man zugeben, aber es befreit uns deshalb nicht von der Aufgabe — und wohl auch noch immer nicht von dem Vorbild. Die feudale Welt Keyserlings ist seit hundert Jahren im Absterben, aber was man aus ihr in unsere Zukunft hinübereretten soll und darf, ist die Haltung, der Abstand von allem Sentimentalischen und Provinziellen. Ich glaube inbrünstig an zwei Zukunftseigenschaften der deutschen Schriftsteller: Hirn und Menschlichkeit. Wenn das Weltmännische

nicht einen so dilettantischen Beigeschmack hätte, könnte man mit diesem Begriff arbeiten. Wenden wir es ins Schöpferische, in Hirn und Menschlichkeit, Sicherheit und Tiefe, Klarheit und kultiviertes Europäertum. Zu seinen Vätern wird immer Keyserling gehören. Man muß ihn lesen, das Publikum und die jungen Autoren.

Welches Unrecht man auch den Verfechtern des Absoluten, Subjektiven in der deutschen Epik einräumen will: selbst zugegeben, daß ein so in dieser Kunst erfahrenes Volk wie die Franzosen der realistischen Gesellschaftserzählungsform müde geworden ist und von dem Barbarischen, nämlich dem Schöpferischen, Neuen, Dunklen, zu reden begonnen hat — eines bleibt unbestreitbar: erst muß ein Kulturvolk Typen schildern können, bevor es zu den Individualitäten greift; erst muß es einmal eine Gesellschaft erzeugt haben, bevor es zu den Außenseitern übergeht (die dann nicht wie bei uns in der Luft schweben, sondern die Opposition der Hirne darstellen); zuerst muß es klar zu werden lernen, bevor es zum Ewigen und Dunklen hinabsteigt — kurz, es muß seine großen klassischen Realisten gehabt haben.

## Der soziale Roman in Amerika

von Johannes V. Jensen

**Z**wei Gesichtspunkte machen sich geltend, wenn man sich einen Überblick über die Belletristik zu bilden versucht, die augenblicklich in Amerika die führende ist, die, die man liest. 1. das breite Kultur-niveau, mit dem Amerika auf Kosten des spezifisch „amerikanischen“ sich den Formen nähert, die in der ganzen Welt gelten; 2. das intime Verhältnis der Literatur zur Journalistik.

Die amerikanische Literatur beginnt, wie bekannt, in englischen Spuren, die ersten Dichter amerikanischen Ursprungs gehören fast ganz zum Wesen der englischen Literaturgeschichte. Darauf folgte eine lokale Periode, eine eingeborene, teils eigentümlich romantische, teils stark wirklichkeitsliebende Richtung, die das Amerika spiegelt, das sich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts entfaltete, die große Siedler-Zeit, die bereits nicht mehr ist; am bezeichnendsten ist dafür der Name Mark Twain. Nach ihm scheint die Literatur nach Europa zurückzukehren, das heißt sie wird interkontinental, jeder Unterschied überhaupt verschwindet. Wenngleich weniger lokal, ist die Literatur in Amerika im Begriff, in gewissen Beziehungen begrenzter zu werden. Der geistige Horizont ist dort wie in Europa der Alltags, wenn man sich auch in Amerika noch eines reicheren

Stoffes erfreut. Drei Namen treten besonders hervor, von denen aus ich die Linien der neuesten amerikanischen Literatur skizzieren will, soweit sie sich meinem Erfahrungskreis dargestellt hat: Frank Norris, Henry Synchron Harrison und Jack London.

Frank Norris gehört den Klassikern an, seine Werke sind bekannt und leider abgeschlossen. Kürzlich ist noch ein Buch von ihm herausgegeben worden, „Vandover and the Brute“, das uns auf gespensterhafte Weise seinen Geist in Erinnerung bringt. Es ist Frank Norris' erstes, bisher unveröffentlichtes Buch; das Manuskript dazu verschwand beim Erdbeben in San Franzisko und ist auf abenteuerlichen Umwegen wieder zutage gekommen. Es wäre eben so gut unveröffentlicht geblieben. Wie man bereits aus dem Titel ersieht, ist es ein Versuch in dem primitiven Genre, dem damals, Anfang der neunziger Jahre noch neuen, später allgemein auftauchenden Hang, das Tier in der menschlichen Natur zu suchen. Norris hat später in „Mc. Plaque“ Reiseres gegeben, obgleich er auch hier von Einwirkung nicht frei ist und in Greueln schwelgt. In „Vandover and the Brute“ häuft ein Schüler mit wahren Werwolfesappetit einen kindlichen Greuel über den anderen. Aber man spürt das Talent, Frank Norris' Klaue in all ihren später bekannten Zügen, die deskriptive Energie, den Lokalsinn, der sich bereits hier in mehreren scharf gesehenen Bildern aus San Franziskos Milieu zu erkennen gibt, und über allem den Frank Norris'schen Universalismus, den durch das Studium des Naturalismus in Europa erweiterten Horizont, den Frank Norris als erster in Amerika eingeführt hat. In der Annonce eines Magazins sah ich ein Porträt des jungen Norris, eine ungewöhnlich feine und kräftige Physiognomie, die an die Shelleys erinnert. Daß er so zeitig, nur einunddreißig Jahre alt, starb, gibt uns eine Vorstellung von der Sinnlosigkeit des Daseins. Unwillkürlich sieht man sich nach der Blüte um, die sein Wesen versprach und die bei ihm so brutal abgeschnitten wurde; man meint, daß sie in der Natur liegen muß, daß andere Amerikaner auch etwas davon haben. Und es gibt auch Nachahmer. Aber sie sind keine Norris.

Sowohl bei Henry Synchron Harrison wie bei Jack London spürt man Frank Norris als Vorbild, bei ersterem in seinem Streben nach breiter, erschöpfender Milieuschilderung mit amerikanischem Motiv, bei Jack London in einer modernen Abenteuerlust mit speziell nordischer Färbung.

Auf Harrisons Namen, der in Europa noch nicht sehr bekannt ist, stieß ich auf eine Weise, die mir für seinen Wert, jedenfalls als bekannte Größe in der amerikanischen Lesewelt, zu bürgen scheint, indem ich nämlich in New York in eine Buchhandlung ging und um das meist gelesene moderne Buch bat; man gab mir „Dr. V. V.'s Eyes“ von Henry Synchron Harri-

son. In Amerika, wie überall, erscheinen zu Hunderten anonyme Bücher, allerdings mit einem Verfasseramen, aber unbekannt und unerprobt, Damen, Journalisten, Tüchtigkeiten, fast alle lesbar, denn jeder Mensch hat etwas zu erzählen; in solchem Urwald ist es immer ein Unhaltspunkt, wenn einem ein einzelner Baum bezeichnet wird, obgleich es auch zufällige Gründe sein können, die ihn unter den anderen hervorheben. Kenner, die ich nach Henry Sydnor Harrison fragte, bezeichneten ihn als a coming man. Seine Art ist es also, die wir von der modernen amerikanischen Literatur zu erwarten haben.

In Harrisons Verfasserschaft begegnet uns eine allgemein nivellierende Tendenz und ein ausgeprägter Geschmack für das verwickelte und tonlose soziale Problem. Außer „Dr. V. V.'s Eyes“ hat er ein früheres Buch, „Queed“, geschrieben, beide mit sozialen Motiven aus einer Stadt in den südlichen Staaten, Baltimore, wie mir gesagt wurde. Ursprünglich war er Journalist, der Ausgangspunkt der meisten amerikanischen Schriftsteller, daher ihr Stoffreichtum und ihre Vorliebe für das Niveau, und der Held in „Queed“ ist Journalist. Während die Tendenz in „Dr. V. V.'s Eyes“ direkt und positiv sozial ist, ist sie es in „Queed“ auf eine eigenartig umgekehrte Weise, indem der Held von einem sozialphilosophischen Schwärmer und Sonderling durch weiblichen Einfluß zu einem ganz einfachen Menschen erzogen wird. Dieses geschieht auf dem Hintergrund verschiedener kommunaler Affären und der wahrscheinlich sehr treffenden Darstellung des Gesellschaftslebens in Baltimore. „Queed“ ist ein Anfängerbuch mit einer Physiognomie. In „Dr. V. V.'s Eyes“ ist Harrison reif, kaum so liebenswürdig, aber hier sieht man, was er will.

In Amerika entgeht man dem sozialen Roman nicht. Andere Teilnehmer dieser selben Bestrebung melden sich in unserer Erinnerung, Upton Sinclair, der allerdings in seiner unangenehmen nörgelnden Unmaßung mehr an die schreibenden Sozialisten der alten Welt gemahnt und der sich übrigens in seiner späteren Bahn in Mystizismus und sektiererischer Gesellschaftsflucht verliert, wovon Harrison sich gerade entfernt; das robuste Amerika geht kampflustig und sachlich, aber nicht haßerfüllt zu Werk.

Doktor W. B. ist ein Menschenfreund, Armenarzt, der das Pech hat, die unmenschlichen Verhältnisse zu entschleiern, in denen ein Millionär seine Fabrikarbeiter leben läßt, während sich gleichzeitig ein Liebesverhältnis zwischen ihm und der jungen, verwöhnten Tochter des reichen Fabrikbesitzers entspinnt. Das Motiv wirkt nicht gerade sehr neu, es ist wie ein Ibsensches Drama aufgebaut und endet melodramatisch damit, daß Doktor W. B. bei einer Katastrophe in der Fabrik getötet wird, als Opfer der Gesellschaftsgefahr, die er selbst abzuwehren versuchte. In Wirklichkeit fällt er wohl eher als Opfer des Publikumgeschmacks; in Amerika kommt

ein Roman ohne Romanhandlung noch immer nicht zustande. Ungewöhnlich ist dagegen, daß die Liebenden sich zum Schluß nicht kriegen, der Romanleser, der sich vom Effekt locken läßt, wird schließlich doch genarrt. Das Buch ist aus einem anderen Grund geschrieben, als ein Publikum, das Spannung verlangt, zu unterhalten, wenn auch Harrison es noch nicht gewagt hat, sich dem rein psychologischen Roman ganz zu übergeben. Die eigentliche Handlung ist — unter Doktor W. W.'s freundlichen Augen — die langsame Bekehrung der Millionärstochter von einem unwissenden und egoistischen Society-Girl zu einem denkenden und für seine Mitmenschen süßenden Weibe; wie man sieht, das Thema von „Queed“ umgekehrt.

Es ist mit einer eigentümlichen Ausdauer und nicht ohne feinen Einblick in die weibliche Natur geschrieben. Beide Bücher werden stark von der Frauenfrage beherrscht, ein Zug, dem man auch in der Presse begegnet und der sehr bezeichnend für die Richtung des herrschenden öffentlichen Interesses in Amerika ist. Die Frauen rücken vor. Die pompöse und leere amerikanische Gesellschaft, in der die Damen so lange den Ton angegeben haben, an eine Schar bunter und lärmender Vögel erinnernd, ist im Begriff, eine Wandlung durchzumachen. Allerdings ist diese Bewegung, die sich gegen jede Mode wenden müßte, nicht frei davon, „modern“ zu werden; wenn man in den Journalen die bekannten Millionösenamen nicht mehr in Verbindung mit Rennen und anderer geisttötender Außerlichkeit, sondern mit Versammlungen und Stimmrechtskonzilen genannt sieht, dann glaubt man nicht recht, daß diese Arbeitslust länger dauern wird, als bis eine neue ernste Angelegenheit der letzte Schrei der Saison wird. Aber solange die Frauensache hält, ist es ja erfreulich. Ich glaube, daß der Erfolg, den Harrison mit „Dr. V. V.'s Eyes“ gehabt hat, zum Teil dieser herrschenden Mode zuzuschreiben ist.

Die Gesellschaft, enger bezeichnet die Gesellschaft in Baltimore, aber auch Ausschnitte von der Fünften Avenue in New York müssen in „Dr. V. V.'s Eyes“ herhalten, nicht unbarmherzig, eher wie Zinkätzungen, porträtähnlich, Schwarz auf Weiß, und im Grunde ziemlich gleichgültig. Der Millionär ist ein Stück Reportage, gleichgewichtig geschildert, im Gegensatz zu europäischen Sozialistpostillen, wo der Kapitalist als Raubtier oder Teufel dargestellt wird; bei Harrison ist er nur ein reicher Mann. Ein kleines amerikanisches Fabrikmädchen ist reizend und echt gezeichnet; Doktor W. W. selbst langweilt, ist aber vielleicht aus dem Leben gegriffen. Die Art, wie Harrison seine Figuren zeichnet und im Verhältnis zur Handlung ökonomisch mit ihnen umgeht, weist auf die Bühne hin; es sollte mich nicht wundern, wenn man eine Dramatisierung von „Dr. V. V.'s Eyes“ zu sehen bekäme, wenn nicht das Interesse für das soziale Problem schon vorher bei dem Publikum, das das Parkett zu füllen pflegt, erschlaft ist.

Wenn man Henry Sydner Harrison als einen Typ des neuen Amerika betrachten soll, bedeutet es, daß das Niveau in der alten wie in der neuen Welt das gleiche zu werden beginnt: die weite Ebene der Zivilisation. Mit einem Seufzer kehrt man zu dem sündigen Traum zurück: nur eine einzige Seele zu treffen, die anders ist, einen Quarzberg mitten im Staube — nein, nur einen einzigen freien Menschen.

Elemente zu einem Eindruck dieser Art finden wir bei Jack London.

Er beschäftigt, er bleibt im Gedächtnis; allerdings stößt er durch Gegensätze ab und quält den Leser, er ist bisweilen beleidigend durch seine Halbbildung, aber er ist fruchtbar, und alle diese Eindrücke im Verein hinterlassen ein Gefühl von Leben, von Reichtum; er ist roh und tüchtig, er hat Natur. Vor allen Dingen, er ist ein Könnler; wenige sind heutzutage im Besitz solcher Darstellungskunst und Sprachgewalt wie er.

Jack Londons erste literarische Tat ist, daß er als Junge, Schiffsjunge, eine für die Beschreibung eines Orkans an der japanischen Küste ausgesetzte Prämie gewinnt; schwere Kämpfe hatte er noch zu bestehen, bevor er auf der Schriftstellerbahn vorwärts kam, er kam weit herum, auf See, als Vagabund, als Klondyke-Pionier; in diesem ersten Anlauf aber treten seine Fähigkeiten bereits zutage, er ist der geborene Schilderer, einer dieser seltenen Ausgewählten, die durch eine geheimnisvoll zerebrale Anlage für die Kunst bestimmt sind. Fast alles in Erziehung und Geschmack hält ihn von der Laufbahn eines Skribenten fern, es gibt Tausende und aber Tausende von Lämmeln, wie er einer ist, in allen Häfen und allen Gewerben, die keinen Saß zusammenbringen; es gibt aber auch Hunderte von Schriftstellern, die all die Bedingungen haben, die Jack London fehlten. Und dennoch dringt er durch. Denn die Natur selbst hat ihm die Feder in die Hand gegeben.

Zu einer so unbedingten Talentrichtung sucht man unwillkürlich eine Erklärung in der Abstammung, man meint, daß sie bereits im Geschlecht vorbereitet sein muß; aber aus dem, was Jack London selbst über seinen Ursprung berichtet, wird man nicht klüger. Er ist aus einem armen Arbeiterheim in Dakland in Kalifornien hervorgegangen, wo die Familientraditionen zu dem harten Brotkampf auf der niedrigsten Gesellschaftsstufe zurückführen. Die gelegentliche Bemerkung, daß die Mutter ihrem Jungen bei der Anbringung dieser Erzählung behilflich war, mag darauf hindeuten, daß er seine Begabung oder seinen Ehrgeiz von ihr hat; es liegt nun einmal mehr Befriedigung darin, sich vorzustellen, daß Naturgaben im Herzen einer armen Arbeiterfrau verborgen gelegen haben, als daß sie durch die gewöhnliche Trainingung in systematischen Männergehirnen entstanden sind. Das Talent äußert sich rein eruptiv bei Jack London. Das Genie hängt mit dem Weiblichen zusammen.

Mit Weiblichkeit aber hat er weiß Gott nichts zu schaffen. Selbst in Amerika, das mehr als andere Länder der Tummelplatz für männliche Instinkte ist, ragt Jack London über den Durchschnitt von Forschtätigkeit und kräftig männlichem Geschmack hervor — ein Wort wie viril will ich nicht gebrauchen, dazu ist seine Logik oft zu vage. Er ist nicht nur Literat, sondern sein Traum ist körperliche Auszeichnung, Fertigkeit in allen Dingen. Wie er sich selbst ausdrückt, als Junge mußte er zu stramm im Geschirr gehen und die Arbeit eines Erwachsenen tun, später, als er selbständig wurde und die Mittel dazu hatte, bekam er den Drang zu spielen. Wie menschlich! Einmal im Leben, entweder im Kindesalter oder als Erwachsener muß jeder Mensch den Möglichkeiten freien Raum geben und mit sich spielen lassen, bevor man festwächst und etwas wird. Daß es Jack London seinerzeit verweigert wurde, dafür hat er die Gesellschaft angeklagt und sich Sozialist genannt, bis er mit den Jahren ein reicher, berühmter Schriftsteller wurde, Besitzer eines Gutes in Kalifornien. Jetzt ist er nicht mehr so hitzig. Aber es ist ja auch ein Unterschied, ob man mit den bloßen Fäusten beginnt oder später selbst etwas hat.

Jack Londons Werke bieten uns eine Serie außerordentlich klarer Dokumente über sein Leben und seine Entwicklung; gleichzeitig spiegeln sie einen nicht geringen Teil des Amerikas der letzten zehn bis zwanzig Jahre, kreuz und quer durch die Staaten und durch mehrere Gesellschaftsschichten, und auch über Amerika hinaus, die Inseln im Stillen Ozean, ein Stück von London, den Anfang einer Weltreise, die leider zu früh in Australien endete. Die Anzahl seiner Bücher ist mir ganz unbekannt, immer wieder taucht eines auf, das ich noch nicht gelesen habe, oder ein neues; der entseßliche Mensch schreibt nicht weniger als tausend Worte täglich. Und er ist noch nicht vierzig Jahre alt.

Jack Londons Produktion aufzuzählen ist nicht möglich; um den chaotischen Eindruck zu überwinden, könnte man eine Gruppierung versuchen. Er ist ausschließlich Prosaist, verteilt seinen Fleiß gleichmäßig auf kurze Erzählungen, ganze komponierte Romane und Sachen von nur beschreibender Natur. Besser aber noch sondert man zwischen dem, was er in rein novellistischer Richtung schreibt, komponierten Werken mit halb autobiographischem Stoff und schließlich den einfach erzählenden Schilderungen, die von seinen eigenen persönlichen Erfahrungen handeln. Meiner Ansicht nach stehen letztere am höchsten.

Hierzu gehört sein lezterschienenes Buch (vor einem halben Jahr war es jedenfalls sein letztes, inzwischen muß er ja aber schon wieder ca. 180000 Worte produziert haben,) John Barleycorn. Zwangfrei, phantastisch



und mit außerordentlicher sprachlicher Stärke legt er hierin Rechenschaft davon ab, was starke Getränke seinerzeit für ihn bedeutet haben, für und gegen, und bei selber Gelegenheit bekommt man einen interessanten Einblick in das Leben dieses gleichzeitig eigenartigen und typischen Amerikaners, ein Stück Gesellschaftslehre von ungewöhnlichem Wert. Jack London war kein Trinker, obgleich er in gewissen Perioden seines Lebens nahe daran war, er tritt nicht als Apostel der Abstinenz auf, im Gegenteil, er erklärt, daß er das Quantum, das ihm zuträglich ist, auch fernerhin verzehren wird, aber dennoch wirkt das Buch wie eine beredte Eingabe gegen den absonderlichen Drang der Menschheit, sich eine herabwürdigende Krankheit zuzuziehen. Die Beweisführung ist psychologisch sehr aufklärend und hat sicherlich in der ganzen Welt für die Klasse Geltung, aus der Jack London hervorgegangen ist, den Arbeiter- und Seemannsstand, jeder trinkt, weil die anderen trinken, verhältnismäßig selten, weil sie selbst Lust dazu haben. Als Knabe, ja sogar als junger Mensch noch hatte Jack London, wie er bekennt, eine heimliche Vorliebe für Bonbons, candy, deren er sich aber natürlich schämen mußte; zwischen Kameraden war er gezwungen, zu trinken und seine Ehre darein zu setzen, weil Leute seiner Klasse nun einmal total abhängig von dem sind, was bei ihnen als forsch gilt. Mit Recht findet Jack London es empörend, daß eine Proletariertyrannei dieser stupiden Art die halbe Menschheit in einem Zustand des Alkoholismus festhält, zum Teil gegen ihren eigenen Willen. So stark ist das Gesetz der Massen. Kein einzelner vermag ihm eine andere Richtung zu geben. Ein Buch wie „John Barleycorn“ aber dringt trotzdem durch, selbst wenn es nicht direkt agitiert; etwas in der Wahrhaftigkeit der Schilderung erschütterter. Es ist stets ein unheimlicher Anblick, wenn einem kräftigen Mann die Hand fast unmerklich zittert. Jack London hat das Buch im Alter von etwa 37 Jahren geschrieben, in einer Periode, wo es ihm klar zu werden beginnt, daß selbst Riesen auf den Boden ihrer Gesundheit gelangen können; zum erstenmal fällt ein Schatten, die Zeit, über die Perspektive von Jahren, auf die Jack London zurücksehen kann.

In „The Road“ aber fällt kein Schatten. Diese Erzählung, die in mancher Beziehung an „John Barleycorn“ erinnert, handelt von Jack Londons Vagabundenjahren und ist von dem ganzen Kraftüberschuß und der Grenzenlosigkeit seiner Jugend geschwellt. Bei allem, was Jack London unternahm, hat sein Männerstolz ihm geboten, Nummer eins zu sein, und er war Nummer eins als Vagabund, legte die größten Wegstrecken zurück, kreuz und quer durch die Staaten, auf der Achse unter einem Eisenbahnzug sitzend, draußen auf der Plattform schlafend, nur mit einer Jacke bekleidet, er erzwang sich den Respekt aller Schaffner durch die Erfindungsgabe und Ausdauer, womit er ihre Wachsamkeit beständig zu narren verstand.

Einer von ihnen, mit dem er die ganze Nacht gekämpft hatte, der ihn wieder und wieder vom Zug heruntergeworfen und beständig wieder darin gefunden hatte, endete schließlich damit, daß er in einer Art Bewunderung zu ihm sagte: Du kannst mitfahren, denn es nützt ja doch nichts, dich herunterzuwerfen. Das könnte als Motto für Jack Londons ganzes Leben gelten. Nachdem Jack London aber als tramp Nummer eins geworden war, suchte er andere Fertigkeiten, in denen er sich mit seinen Landsleuten messen konnte, er gewann einen Rekord als Plätter in einer Wäscherei, zeigte sich als unüberwindlicher Gepäckträger in Alaska, und machte ein Examen in einem Drittel der Zeit wie andere, studierte an einer Universität und war gleichzeitig ein verdienstvoller Großknecht — und dann fängt er an zu schreiben. Achtung! Hier kommt ein Mann von 170 Pfund Gewicht, ausgezeichnete Schwimmer und Reiter, gewöhnt, sich mit fünf Stunden Schlaf oder weniger zu begnügen, geübter Seemann und Goldgräber, Menschenkenner, von Kindesbeinen an durch Widrigkeiten gestählt, mit den Sinnen und dem Gedächtnis des primitiven Menschen, der Schriftsteller werden will und zwar Nummer eins. Der Kampf war hart, man kann ihn in all seinen Einzelheiten in „Martin Eden“ verfolgen, worin Jack Londons bitterer Kampf um den Zutritt zur amerikanischen Literatur sich spiegelt. Später hat man Gelegenheit, ihn in „The Valley of the Moon“ zu verfolgen, auch eine halbe Autobiographie, in leichter und nicht immer vorteilhafter Umdichtung.

Am wenigsten bedeutend ist Jack London in seinen Zeitungserzählungen und Romanen, deren er eine Legion geschrieben hat, mit Stoff aus Klondyke, den Inseln im Stillen Ozean, dem Meere; sie sind in dem Geschmack des Durchschnittsamerikaners und seinem eigenen geschrieben, mit abenteuerlichen Unwahrscheinlichkeiten und der in allen Einzelheiten beschriebenen Vorerei als Hauptgegenstand. Aus dem Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn stammen mehrere monotone Vorerromane, die sich durch höchste wissenschaftliche Genauigkeit in allen Details auszeichnen und dadurch, daß der Held Swinburne liest — selbst hier vermag Jack London seine Physiognomie nicht zu verbergen; aber er ist ja auch selbst Voreer. Indessen unterscheidet er sich, selbst in seinen fabrikmäßigen und wohl hauptsächlich des Verdienstes wegen geschriebenen Massenarbeiten, von der Menge der anderen englischen und amerikanischen Schriftsteller, die dasselbe Genre liefern, durch seinen überlegenen, athletischen Stil und durch den Hauch des Elementaren, der ihn stets umgibt. Selbst durch seine rohesten Sachen bricht sich Natur Bahn, ebenso wie er umgekehrt nicht instande ist, seine Instinkte zu verbergen, wenn er sich dem Seelenroman hingibt.

„Alles, worin sich Leben äußert, ist gut,“ sagt er, „und worin sich

keines äußert, ist von Ubel," ein gefährlicher, aber ganz reinlicher moralischer Grundsatz. Des Amerikas wegen, das er in sich aufgenommen und in einer so glänzenden Form wieder von sich gegeben hat, sollte man Jack London lesen; er ist gute Gesellschaft als freier Mann, der sein eigenes Schicksal bestimmt und behauptet hat; ein Hauch von Lebenslust, reinem Appetit und nobler, imponierender Arbeitslust geht von ihm aus, als Schriftsteller und als Mensch.

## Die Erlösung von der Wissenschaft

von Stefan Großmann

Ein Ausspruch in dem langwierigen und fieberigen Genesungsprozeß der deutschen Sozialdemokratie — mögen nur wenige Ärzte dem eigenartigen Fall nahekommen und diese wenigen mögen der kräftigen Natur des Fiebernden vertrauen, beobachten und schweigen! — kein Wort in dieser Krise war so großer Bedeutung wie jenes, das Philipp Scheidemann, in dem stärkere Führertalente als in Debel wach sind, in Bremen getan hat: „Wir müssen es auch ablehnen, uns in Zukunft noch über unsere praktische Tätigkeit von Leuten belehren zu lassen, die vor lauter Theorie den Blick für die Bedürfnisse unseres eigenen Volkes verloren haben. Der deutsche Arbeiter hat hohe Achtung vor großer Gelehrsamkeit, gleichviel woher sie kommt, wenn aber die Gelehrten uns nur Knüppel zwischen die Beine werfen wollen, dann pfeifen wir auf sie“ (lebhafter Beifall). („Vorwärts“, 5. Februar 1915.) Der Ausspruch ist nicht genügend beachtet worden. Auch ein späteres Verständnis von Konrad Hänsch mit ähnlichem Sinn blieb fast ungewürdigt. Diese Stoßfeuzer bedeuteten nun nicht etwa ein plötzliches Bekenntnis zu einem politischen Naturheilverfahren. Ein deutscher Sozialist bleibt noch immer wissenschaftsgläubig, auch wenn er in einem Augenblick knirschend empfundener Abhängigkeit die Kette lockern möchte. Übrigens meint Scheidemann natürlich nicht die Wissenschaft, sondern jene ganz besondere „Wissenschaft“, nicht die Professorenweisheit überhaupt, sondern nur die Professoren der Marxschen Fakultät. Beiläufig gesagt: nirgendwo gibt es soviel verhinderte Privatdozenten wie in der Sozialdemokratie! (Daher die Blutleere in den oberen Regionen der Partei.) Die Erlösung von der Wissenschaft, das wäre in diesem Falle nur die Aufkündigung der Vormundschaft an das Partei-Privatdozententum. Die Scheidemanns haben (oder hatten es einen Moment lang) es satt, sich jede selbständige Erfahrung, jedes politische

Erlebnis konfiszieren zu lassen, weil es wissenschaftlich noch nicht geeicht ist. Sie wollen es wagen, ihren eigenen Augen zu vertrauen. Sie wollen es wagen, ihr politisches Erlebnis nicht erst bei Pastor Kautsky taufen und benennen zu lassen, sie wollen es wagen, die Väter ihrer politischen Gedanken zu sein. Das wäre, wenn es mutig zu Ende geführt würde, wenn nicht pflüßige Nachgiebigkeit der höchsten „wissenschaftlichen“ Instanz und zaghaftes Einlenken der wissenschaftlich Bevormundeten wieder zu einem unredlichen, aber bequemen Kompromiß führte, der wichtigste Zustand, der hoffnungsvollste, den die deutsche Arbeiterschaft seit zwanzig Jahren erlebt hat! Aber es ist vorläufig nicht anzunehmen, daß Scheidemann länger als einen Augenblick pfeift.

Jede Partei braucht ihre innere Rangordnung. In kirchlichen und kapitalistischen Parteien ist sie gegeben. In der sozialdemokratischen entschied lange eine wissenschaftliche Hierarchie. Das war, solange Marx und Engels lebten, begreiflich, sie waren nicht nur die Leiter, sie waren die Erfinder ihrer Partei. Vieles in ihnen selbst war gar nicht marxistisch, sondern einfach Achtundvierzigertum, und gerade ihr (unwissenschaftliches) Ethos belebte die Partei. Die Marxsche Ironie hätte nie aufbauend gewirkt, der wissenschaftliche Quietismus seiner Entwicklungswissenschaft hätte nie Revolutionäre erzeugen können, nur der wissenschaftlich zweifelhafte, aber psychisch notwendige Glaube an die proletarische Expropriation der Expropriateure entzündete die Arbeiter. Marx mußte, um zu herrschen, eine Parteirangordnung nach wissenschaftlichen Leistungen festsetzen. Deshalb wurde jedem Jünger, wo immer auch seine Talente lagen, der gleiche volkswirtschaftliche Bildungsgang vorgeschrieben. Der Marxismus selbst ist dabei in der Partei immer eine esoterische Wissenschaft geblieben. Bis heute gibt es keine wahrhaft wohlfeile Ausgabe des „Kapital“ (der erste Teil kommt auch nur in Frage). Es enthülle uns einmal der Verleger, wieviele Exemplare von den drei Bänden des „Kapital“ verkauft wurden. Nach Abrechnung der Bibliotheks- und Professorexemplare wäre vermutlich festzustellen, daß keine zweihundert Exemplare in die Hände der Parteigläubigen gefallen sind. Die Wissenschaftlichkeit genießt die schauernde Zustimmung der gläubigen Menge nicht, weil sie Wissenschaft, sondern weil sie esoterisch ist. Selbst die höhere Ordnung der Redakteure und Parteibeamten kennt Marx nur in der Verwässerung und Vereinfachung der gemeinverständlichen Darstellungen und verdaut ihn also nur in Lösungen. Je unbekannter das Kultgeheimnis, desto andächtiger besteht die Priesterschaft auf Einhaltung der Bräuche. Die Preßkommissionen sehen aller Orten streng darauf, daß gewisse Vokabeln dieser Wissenschaft regelmäßig angewendet werden. Wer die dreißig oder vierzig Klischees der materialisi-

stischen Geschichtsauffassung nicht anwendet, denkt unwissenschaftlich und genießt deshalb bei Gevatter Schneider und Handschuhmacher in der Preßkommission geringes Ansehen. Wer aber diese dreißig Worte so geschickt permutiert, daß er auch im Skat nebenbei noch „wissenschaftlich“ denken könnte, und wer diese mechanischen Übungen gelegentlich gar noch mit einigen hämischen Spizen versteht gegen die frechen Neuerer, die andere Vokabeln gebrauchen wollen, der gilt im Klüngel der zweiten Rangklasse als gefürchteter Polemiker. Wenn ein Schalk die Ausdauer hätte (und die Langeweile der parteiprozessualen Formen ertrüge), könnte er nur durch beharrliche Verwendung der wissenschaftlichen Klischees groteske Zuseleien verüben, ganz ähnlich den Spitzbübereien, die Leo Taril den katholischen Wundergläubigen aufsetzte. Im Grunde hat es im deutschen Geistesleben kaum etwas Sterileres gegeben als die marxistische Vulgärwissenschaft. Der Marxismus in der Partei wurde ein ganz ernsthaft betriebenes Gesellschaftsspiel, das beinahe so mechanisch betrieben werden konnte wie Domino. Aber diese bescheidenen Anforderungen an den Geist sind vielleicht gerade genügend für die Unterscheidungen, die in einer demokratischen Partei nötig sind. Wer dieses Parteidomino — nur dreißig Steine, will sagen: Klischees im Spiel — lehren konnte, war Autorität! Wer es erfassen wollte, war Schüler des Arbeiterbildungsinstituts, und also Anwärter, Jünger, hoffnungsvoller Nachwuchs. Wer sich selbst, nach angeborenem Talent, in Freiheit formen und bilden wollte, war — verdächtig. Wer aber die dreißig Klischees oft ansah, dachte wissenschaftlich und durfte und sollte dabei erstarren. Er konnte, was ja den alten Dominospielern ein Leichtes war, auf jedes eigene geistige Erlebnis, auf jede selbständige Wahrnehmung, auf jedes persönliche Denken und Tun verzichten — ja, noch mehr, diese Experimente waren unbequem. Wer — auch nur durch gutes Deutsch — auffallen wollte, erregte schon als Originalitätshäcker bedenkliches Schütteln des Kopfes.

Die sogenannte Wissenschaftlichkeit enthob nicht nur des volkswirtschaftlichen Anschauens, sondern überhaupt des politischen Denkens. Man arbeitete mit erstarrten Formeln am bequemsten, jede politische Persönlichkeit wurde mit der Bezeichnung einer Kategorie abgetan, basta. Wilhelm II. war immer nur „der Kaiser“. Lebendige Politiker, die aus einer Situation soviel Gewinn als möglich für ihre Ziele herauszuschlagen trachten, wären wenigstens im Sommer 1914 an der ausgestreckten Hand Wilhelms II. nicht prinzipienfest und blöde vorbeigegangen. Wer fruchtbare Politik treiben will, muß psychologisch denken. Aber freilich, man hatte zwanzig Jahre lang mit dieser unnüancierten Einschnittelungsmethode ausgelangt, es hätte geistige Beweglichkeit dazu gehört, sich gewandt in eine neue Situation zu

fugen. Ist aber nicht eben diese präzise antwortende Schlagfertigkeit die Tugend des Politikers? Ja, selbst wenn man mit einigem Skeptizismus den symbolischen Moment dieses Handschlages mitgemacht hätte, dieses Sinnbild hätte späterhin zu den stärksten agitatorischen Wirkungen ausgemünzt werden können. Aber dank dem wissenschaftlichen Denken ist den Sozialisten längst die Fähigkeit zur frischen Initiative abhanden gekommen. Ihre wissenschaftlichen Hemmungen, verschlimmert durch die demokratische Zucht, haben ihnen allmählich die Fähigkeit des ursprünglichen Reagierens geschwächt und genommen. Statt dessen blieb dem politischen homme médiocre als der heiligste Besitzstand das Klischee. Wieviel deutsche Möglichkeiten sind mit dem bleiernen Klischee: „Ideologie“ erschlagen worden! So hat man den Oberstleutnant M. v. Egiby, der vielleicht ein unentbehrlicher Mittler hätte werden können, in unfruchtbare Isolierung gedrängt, so hat man den Sozialisten Friedrich Naumann schrittweise ins liberale Lager gezwungen, so hat man sich die jungen Generationen, die Studenten, die Künstler, die Intellektuellen seit zwanzig Jahren systematisch entfremdet. Keine deutsche Partei ist ärmer geworden an geistigem Zufluss und keine könnte reicher sein. Aber das Klischee ersetzt den lebendigen Geist.

Die Wissenschaftlichkeit hat die Partei an allen Seiten eingeengt. Wenn aus der deutschen Sozialdemokratie kein einziger flammender Redner, kein neuer Passalle erstanden ist, so ist auch dies in erster Linie diesem lähmenden System der Wissenschaftlichkeit zu danken, das nicht Volksredner, sondern neue Privatdozenten des Marxismus schaffen will. Adolf Wagner hat unlängst scherzend erzählt, er würde es nicht gewagt haben, seinen Studenten in einer Stunde soviel Statistik vorzutragen wie Bebel in einer Rede seinen Arbeitern. Zum Glück hatte Bebel sein unverlierbares Quantum Unwissenschaftlichkeit in sich. Er konnte ganz unmarxistisch glücken, prophezeien, donnern und hassen, und mit diesen Attributen der lebendigen Seele wirkte er. Wenn die Versammlung im Reichstag leer und schwachhaft wird, sobald ein durchschnittlicher Sozialdemokrat redet, so ist diese Machtlosigkeit der marxistischen Redner vor allem dieser sandigen Wissenschaftlichkeit zuzuschreiben, diesen tönend gewordenen statistischen Jahrbüchern. Es fehlt eben alle Suveränität der Geister, die sehr wohl gelegentlich sich auch im Land der Zahlen ergehen kann. Laut wird eine ganz subalterne Geistesart, arme Dilettanten der Wissenschaftlichkeit, mit der ganzen unsinnlichen Unsicherheit der Buchmenschen. Oft genug spielt der Wille der Erkenntnis doch einen Streich, das glühend-unbewusste Agitatorische schätzt ja die Wissenschaft nur, sofern sie rasch verwertbar. Ich habe einmal Professor Rauchberg, einen unserer bedeutendsten Statistiker, im Streite mit einem sozialistischen Führer gesehen. Rauchberg

reklamierete seine Statistik als „reine“ Wissenschaft, der große Agitator höhnte nur: Statistik ist die Wissenschaft, Zahlen zu bestimmten Zwecken wunschgemäß zusammenzustellen. In diesem fast zynischen Bekenntnis lag schon Größe. Dieser (letzte) große Agitator benutzte die Statistik! Gemeinhin ist es umgekehrt, die Statistik hat sich dieser Köpfe bemächtigt und fließt in grauem Schwall aus ihnen. Die Wissenschaftlichkeit in der Partei, das bedeutete: Der Tod der Temperamente.

Die Wissenschaftlichkeit hat auch die wertvollste Agitationsform dieser Demokratie verhindert: Ein lebendiges Zeitungswesen. Das waren keine großen Tageblätter, die die Partei besaß, das waren wissenschaftliche Zentralorgane, die täglich erschienen. Verhinderte Privatdozenten — zuweilen schon knapp nach der Handelsschule verhindert — nicht leidenschaftlich in den Tag wirkende Geister, standen hinter diesen trostlos temperamentsarmen Materialsammlungen, die sich Zeitungen nannten. Daß der „Lokalanzeiger“ so vielmal mehr Abonnenten und noch viel mehr Leser hat als der übers ganze Reich verbreitete „Vorwärts“, ist auch auf diesen Geist unvollständlichen Dozententums zurückzuführen. Zeitungen beruhen auf Identitäten bestimmter Volksschichten mit ihren Wortführern. Den sozialdemokratischen Buchgelehrten fehlte aller instinktive Kontakt mit ihren Lesern. Das jeweilige Gelehrtengezänk in der Partei, jener üble Professorenkrieg, der sonst in deutschen Fachzeitschriften giftig tobt, das allein war ihnen sozusagen Herzenssache. Indes horchten die nicht gerade auf wissenschaftliche Erziehung bedachten Handwerker des Journalismus auf jede Regung im brodelnden Volkskessel. Wo hat, um nur eins zu nennen, ein sozialistischer Redekammer wahrgenommen, wie viel tausende Arbeiterjünglinge seit einigen Jahren in das deutsche Sportleben verquickt sind? Wie die Gettorabbiner lagen sie über ihren Büchern und sahen nicht die lebendige Gemeinde. Versteht sich: diese Wissenschaftlichkeit war oft nur eine dünne Kruste, die besonders in der Diskussion schnell abfiel. Dann kam plötzlich unvermittelt ein wenig wissenschaftlicher, aber wenigstens echter Pöbellaut ans Licht. Zu drollig wirkte dieses schweizerische Nebeneinander von Wissenschaftlichkeit und Rüdheit in der sozialdemokratischen Presse. Der Ungar Franz Molnar sagte mir einmal: Unsere sozialistischen Zeitungen sind entweder sehr wissenschaftlich oder sehr gemein, es fehlen die angenehmen Zwischenstufen.

Das schlimmste aber war, daß die Privatdozenten glaubten, man könne Politik wissenschaftlich betreiben. Wer diesen Irrtum an einem Musterbeispiel studieren will, lese des Marxisten S. Plechanoff Auffassung des Weltkriegs. Dort setzt dieser Slave, der gar nicht weiß, wie unbe-

ruß-völkisch seine Wissenschaft ist, durch Anreihung aller im Gebrauch stehenden marxistischen Denkklišees auseinander, daß der Sozialismus vor allem an einem Sieg Rußlands interessiert sei, denn erst dieser Sieg würde die naturnotwendige kapitalistische Phase Rußlands zeitigen, und erst aus diesem Stadium könne ein klassenbewußtes organisiertes Proletariat wachsen, das den internationalen Kampf fürs Endziel mitzuführen werde. Die Klishees lassen sich natürlich auch in einer anderen Reihenfolge zusammensetzen. Das ist von anderen Russen besorgt worden, die erklärten, das Erstem des Zarismus verhindere das Aufblühen der Ansätze zur kapitalistischen Entwicklung, erst eine Niederlage Rußlands werde dem autokratischen System ein Ende machen und so die liberal-kapitalistische Periode ermöglichen. . . Ein brauchbares System muß sich eben interpretieren lassen! Freilich müßte an diesem Exempel auch der Blödeste erkennen, wie verläßlich diese dialektischen Spielereien sind, bei denen der Instinkt im Unterbewußtsein den Takt gibt. Diese sterilen Zalmudisten des Marxismus ahnen nicht, daß Politik dort erst anfängt, wo die Wissenschaft aufhört. Sie verwenden ihre Schülerweisheit im besten Glauben, und daß sie wie so viele slawische Revolutionäre die Interpreten ihrer unbewußten slawischen Neigungen sind, das ahnt ihnen nicht, denn es gibt ja nichts Unkritischeres gegen sich selbst als diese unerschütterlichen Gelehrten. Gewiß: Im schöpferischen Politiker müssen die sachlichen Voraussetzungen zu seiner Intuition vorhanden sein: historische, geographische, volkswirtschaftliche Kenntnisse. Aber die letzte Witterung für die Geburtsstunde geschichtlicher Epochen haben stets nur einzelne, politisch formende Talente gehabt. Erst wenn sich geschichtliche Notwendigkeiten in bestimmten Repräsentanten zu persönlichem Schicksal gestalten, erst wenn Weltgesetze ihr Organ in ausführenden Menschen, die für nichts Ohr und Auge haben als für ihre Aufgabe, erst wenn diese „Werkzeuge Gottes“ identisch geworden sind mit der Menge, die sie repräsentieren — anders identisch als der witzige Herr Ledebour — erst dann ist jenes aufbauende Spiel der Kräfte möglich, das wir Politik nennen. Diese Politik ist Kunst. Der schöpferische Politiker trägt, wenn er eingeteilt werden soll, die Merkmale des Künstlers. Vor allem: dies instinktive, allseitige Gefühl der Situation, dieses Leben und Zuhause sein in allen, auch im Gegner. Bismarck hätte den Nikolsburger Frieden nie so weise geschlossen, wenn er nicht auch in den Seelen der Österreicher gelesen hätte. Andererseits sind die zusammenfassenden, die schöpferischen Politiker dem Künstler auch in ihrem Bedürfnis nach Isolierung verwandt. Sie verraten, indem sie schaffen. Jede Schöpfung ist ein Losreisen. Ganz begreiflich, daß alle fruchtbaren Politiker gelegentlich vom Zwielficht des Verrates beleuchtet waren. Man denke an Lassalles merkwürdige Konferenzen und Annäherungsversuche an Bis-



markt, die kein Parteigericht billigen könnte und die, wer kann es ermessen, für den Aufbau des Reichs bedeutungsvolle Keime der politischen Rechtsgleichheit gelegt haben. Millerand war nur deshalb ein „Verräter“, weil er zu früh eine Situation schuf, die Viviani ohne sonderliche Aufregung, ja mit Laurès Zustimmung – vor dem Krieg – akzeptieren durfte. Die Wahlreform in Österreich ist im entscheidenden Augenblick durch einen genau ausgearbeiteten Vorschlag gefördert worden, den ein bürgerlich verkleideter Genosse machte, der vor einem sachverständigen Parteigericht straffällig geworden wäre. Aber dieses Genie des Kompromisses, oder wenn man will: die Fähigkeit zur politischen Synthese, haben nur ganz wenige begnadete Politiker. Sie spüren eine bedeutende Situation in allen Fingerspitzen, während die Blindgeborenen mit täppischer Prinzipialität einhertrapsen und weder politischen Frühling noch politischen Herbst riechen. Es läßt sich ausmalen, wie mit stiller Verzweiflung ein Politiker von Instinkt, wie es Philipp Scheidemann ist, das Wüten der Ochsen im Porzellanladen Bethmann Hollwegs mitansieht. Schon liegen viele wertvolle Scherben auf der Erde . . . Diese verzehrende Ungeduld hat Scheidemann einen Moment lang hellsehend gemacht. Er erkannte, daß alles, was ohne politische Reizbarkeit, ohne schöpferische Naturkraft in der Sozialdemokratie ist, sich wissenschaftlich verschleiert.

Nichts Lebendiges ist im deutschen Proletariat gewachsen und groß geworden, das nicht vorher wissenschaftlich vernichtet worden wäre. Man lese, wenn man die Geduld dazu hat, in den Parteiprotokollen, oder besser in den Schriften von Dr. H. Müller, nach, wie langsam sich das Genossenschaftswesen, Schritt für Schritt, gegen die Verachtung der marxistischen Privatgelehrten durchsetzen mußte. Zur Blüte der Bewegung wäre gerade das Gegenteil dieser eiskalten Strömung nötig, nämlich: Ein bißchen produktive Illusion, ein Quantum förderliche Überschätzung, eine Portion Berramtheit. Die Privatdozenten versuchten jahrelang über die Genossenschaftsbewegung zu desillusionieren. Oder: Man lese in deutschen Parteitagsprotokollen nach, wie dort über die Antialkoholbewegung geredet wird. Billigste demokratische Wurschtigkeit. Und doch würde die Enthaltung von Schnaps und Bier die Staatsbudgets umwerfen und so nebenbei wichtigste regenerative Massenpolitik bedeuten. Man verfolge, mit welcher Geringschätzung und Gleichgültigkeit die Partei von je die Volksbühnenbewegung angesehen hat, welche im Verein mit einer großzügigen Bibliothek- und Sportorganisation erst den Ertrag aller Arbeitszeitverkürzungen darstellen sollte. All das ist von der Wissenschaft der Parteiprivatdozenten mit dem Hohn der Marxschen Ironie beträufelt worden. Alle natürlichen, lebendigen, vor allem: alle aktiven Betätigungen sozialistischer

Gesinnung schienen ihnen so lange unwissenschaftlich, bis sie sich trotzdem durchgesetzt hatten. Aber mit wieviel Zeit und Kräfteverlust!

Diese Wissenschaftler sind physisch blind und taub geboren. Meistens ist es die Vertieftheit der Bertalanudisten, die hier der Väter Handwerk in anderen Formen weitertreibt. Es ist gar kein Zufall, daß die strengsten Hüter dieser Wissenschaft aus der naturfernen himmellosen Engerußisch-polnischer Judenviertel stammen. Noch weniger Zufall, daß gerade die stärksten Naturen der deutschen Arbeiterbewegung, Ignaz Kuer, Bollmar und jetzt Philipp Scheidemann, die Fremdherrschaft des marxistischen Rabbinertums als etwas Absurdes empfanden . . . Was jetzt in der deutschen Sozialdemokratie aufblüht, ein zartes Pflänzchen noch, aber ein nicht mehr auszurodendes, das ist nichts geringeres als ein unbemerkt aufgewachsenes, aber nicht mehr zu verleugnendes Heimatsgefühl des deutschen Arbeiters. Mit solchen Imponderabilien rechnete das wurzellose Buchvolk nicht, das noch nirgendwo daheim ist. Noch schämen sich — groteste Situation — die natürlich Eßhaften vor den unnatürlich Umherirrenden, noch müssen die Hänisch, Lensch und Scheidemann ihr Zusammengehörigkeitsgefühl zur deutschen Erde erst wissenschaftlich begründen und bemänteln. Wissenschaftlichkeit — das bedeutete ja bis nun: Erziehung zur Unförmlichkeit. Das eigene Auge durfte nicht wahrnehmen, das eigene Ohr nicht hören, Erkenntnis durfte erst auf dem Umwege über eine bestimmte Theorie gewonnen werden. Die Absage an diese Wissenschaft bedeutet: den Mut zur eigenen, direkten Wahrnehmung finden, bedeutet: seinen Sinnen und Instinkten wieder vertrauen dürfen, bedeutet: sich selbst wieder die Rechte auf Erlebnis, Erfahrung und politische Tat geben!

## Vom modernen Nationalismus

von Engelbert Pernerstorfer

Was auch draus werde, sich zu deinem Volke.

Schiller

Die Zahl jener, die an eine Ausgleichung der Nationalitäten infolge des steigenden Verkehrs glaubten, ist groß, und sie ist auch jetzt, nach den Erfahrungen des Krieges, nicht unbeträchtlich. Das sind jene, die annahmen und annehmen, daß die wachsende Zivilisation und Kultur eine solche Annäherung der Völker bewirken werde, daß die Unterschiede unter ihnen immer geringer werden, ja vielleicht einmal ganz verschwinden könnten.

Diese Anschauung ist eine theoretische. Sie fußt auf keinerlei Erfahrung, ja sie widerspricht jeder bisherigen Erfahrung. Sie stammt entweder aus einem allgemeinen Menschheitsideal wirklichkeitsfremder Menschen oder aus der Anhängerenschaft an einen, nicht sowohl internationalen, als vielmehr internationalistischen Dogmenbegriff, dem sich die Geschichte anzubequemen habe.

Wohl hat in den zwei letzten Geschlechterfolgen der menschliche Gemeinheitsgedanke ungeahnte Fortschritte gemacht. Der Kosmopolitismus des 18. Jahrhunderts war eine gutgemeinte Schwärmerei, die Weltbürgerschaft unserer Zeit beruht auf dem sicheren Grunde gemeinsamer Ideen und Interessen, deren sich die Menschheit klar bewußt ist. Diesem Gemeinheitsgedanken dienen die Besten in jedem Volke. Er hat organisierte Körperschaften, deren vornehmste der internationale Sozialismus ist. Gerade von diesem hofften Millionen, daß er stark genug sein werde, den Weltfrieden zu erhalten und etwa aus Beweggründen des „bürgerlichen“ Staates entstehende Kriege zu verhindern. Diese Meinung konnte eigentlich nur deswegen Raum gewinnen, weil man immer noch den alten Internationalismus im Auge hatte, der die Nation wohl als Wirklichkeit schätzte, ihren Wert aber nur in ihrer revolutionären Kraft sah. Er taxierte die Nationen nach dem Schema der von ihm vorausgesetzten Notwendigkeiten, nicht nach ihrem inneren Werte oder nach ihrem eigenen Rechte. Auch spielte die Zweckmäßigkeit eine große Rolle. Einem echten Internationalen alten Stiles muß es als eine kleinliche Beschränktheit erscheinen, daß ein wenig zahlreiches Volk nicht einfach in ein zahlreicheres mit höherer Kultur aufgeht. Ihm ist die Nationalität eine Zufälligkeit, ein Unwesentliches, das man einfach aufgibt, wenn es zweckmäßig erscheint. Die Sprache ist ihm ein bloßes Verständigungsmittel, nicht der Ausdruck einer besonderen menschlichen Wesenheit. Er hat keinerlei innere Beziehung zur Nationalität.

Dieser alte Internationalismus ist längst überwunden. Nicht, daß er jede Kraft verloren hätte! Die Überlieferung ist eine der größten Mächte. Meistens eine hemmende. Der moderne Sozialismus hängt mit den die Nationalität betreffenden Anschauungen der Begründer der alten Internationalen und besonders mit denen Karl Marxens zusammen. Aber schon zu dessen Lebzeiten wurde seine Auffassung der nationalen Frage eigentlich nur von den Deutschen ganz angenommen. Die romanischen und slawischen Nationen haben nie daran gedacht, ihre Nationalität einem blutleeren Internationalismus zu opfern. Ubrigens auch die nichtdeutschen germanischen Völker nicht. Die Deutschen sind wohl das doktrinärste Volk der Welt (nebst den Juden) und denken eine Theorie oft so sehr zu Ende, daß sie schließlich völlig zerflattert. Dazu kam die politische Entwicklung Deutschlands, die es mit sich brachte, daß die Sozialdemokratie unter Ausnahmebedingungen gestellt wurde und daß ihre größten Gegner sich

mit Vorliebe den Namen von nationalen Parteien beilegte. So vereinigten sich in der deutschen Volksseele alle Voraussetzungen, um der Lehre vom alten Internationalismus noch zu einer Zeit eine Heimstätte zu gewähren, als sie innerlich schon längst abgewirtschaftet hatte. Freilich diese Heimstätte lebte nur in der Theorie. Die Wirklichkeit, das Leben, blies diesen alten nationalen und antinationalen Internationalismus wie ein Federchen hinweg. Die deutsche Sozialdemokratie erwies sich am 4. August als bewusst ihrer nationalen Verantwortlichkeit, und dieser Zustand ist im wesentlichen geblieben. Eines der ersten Opfer des Krieges war einer der besten und hervorragendsten Führer der deutschen Sozialdemokratie, Dr. Frank aus Mannheim. Was niemand vorausgesehen hatte, ist geschehen: die deutsche Sozialdemokratie hatte deutschen, nationalen Charakter gezeigt.

Der Nationalismus muß also doch etwas anderes sein als etwa eine atavistische Erscheinung, als ein verwerflicher Chauvinismus, seine Wurzeln müssen tief ins menschheitliche Erdreich gehen.

Die Geschichte ist nichts anderes als die Geschichte von Völkern und von den Staaten, in denen sie sich ausleben. Das Volk ist die Grund- und Ursache alles menschlichen Geschehens. Wer diese Tatsache übersehen oder theoretisch „überwinden“ will, wird immer Schiffbruch leiden. Niemals überwinden die Theorien die Tatsachen. Umgekehrt wird ein Schuh daraus. Man wird sich also darüber klar werden müssen, daß das Wichtigste in der Menschheit die Völker sind, denn diese und nur diese machen Geschichte. Nur sie bilden Staaten, nur sie entwickeln Zivilisation und Kultur.

Und hier liegt der Kernpunkt der Sache. Goethe hat einmal von einer Weltliteratur gesprochen. Er hat dabei nicht im entferntesten an eine gemeinsame Sprache gedacht, ja er hat es unmißverständlich angedeutet, daß er den Nationen ihre besondere Stellung in dieser Weltliteratur anweisen will. Wir sprechen von Weltkultur und wissen dabei genau, daß diese Kultur nichts anderes ist als die Summe der Einzelkulturen. Denn es gibt keine andere als nationale Kultur. Das gilt selbst von jenen Kulturerscheinungen, die mit der Sprache nicht unmittelbar etwas zu tun haben. So groß die gegenseitige Beeinflussung der Kulturvölker auf allen Gebieten der Kunst auch immer gewesen ist, immer wieder haben die Einzelerscheinungen jeder Kunst nationalen Charakter, und zwar um so mehr, je höher sie stehen. Goethes „Faust“ ist der höchste und vollendetste dichterische Ausdruck deutschen Wesens. So stark ist die differenzierte Ausprägung nationaler Kunst, daß nur selten ein Volk das andere restlos verstehen kann. Wir Deutsche rühmen uns dessen oft, daß wir in die Seele aller Völker einzudringen verstünden, und es fehlt wenigstens an dem redlichsten Bemühen nicht. Aber wir müssen ehrlich gestehen, wenn wir auch

die Kulturen des Westens durchaus begreifen, die des Ostens haben wir wie alle Europäer noch lange nicht erfasst, vielleicht weil wir doch noch zu wenig von ihnen wissen.

Das Tiefste und Höchste in seinem Wesen offenbart jedes Volk in seiner geistigen Kultur. Und die Kunst ist ihr Gipfel.

Je glühender wir die Höherentwicklung der Menschheit wünschen, desto höher müssen wir die Völker als die besondern Träger der besonderen Kulturformen schätzen. Auch der Nationalismus der Angehörigen des kleinsten Volkes, das vielleicht erst am Anfang der Kultur steht, ist berechtigt, ja heilig. Wie aber steht ein Deutscher da, dem seine Nationalität etwas Gleichgültiges oder auch nur Sekundäres ist. Er steht unentzinnbar in dieser Gemeinsamkeit, und indem er seine Nationalität verrät, verrät er sich selber. Nur innerhalb seiner Nationalität kann er höhere Leistungen vollbringen. Wenn er sich von ihr abwendet, entsagt er freiwillig dem besten Teil seiner Würde, falls man ihm nicht die mangelnde Vollständigkeit (wie den Tauben, Lahmen und Blinden) zubilligen will. Die große Masse des Volkes sieht in der Nation nur mehr dunkel und triebartig den großen Einheitskörper, je höher aber der einzelne in der geistigen Bildung steigt, um so mehr muß er den hohen, unvergänglichen Wert der Nation erkennen, um so inniger muß er sie lieben. Man kann wohl sagen, wer sich von seiner Nation abwendet, ist entweder ein fleisch- und blutloser Theoretiker oder ein Banause.

Nationalgefühl ist also weder eine mystische noch eine angezüchtete Empfindung. Es ist Wirklichkeit. Man hat sich durch zwei Menschenalter bemüht, der Arbeiterschaft die Geringschätzung des deutschen Nationalgefühls anzuzüchten. Und zwar unter den für diesen Versuch günstigsten Bedingungen. Er ist kläglich mißlungen. Mit dieser Tatsache wird man in Zukunft rechnen müssen. Die grundsatzfesteste, geschulteste, am besten organisierte und zahlreichste Sozialdemokratie der ganzen Kulturwelt hat sich in der Stunde der Gefahr auf die Seite des Vaterlandes gestellt. Ein ehemaliger noch junger Arbeiter, der heute in der Redaktion eines Parteiblattes tätig ist, hatte, während er in Frankreich an der Front stand, in einem wunderschönen Gedichte — „Bekennnis“ — gesagt:

Zimmer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.  
Als man uns rief, da zogen wir freudig fort,  
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort  
Deutschland.

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tief versteckt.  
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgerecht.

Sehen seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,  
und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus.

Deutschland.

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,  
stirbt ein Bruder in Pelen, liegt einer in Flandern wund.  
Alle hüten wir deiner Grenze heiligen Saum.

Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,

Deutschland.

Zimmer sehen haben wir eine Liebe zu dir gekannt,  
bloß wir haben sie nie bei ihrem Namen genannt.

Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,  
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.

Denk es, o Deutschland.\*

Indem wir alle Mystik und Empfindsamkeit ablehnen, wollen wir uns klar werden, was die Nation ist und was sie bedeutet. Es ist kurz und erschöpfend zu sagen. Sie ist, mit Otto Bauer\*\* zu sprechen, gegeben durch die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Geschichte, das gemeinsame Schicksal. Unsere Rassenfanatiker heben als wichtigstes die Rasse hervor. Aber diese hat nur eine untergeordnete Bedeutung. Wir wissen, daß jedes Kulturvolk das Ergebnis einer Rassenmischung ist. Aber die angeführten drei Merkmale binden eine Gemeinschaft von Menschen unzerreißbar zusammen und geben ihr auch eine Zukunftsaufgabe. Daher ist es so begreiflich, daß Völker, die große Zukunftsaufgaben vor sich haben, nicht nur um ihre Existenz, sondern auch um ihre Bewegungsfreiheit bis aufs äußerste kämpfen. Die Zukunftsaufgaben des deutschen Volkes können aber nur von diesem und nicht von einem andern gelöst werden. Und sie können nur gelöst werden, indem sich dieses Volk seiner Deutschtum bewußt wird. Es mag manchen sonderbar anmuten, daß ein Sozialist das sagt. Derjenige wird weniger erstaunt sein, der die Sozialisten nicht-deutscher Länder kennt, die nie darüber im Zweifel waren, daß sie zu ihrem Volke gehören. Einzelne Eingänger, wie seinerzeit Hervé, beweisen nichts. Aber gerade jener Sozialist, der der größte unserer Zeit war, Jean Jaurès,

\* Karl Bräger, Aus meiner Kriegszeit. Nürnberg, Fränkische Verlagsanstalt.

\*\* Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien. Volksbuchhandlung, 1907. Dieses Werk ist für die Frage grundlegend. Es hat leider in Deutschland nicht die gebührende Beachtung gefunden, wohl weil es in einem sozialdemokratischen Verlag erschienen ist. Wäre es in einem bürgerlichen Verlag Deutschlands erschienen, hätte es Aufsehen erregt. Der junge Gelehrte hat die ihm vorliegende Frage mit der Denkmethode des Marrismus bearbeitet. Wer wissenschaftlich sich mit der Nationalitätenfrage beschäftigt, kann an diesem Werke nicht vorübergehen.

als Mensch, Gelehrter und Politiker eine der hervorragendsten Erscheinungen nicht bloß der Gegenwart, hat über die uns beschäftigende Frage in unübertrefflicher Weise geschrieben. Die „Neue Rundschau“ hat aus seinem ausgezeichneten Buche „Die neue Armee“ (Jena, Diederichs, 1913, 493 S.) jenen Absatz ihren Lesern mitgeteilt, der von der geschichtlichen Funktion des Kapitalismus handelt. Es ist ein Teil des zehnten Kapitels, das auch die Überschrift „Armee, Vaterland und Proletariat“ trägt. In erschöpfender und man kann wohl sagen abschließender Weise erörtert Jaurès in diesem Abschnitte seines Werkes auch die Frage des Nationalismus. Er weist nach, daß Klassenkampf und Nationalismus keine durchgängigen Gegensätze seien, daß die Nation eine Einheit ist und daß man nicht behaupten könne, „daß das moderne Proletariat ein Fremdling innerhalb der Nation sei, die es doch täglich umformen kann und deren künftige Geschicke es doch tatsächlich vorzubereiten hat“. Er weist nach, daß „es der schlimmste Widersinn sei, zu behaupten, dem Proletariate sei das Vaterland gleichgültig“. Nationale und demokratische Forderungen fallen immer zusammen. Es sei absurd und gefährlich, zu sagen: „Die Proletarier haben kein Vaterland“. „Demokratie und Nation bleiben die wesentlichen Grundbedingungen jeder weiteren und höheren Entwicklung. Der starke und reiche Begriff Vaterland erhält so noch einen neuen, noch höheren und umfassenderen Sinn. Die scheinbare Krise der Vaterlandsidee ist eine Wachstumskrise.“ Die Proletarier, alle Männer der sozialen Gerechtigkeit und des internationalen Friedens drängen „zu dem gleichen Menschheitsvaterland, dem allgemeinen Vaterland der befreiten Arbeit und der versöhnten Nationen. Aber sie schmieden keine Pläne ins Leere. Sie können ihr hohes Ideal nur in der autonomen Nation verwirklichen, nach den Regeln der Politik und des Kampfes, die eines jeden Landes Geschichte bedingt, mit den Elementen, die jede nationale Substanz ihnen liefert“. Den Gedanken, daß die Nationen Individualitäten sind, deren Verschwinden die Menschheit ärmer machen würde, daß sie besondere Abspiegelungen des menschheitlichen Geisteslebens sind, hebt er mit Nachdruck hervor. Die Arbeiter, sagt er, können nur siegen, „wenn sie sich in jedem Lande die höchsten Seelen- und Geistes Eigenschaften und die wahre Essenz des Nationalcharakters aneignen, weil die neue Menschheit nur dann reich und lebensvoll sein kann, wenn die Eigenart jedes Volkes in der allgemeinen Harmonie fortbauert und wenn alle Vaterländer schwingende Saiten an der Lyra der Menschheit sind.“ So predigt Jaurès den Arbeitern geradezu den Nationalismus, der sich freilich von dem Chauvinismus der Hurratrioten ebenso weit entfernt, wie von dem wirklichkeitsfremden, himmelblauen alten Internationalismus: „Internationale und Vaterland sind von nun ab verbunden. In der Internationale findet die Unabhängigkeit der Nationen ihre höchste Gewähr; in den

unabhängigen Nationen wiederholt die Internationale die stärksten und edelsten Organe. Man könnte fast sagen: ein wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland, viel Internationalismus führt zum Vaterland zurück. Ein wenig Patriotismus entfernt von der Internationale, viel Patriotismus führt zur Internationale zurück." Wenn Jaurès Patriotismus sagt, so schließt dieses Wort Vaterland und Volk ein. Sie sind ihm eine Einheit.

Der Krieg hat gezeigt, daß jene Organisation, die durch die Zahl ihrer Mitglieder und durch ihre große Verbreitung in der ganzen Kulturwelt vor allen anderen internationalen Organisationen mächtig hervorrage, dem Nationalismus keinen Widerstand entgegensetzte, ja nicht einmal recht entgegenzusetzen wollte. Die elementare Macht des Nationalismus brach durch. Alle standen zu ihrem Volke.

Diese Tatsache ist von solcher Wichtigkeit, daß sie für die weitere Politik aller Staaten und aller Parteien von größtem Einfluß werden muß. Soweit die Staaten innere und äußere Politik treiben, müssen sie, mehr als dies bis jetzt geschehen ist, auf die Stimmung der Nation Rücksicht nehmen. Soweit die Parteien ihre Programme durchsetzen wollen, müssen sie dies auf dem Boden der Wirklichkeit, des heutigen Staates, tun, auch wenn sie, wie wir Sozialisten, die grundstürzende Änderung dieses Staates wollen. Vaterland und Volk sind der unzerstörbare Boden, auf dem alle Kämpfe um den Fortschritt ausgefochten werden müssen. Zu den scharfen Gegensätzen in jedem Staate und in jedem Volke gehören die Ansichten über die Entwicklung der Menschheitskultur. Hier erheben sich jene Kämpfe, die zwischen einem beschränkten und gehässigen Chauvinismus, einem nebelhaften, unwirklichen Allerweltskosmopolitismus und einem edlen, in sich gefestigten, aber in die Zukunft schauenden Nationalismus ausgefochten werden. Dieser ist geradezu die Synthese aus dem gesicherten Volkstum und dem umfassenden Menschheitsgedanken. Man kommt nicht von dem Begriff der Menschheit zu der einzelnen Gruppe oder zu dem einzelnen. Umgekehrt: nur von der Gruppe kommt man zur Menschheit.

Worauf wir einzig hoffen und woran wir alle, die das Ziel in der höheren Kultur sehen, arbeiten wollen, ist nicht das Verschwinden der Nationen, denn das wäre vergebliche und verschwendete Mühe, sondern ihre Ausprägung und Höherbildung. Ein wirklich Gebildeter kennt keinen Nationalhaß. Dieser hat seine Stätte nur bei den rohen Massen. Aber jeder Gebildete weiß, was er seiner eigenen Nation verdankt, und hat jenen von Hochmut und Überhebung gleich weit entfernten Stolz, der ja das Zeichen jedes freien Menschen ist. Je höher er von seinem Volke denkt, um so höher steckt er sich selbst seine Ziele, denn er will seines Volkes würdig werden. In diesem Sinne dürfen wir Deutsche wohl



Nationalstolz haben, denn unser Volk hat, und zwar durch seine nationale Eigenart, mächtig am Aufbau der neuen Menschheit mitgewirkt. Dieser Stolz legt uns aber auch große Verpflichtungen sowohl gegen unser Volk als auch gegen die Menschheit auf.

## Österreichische Visionen

von Samuel Saenger

### I

In Dresden war der deutsche Reserveoffizier in den Wiener Zug gestiegen und hatte sich mir gegenübergesetzt.

Mager und sehnig; dunkelblond; von guter Mittelgröße. Ein mittlerer Dreißiger. Ecktig und ernst saß er da, ohne die versteckte Eitelkeit des Uniformgecken, der für ein paar lumpige Mitfahrer Mittelpunkt spielen will, aber mit dem in die Tiefe zurückgedrängten Wohlwollen und der gesammelten Energie des denkgeübten Mannes, der sich an keine äußern Eindrücke verzettelt und an dem Schicksal seines Volkes mit der stummen Verantwortlichkeit der sittlichen Reise teil hat.

Seine Nähe beruhigte. Diese Art deutscher Männer, sagte ich mir, sind heute unsere festesten Brücken zwischen Krieg und Frieden. Es ist die gute stille alte Art, ohne Pose und Anmaßung, ohne Lautheit und Selbstanzeige. So sehen die Behälter alter deutscher Idealität und die Vorläufer des Realismus von morgen aus. Sie taumeln nicht von Stimmung zu Stimmung; der eiserne Ring eines treubeseelten und durchgeistigten Pflichtgefühls hält ihr Tun umklammert; und sie werden in kritischen Stunden so wenig den Kopf verlieren, wie sie im Anfang das siegreiche Hinwegfegen über Länder und Festungen und Heere in eine blinde Kriegeshysterie gerissen hat. Das sind die Männer, die unter den deutschen und ungarländischen und slawischen Österreichern für den Gedanken, nein — für die Notwendigkeit jenes großen Solidaritätsgebietes werben, das wir mit dem noch ungefahren Namen eines mitteleuropäischen Zentralverbandes bezeichnen. Literatur, Publizistik, Journalismus — wie zwitterhaft sind sie heute, mit ihren kalten Wahrheiten und erhitzen Lügen, neben solcher Lebendigkeit, die jeder beschreiben, betasten, begreifen kann, an der die tausend gekränkten und geknickten Hoffnungen sich da unten aufrichten und zu staatlich und menschlich lohnender Aktivität emporheben können.

Der Offizier, der zu seinem Reserve-Kavallerieregiment in der deutschen Karpathenarmee reiste, schlug plötzlich, wie vom Ekel gewürgt, das Buch zu, in dem er mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen hatte. Er richtete das Auge fragend auf mich und reichte mir das Buch.

„Kennen Sie es?“

Es war Werner Sombarts „Helden und Händler“.

Ich kannte es, leider, als eine der stärksten und verderblichsten Verirrungen eines in seinem Fache verdienstreichen und begabten Gelehrten, ja eines über sein Fach hinaus wirkenden Anregers. Aber er ist leider ohne jeden Beruf für philosophische und soziale Synthese ernstes Stiles, ohne die Fähigkeit zur großen ruhigen vegetativen Gedankenbildung, die allein erlöst. Jahrelang hatte Sombart die deutsche Welt mit seiner blaß neurasthenischen Kulturkritik belästigt, die aus dem Ruhe- und Abwechslungsbedürfnis modern belasteter und erregter Nerven geboren war, jahrelang hatte er sie durch seinen dilettantischen Kulturpessimismus zu erschrecken gesucht, in der Maske überheblicher Modernität war er allem ausgewichen, was durch die Tat in Politik und Gesellschaft umzubauen und zu helfen trachtete, auf Kongressen hatte er alle Gelehrten angefallen, die es nicht über sich brachten, an dem Urrätsel der sozialen Kausalität sich blind vorbeizudrücken, die von Zielsetzung und Zweckhaftigkeit durchwachsen ist, und Gesellschaftliches ohne Wunschregung und Ideal zu betrachten: und nun trat er als Zuchtmeister zur Deutschheit in Fichtes Fußstapfen. In die Fußstapfen des großen deutschen Publizisten, der in einsamster und strengster Selbstzucht seine Seele gehämmert und seine Auffassung von der Skala der Werte aus den Tiefen des Bewußtseins gehoben hatte.

„Sehen Sie,“ sagte der Offizier, „seit acht Monaten lebe ich mit dem Senfmann, der in jede meiner durchlebten und durchkämpften Minuten neugierig hineinstiert, in vertrautem Umgang; aber nie ist mir der Gedanke gekommen, durch eine Stegreifphilosophie meinen Mut und meinen Willen zum Sieg zu beleben, meine Gegner zu verachten oder ihre Nationalität den Leistungen nach einer tieferen Kulturstufe zuzuweisen als die ist, auf der die deutsche steht. Es stünde um die Herrlichkeiten unseres Volkstums übel, wenn sie in der von Sombart gepredigten Verachtung angelsächsischer Leistung und Leistungsfähigkeit ihre Bestätigung suchten. Die merkantile Grundrichtung englischen Geistes kennen wir, und wir haben zähneknirschend unter unserer Unfähigkeit gelitten, sie auf diplomatischem Felde zu lähmen. Aber ich habe, der ich zehn Jahre als Techniker unter Engländern gelebt, festgestellt, daß neben der praktischen Gemütsrichtung und neben mechanistischen Denkgewohnheiten viel Güte, viel geformte Menschlichkeit und viel natürlicher Sinn für Anstand und Würde lebt, niedergetreten freilich, wie überall, durch die Dämonen der kapitalistischen Gier und einen halbweisen Freiheitsbegriff, den Claqueurs und Kasten zu persönlichen Zwecken auszunutzen wissen, mit Hilfe der parlamentarischen und journalistischen Maschine. Ist anderswo viel oder überhaupt besser, wenn wir aufs Wesentliche achten? Wird dieser Krieg nicht um Macht und Besitz und Behauptung

des Erworbenen geführt, um Anteil an der Beute, die unerweckt, aber geographisch und wirtschaftlich nur allzusehr bekannt, in den Schatzkammern des Planeten ruht? Die elenden Piratengewohnheiten einer durch Monopolbesitz verwöhnten und arbeitsunlustig gewordenen Herrenrasse verfolgen wir, so gut wir können, in diesem Kampf zu züchtigen; und vielleicht wird bald der Tag kommen, da auch die übel Gesinnten erkennen, was wir, als Werkzeug, für die Befreiung und Neutralisierung der Meere getan haben. Aber wir brauchen, um die Zwangsläufigkeit dieses Krieges zu begreifen, keine Sombartschen Wirrseligkeiten, die auf der Unkenntnis englischer Geschichte und englischer Menschen beruhen. Neben der Masse des money-making mob regt sich tausendfache Lüchrigkeit und Nobilität, die der stolze Herrschritt dieser bauenden Menschen über den mißhandelten Planeten trägt und die wieder emporhebt, was räuberische Gier zertritt und zerstört. Wer offenen Auges in englischen Kolonien gelebt hat, wer Agypten und Indien kennt, wer unter den Charakterköpfen der englischen See- und Kolonialgeschichte heimisch ist, wer je den Adel betastet hat, der beispielsweise in dem Heldentum eines Charles Gordon sichtbar wurde, wird sich nie verleiten lassen, in der Seele dieses Volkes nur die trüben Schlamm-massen zu suchen, als deren Behälter Herr Werner Sombart die Annalen der englischen Geschichte zu betrachten scheint. Der weiß ja nichts von ihr, von ihrer Literatur und Dichtung, weiß nichts von den Gedankenbildnern Newton, Locke und Hume, von den Platonikern und Humanisten älterer und neuerer Zeit, nichts von der Schöpferkraft solcher Physiker wie Faraday, Maxwell und Joule, von der seelendurchtränkten Humanität derer um Ruskin und Morris, Burke und Carlyle; und gar an dem Wundergarten der englischen Poesie eilt dieser Begutachter ahnungslos vorüber. Folgt nicht auf das Heute ein Morgen? Und glaubt der gelehrte Herr Professor uns Kämpfern eine Freude zu bereiten, wenn er das Gift trübseliger Mißverständnisse zu unserm Genuß in Friedenszeiten schon jetzt um einige Hektoliter vermehrt? Ferdinand Tönnies hat in seiner sehr wirksamen Schrift Engländer englische Methoden selbst sezieren lassen. Schonungsloser kann ihr ärgster Feind das Messer nicht ansetzen. Aber nun die Rehrseite (auf die der gründliche und taktvolle Kieler Philosoph zart hingewiesen hat), die aber erst ein typisch Neudeutscher, der unverdächtige Karl Peters, in seinen weltpolitischen Betrachtungen ganz verstehen lehrt. Mir ist nichts so stark aufgefallen, wie das bejaßende Verhältnis dieses rücksichtslosen deutschen Latmenschens zum Engländerthum. Nachdem wir seine Ausführungen gelesen haben, wissen wir auch, woran es liegt, daß die Engländer ein Weltvolk geworden sind, während sie es uns überlassen haben, den Begriff der Welt-politik zu bilden, ehe wir seelisch und sachlich mit unserer Vorbereitung dazu, in den Tiefen unseres Volkstums wie an der Krone, fertig waren.“

Der Zug rollte weiter, durch das enge Elbtal ins weite böhmische Land, über den von Machtkrämpfen zerrwühlten Erdteil, nach Wien hin, wo Freunde und Fremde abstreichen, aufklären – hoffentlich auch bestätigen werden. Ja, da unten sollen uns die neuen Hoffnungen erblühen, in der Heimat der organisierten Mißverständnisse, da unten unter den Märkern in Südoft, in den blühenden Ländern der vielen Kronen und Sprachen. Den Bismärkschen Schnitt von 66, den unvermeidlichen, aus dem so viele deutsche Schmerzen geboren wurden, soll dieser Krieg heilen, nebst manchem andern. Draußen erhob der Frühling seine Schwingen. Beruhigt blickten die Menschen. Das Kriegserlebnis war in die gewohnte Ordnung eingegliedert. Wie wird da wohl Wien ausschauen, die umkränzte Stadt, in deren Gassen die behagliche Lebenslust und das süße Verweilen im Augenblick den Rhythmus anzugeben pflegten? Aber die Hussitenstadt Prag und der Professor L. G. Masaryk, in dem hussitischer Kampfgeist und Wahrheitsmut wirksam sind wie nur je in einem modernen Reformator, geboten den ersten Halt.

Fluch dem Feuilletonismus unserer Politikmacher in den Zeitungen, die zehnmal den Silbergehalt des heiligen Nepomuk in einer der zehn Kapellen des Umgangs von St. Veit berechnen oder die sagenhafte Libussa-Burg auf dem Hradschin beschreiben, ehe sie sich einmal bequemen, einen Mann wie Masaryk über die südslawische Geschwulst zu befragen. An ihr hat sich der europäische Krieg entzündet. Darf das je vergessen werden? In der bosnischen Annexionskrise, im Agrar-, im Friedjungprozeß und als Enthüller von Fälschungen und Verteidiger der serbokroatischen Einheit wurde der Gelehrte und kühne Politiker als Gegner Mehrenthals viel genannt. Auch als unbeugsamer Antiklerikaler, der noch heute nicht vergessen will, daß in den Delegationen Albanien als tragfähiger Boden für die katholische Propaganda bezeichnet wurde. Er ist Tscheche, Rationalist, Westler und müht sich seit Jahren, den im deutsch-ungarisch-slawischen Österreich lebendigen Widersinn von Geographie und Geschichte zu überwinden: weil keine Macht der Welt dem demokratisch-nationalen Zeitstrom Stillstand zu gebieten vermag. Von jener Einheit meint er, daß sie kommen werde und kommen müsse, weil Serben und Kroaten ein einziges Volk unter zwei Namen seien. In diesem Punkte hat er nichts mehr erstrebt und vertreten, als was, warnend und mahnend, Männer wie Baernreither und Fürst Schwarzenberg ausgesprochen haben. Es kann nicht gleichgültig sein, wie dieser radikale Denker und Antiphantast sich die österreichische Mission auf dem Balkan und gegenüber den siebenemhalb Millionen habsburgischer Südslawen vorstellt; es ist wichtig zu erfahren, wie er sich staatsrechtlich die unentbehrliche Stärkung der Zentralgewalt des Reiches konstruiert denkt und die Einheit

der Südslaven innerhalb der Monarchie mit westeuropäischen Mitteln herbeiführen will; es ist wesentlich, wie dieser Heilige der Serbokroaten mit dem überlebten Dualismus fertig zu werden und für die zukünftige Mischung aus Zentralismus und Föderalismus die Bahn freizumachen empfiehlt: aber das zu erkunden und verkünden hielten unsere Korrespondenten meist nicht der Mühe wert. Slawisch geschriebene Blätter existieren nicht, weil man sie nicht zu lesen versteht; vom Redensartlichen ablenkende Bücher brauchen nicht gelesen zu werden; und es war immerhin dankbarer, so zu tun, als ob man noch im josephinischen Zeitalter oder unter dem Absolutismus des Bachsystems lebte. Seit einem Menschenalter ist die Zukunft des Deutschen Reichs in österreichische Probleme verstrickt. Was hat die Presse getan, um Verständnis für sie zu wecken? Sie hat verniedlicht oder verdunkelt, je nachdem sie sich liberal oder konservativ gebärdete.

Ich eile durch das Gewimmel der Altstadt, zu den königlichen Weinbergen hinauf. Ringsum die stille Geschäftigkeit von Haus aus friedlicher, un-kriegerischer Menschen. Nüchtern und zweckvoll schauen diese verwestlichten aller Slaven aus, die wider den Kreislauf ihres Blutes durch die Gegenreformation in den Katholizismus zurückgezwungen wurden; wäre die nicht gewesen, so würde der unvorstellbarste aller Begriffe — der protestantische Slawe — heute weltgeschichtliches Ereignis sein. Sollten wirklich unüberwindliche innere Gegensätze den ‚Ausgleich‘ zwischen Deutschböhmen und Tschechen unmöglich machen, vorausgesetzt, er würde endlich nach nationalen und demokratischen Grundsätzen versucht, mit Hilfe jener nationalen Autonomien (self-government), die sich als selbständige Glieder nebeneinander ordnen und unter dem Schutze einer machtvollen Zentralgewalt blühen könnten? Masaryk leugnet es. Er ist Feind aller zwangsweisen Germanisierung und Madjarisierung. Die heutige Mission Österreichs ist, nachdem das Türkenproblem weltgeschichtlich gelöst ist, die gewaltigste aller Aufgaben im Interesse westeuropäischer Zivilisation. Macht und Gewalt sind oft wirksam nach außen, doch auf die Dauer nie nach innen, und für Österreich sind unendlich mehr als für jeden andern Staat die Probleme der äußern Politik von den inneren Lösungen abhängig. Österreich ist Europa, ist die Welt im Kleinen. Es muß, sagt Masaryk, seine vielen und reichen Kräfte, die es in den verschiedenen Nationen hat, innerlich sammeln, für ihre organische Entfaltung den verwaltungstechnischen Rahmen schaffen und das Problem der nationalen Autonomien und der gesamtstaatlichen Zentralisation besser lösen als bisher. Komischerweise habe das konservative katholische Wien in Albanien nationale Politik machen wollen. Österreich habe seine Position im Norden (Deutschland, Belgien, Holland) verloren, nach Süden hin, gegen Italien, aufgegeben; es bleibe ihm heute nur der kulturell und wirtschaftlich schwächere Balkan geöffnet. Masaryk

druckte sich vorsichtig aus. Er hält politische Eroberungen am Balkan, nach den letzten zwei Kriegen, für ein Trugbild, aber die wirtschaftliche und kulturelle Expansion für ein Bedürfnis Österreich-Ungarns und eine europäische Notwendigkeit. Ein modernisierter Staat, der als Staat nicht deutsch, nicht ungarisch, nicht slawisch ist, der nichts als österreichisch sein will, müsste für die aufstrebenden Balkanstaaten ein stärkeres Attraktionszentrum sein als der moskowitzische Zäsaropapismus, vorausgesetzt — — So denkt L. G. Masaryk, der Führer tschechischer Realisten. Ich weiß nicht, wer von uns beiden an das Wort Cavour's erinnert hat: „Mit dem Ausnahmezustand sind die allergrößten Esel zu regieren imstande“.

Ich fand ihn leidend. Der Krieg hat auch ihm Liebes geraubt. Um so tiefer hat sich dieser slawische Puritaner voll deutscher Bildung und englischer Staatsauffassung in die Vorstellung eingegraben, die er schon wenige Wochen nach Ausbruch des Krieges in Berlin kundgab: daß der Weltkrieg in der jetzigen Konstellation der Mächte keine Zwangsläufigkeit sei. So wenig beugt sich dieser Mann, der, echt kantisch, die Geschichte als Reich der Freiheit betrachtet, der Gewalt des Fatums. Aber mit Wehmut zitierte er:

Wer schaut hinab von diesem hohen Raum  
Ins weite Reich, ihm scheint's ein schwerer Traum,  
Wo Mißgestalt in Mißgestalten schaltet,  
Das Ungeheß gesetzlich überwaltet  
Und eine neue Welt des Irrtums sich entfaltet.

Eine Unterhaltung mit Masaryk ist so belehrend wie seine Bücher; und genau so ehrlich. Wer, meint er, nicht verstehen kann (oder will), warum bis zum Kriege eine so starke Minderheit der österreichischen Völker mit der offiziellen Wiener Politik unzufrieden war, wird nach dem Kriege nicht helfen können. Man muß übrigens, betonte er, sich stets gegenwärtig halten, daß der Balkan ein zweites Österreich, ein zweites Ostreich sei, mit einer Vielheit kleiner und kleinster Nationen neben- und gegeneinander. Alles verwickelt sich dort. Serbien ist zweisprachig geworden. Saloniki, auf das Mehrenthals phantastische Sandschalbahn zielte und das von den Bulgaren heiß erstrebt wurde, ist heute griechisch; aber die Bewohner sind mohammedanisch und jüdisch. Chaos in allen Abstufungen. Es ist falsch, die Slawen auf dem Balkan in der Mehrheit zu denken. Von dem Zusammenwirken mit Deutschland erhofft sich Masaryk starke disziplinierende Wirkungen, besonders im Wirtschaftlichen. Wird man den Mut haben, sich dieses Mannes für den Aufbau und Umbau des Staates nach dem Friedensschluß zu erinnern und zu bedienen? Er gehört zu den edelsten moralischen Kräften unter den österreichischen Slawen. Mit seinem Einfluß auf die Serbokroaten sollte man zu rechnen wissen.

Heinrich Friedjung ist für uns Deutsche der Historiker. Er trägt mit eifernder Liebe den österreichischen Staatsgedanken in sich; in starker aber charaktervoller Einseitigkeit. Mit Vergnügen hörte ich ihm zu. Es ist eine Wohlthat, in der Stadt der leichten Begabungen und schäumenden Temperamente solche Festigkeit im Glauben an Oesterreich zu genießen, wo oft in kritischen Tagen gerade unter hellen Köpfen der Zynismus als Ventil funktioniert.

In diesem wohlorganisierten Gehirn hat die landesübliche Skepsis keinen Platz. Er hat in seinen Büchern und Schriften stets den Gedanken vertreten, daß der Losbindung der nationalen und demokratischen Kräfte durch die Revolution von 1848 keine Zerfetzung und Zerrüttung gefolgt ist. Er stand nie gläubig auf dem Boden des Dualismus, der Zerschneidung des Reiches in zwei Teile von gleichem Rang. Er hat diese Gleichsetzung stets nur, was die machtpolitische Praxis betrifft, für eine scheinbare gehalten, für einen Kompromiß, der einem lebendigen, übergeordneten Einheitswesen im Wege stand und die Außenpolitik von Oesterreich-Ungarn fesselte, abwegig, unschöpferisch, willensschwach gemacht hat. Ich konnte feststellen, daß diese Auffassung in allen Schattierungen des — Radikalismus Gemeinbesitz war, mochte ich es mit Demokraten oder Machtstaatspolitikern, mit privaten oder amtlich Meinenden zu tun haben; und überall befestigt sich die Hoffnung, daß der Krieg, dieser radikalste aller Synthetiker, den Schutt wegräume von dem Wege, auf den die alte Erkenntnis weist. Friedjung kam nach lehreichen Umwegen zu diesem natürlichen Standpunkt. Seine Kritik in der Schrift „Der Ausgleich mit Ungarn“ führte zur Maßregelung des jungen Gelehrten; er verlor, unter Taaffe, seine Professur. Er wurde alldeutsch und geriet, als Redakteur der „Deutschen Zeitung“, in die Fußangeln einer demagogischen Sekte ohne Zukunft, die aber den Boden für allerhand Möglichkeiten auflockern half. Dann gab er die Vorstellung auf, als ob Oesterreich ein deutscher Staat sei: eine schwer errungene Erkenntnis; die geschichtliche Entwicklung hatte, für die habsburgische Monarchie, die Germanisierung endgültig aus der Reihe der politisch wirksamen Mittel gestrichen (wie heute die Madjarisierung); er reiste und drang durch die Arbeit an seinem bedeutenden Werk über die Vorherrschaft in Deutschland bis zur Grundfrage vor: wie ist österreichischer Patriotismus möglich? Das heißt: er bewies sich die Notwendigkeit dieses zwischen Ost und West hingelagerten Staates, der sich in unerhört ereignisvollen Jahrhunderten um das Babenbergische Erbe angefehrt hatte. Oesterreichisch sein hieß nun: die Daseinsberechtigung dieser durch die wundervollste germanische Kolonisationsarbeit gebauten Brücke zum Balkan und nahen Osten bejahen. Und aus der Notwendigkeit schloß er auf die Mission des dynastischer Haus-

machtpolitik entwachsenen Völkerbundes, dem nur noch die elastische staatsrechtliche Konstruktion fehle. „Nur noch.“ Das höre und lese ich aus Friedjung heraus.

Jetzt frohlockt er. Als der geschmeidige Mann, der seine echt wienerische Urbanität vor dem Hineingleiten in echt wienerische Diminutivgefühle bewahrt hat, mich von gewissen Befürchtungen und Überraschungen des Krieges sprechen hörte, verdüsterte sich sein Gesicht. Mir war auch, irre ich nicht, ein böses Wort entfahren: der Österreicher glaubt, indem er zweifelt. „Ha“, rief er, „Ihr Wort mag stimmen, aber es trifft nur unsre Großstadtmenschen, über die der journalistische Denkschaum ausgeschüttet wird. Ihre Überraschungen sind mir Bestätigungen des eisenstarken Solidaritätswillens unserer Völker. Die können nicht auseinanderfallen. Wohin auch? Zum großen Deutschen Reich, das einst unser war, führen tausend Fäden hinüber; und gemeinsame Not und gemeinsame Interessen machen die Verknüpfung unauflösbar. Im meinem Gehirn leben Brucksche Pläne auf, die Pläne des genialen Elberfelder Buchbindersohnes, der selbst den nüchternen Metternichepigonen Schwarzenberg in sein Phantasierich mit forttrieb und vor zwei Menschenaltern bereits ein schwarzgelbes Großdeutschland von Triest bis Hamburg konstruierte. Aus der Gruft der Zeiten steigt der Plan empor, tausend Realisten greifen ihn auf, die Farbe ist heute kein Streitpunkt rivalisierender Machtwillen. Ich hoffe übrigens, daß Ihre Wirtschaftsprofessoren die Sache mit Takt behandeln: das Fingerspitzengefühl für das Völkerpsychologische und Politische ist nicht ihre starke Seite. . . . Brucks Versuche also, in die großpreussische Zollunion aufgenommen zu werden, scheiterte an Bismarcks machtpolitischer Grundtendenz, die zunächst ja auf ein fränkisches Deutschland abzielte. Er fand auch handelspolitisch mit dem Instinkt des Genies den Weg des kleinsten Widerstandes. So blieb das zerschnittene „Universalreich“ diesseits sich selbst überlassen, es ist auch heute erst halb von den formenden Gewalten des Kapitalismus erfaßt und darum — was unsre Menschen und unsre Landschaften pittoresker und wärmer macht als die reichsländischen — wirtschaftstechnisch noch unfertig. Aber wer weiß: heute begegnen und begrüßen sich Bismarck und Bruck, der welthistorische Augenblick scheint nahe, da Carl Ludwig Brucks dem großen Stile unsrer Zeit vorweggenommener Plan eines wirtschaftspolitisch einheitlichen Mitteleuropas irgendwie in die Wirklichkeit eingeht. Das sind hilfreiche Perspektiven. Wohin sonst sollten wir auseinanderfallen können? Den Willen einzelner Gruppen und Grüppchen befragt die Geschichte nie. Die kleinen Balkananwohner sind sämtlich kulturell und wirtschaftlich unfertig, ohne den Reichtum von Geist und staatlichem Formensinn, wie er sich hier in den Ländern der habsburgischen Krone beisammenfindet. Jetzt, unter dem ungeheuren Druck von außen,



werden selbst die Intellektuellen dessen gewahr, alle jene, die vor dem Kriege zentrifugale Gelüste hegten und über gewisse Grenzen hin foketiert hatten — — Also sprach Heinrich Friedjung, der Historiker. Mit Vergnügen hörte ich ihm zu.

4

**Ü**bertreibe ich nicht, wenn ich in Masaryk und Friedjung die Pole der österreichischen Politik erblicke, soweit sie irgendwie macherstaatlich orientiert ist? Ich glaube nicht. Viele Namen könnte ich nennen, nach Parteifarbe und Nationalität geordnet, leuchtende Namen, Zukünftigkeiten, Hoffnungen, stille liebenswerte Tüchtigkeiten, in denen der Haß gegen staatsunlustige Gefühle noch andauernd steigt — es blieben die gleichen Grundgesinnungen, von allem Lokalen und Zufälligen und Persönlichen gereinigt. Beide Männer lebten in Todfeindschaft, während und nach der Amerionskrisis. Der eigentliche Streitpunkt war, scheint mir, nicht das serbokroatische Problem, sondern der Gegensatz zwischen alter und neuer Staatsgesinnung, zwischen der Historie, die gegen die Gegenwart mißtrauisch macht, und der Politik, die aus Grundsatz dem Lebenden recht gibt. Friedjung fühlt sich durch den Anlaß des Krieges bestätigt; Masaryk hält ihn durch den Verlauf des Krieges für widerlegt; und ihm stimmen viele, viele Deutschösterreicher zu, Gelehrte und Staatsmänner, Parlamentarier und Kaufleute, Dichter und Laien: ich lasse sie heute, dankbar für hoffentlich nicht unnütz verpuffte Aufklärung, in ihrer Anonymität . . . Aber beide Männer sind, als vollende Menschen, Optimisten. Sie wollen die Ausöhnung zwischen Nationalität und Repräsentativsystem, sie wollen, daß endlich der ‚Ausgleich‘ vom toten bürokratischen Gleise geschoben und dem Einheitswillen des Reiches das Rückgrat gestärkt wird. Weil sonst die Gelegenheit, zu wollen, überhaupt aufhört. Weil sonst die Zwangsläufigkeit des Krieges in die Zwangsläufigkeit des Friedens münden wird. Ich erwähne schließlich, daß die private Meinung umgeht: daß das österreichische Problem nicht gelöst werden könne, ohne daß ein breiter Strom deutscher Energie ins Nachbarhaus gelenkt werde. Aber ich weiß nicht, ob und wann sie Aussicht hat, öffentlich zu werden.

# U n m e r k u n g e n

## Marthekion\*

Vor der Stadt in einer riesigen Halle sitzen zehntausend alte Spittelweiber und reiben Kautschukplatten mit wollenen Lappen; bekanntlich entsteht dadurch eine Kraft, Elektrizität genannt, die man in sogenannten Leydener Flaschen sammeln und durch Drähte weiterleiten kann, — wohin man will; so daß man sogar imstande ist, schwere Wägen auf Schienen fortzubewegen, ohne Pferde vorzuspannen. Ob es einen Abonnenten der elektrischen Bahn gibt, der dieses Märchen wörtlich glaubte, sei dahingestellt; jedenfalls steckt so ziemlich alles darin, was sogar der oder jener Gebildete von der Elektrizität weiß. Es ist in der That erstaunlich, wie sehr die allgemeine Kenntnis naturwissenschaftlicher Dinge gesunken ist, in demselben Maße, wie die spezielle Fachbildung einen ungeheuren objektiven Bestand ohne Last und Zagen vermehrt, verwaltet und zur praktischen Anwendung bringt. Und je schwerer übersehbar das einzelne Gebiet, um so bereitwilliger ist der Verzicht, Gesetz und Grundlage des Ganzen so weit zu verstehen, daß man in der Welt einigermaßen zu Hause bleibt. Die Menschen halten sich Wissenstiere, wie sie sich Schönheits-tiere und Moraltiere halten; und zwar nicht gerade so, als ob sie sich nun das Recht vorbehielten, unwissend, unschön und unmoralisch zu sein; aber doch mit dem Er-

folg, daß sie unbehelligt in der Indifferenz beharren dürfen. Diese ihre eigentümliche Indifferenz, vielleicht ist sie es mit, die die Menschen von heute zu Leistungen befähigt, die dem erschütterbareren, exzentrischeren Menschen von früher nicht möglich, nicht denkbar erschienen wären (denn die moderne Art der sogenannten Organisation der Massen beruht auf ihr — sie ist nicht die einzige Art, nicht die höchste und nicht die letzte).

Das Sinken eines ursprünglichen naturwissenschaftlichen Verständnisses und Interesses wird am Beispiel deutlich, wenn wir die Literaten von vor hundert Jahren mit denen von heute vergleichen. Nicht weil Schiller Arzt, Goethe Naturforscher und Novalis Salinenaessler war, sondern weil sie alle, und die Staatsmänner nicht weniger, sich philosophisch entzündeten, blieben ihnen die Grundprobleme der exakten Wissenschaften lebendiger Teil ihres Geistes. Wir aber —! — und dabei haben wir inzwischen das humanistische Gymnasium abgebaut und Realpolitik gelernt; merkwürdiger Fall.

Die Zeit spürt den Fehler und bemüht sich auf viele Weise, ihn abzustellen. Vorträge und Lichtbilder sollen helfen; alle Zeitungen haben naturwissenschaftliche Mitarbeiter. Ja, es gibt sogar Verlagsanstalten, die diesem Zwecke ganze Bibliotheken widmen: Quelle und Meyer, Kösel, Göschen, Weigtländer, Teubner und andere. Besonders die Teubnerschen Bände „Aus Natur und Geisteswelt“ bauen einen wahren Schatz auf: mit Ausnahme des ästhetischen Gebietes, wo die Popularisierung immer noch mehr Unheil als Segen stiftet, fast lauter Schriften von guter

\* Marthekion. Nachdentliche Betrachtungen eines Naturforschers. Von Dr. Otto R. Witt. Berlin, Verlag von Rudolf Mückenberger. 3 Bände.

Haltung und energischem Griff, die man sich zu einer Art selbst geschaffenen Konversationslexikon zusammenstellen kann; man muß darin zu suchen lernen und hat dann mehr Nutzen, als wenn man nach dem Buchstaben aufschlägt.

Aber es genügt nicht, die Wissenschaft zu popularisieren; es kommt darauf an, sie wieder zu humanisieren. Und darum gebührt auch in dieser humanistischen Zeitschrift ein Wert des Nachrufs dem jüngst verstorbenen Gelehrten: Otto N. Witt, Chemiker von Fach und großem Ruf, Herausgeber der Zeitschrift „Prometheus“. Das Wissen war ihm ein Gefühl, und zu einem solchen sucht er es auch ändern zu machen.

Wir haben von ihm drei Bände volkstümlich belehrender Aufsätze aus seiner Zeitschrift, unter dem gemeinsamen Titel *Narthekien*: „In dem hohlen Stengel einer *Terula*-Art, welche die Griechen *Narther* nannten, verwahrte Prometheus die glimmenden Funken, welche er vom Himmel zur Erde herabtrug. Aus derselben Pflanze wurden die als *Narthekien* bezeichneten kleinen Büchsen gefertigt, in denen das Altertum Schmuck und andre kleine Gegenstände aufzubewahren pflegte.“ So hübsch und beziehungsreich dieser Name als Buchtitel ist, so berechtigt ist er auch. Der Verfasser lebt und spielt mit seinem Gegenstand, wie mit etwas Beseeltem. Er hat den Humor des Wissens und die Grazie der Bescheidenheit. Wir hören von hundert Dingen, des Alltags und der Ferne; Chemisches aus der Küche und Chemisches als Philosophie, Technisches und Physikalisches und immer wieder Natur, dem Auge, dem Vertrauen unverstellt durch Gelehrsamkeit hingeboten. Wir lernen; aber nicht daß wir spielend lernen, ist das Rühmensewerte, sondern daß wir liebend lernen. Vor jedem der drei Bände steht ein Gedichtchen „an Ethel“, die Widmung des Verfassers an seine Frau; und ein Klang von Herzlichkeit und Wohlwollen bewegt das ganze Buch.

M. II.

Mit besonderen Gefühlen geht man in dieser Zeit an das Lesen der neuen Romane. Mehr und weniger als sonst wird von ihnen verlangt. Ein jedes dieser Bücher kann ungewollt und unvermerkt eine Probe bringen: nicht nur auf seine eigene, sondern auch auf unsere Kraft. Gar eines von einem Unbekannten, wie dieses hier: „Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki“. Der Verlag S. Fischer hat es eben herausgebracht. Der Autor, Julius Levin, hat bisher nichts in dieser Art veröffentlicht. Ein Erstling also . . . Aber spät geboren, nicht aus einer Jugend voll hungrierer Erwartungen und erpfohrer Zweifel, sondern, wie man hört, das Werk eines längst Gereiften, der vieles gesehen und manches versucht hat, den Menschen als Arzt, den Künsten als Musiker und Geigenmacher, den Ländern und Völkern als gereifter Journalist nahe gewesen ist. Nun kommt er als Schriftsteller, mit diesem seltsamen Erstlingsbuch, das von einem Lächeln handelt und voller Tränen ist.

Die Erzählung treibt sich irgendwo im polnischen Deutschland herum, in einer kleinen Stadt mit Stammtischen, Philistern und Sonderlingen. Auf die Sachlichkeit dieser Umwelt kommt es weniger an; freilich hat sie die stärksten inneren Beziehungen zu der wehmütigen Trübseligkeit der Handlung. Der Erzähler — er tritt persönlich auf, nimmt den Leser sozusagen an der Hand — geht auf vielfach gerundenem Umweg der Herkunft eines Lächelns nach: eines geheimnisvollen, weltabgewandten, undurchdringlichen und doch ganz milden Lächelns. Hinter diesem Lächeln muß ein Schicksal sein, irgend ein schweres und wirres Erleben, das auf dem Gesicht des Herrn von Golubicki ein so rätselhaftes Zeichen gelassen hat. Der Wille, dieses Zeichen aufzulösen und seiner Bedeutung voll inne zu werden, befestigt sich, spannt sich an, wird zur Leidenschaft.

Es ist ganz eigen, wie das Buch sich und seinen Leser in solche Befessenheit hineinredet. Ein Drittel des ganzen Werkes wird daran verbraucht; eine technische Kühnheit, die erst reizt, dann ärgert und am Ende fast völlig gegluckt ist.

Mangerat nun in einen richtigen Roman, voll stammender Liebe, zarter Gefühle, aufregender Begebenheiten. Herr von Gelubicki erzählt ihn selbst, in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen, die nach vieler Mühe eben noch glücklich aufgespürt werden sind. (Das erzählende Ich von verhin läßt sich ablesen, gibt einem nächsten Ich das Wort; neue technische Seltensamkeit, bei der man sich aufhielte, wäre man nicht zu sehr bei der Sache.) Herr von Gelubicki zeigt sich: fein, ritterlich, von ausgiebiger Sentimentalität und nicht sehr stark. Über ihm hängt das Schicksal derer, die zwischen den Leidenschaften zerbröckelt werden, während ihnen selbst nur die gierig ausgestoßene Wellust ihres Glends bleibt. Jeder andere, der geradezu lebt und von einem Augenblick zum nächsten seinen Willen will, ist stärker. Wie immer der Zufall oder die Notwendigkeit jenen Mann des rätselvollen Lächelns gegen die anderen Menschen stößt, immer ist er es, der am furchtbarsten leidet. Meist handelt es sich um Verwicklungen, die nicht viel Ungewöhnliches haben. Von außen gesehen, erscheinen sie als provinzielle Lebensmannsgeschichten; und die unwiderstehlich schöne Gouvernante ist am Ende die schicksalbringende Macht gewesen. Aber das alles wird mit einer solchen Kraft des Leidens durchlebt, in Selbstgesprächen von so merkwürdiger Traurigkeit hergegeben, daß es in einem freunden, geheimnisvollen Licht, ungewöhnlich und aufregend, dasteht. Die besondere Gabe dieses Kavaliere, sein Unglück in Schuld umzudenken, verstärkt die halb mystische Schwärmerei seiner Bekenntnisse um diesen hüßerbasteten Zug, läßt da und dort fast religiöse Tiefe empfinden. Dazu stimmt dann, so willkürlich sie sonst auch wirkt, die plögliche

Wendung am Schlusse, daß einer, der unbewußt ererbten Bluthaß auf ihn geworfen hat, noch dieses letzte Werk bußfertigen Bekenntnisses verhöhnt und zerstört. Nach dem Tode noch wird er vom Schicksal geschlagen und beraubt. Das unbestimmbar sanfte Lächeln hat seinen schaurigen Sinn enthüllt.

Eine wilde, seltsam schmerzliche Geschichte war für eine Weile lebendig. In einer Sprache erzählt, die sorglos und geradezu hinläuft, ohne sich mit stilistischen Absichten zu beschweren; die aber dennoch — oder vielleicht eben darum? — so starkes Tempo und so eigenen Willen hat, daß sie mitführt und zwingt. In dieser Sprache klingt die Unruhe eines vielgewendeten, vielgeprüften Lebens nach. Das hat sich nun im Stil, in der Technik, in der Erfindung dieses literarischen Erstlings niedergeschlagen.

Willi Handl

## Kriegsbilder

Ein Blatt der hundert Kriegsbilder, die Ludwig Dettmann jetzt durch Deutschland schießt, zeigt ihn selbst, wie er, an die Ecke eines Hauses gelehnt, eine krepierende Granate zeichnet. Er ging in die Front vor, frech durch die Gräben, beobachtete Schlachten, studierte Etappen, malte Flüchtlinge und warf einen Blick auf die Landschaft. Er zeichnete und malte grausige Dinge, aber auch freundliche. Triß Rhein liegt selbst als Soldat im Schützengraben; was er zeichnete, war nichts von den Schrecken seines Berufs, nur allerlei Schlafendes in Natur und Menschen, Gruppen und Himmel, was er so jeden Tag sah und wieder sah. Ihm wurde der frühere Beruf die Erholung und Ablenkung des jetzigen. Dettmann stand im selben Beruf zu der Sache. Er ging als malender Berichterstatter hinaus. Er vollendete eine Enzyklopädie des russisch-deutschen Kriegs, die in solcher Well-

ständigkeit weder heut noch früher existiert. Das stoffliche Interesse ist nicht abzutrennen. Wie ich einen Kriegsbericht-erstatte nicht bloß daraufhin lese, wie er schreibt, sondern auch was er berichtet, sehe ich diese Blätter nicht bloß als Malerei an, sondern auch auf ihren Inhalt.

Hier tritt der Zweifel auf. Der Bericht-erstatte, der sterbende Soldaten und die Ströme des Blutes sieht, wird sie ohne Abzug dann am Schreibtisch schildern können. Es geht irgendwie durch den Geist, vielleicht bis zu dem kühlfsten Punkte, von dem aus Goethe die Kampagne in Frankreich beschreibt, Pferde, die über ihre Eingeweide straucheln, als Erlebnisse, Brandwolken und Bajonettbligen als Farbenvaleurs neben prismatisch wirkenden Brunnen. Der Maler aber braucht die Sinne. Die Leidenschaft des Sehens ist sein Organ, und das räumliche Verhältnis zur einzelnen Kreatur ist die Quelle seiner Gesichte. Er überwindet sich entweder, den Blutstrom angesichts seiner ungeheuerlichen Wirklichkeit zu malen, oder er entschließt sich, ihn zu Hause wiederherzustellen. Beides ist ein Opfer der Menschlichkeit an das Auge. Es erfordert eine Absage an das Gefühl, die ebenso furchtbar wie notwendig erscheint. Der Schriftsteller kann, so entfernt er noch dem Goetheschen ganz präzisen und ganz weiten Punkte ist, sein Gefühl, ja seine Absage dazusetzen und seine Beobachtungen in Anführungszeichen oder in die indirekte Rede bringen, der Maler gibt den grausamen Schein ohne jede andere Entschuldigung als die seiner Kunst. Ich bin nicht immer fähig, ihm in diese Abgründe zu folgen.

Zum besonderen Fall Dettmanns ist zu sagen, daß er niemals geboren schien, ein Kriegsmaler zu werden. Er war ein Lyriker und in seinem Vortrag mehr zerfahren als unruhig. Er hat sich jetzt durchaus nicht mehr geändert, als etwa der Stoff es wünschte. Hedler, Hefner, Hettner würden ihn anders nehmen; man

vergleiche die Münchener Kriegsblätter aus dem Holzverlag (Naives, Starkes, Vereinzelttes, Monumentales). Er nimmt ihn als Impression, die er freundlich bis zur Illustration ausbildet. Als Beitrag zur Farbenlehre, als Gelegenheit zum Singen und Spielen, als Anthologie in vielen Versmaßen. Man verfolgt, wie sich seine gar nicht starke, aber arbeitsame und anregbare Natur mit diesem Stoff auseinandersetzt. Am freiesten, wenn der Krieg draußen bleibt und er die bunten Reflexe auf polnischen Häusern oder das Interieur einer Kirche, verlorene Sonnenstrahlen, Menschenversammlungen unterm Weihnachtsbaum oder bei der Lampe über Landkarten schildert, wo man endlich auch mal einen richtigen roten Rocktragen wagen darf. Ein polnisches Mädel, in ein rotes Tuch wie in ein Feuermeer eingeschlagen, freut ihn schließlich doch mehr als Brandwolken, deren Rot er trüben muß, wie alles Blut, alle Wunden: Wunden, die uns gefangene Russen zeigen, indem sie die Kleider heben! Über solchem Grausen senkt sich ein grauer Schleier. Die Luft wird dann feldgrau, das Gesicht unbestimmt, die Wägen nächtlich, der Schrecken zieht sich in eine fahle Stimmung zurück, die sich vor der starken Bewegung und starken Farbe scheut und die Natur des Künstlers gleichsam vor seinem Thema zu schützen scheint. Bald wird das Bild Miniatur: der schwere Schritt der Infanterie, die nach fünf und fünfzig Kilometer Marsch bei Julianow ins Gefecht zieht, oder die Juden von Lugo, die gepeinigt, zitternd, schiefhäutig an der Mauer stehen — man möchte es ins Große wenden. Bald verläuft es sich in der Kontur, wie die kreuz- und quergelagerten toten Pferdeleiber der zerschossenen russischen Bagage von Stallpönen — man möchte es ins Plastisch-formale erheben. Aber in einem bestimmten Motiv geht es zusammen: die Anstrengung schleppender Pferde und Menschen, unter schwerer Last, durch grundlosen Schlamm: Trans-

verte von Geschützen, Flüchtlingen, Verwundeten, die große parallele Kraft letzter Muskelbiegungen, ein unerschütterlicher Abwärtsschritt, über dem die bunte Welt des lebendigen Daseins durch die Luft sich schiebt. Und eben dies ist nicht mehr nur der Krieg.

Das moderne Kriegsbild mit dem älteren zu vergleichen ist ausgeschlossen. Die frühere Schlacht war sichtbar, komponiert, taktische Bewegung von Menschenmassen auf Erdoberflächen. Die jetzige ist Technik, unsichtbar, selbst im Nahkampf versteckt. Jene malte man, wie sie war, als Kompositionen des wirklichen Verganges. Diese gibt sich nur im Schein, in der Vorbereitung und den Folgen zu erkennen, und genau so sieht man sie auf solchen Bildern. Es ist eine Übereinstimmung der strategischen Entwicklung mit der künstlerischen. So daß ich glaube, sie könnte noch tiefer, noch kongruenter ausfallen als gerade bei Dettmann.

Oskar Bie

### Mode-Kriegspfad

Wer den nachdenklichen Lesern dieser Zeitschrift braucht kaum der jetzt zwischen den Schlachten so leidenschaftlich sich betätigende Kampf um die Mode gegen den Vorwurf der Oberflächlichkeit und der Eitelkeitssträmerei verteidigt zu werden. Die Nationalökonomien haben uns ja genügend darüber aufgeklärt, daß es sich hier nicht um eine Anzugsfrage für unsre liebe Frau handelt, sondern im weiteren Doppelsinn wirklich um eine „Haupt- und Staatsaktion“, deren Endziel es sein soll, unserer Industrie eine mitsprechende und mithandelnde Rolle auf dem Markt der Weltmode zu erwerben und zu sichern. Raum und Zeit für diese Eroberung scheint jetzt gegeben und muß jetzt benutzt werden, wo wir durch die Abgeschlossenheit, durch die „splendid Isolation“, ganz ungewöhnlich auf uns selbst angewiesen sind.

Diese volkswirtschaftlichen Erwägungen sollen aber hier nicht neu gedreht und gewendet werden. Es ist auch kaum meines Amtes; ich fühle mich, trotz mancher umwandelnden Wirkung des Krieges, doch immer noch am ehesten „Zum Sehen gebären, zum Schauen bestellt“. Mich reizt es mehr, nach den Theorien, den Programmen, den Sitzungen, prüfend zu mustern, was denn nun eigentlich geschehen: das Werk der Hände, die Ernte. Und schließlich ist es wohl nötig, daß man von den Zahlenreihen der Statistiker, von den Kurven der Handelsmeteorologen über Sell und Haben, über Einfuhr und Ausfuhr, ganz bescheidenlich auch einmal wieder zur Sache, in diesem Fall zu den Sachen selbst kommt.

Gelegenheit dazu gab es genug. Österreichische Gastspiele, der vom Staat geförderten Modellgesellschaft und der Wiener Werkstätte, fanden statt und zeigten die Leistungen der Verbündeten auf dem friedlichen Kriegspfad. Der Maler Haas-Heye entfaltete in seinem Studio, „Alfred-Marie“ Kleider von hoher gesellschaftlicher Kultur. Die leitenden Berliner Firmen, die sich der heilsamen Steuerung des Werkbundes anvertraut, führten ihre Neuheiten in einem Saal des Abgeordnetenhauses vor. Und die äußerlich vielleicht nicht stimmende Verbindung des Preussisch-Emblematischen an diesem offiziellen Raum mit dem Festlich-Ketten des hineingezauberten Blumenpfades unter Lampenschirmen schien doch innerlich voll Deutsamkeit. Die Anerkennung sprach hier, daß auch die Mode mit ihren leichten Maskenzügen in rebus politicus eine Einflussspille spielt. Freilich nicht als die „Unterredspolitik“ früherer Zeiten, sondern in jenem höherem Sinne, daß die Bestimmungskraft eines Volkes in der Mode einen wichtigen Anteil an seiner Geltungskraft nicht nur auf dem Weltmarkt, sondern in der Welt überhaupt ausmacht. Damit ist ja auch der Gesichtspunkt der Weltweite in dieser Frage gegeben, gegen-

über dem anfangs mißverständlich aufstauenden Trachtentümeln der biederen, aber schiefen und falsch angewandten Vaterländerei, die dem deutschen Gemüt Sonderkleid und Zier ertüfteln wollte, ähnlich wie vor hundert Jahren das ehrenwerte, aber von den Grazien verlassene „teutsche Feyerkleid“ aufstauete, zum Schauer und Grauen umging und mit bedächtiger Schnelle wieder verschwand.

Die Mode der Zukunft wird nach dem Krieg, wenn die künstliche Ummauerung der Völker wieder abgetragen, in ihren großen Umrißzügen vermutlich ebenso international sein als vorher, und wer wirksam an ihrer Ausgestaltung, an ihrem Ausbau mitarbeiten will, der muß, bei aller geschmacklich betonten Eigenart (Berlin, Wien, Paris, London, New York haben natürlich deutlich nuancierte Dialektunterschiede, in diesem Belapuf gewiß sogar schon Hamburg und Frankfurt a. M.), sich an die organischen und gesetzmäßigen Entwicklungslinien halten. Wer sie nicht erkennt, gerät auf den Holzweg.

So sieht man heute, wie logisch aus dem Doppelrock der weite Rock herauschlüpft, nicht nur bei den Verbündeten deutscher Zunge, sondern auch in Paris. Amerikanische Modezeitschriften verraten uns das. Mißtrauische Zweifler könnten daraus den bequemen Schluß ziehen, daß es sich eben doch nur um eine überseeisch vermittelte erbfeindliche Beeinflussung handelt. Es mag auch daran etwas Wahres sein, aber wetterkundige Modetemperaturen hätten instinktiv, auch ohne solchen „Tip“, die weiter strebende Richtung der Mode fühlen müssen.

Und dieser „weite Rock“ stellt sich auch nicht als eine jähe gewaltfame Aufbausung der engen gestrigen Hülle dar. Er zeigt in natürlicher Übergangswandlung durchaus noch schlanke Richtung und beabsichtigt gar nicht Paradies und Heimstätte der Dicken zu werden. Hüftpassen betonen den knappen Gürtel-Wendekreis. Die davon ausgehenden meridianalen Längs-

faltensäume bewirken eine raffig-streckige Form, die durch den glückigen Ausfall noch mehr ins Licht gesetzt wird. Die Röße zeigen vorn und hinten bebäufte Kürze — zur Sommerfreude für die vieux m'sieurs —, die schmalen Seitenbahnen links und rechts von der Taille herunter dehnen sich dagegen länger. Diese Kleiderarchitektur zielt entschieden auf Bewegungsspiel. Während der enge Rock hautartig modellierende Nachzeichnung der Umrisse erstrebte, will diese Form, ohne ganz auf das Skulpturale zu verzichten, ein scheinbar launisches, aber im Grunde doch durch den Schnitt durchaus vorher bestimmtes reizvolles Tändeln und Gaukeln einführen: die irrisierende Linie statt der streng gebundenen. Mit feinem und sicherem Gefühl brachte zum Beispiel Haas-Heye dies Wigallawalla dadurch zum schmuckhaften Ausdruck, daß er diese Hüftbahnen von langen freischwebenden Wümpelbändern aus gewässertem Atlas überflattern ließ.

Solch Balance-Schweben merkt man auch an den losen Jacken und Mänteln, die in ihrem locker schmiegsamen Faltenwurf, der ab- und ausgerundeten unteren Randlinie deutlich ihren Ursprung vom Cape des vorigen Jahres verraten, nur daß dieser eingewickelten Torsoform jetzt die Ärmel nachgewachsen sind.

Zuverlässiger Takt — Kabarett-Entgleisungen fehlten freilich auch nicht — wählt in dieser grellen, wilden Zeit die stillen Farben der Beschwichtigung, vor allem Blau und Grau, die „Ceruleur“ der Weltgeschichte zu Wasser und zu Lande. Aufhellung kommt durch die reizenden Batistefälle, die in sicherer neckischer Unmut in krißligen Tollen, in plätschern den schäumenden Raskaden aus den geschlitzten Ärmeln quellen, oder als heitere Variation des gravitätischen Vatermöbbers zum Hals herauswachsen. Man umschließt ihn jetzt auch wieder streng militärisch hochgeschlossen mit einer Miniatur-Ratsherinkrause, daneben aber gedeiht mit weichem breitfallenden Überschlageragen

auch nicht weniger kriegsgemäß die Brust zum Gefechte gelüftet.

Das liebenswürdige helle und lustige Kinnenweißzeug ward auch sonst der Liebling dieser Mode. Es bringt ja auch am bescheidensten und am erfrischendsten die lieblichen Lichter in die ernstern Grundtöne. Die drolligsten Verwendungen ließen sich beobachten. Unter einem weißen Staminekleid der Wiener Werkstätte mit Lochstickerei lugte als Borde der Rand eines mattblauen Pongé-Unterkleides hervor, und der war längsstreifig mit schmalen Spitzen besetzt.

Ein großgeblümter Seidenrock schloß unten mit einer wuschligen weißen Frisuren-

rundbahn ab. Das Absichtsmotiv der heruntergerutschten biedermeierlichen Bolant-höschen aus köstlicher Leinwand fiel dabei ein. Und man brauchte kein Litteratursnob zu sein, um an Karl Sternheims „genierte“ Frau Maske in der lächelnden Gestalt der Else Heims zu denken.

Was aber die deutsche Mode betrifft, das heißt die deutsche Mitarbeit an der Weltmode, am lebendigen Kleid der Zeit, so dünkt es, daß Deutschland auch in dieser Beziehung in den Sattel gehoben ist. Und die Not lehret nicht nur beten, sondern vielleicht auch reiten. Sogar im Damensattel.

Felix Poppenberg



## Logik im Chaos

von Samuel Saenger

**W**ir kommen keinen Schritt vorwärts, ohne viele Schritte nach rückwärts zu tun.

Der erste Schritt besteht darin, zu bekennen, daß wir auf das große Erlebnis seelisch nicht vorbereitet waren.

Wir waren seelisch nicht vorbereitet, weil unsere Ideologien unfertig waren; unfertig oder anmaßliche Scheinbarkeiten. Die besten unter ihnen hatten das Beste der vergangenen in sich aufgenommen, aber nicht die ganze Fülle der Gegenwart und nicht die Keime und Verheißungen der Zukunft. Daher stammt ihre Ohnmacht, unser Schicksal zu begreifen und zu lenken. Daher der Kampf der Zitate und Gegenzitate. Daher ziehen Dämonen über Europa hin, „schwanger mit Blut und Schmach“; oder mit einer Größe, deren Grausigkeit uns erdrückt und unsere Hoffnungen unsicher macht.

Schrecklich sind die Menschen, die sich nicht entschließen können, ihr Gepäck entweder hinter sich zu werfen oder zu revidieren.

Fertig allein sind die Zwerge der Enge. Fertig allein sind die Gläubigen der Programme. Fertig allein sind die Kinder des Gefühls, die grundgütigen und urgrausamen, die, von ihren Instinkten getrieben, hinter flatternden Fahnen den Tod umarmen, weil sie Gott in den Adern haben und das Leben naiv bejahren.

Im Goldglanz unberührter Weisheit liegen hinter uns die Ideologien unserer Väter und Vorväter, ein köstlich amorpher Haufe gewesener Perspektiven, die sich nur von Fall zu Fall verlebendigen lassen.

### Die Befreiungsideologie

**M**an werde sich endlich klar, daß zu unserm Zustand die Ideologie nur halb paßt, die die deutschen Befreiungskriege getragen, die ihnen den Schwung und die Sieghaftigkeit und die adlige Selbstbescheidung der Willensrichtung gegeben hat. Denken wir heute, Rußen und Orientierung suchend, an jene Zeit, so treten wir aus dem Chaos in hellstes

Licht, aber dieses Licht leuchtet nicht in unser Dunkel. Nie war die Naturkraft des nationalen Willens zu sich sittlich gezügelter, sie, die in langer und großer Geschichte viele Stufen übernationaler Organisationen durchlaufen hatte, bis zum Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation hinauf; nie war sie so sehr von der Achtung vor anderen nationalen Rechten eingedämmt, ja gelähmt; jeder aggressive Stachel fehlte. Da war nicht die Spur eines übergreifenden Nachdranges, der die rousseauisch eingeleiteten Revolutionenkriege in den europäischen Zäsarismus münden ließ, und der durch Unbescheidung ein europäisches Herrschaftsmonopol aufrichtete. Dadurch wurde der demokratische Grundtrieb dieser Bewegung entehrt, und er entartete durch Mißachtung nationaler Einzelrechte, während er den Kampf mit dem englischen Herrschaftsmonopol ausfocht. Es trat der ganz seltene Fall ein, daß bei den Deutschen auch im Politischen das Empirische vom Intelligiblen gelenkt wurde. Das Fröhsische war zurückgedrängt; und die Auffassung des Staates als einer Machtorganisation, die nach eigenen Wachstumsgesetzen sich entfaltet, die wachsen will weil sie sich behaupten muß, war ins Unterbewußtsein zurückgetreten. Der Dämon der Macht schien in diesem Staatswesen ausgelöscht.

Den reinsten wenn auch übersteigertsten Ausdruck dieser Ideologie stellt Fichte dar. Er erstrebte den geschlossenen demokratisch organisierten Nationalstaat nach außen, innerhalb eines wirtschaftlichen Rahmens, in dem für die Produktionskräfte jede Form kapitalistischer und händlerischer Ausbeutung verpönt sein sollte; um die Vernunftreligion als Mittelpunkt gruppiert, waren Staat und Wirtschaft zu Vollstreckern sittlicher Aufgaben bestimmt; die gesellschaftlichen und politischen Funktionen wurden so stark ins Sittliche hineingespinnnt, daß in den Rechtsbegriffen und in dem Vorgang des gemeinen Interessenausgleiches die naturhafte Herkunft verwischt schien. Im englischen Puritanismus lagerten, von Cromwells Zeiten an, Religion und Geschäft dicht nebeneinander, nur durch eine handfeste Ungeistigkeit auseinander gehalten und durch einen brutal zielstrebigen Nachdrang ins Weltpolitische abgelenkt; hier, bei Fichte und seinem Ahnen Kant, bei Wilhelm von Humboldt und Schleiermacher und all den großen Trägern der Befreiungsideologie, war die machtpolitische Tendenz in der Geschichte höchstens ein Grenzbegriff, den sie dem sinnlichen Mechanismus der Menschenwesen zurechneten; es fiel ihnen nicht ein, ihn zu bejahren, weil die Umwelt ihn bejahte, mit der man zeitlich, räumlich und materiell sich berührte. So nimmt sich die kosmopolitische Mission, die Fichte dem Deutschtum und dem deutschen Urvolk zusprach, sehr seltsam aus; man kann sagen, er habe als Erster den Imperialismus des deutschen Gedankens gepredigt, aber ohne jedes Hinschielen nach politischen und wirtschaftlichen Monopolen. Wie anders sieht der deutsche Gedanke in der Welt etwa bei

Paul Rohrbach aus, wie stark ist der mit weltpolitischem Konfliktstoff geladen . . .

### Der Polarstern für die innere Neuorientierung

Auf diesen Sichtschen Ton waren also die Ideologien jener Zeit gestimmt, gleichgültig ob sie durch den Mund eines abstrakten Philosophen wie Schleiermacher oder eines Publizisten wie Görres ins Volk drangen. Das Politische und das Kriegerische hatten damals eine und dieselbe Seele, alle Träger des Kriegsgedankens waren Träger des gleichen Staatsgedankens und Menschheitsgedankens; es machte keinen Unterschied, ob Befundungen von Clausewitz oder dem Freiherrn vom Stein, von Gneisenau oder Ernst Moritz Arndt in deutsche Ohren klangen. Die Befreiung vom äußern Joch sollte die Befreiung vom innern Joch herbeiführen; die Mittel waren soldatischer und bürgerlicher Heroismus. Man kennt die Tiefe, den Umfang, die Geistigkeit, die Gründlichkeit und den Erfolg dieser Bewegung. Sie brachte die entscheidende deutsche Reform seit der deutschen Reformation, in ihren Wirkungen bescheidener als die französische, von der sie tausend Anregungen empfangen hatte; bescheidener: das heißt unendlich weniger extensiv, aber viel, viel innerlicher. Von dieser Innerlichkeit ist die Neuorientierung durchdrungen, die als politische Forderung des Tages die Umwandlung Preußen-Deutschlands in den bürgerlichen Rechtsstaat erstrebte. Ich will die Erinnerung beleben, um anzudeuten, was damals Neuorientierung hieß. Es war nicht wenig

„Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teil desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teil desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind bloß Werkzeuge; mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten; das ist das Interesse der Nation und ganz Europens; es kann auf dem Wege alter zerfallener und verfaulter Formen nicht erhalten werden; dies hieße ein System einer militärischen, künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und den mit Mauern und Türmen befestigten Städten gründen zu wollen . . . Mein Glaubensbekenntnis ist Einheit.“ Der Freiherr vom Stein an den Grafen Münster in London; 20. November 1812.

„Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhält-

nisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendsten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrag der Arbeit seiner Hände. Warum griffen die Höfe nicht zu dem einfachen und sichern Mittel, dem Genie, wo es sich auch immer findet, eine Laufbahn zu öffnen, die Talente und die Tugenden, von welchem Stande und Range sie auch sein mögen? Warum wählten sie nicht dieses Mittel, ihre Kräfte zu vertausendfachen, und schlossen dem gemeinen Bürgerlichen die Triumphpforte auf, durch welche der Adlige jetzt nur ziehen soll? Die neue Zeit braucht mehr als alte Namen, Titel und Pergamente, sie braucht frische Tat und Kraft. Die Revolution hat die ganze Nationalkraft des französischen Volks in Thätigkeit gesetzt, dadurch die Gleichstellung der verschiedenen Stände und die gleiche Besteuerung des Vermögens, die lebendige Kraft im Menschen und die tote der Güter zu einem wuchernden Kapital umgeschaffen und dadurch die ehemaligen Verhältnisse der Staaten zueinander und das darauf beruhende Gleichgewicht aufgehoben. Wollten die übrigen Staaten dieses Gleichgewicht wieder herstellen, dann mußten sie sich dieselben Hilfsquellen eröffnen und sie benutzen. Sie mußten sich die Resultate der Revolution zueignen und gewannen so den doppelten Vorteil, daß sie ihre ganze Nationalkraft einer fremden entgegensetzen konnten und den Gefahren einer Revolution entgingen, die gerade darum für sie noch nicht vorüber sind, weil sie durch eine freiwillige Veränderung einer gewaltsamen nicht vorbeugen wollen.“ Aus Gneisenaus Denkschrift vom Juli 1807 über die Notwendigkeit, die Kräfte des ganzen Volkes zu entfesseln.

„Auf einer recht zweckmäßigen Einrichtung der Grundverfassung des Innern beruht jetzt die Hoffnung und die künftige Existenz des preussischen Staates. Hier gilt es vor allem, harmonisch mit dem Zeitgeist und dem Weltplan der Vorsehung zu verfahren; und wenn es auch sonst Bedenklichkeiten haben könnte, die Verfassung zu ändern, so verschwinden sie in der gegenwärtigen Lage des Staates. Das Vorurteil predigt zwar immer das Alte und nur das Alte. Der stolze Stumpfsinn und träge, unwissende Selbstzufriedenheit werden es weit wegwerfen, das Fehlerhafte und nicht mehr Passende in der bisherigen Verfassung anzuerkennen. Sie werden ihre Stimme laut genug erheben. Aber man höre sie nicht, man schreite mutig fort und räume jedes Hindernis weg, mit mächtiger Hand. Nie kann der Zeitpunkt günstiger eintreten.“ Aus Hardenbergs Denkschrift vom 12. September 1807.

Altenstein, der geistvolle Neuhumanist und spätere Kultusminister, auf den sich Hardenberg in seiner Denkschrift beruft, bezeichnet die Grundverfassung als das innere staatliche Verhältnis. „Sie kann zwar in sich nichts

schaffen, allein ebensogut jedes kräftige Wirken und Schaffen verhindern und so einen verkrüppelten Zustand herbeiführen, als auch den Weg bahnen, der zur Erreichung des höchsten Zweckes führt. Man betrachtet die Grundverfassung zuweilen als ein unantastbares Heiligtum, dessen Bestand aufrecht erhalten werden müsse. Wenn der Zeitgeist oder die Summe der Fortschritte der Menschheit zu einem höheren Ziele mächtig eingreift und im Innern oder Außern kräftig wirkt und ohne die Änderung der Form kein neuer Schwung zu dem höheren Ziele möglich ist, dann ändert sich die Verfassung von selbst, wenn ihr nicht Fesseln angelegt sind, die solches unmöglich machen; diese Fesseln zu lösen, ist die Pflicht der obersten Gewalt. Die Änderung der Grundverfassung ist bloß ein Nachgeben gegen das, was der Zeitgeist erheischt. Die Kunst besteht darin, diesen Zeitgeist in der leisesten Ausprägung richtig zu fassen und gehörig zu würdigen. Das höchste Ideal der Verfassung ist, daß in jeder Bestimmung derselben eine Möglichkeit nicht nur, sondern sogar eine Veranlassung zum Fortschreiten liege.“

### Der Januskopf des Liberalismus

Wer in die Weltgeschichte eintritt, verliert seine Unschuld.

So ganz als unschuldiges, unvollendes Lamm konnte dieses große Volk zwischen hegemonieüchtigen Nachbarn nicht lange leben. Auf nationaler Basis wuchs es unaufhaltsam ineins und vollzog seine Trennung vom dynastischen Völkerstaat. Es mußte nun auch nach außen hin wieder wollen lernen, um überhaupt zu sein.

Das radikal Böse in der Geschichte, das Jakob Burckhardt so ängstigte, läßt sich von reinen Gedanken und reinen Gesinnungen nicht beschwören. Es baut indem es zerstört. Die Methoden und Mittel seines Ausdrucks und Wirkens sind an die zivilisatorische Technik gebunden, an Sinnlichkeit und den Mechanismus des geschichtlichen Lebens; die Richtung auf die zerstörende und bauende Tendenz bleibt; die Fortschritte der „Liebesethik“ und das „Wachstum“ des Seelenhaften reichen an seine Substanz nicht heran. Denn das Seelenhafte breitet sich individuell aus, es kann nicht summiert werden, noch als organisierte Summe wirken. Oder doch? in der heutigen Form der Demokratie etwa, die einzelne beherrscht, nicht sich, einzelne zur Verantwortung zieht, nicht sich? Immanuel Kant sagt: „Nur nach einer vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.“ Das klingt resigniert. Und er hatte doch erst die Geschichte der europäischen Völker seit ihrer Verchristlichung und erst den Beginn ihrer systematischen Demokratisierung vor sich, die Epoche der kapitalistischen und imperialistischen Ausbrüche lag ungeboren noch in den Grüften der Zeit.

Der deutsche Nationalismus war also geboren, politisch ein verzerrtes

Gebilde, auf dem Wiener Kongress und später von Verrätern und Mißgönnern als Stiefkind behandelt, von äußeren und inneren Feinden immer wieder in den Käfig gesperrt: trotz allem wuchs er langsam und aus tiefen Wurzeln in das Zwielicht des normalen geschichtlichen Lebens.

Jene herrliche Zeit, in der elementare Heimatliebe und unreflektiertes Volksgefühl zu erhabener Staatsgesinnung sich steigerten, konnte aber in seiner Abwehr- und Gesinnungsideologie keine Handhaben geben, die es möglich machen, zwischen den Unerbittlichkeiten des politischen Machttriebes und den sittlichen Normen des Privatmenschentums den sicheren Weg zu gehen.

Zwischen konstitutionellen Halbheiten, zwischen Heiliger Allianz und morscher Bundesstaatsgesinnung, unter den Mißverständnissen der Revolution und Konterrevolution organisierte sich rasch die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, am sittlichen Radikalismus wurden Abstriche gemacht, der Liberalismus der Idee verengte sich zum Liberalismus der Privatwirtschaft und des Individualprofits, und eine folgerichtige Handels- und Gewerbepolitik setzte die Produktivkräfte des Landes überraschend schnell frei. Gleichzeitig bemerken wir in Preußen, dem klassischen Lande starker machtpolitischer Traditionen, jahrzentelang eine kläglich schwache Außenpolitik, eine machtpolitische Willenslähmung selbst im Preußischen Preußen, dessen politische und bürgerliche Struktur doch anders gefügt war wie, nach Bismarcks Wort, das künstliche Bauwerk des zentralisierten Schreiberregiments von Buel und Bach. Das war weniger die Folge dynastischer Romantik als der Enthaltensideologie aus der Befreiungszeit. Hauptursache aber war die kapitalistische Umbildung der Gesellschaft.

Der echte bürgerliche Liberalismus, ihr politischer Ausdruck in der Übergangszeit, hatte überhaupt keine Außenpolitik. Der reine Konstitutionalismus und der nationale Rechtsstaat wurden als Organe des Befreiungswerkes gleichwertig neben das absolute Konkurrenzsystem gestellt, und dem Staat wurde nur die negative Aufgabe der Selbstverteidigung zugewiesen. Er hatte, nach außen hin, kein Eigenleben; seine schöpferischen Aufgaben verlegte der Liberalismus nach innen. Diese Auffassung konnte natürlich nur so lange gelten, als der Glaube herrschte, man vermöchte den Einheitsstaat dialektisch, durch Vertragswillen, zu schaffen; die Wirklichkeit schien zu beweisen, daß Dialektik verhinderte, ihn zu schaffen.

Bismarck kam, und die innere Politik wurde mit umgekehrtem Radikalismus zur Funktion, zur Dienerin der äußeren.

Wir wissen, daß auch der letzte deutsch-französische Krieg ein „gründlich innerer“ und teilweise defensiver war, unternommen, um gegen Bedor-

mundungs- und Einmischungstendenzen von außen das deutsche Haus zu schützen und es endgültig unter Fach zu bringen. In seinen Motiven war er sicher kein Eroberungsrieg, aber er wurde es „nur“ in seinen Resultaten und politischen Folgen. Doch es gehörte zu den Selbstverständlichkeiten, diese zu übersehen. Der Liberalismus behielt außenpolitisch einen Januskopf; die ihm hörigen Bildungs- und Erwerbsstände, lange Zeit die auf die öffentliche Meinung einflussreichste Oberschicht der Gesellschaft, waren vor der Epoche des Hochkapitalismus und Imperialismus außenpolitische Abstinenzler; man ließ Bismarck gewähren und richtete sich im saturierten Staate privatwirtschaftlich ein. Dieser Liberalismus übernahm im Auswärtigen nie das Odium der machtpolitischen Verantwortung, so wenig, wie es gleichzeitig und bis heute die Demokratie im Auslande tut; wurden im Auswärtigen durch Anwendung von Gewaltmitteln Erfolge erzielt, so stellte man sich sofort auf den — erzwungenen Rechtsboden dieser Erfolge und nützte sie privatwirtschaftlich aus: nur wurden im Deutschland Bismarcks, wohl aber sonst überall in der Welt, nach 70 solche Erfolge nicht erstrebt. In diesem Punkt wird grundsätzliche Unklarheit gewollt; die öffentliche Meinung hatte, soweit sie liberalistisch und bürgerlich-demokratisch war und ist, keine sichere Steuerung. Man fand das gewollte Dunkel behaglich und einträglich. Man übte Kritik auf Symptome, das heißt: grundsätzlich falsche Kritik; sie blieb daher ohnmächtig und hatte höchstens nach innen parteierzetzende Wirkungen. Nur der Nationalismus wurde als Rechtsgrundsatz im Staatenleben anerkannt — wie jetzt wieder von den liberalen Demokratien, die gegen uns den Krieg führen —, aber nur, weil er sich als Naturgrundsatz mit Gewalt selbst zur Anerkennung gebracht hatte; wo er innerhalb des eigenen Staates unbequem wurde, schwieg man sich aus und suchte die historischen Schleier über die Unbequemlichkeiten auszubreiten. Die Ideologie dieser liberalen Zwischenzeit, in Wirtschaft, Verwaltung, Justiz, Bildungswesen hilfreich und fruchtbar, war, wo die zwischenstaatlichen Beziehungen in Betracht kamen, lauwarm und begriffsschwach geworden, nachdem ein leidlicher Konstitutionalismus hergestellt war; ja, die Kreise, die sich bis in unsere Tage von ihr näherten und in dem Freihandel die wirksamste zwischenstaatliche Brücke verehrten, übersahen nur die Kleinigkeit, daß das freihändlerische England aus einem Krieg in den anderen stürzte und die größte und zukunftsreichste Republik der Erde, die Vereinigten Staaten, unter McKinley den Hochschutzzoll in pazifistischen Fahnen wickelte. Bald hernach trieben sie im stärksten imperialistischen Strom. Der Leser denkt an die Zertrümmernng des Spanischen Kolonialreichs; an Panama; an das echt liberale Ausweichen vor dem Unvermeidlichen in den Beziehungen zu Mexiko und zu Japan.

So wurde, in dieser grundsätzlichen Verwobenheit, Friedrich List der Sechste und wirksamste Ideologe der steigenden bürgerlich-liberalistischen Welt, die Geld, Macht und politischen Einfluß gewann. Die Befreiungsideologie, mit ihren seelenhaften Zügen, mit ihrer Verklärung des naturgegebenen Anspruchs jeder Volksindividualität auf sich selbst, verblaffen daneben wie der Traum vor der Wirklichkeit. Lists Programm des alle menschlichen und toten Energien weckenden Industrie-Agrikulturstaates wurde, nach des Urhebers Tod, in Leben umgesetzt; aber erst spät, Jahrzehnte nach der Vollendung der Einheitskämpfe, trat langsam ins deutsche Bewußtsein, was es hieß, auch der Wirtschaft eine bewußt nationale Form gegeben zu haben. Sie bekam einen Panzer scharfer Spitzen nach außen. Die ganze Härte des wirtschaftlichen Egoismus trat nun auch im zwischenstaatlichen Verkehr heraus, und zwar geschlossen, während sie nach innen den Klassenkampf und die Gruppierung der Nation um zwei Pole erzeugte. Hier nähern wir uns den Quellen des heutigen Konflikts. Hier geht es nicht mehr um glückhafte Wünschbarkeiten, um die Wahl der am meisten Glück spendenden Kulturform; hier ist Zwang zum Selbstwollen, zum Über sich hinauszuhelfen, besonders in Gütererzeugung und Gütererzeugung. Das gibt dieser ganzen Periode, bei aller Bewußtheit im einzelnen, den Charakter des mechanisch Zwangsläufigen; das macht die Politik dieser Zeit hart, verschlagen, böse; das belädt alle die wohlwollenden Mittler, die sich ausgleichend und begütigend zwischen die Speichen der nationalen Wirtschaftsmaschinen wagen, mit dem Fluch des Semminen, — des Dummköpflchen. Die Bahn, die geradeswegs vom Nationalstaat zum imperialistischen Wirtschaftsstaat großen Stils führt, war beschritten; und wieder scheuten, wie bei der Entstehung des Nationalstaates, die Träger dieser Entwicklung, die sie wollend erlebten, vor den Gefahren dieser Entwicklung.

Friedrich der Große und Bismarck waren noch reine Machtstaatspolitiker, sie waren keine Anbeter der Menge, der großen Zahl, durch erwerbspolitische Gesichtspunkte war ihr Handeln nicht wesentlich bestimmt; sie wußten auch, daß Athen und Florenz neben den Universalmonarchien politische Zwergebildungen waren und doch über dieses stachliche Tiergeschlecht Anmut und Würde gestreut haben; in ihren Ewigkeitsaugenblicken fühlten beide — der König schicksalsbeschwerter als der große Diener seines Herrn —, daß ihr Werk vernunftlos sei: aber als Pflüger des Ackers in der Zeit wußten sie, daß ein Kleinstaat zwischen Großstaaten erdrückt würde, und handelten danach. Thomas Mann hat in seinem Büchlein über „Friedrich und die große Koalition“ (Berlin 1915) dieses schwere, schwere Schicksal von Aufgabe analysiert, Werkzeug der politisch-sozialen Machtsteigerung zu sein:



mit einem solchen Haß gegen die Scheinpsychologie der Historiker, daß er bis dort vordringt, wo die Motive aufhören, bewußt zu sein und der Wille im Menschen mit dem Willen in der Natur zusammenfällt. Ich wünsche dieser Arbeit alle diejenigen zu Lesern, die nicht wissen, wie gering das Maß freien Willens für das deutsche Volk war, als es in die Entscheidungen dieses allergrausamsten Krieges getrieben wurde.

Die Bestimmung der Großmächte? Ich finde eine kluge Formel bei Rudolf Kjellén, einem schwedischen Gelehrten und Politiker: „Sie entstehen und vergehen mit dem Willen zum Wachstum selbst. Für sie gibt es nicht bloß einen leiblichen sondern auch einen geistigen Tod: der Verzicht, das freiwillige Auscheiden aus dem Wettstreit um die höchsten Ziele, das spontane Aufgeben der Ansprüche, sich an der politischen und kulturellen Gestaltung der Menschheit zu beteiligen. Großmächte sterben, wie die Naturvölker, aus Mangel an Willen zum Leben in höchster Fülle und Kraft.“ (Die Großmächte der Gegenwart; bei Teubner 1915.) Hier ist staatliches Wachswollen als Notwehr im Interesse der Selbsterhaltung hingestellt; sittliche und geistige Energien leisten Vorspanndienste, sie sind in dem an sich vernunftlosen Prozeß Hilfsmittel, erscheinen aber dem Selbstbewußtsein als Selbstzwecke und Endzwecke und werden als solche im ästhetischen und moralischen Sinn genossen und gewertet. Ist nicht darum der hinterherige Streit um das Recht von Friedrichs und Bismarcks Gewaltmethoden das überflüssigste Ding in der Welt? Man muß die Wahl haben, sagt Nietzsche, entweder zugrunde zu gehen oder sich durchzusetzen. Aber — es ist ja Notwehr, und darum gibt es keine Wahl. Man kann höchstens sagen, daß der Dämon der Menschen sich als Liebe zur Macht verkleidet. „Man gebe ihnen alles, Gesundheit, Nahrung, Wohnung, Unterhaltung — sie sind und bleiben unglücklich und grillig: denn der Dämon wartet und wartet und will befriedigt sein. Man nehme ihnen alles und befriedige diesen: so sind sie beinahe glücklich — so glücklich, als eben Menschen und Dämonen sein können.“ In der politischen Ideologie tritt diese Tendenz als Missionsgedanke auf, alle wachsenden Völker fühlen sich als Generalstäbe der Menschheit, sie glauben sich sämtlich berufen, und es macht seelisch einen Unterschied, aber sachlich macht es keinen, ob Treitschke oder Seeley oder Froude oder Dostojewski den Beruf je ihres Volkes künden.

Nach dem Großmachtstaat kam der nationale Weltwirtschaftsstaat an die Reihe, er ist seine Erhöhung und kann seine — Überwindung werden, wenn der Planet unter fünf, sechs Weltmächte aufgeteilt sein wird, von ähnlichen Mäßen und Kräften, in Bündeln von gleicher Stärke verketteter, so daß noch größeres Wachswollen durch das Gleichgewicht der Kräfte aufgehalten und aller Kampf nach innen verlegt würde. Nach beiden

Richtungen sind die gewaltigsten Ansätze vorhanden; Imperialismus und Sozialismus, auf dem gleichen kapitalistischen Mutterboden erwachsen und geistig-technisch fast gleich stark armiert, stehen einander als feindliche Brüder gegenüber und suchen sich gegenseitig zu überwinden. Sie marschieren in diesem Kriege scheinbar geschlossen hinter nationalen Zielen, doch offenbar nur, weil sie sich mißverstehen.

### Imperialismus

Der Imperialismus flößt den Menschen Schrecken ein vor ihrem eigenen Werk.

Der Nationalismus erweckt im simpelsten Gemüt ein Echo, er wirkt in der Art und mit der Stärke eines Naturtriebes. Die politischen Forderungen, die sich auf ihn gründen, sind zugleich sittliche Forderungen erster Ordnung und wirken, weil blutbestimmt, mit der Gewalt elementarer Triebe: was das Hantieren mit Ausnahmegesetzen, mit Knütteln und Knebeln auf die Dauer hoffnungslos macht. Und weiter: der moderne weltliche Nationalstaat hat, seiner Herkunft nach, keine universalistischen Tendenzen. Die Bewegung, die ihn geschaffen hat, arbeitet — Otto Hünke hat das einmal sehr schön auseinandergesetzt — einem Nebeneinander unabhängiger Staaten vor, die einander, grundsätzlich wenigstens, anerkennen, achten und in geregelten Beziehungen miteinander zu leben suchen; sie ging mit der Entstehung eines Ergänzungsbedürfnisses und Verwandtschaftsgefühls Hand in Hand, der moralischen Grundlage des Völkerrechts. Die modernen Rivalitätskämpfe haben sich, je weiter sich der kulturelle und geographische Horizont dehnte, vom Welt herrschaftsgedanken des Altertums (Rom; das Perserreich; Alexanders Traum) und des Mittelalters (Kaiser und Papst) entfernt und haben das System der europäischen Großmächte auf nationaler Basis geschaffen, das den schrankenlosen Imperialismus einer einzigen durch Koalitionen einzuschränken und das Gleichgewicht vor jeder Störung zu schützen trachtet. Grundsätzlich also erkennen die großen Nationalismen einander als berechnete staatsbildende Faktoren an. Dann kam, im neunzehnten Jahrhundert, die Zeit, wo auch die kleinen Nationalitäten historisch werden wollten und ihre Rechte auf Selbstbestimmung geltend machten; und die national in sich gefestigten Großmächte, die jene bevormunden und beherrschen oder vergewaltigen, und die fast sämtlich einen Sack voll Irredentas in sich tragen, streiten um den Spielraum der Selbständigkeit, der jenen kleinen und scheinunabhängigen Nationalitäten zugestanden werden darf. Die Wirksamkeiten in der Geschichte der Orientalischen Frage und bei der Behandlung der neutralen Staaten mit Scheinsouveränität, die nur durch Anlehnung an einzelne Großmächte existiert, stehen heute vor jeder-

manns Auge. Die Diplomatie hat sie verdecken, zurückdrängen, aber nicht beseitigen können, sie versagt, wann immer sie, innerhalb des Staatlich-gesellschaftlichen, Naturgewalten zu berücksichtigen hat. (Man steige in den Herenkessel, in dem Geschichte und Gegenwart der Südslawenfrage rumoren; die Geschlechtsunterschiede zwischen Diplomatie und wahrer Staatsmannskunst werden da offenbar, wie nirgends.) Daher toben sich in den Völkern, deren Rechte lange verkümmert waren, und die erst noch eine politisch vorläufige Form haben, wie auf dem Balkan, die Nationalitätskämpfe mit atavistischer Wildheit aus. Da ist alles noch verhältnismäßig primitiv: die Wirtschaft, das Rechtsbewußtsein, die politische Moral. Kriegsmotive aus Nationalitätsrechten hergeleitet, die politisch nicht respektiert werden, sind psychologisch einfach und ohne weiteres einleuchtend. Kriege, die um solcher Motive willen geführt werden, erwecken Begeisterung auch in Nichtbeteiligten. Da geht es um Rechte, „die mit uns geboren sind“. Ein Teil des Europäischen Krieges ist also mit atavistischen Motiven beladen.

Der Imperialismus, der heute in aller Munde ist, ist die Herrschaftsform — nicht der Natur, sondern des Kapitals: eines sich entnationalisierenden und internationalisierenden Produktionsfaktors, der aber im nationalen Interesse verwaltet und genossen sein will. Aus dem übernationalen Anspruch des von nationalen Gruppen verwalteten Kapitals entstehen nun die Konflikte. Sie haben also ganz naturferne Ursachen. Sie wurzeln in den verwickeltesten Gesellschafts- und Wirtschaftsformen; und den meisten Menschen sind die Zwischenglieder, die von den imperialistischen Konflikstoffen zu den elementaren Existenzbedingungen in Staat und Gesellschaft hinüberleiten, halbberußt oder undurchsichtig.

Imperialismus bedeutet also Machtssteigerung und Machterweiterung auf weltwirtschaftlicher Basis. Die Stufen seiner Entwicklung, bis zu dem Punkte, wo er die Existenz der zivilisiertesten Völker an kapitalistischen Raubbau bindet, prägt die englische Geschichte vorbildlich aus. Wie mit den Augen der Vorsehung wird in den merkantilistischen Pamphleten des 17. und 18. Jahrhunderts die seitherige Geschichte Großbritanniens vorverkündet und der machtpolitische Endzweck der Navigationsakte, der Seegelung und der anderen Mittel des Geschäftsnationalismus klargelegt. Gott der Allmächtige habe das Königreich auf den wundervollen Fortschritt in Reichtum und Macht hin angelegt, sagt Josiah Child (1694); der gute und scharfsinnige Daniel Defoe aber läßt den lieben Gott beiseite, er läßt unentschieden, ob der ganze Tanz zu Gott oder zu Baal führe (Be it for God or Baal), er legt nur den inneren Mechanismus des Frühkapitalismus bloß: den Zusammenhang zwischen der Steigerung der Löhne, der Lebensmittel, der Grundrenten, der Steuereinnahmen, um zu

zeigen, wie die Engländer die „Süßigkeiten des Handels“ entdeckten, und den Satz zu beweisen: daß Handel die Grundlage des Reichthums, Reichthum die der Macht sei (1728). Allerhand schöne Erkenntnisse laufen nebenher; als Lloyd George das Bild von der silbernen Kugel prägte, war ihm wohl kaum gegenwärtig, daß sich beim Robinson Crusoe-Mann die klassische Formel findet: 'tis the longest purse that conquers now, not the longest sword. Da nähern wir uns schon faust den Katarakten der Weltmachtwirtschaft, aber die ökonomische Zwangsläufigkeit ist noch nicht da, sie kam erst mit der industriellen Umwälzung durch die Maschine, mit der Geburt der Masse, mit der Organisation der Masse, mit den Ansprüchen der Masse, mit der Loslösung der Produktionsgrundlagen vom Heimatboden, mit der Unterordnung unter die kapitalistische Maschinerie der Produktion und des internationalen Güteraustausches, unter die Profit- und Anlagebedürfnisse des heimatlos gewordenen Industrie- und Finanzkapitals. Plötzlich reckten sich die Folgen riesengroß vor den Menschen empor, sie standen geängstigt vor einer Mauer aus Erz, die Weherufe der Carlyle und Ruskin, der Christlichen und der Philanthropen über die Seelenlosigkeit der Zeit und der menschlichen Beziehungen (money the sole nexus between men) schufen das Stimmungsproletariat in England (ähnlich überall) und halfen allerhand innere Reformen ins Leben rufen; der wissenschaftliche Sozialismus führte die Erkenntnis unendlich tiefer und half die Klassenkampfstimmung organisieren; aber der Blick dieser Protestler war nach innen gerichtet und der furchtbarste Konfliktsstoff zwischen den mächtigsten Völkern von annähernd ähnlicher Kulturhöhe und gleich unentbehrlicher Kulturleistung blieb von allem dem zunächst unberührt: der Gegensatz zwischen dem Kapitalismus, der grundsätzlich auf ein einheitlich planetarisches Wirtschaftssystem hinarbeitet und nicht ruht, als bis die ganze Erde durchindustrialisiert ist (also Imperialismus geworden ist), und der feindlichen Vielheit der nationalen Ansprüche an Arbeits- und Profitanteilen. Die Imperialisten hatten ihre kalten und klaren Ideologien, die Sozialisten verwiesen auf das Allheilmittel des Vertragswillens, die Liberalen und Demokraten hatten ihre Ideologie der Mitte, das heißt der Ohnmacht: sie wollten den Imperialismus, aber ohne seine Gefahren.

Nun ist die ökonomische Determinante des Willens zu Macht und Geltung für die Westvölker, und besonders für Deutschland, ganz nackt hervorgetreten. Das vernunftlose Wachsewollen, vergeistigt und emporgezüchtet zum Missionsgedanken, zu dem: seine Art-durchsetzen-wollen, schwingen als Oberöne mit, untermischt mit atavistischer Ausraubungs-, Ausbeutungs- und Unterdrückungsgier; aber die ökonomische Determinante entkleidet sich aller Verummungen und zeigt sich ganz scharf als Rückgrat des modernen Imperialismus.

In England hat die imperialistische Ideologie, bei Robert Seelen und in Froudes „Oceana“ z. B., den Missionsgedanken in den Vordergrund gestellt: Kriege, Rechtsbeugungen, Gewaltakte des früheren Merkantil- und Kolonialsystems will sie hinterher, ich sprach schon davon, vor dem moralischen Bewusstsein rechtfertigen. Joseph Chamberlain schob umgekehrt die bonds of interest zwischen den einzelnen Reichsteilen in den Mittelpunkt seiner Politik, er wollte durch Schutzzölle die Industrie- und Finanzgrundlagen der britischen Wirtschaft vor Erschütterung bewahren; er sah das Welthandels- und Industriemonopol seines Volkes, die Höhe seiner Lebenshaltung und daher die Fortdauer der von ihm geprägten Daseins- und Kulturformen bedroht, und machte alle auswärtige und innere Politik ihrer (relativen) Erhaltung dienstbar. Es war, was meistens übersehen wird, das erste Eingeständnis, daß die englische Weltstellung aus dem Wachstumsstadium in das Verteidigungsstadium gedrängt sei. Die versuchte Rückkehr zu Schutz Zoll und gewerblicher Absperrung, bei gleichzeitiger Sicherung der eroberten Rohstoff- und Nahrungsmittelgebiete, der offenen Absatzmärkte und des Seewegs zu ihnen, war Verteidigungstaktik: bei den Vereinigten Staaten und Deutschland war der Schutz Zoll Eroberungs- und Verselbständigungstaktik. Chamberlains Imperialismus war ferner durch die Rücksicht auf das elementarste Massenbedürfnis bestimmt, er wurde so wenigstens den Massen plausibel gemacht; und er konnte dies mit einem Anschein von Recht tun, da er als Demokrat und Sozialliberaler bis zum kurulischen Stuhl emporgestiegen und Anhang gewonnen hatte.

Daß es tatsächlich einen Punkt gibt, in dem Imperialismus und Sozialismus sich berühren, zeigten Theorie und Haltung Gerhard Hilbrands, Karl Leuthners und ihrer Gruppe. Das Proletariat ist an der Entwicklung und Ertragsteigerung der Produktionskräfte mindestens so interessiert, wie die Kapitalisten; und in dem Maße, als der Kapitalismus vom nationalen auf den internationalen Boden übertrat, sich also zum Imperialismus erweiterte, gerieten die proletarischen Daseinsbedingungen, die proletarischen Kampfbedingungen in unmittelbare Abhängigkeit von jenen Ergiebigkeiten des Weltmarktes, die, wie sich der russische Marxist Leo N. Trotzky ausdrückt, nur mit Hilfe von Dreadnoughts und Mörsern gesichert werden können. Eingeklemmt zwischen Grundsätze, die diese Art der Lebenssicherung verdammen, und die Gebote des materiellen Interesses, das an die Erfolge oder Mißerfolge einer nationalen äußeren Politik gebunden war, hat das Proletariat in allen kritischen Fällen die Grundsätze dem unmittelbaren Interesse geopfert. Vor allem in England, wo es an der kapitalistischen Form der Welt Herrschaft nicht eben viel Anstoß nahm und die Ausbeutung eines riesigen Kolonialreichs als gottgewollte Selbst-

verständlichkeit betrachtete, unter wenig wohlwollender Berücksichtigung anderer Nationen und anderer nationaler Proletariate. Aber auch in Frankreich, überall war die sozialistische Kritik der auswärtigen und besonders der kolonialen Angelegenheiten ohne prinzipielle Schärfe. Das ist sehr wichtig. Ich will das weiter unten an dem Verlauf des Marokko-handels zeigen. Grundsätzlich war vielmehr folgendes zu verlangen: Die Wirtschaft trete vom internationalen auf den nationalen Boden zurück, sie verzichte auf den kapitalistischen Raubbau fremden Bodens und das Gewaltverhältnis zu fremden Völkern. Ist diese Forderung in absehbarer Zeit unmöglich, läßt sich die Loslösung der Industriegrundlagen von fremdem Boden und internationalen Märkten überhaupt nicht durchführen, und ist sie kulturell und ganz besonders im proletarischen Interesse nicht zu wünschen: dann verlange man gerechte nationale Quoten für die imperialistische Arbeit, diese planetarisch gedacht, auf das Ganze der Erde ausgedehnt. In diesem Standpunkt war ein Maß und ein Kriterium für die Erfolge und Misserfolge der auswärtigen Politik gegeben, nur fehlte viel, daß die offizielle liberale und sozialistische Demokratie in Westeuropa sich dieses Maßstabs bediente, wenn Deutschland im Spiele war. Dann war der bescheidenste Anspruch auf die gerechte nationale Quote: Erkerungspolitik. Diese Feststellung ist ganz unabhängig von Umfang, Wert und Methodik der Arbeit, die deutsche Diplomatie seit Bismarcks Tode leistete: sie wird von Engländern geteilt (s. u.). Darum scheiterten die Bemühungen des diplomatischen Vertragswillens, er war objektiv unehrlich; er redete sich in den Glauben hinein, uninteressierte Defensiv- und Friedenserhaltungspolitik zu treiben, während er eine interessierte Aneignungs-, Verteilungs- und Ausschließungstaktik befolgte. Der Weltkrieg, darin haben die Pazifisten recht, ist die logische Folge jenes Friedens, den wir besaßen.

### Die wachsenden Verlegenheiten

So wuchsen die Verlegenheiten; die Summe imperialistischer und nationalistischer Spannungen schwoll an, um ihre zwei europäischen Achsen, den deutsch-englischen Gegensatz und den russisch-österreichisch-ungarischen Gegensatz, gruppierten sich die Bündnisse und Verbände, die Rüstungen und Gegenrüstungen, nicht um die Lüge des Statusquo zu erhalten, sondern um im Augenblick der für unvermeidlich gehaltenen nationalistischen und imperialistischen Entladungen die denkbar stärkste Rückendeckung zu haben. Die Revolutionäre des guten Willens, die Pazifisten, entwarfen packende Bilder der, wie sie es auffaßten, Willenslähmung. „In diesem Zustand (der Anarchie) muß jedes Volk des anderen Feind sein, jedes Volkes Fortschritt des anderen Volkes Niederlage, jedes Volkes Heil des andern Volkes

Unheil bedeuten. Alle Kräfte wirken da gegeneinander und aus den Wirnissen gibt es oft keinen anderen Ausweg als die Explosion, gibt es keine andere Rettung als die Katastrophe, den Krieg. Der Krieg kann dann notwendig sein, weil er erlöst, weil er Unhaltbares beseitigt, weil er einen Ausweg schafft: der Krieg ist dann Befreiung, ist dann sogar vernünftig. Womit allerdings nur gesagt sein soll, daß der Krieg nur so lange notwendig ist, daß er so lange als eine Befreiung erscheint, so lange als vernünftig gelten kann, als die Verhältnisse, die ihn zeitigten, unvernünftig sind. Er ist Befreiung, solange die Völker aus dem anormalen Zustand, in dem sie heute leben, keinen Ausweg durch die Vernunft gefunden haben; er ist notwendig, solange ihre Unvernunft die Entwicklung des normalen Lebens hemmt. . . . Der Krieg ist eben nur so lange vernünftig, als der Zustand der internationalen Gesellschaft unvernünftig ist (M. H. Fried, 1908; abgedruckt in: „Blätter für zwischenstaatliche Organisation“, April 1915, S. 43). Nun sei aber, wegen der Gegenwirkung der stets zunehmenden Organisation, die „mechanische Explosion der aufgespeicherten Spannkraft“ nicht mehr die größte Gefahr, sie liege vielmehr darin, „daß die den Staat führenden Männer, die diesen Organisationsprozeß nicht erkennen, die Explosion noch fürchten, und danach streben, ihr bewußt zuvorzukommen. Die Angst vor einem möglichen Ersticken in der Anarchie ist es zumeist, die heute die Kriege verursacht. Da in dieser Unordnung jede normale Lebensbetätigung eines Staates, seine normale Entwicklung, für den andern Staat die Gefahr zeitigt, an Luft und Ellenbogenraum zu verlieren, so wird dieser aus Angst für seine eigene Zukunft, aus Furcht, in seiner eigenen Lebensbetätigung gehemmt zu werden, den Krieg herbeiführen, ehe es zur mechanischen Explosion kommt, in der Hoffnung, durch bewußtes Eingreifen, durch rechtzeitiges Vorgehen für sich günstige Kampfbedingungen zu schaffen“. In dem Schluß wird die interessante Unterordnung des diplomatischen unter den strategischen Gesichtspunkt gestreift; sie trifft in der Tat oft ein, wenn die tieferen Ursachen, die wirklich kriegsgewichtigen Motive zur Entladung drängen und die Diplomaten die Führung der Verhandlungen aus den Händen verlieren; dann zeigt sich die Tragik, daß die politische und die strategische Intelligenz auf zwei Köpfe verteilt sind und der politische Kopf der willensschwächere und autoritätsärmere ist. . . . Die ganze Betrachtung reicht im übrigen an die „kriegsgewichtigen“ Motive nicht heran, sie ist beschreibend und bewertend, nicht begreifend und kausal. Der Begriff der „normalen“ Entwicklung ist blind; nicht die zwischenstaatliche Unordnung stört sie im jetzigen Zustand des europäischen Staatensystems, das ja noch ein Neben- und ein Gegeneinander, kein auf dem Bewußtsein gegenseitiger Unentbehrlichkeit und Gleichberechtigung beruhendes Miteinander und kein System ist, sondern: die Völker halten

ihre normale Entwicklung wegen der Hemmung ihrer nationalistischen oder imperialistischen Bedürfnisse durch das bestehende Unsystem für gestört und gehen in den Krieg, wenn der Vertragswille nicht stark genug ist, die Störungen zu beseitigen.

### Das Bekenntnis der Ohnmacht

Schon sagte es schon: daß die Sozialdemokratie keine Auslandspolitik hatte, die den Namen verdiente, an der Vorstellung der europäischen Kulturgemeinschaft festhielt, vor der Tatsache der Interessengegnerchaft der sie begriffsgemäß bildenden Staaten und Völker die Augen schloß und jede Schuld für die eintretenden Katastrophen auf den bösen Imperialismus abschob. Zugleich wußten die konsequenten Marxisten, daß sie den kapitalistischen Staat abschaffen mußten, wenn sie den Imperialismus abschaffen wollten; sie machten keine prinzipiellen Zugeständnisse, sie diplomatisierten nicht, sie legten allen Nachdruck auf den unerbittlichen Klassenkampf und glaubten mit dem Klassenstaat alle gesellschaftlichen und zwischenstaatlichen Übel abzuschaffen, also auch den Krieg. An kolonialen Fragen waren sie theoretisch unbeteiligt. Aber die Reformsozialisten, die Revisionisten, bejahten die kapitalistische Technik der Wirtschaft, sie bejahten das moderne Produktionsverfahren, der Kampf um die Anteilsquoten der Arbeit rückte in den Mittelpunkt, sie hörten auf, das ganze staatlich-gesellschaftliche Leben nur negativ, als Objekt klassenkämpferischer Kritik zu betrachten, sie wollten durch parlamentarische und diplomatisierende Methoden die vorhandenen Einfluß- und Machtmittel dem — sehr erweitert und unorthodox gedachten — Proletariat erobern; verstoßen bejahten sie damit die imperialistischen Mittel des gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsbetriebs, den ‚kapitalistischen Raubbau‘ an fremdem Boden und fremden Völkern in den Kolonien und den unkämpften Marktgebieten; und nicht nur verstoßen, da sie wohl wußten, wie unauflöslich die Höhe der proletarischen und kleinbürgerlichen Daseinshaltung damit verknüpft ist. Der Krieg aus imperialistischen Interessengegensätzen der Völker, nicht nur der Staaten und ihrer Betreuer in den Oberschichten, durfte sie nicht unvorbereitet treffen; sie mußten wissen, daß aus dieser Quelle die kriegsgewichtigen Motive stammen: aus einer Quelle nicht der Frivolität, sondern des Zwanges. Sie hatten daher die Verpflichtung einer wachsamem und durch die letzten Einsichten gelenkten Auslandspolitik: zu finden war sie nur bei einem Teile von ihnen, der aber auf den Parteitagen zum Schweigen verurteilt war (der Fall Hildebrand). Sie gerieten daher, als die große Katastrophe hereinbrach, in starke seelische Bedrängnis: weil sie ihre theoretische Unschuld verloren hatten.

(Ein zweiter Artikel folgt)



## Der Auserkorene

Novelle von Elisabeth Siewert

Man stand er vor den blutroten Backsteinmauern im weiten Feld. Die alten verwilderten Pflaumenbäume, die Pferdegerippe aus klüftigem Abhang vor den Ställen ragend, das plumpe weitläufige Herrenhaus, Schloß genannt, es war alles so klar und steil und prächtig aus gelbem dürrn Grunde wachsend, wie es ihm in der Erinnerung eingegraben stand.

Aber alle Massen herrlich und erquickend war es, mitten in dem ersehnten Wilde zu stehen und sich aus stürmisch bewegtem begierigen Herzen zu sagen: das ist deine Heimat, du hast Anteil an ihr. Die Hälfte von alle diesem gehört dir.

Andreusch keuchte und hatte nicht genug Augen, nicht genug Phantasie und Kraft, um diese Wirklichkeit so recht gründlich auszukosten. Wenn man sich wie er jahrzehntelang in der Fremde herumgeschlagen hatte und sich da immer auf die eine oder die andere Art gebunden fühlte, nicht los kam, nicht zur Heimat pilgern konnte, die einem Wohlstand und Ehren bietet, dann ist das fast übermächtig und wie ein Fieber, sie bei klarem Sonnenwetter greifbar und prachrvoll vor sich zu sehen.

Mit einem Male wurde sich Andreusch seines Fiebers bewußt, und gleich darauf kühlte sich seine Erregung. Er verfiel in Verwunderung, in Nachdenken, wozu er die Augen zumachte. Als er aufsaß, bemerkte er eine Herde wandernder Fetzschafe, die sich auf dem Rücken des lehmigen Hanges dem Gehöft näherten; ihre Wolle umglänzte Himmelsbläue. Ein Beet von roten und grünen Dächern hinter dem letzten Winkel der Mauer fiel ihm auf. Dies und alles andre war mehr als ein Bild, herrlicher als seine Heimat, vielleicht deshalb, weil er plötzlich zu einem Zuschauer geworden war, der nichts begehrte von dem, was er sah.

Zwei Weiber treten aus einer Seitentür in der Schloßmauer, da, wo die Pflaumenbäume stehen; ebenholzschwarze Haare über hellen Stirnen, um volle Busen weiße Hemden, blaue und rote Röcke um kräftige Hüften. Oben aus einem Fenster schaut der Kopf einer Greisin, vom Sonnenschein erfaßt, ebenso wie der bunte Hahn, der aus einem Blumenbeet im Schatten über den freien Platz am Giebel rennt. In sein Gegacker erklingen Hufschläge, auf trockenem Lehmboden erdröhnend: die drei Herren kommen auf der Landstraße unterhalb des Gartens angetrabt, alle drei auf salben Pferden, die der Schweiß an Hals und Bauch dunkel färbt. Mit hohen rauhen Stimmen rufen ihnen die Zigeunerinnen ein Willkommen zu. Gezupfe auf einer Gitarre begleitet die Worte.

Der älteste der Herren dreht sich, ehe er das Haus betritt, noch einmal um. Zerstreut und kalt blickt er unter der Hand weithin. Wer lehnt da am Tor und kommt heran?

„Was soll's?“ fragt der Herr ungeduldig.

„Deines Vaterbruders Sohn,“ sagt Andreusch.

Der älteste Bojar erschrickt, dann hebt er den Kopf und nimmt eine träge, hochfahrende Miene an. „Bolja, Malusch!“ ruft er. Die Brüder kommen. Sie erkennen den Fremden sogleich. Es ist kein Zweifel: das ist der Andreusch, der Sohn des Zwillingbruders ihres Vaters. Sie sahen ihn zuletzt als Knaben, jetzt ist er ein hagerer Mann mit dem Aussehen, als hätte er ein schweres Leben geführt. Und doch ein Edelmann.

„Nun ja und was soll's?“ fragt Bolja, die Hände in die Hüften stemmend. Malusch, der Jüngste, zündet sich eine Pfeife an, wobei er ein wichtiges Gesicht schneidet. „Unbequem,“ sagt er zwischen den Zähnen, und dabei denkt er: auf keinen Fall soll uns dieser herabgekommene Landstreicher schädigen.

„Ich verzichte auf mein Recht, das mir die Hälfte des Besitztums unserer Väter zuerteilt,“ sagt Andreusch so eilig, als ob er nicht rasch genug sein Herz zu Worte kommen lassen kann, da es in der Verfassung ist, ihm so zu diktieren. Seine Linke preßt dieses Herz. „Ich verzichte auf alles!“ Da armet er auf und wagt es, mit forschenden, glühenden Augen um sich zu sehen. Er lächelt und seine Linke sinkt von dem Herzen. Und was soll er jetzt, nachdem er seine Meinung kund getan? Wird ihm weiter geholfen werden? Ihm kommt ein Einfall. „Mein Verlangen geht dahin, auf der Heimat Erde ein bescheidenes Leben zu führen. Ich habe erfahren, daß der alte Waldhüter Wladislaus gestorben ist. Gebt mir seine Hütte, seinen Posten, sein Brot!“

„Was sollen wir dagegen haben,“ sagt Voritsch, der Älteste, mit seiner rauhen Bärenstimme und wischt sich verstohlen die Schweißtropfen von der Stirne. Die andern knurren und wechseln die Beine beim Stehen und werfen rasche schiefe Blicke auf den Vetter. „Im Walde wirst du wohl Bescheid wissen, noch von früher her,“ meinte Bolja. „Was sollen wir dagegen haben, daß er Waldhüter wird? Geben wir ihm den Posten,“ wendet er sich an die Brüder.

„Dir ist es wohl armselig genug ergangen, Soldatensohn?“ fragt Voritsch.

„Leben genug, um zu leben,“ antwortet Andreusch.

„Kommt zum Essen — wir — ja, Voritsch, lad' ihn ein,“ sagt Bolja zögernd.

„Ich danke euch, mein armes Kleid eignet sich nicht für eine große Tafel. Weist den Verwalter an, mir den Schlüssel zur Hütte zu geben und das, was mir zukommt, ich will heute noch dahin, wo ich hingehöre.“

Andreusch reicht den Brüdern die Hand, die sie locker mit glatten roten Fingern fassen, und sagt: „Also abgemacht: Waldhüter in unserer Väter Wäldern!“

„Abgemacht,“ sagen die Brüder mit Räuspfern und Stocken. Voritsch gibt dem Vetter eine Anweisung an den Verwalter und Andreusch geht.

Der Hammelbraten dunstet kräftig. Die Zigeunerinnen bringen Gurken, Pflaumen und Gebäck, aus ihren Lippen glänzt es wie Winterschnee und Sommerglut strahlen die freien Augen.

Eine Greisin sitzt am untersten Ende der Tafel, Mattriona mit Namen. Einst vertraute sie ihr Vermögen den Vätern der jungen Bojaren an und wurde von ihnen hoch gehalten als eine Freundin, jetzt wird sie behandelt wie eine zugelaufene Person ohne alle Rechte. Voritsch schneidet den Braten und wirft ihr ein Stück Fleisch auf den Teller, sie auffordernd, nicht solch erschrecktes Gramgesicht zu schneiden, das störe ihn in seinen Tafelstrenden. Die jüngeren Brüder rollen Früchte und Backwerk dem Tafelende zu und schreien die Alte an, dasselbe fordernd wie Voritsch. Mit unsicheren Händen greift Mattriona nach dem, was angerollt kommt, um zu hindern, daß es auf die Erde fällt. Ein Zittern befällt ihren Körper, ihre Gedanken fiebern, sie sammelt sie mit Anstrengung, um zu erwidern: „Ich soll kein erschrecktes Gramgesicht machen, ihr Herren, und ihr selber seid in eurem Innern erschreckt und voller Sorgen, wenn dies auch nicht durch euer derbes Fleisch nach außen dringt! Was verlangt ihr Unmögliches! Euch kommt das Schicksal nah heran und droht, ihr fragt in Unruhe und Angst, was es bedeutet, und ich soll ruhig sein mit meiner Jahrelast auf dem Nacken!“

„Unruhe, Angst? Wir?“ schreien die Brüder mit Gelächter.

„Ja, ihr,“ entgegnet die Alte mit scharfer Stimme. „Sah ich doch Andreusch, den Mitbesitzer, leibhaftig wiedergekommen unter meinen Fenstern stehen!“ Ihr durchdringender Blick geht von einem zum andern Herrn und zum dritten, ihr Atem raffelt.

„Es ist keine Ursache zu Besorgnis seinetwegen,“ sagt Voritsch mit nachlässiger Lippenbewegung. „Keine Aussichten auf Veränderungen stehen bevor. Andreusch verzichtet auf sein Erbteil ganz und gar, er verlangt nichts als den Waldhüterposten in unseren Wäldern.“

Mattriona, der der Kopf auf vorgestrecktem Halse zitterte, sinkt in sich zusammen, ihr Gesicht wird grau und klein; das große Lid fällt über ihr ermattetes Auge. „Er verlangt nichts, nichts?“ fragt sie vor sich hin.

„Du hörst es.“

„Andreusch bleibt in den Wäldern im Verborgenen?“

„Ja so, gerade so.“

Der Alten zusammengesunkene Gestalt züngelt auf, ihre Augen erwachen. „Nun dann doppelt und dreifach schwere Zukunft euch Herren!“ ruft sie.

„Gibt mir den Wein, Filutschka mein! Was redest du da, Mütterchen!“ Voritsch wendet sich von der Zigeunerin, die an seinem Ellbogen steht, ungeduldig der Alten zu. Die erhebt sich, am Tische einen Halt suchend. Das weiße Haar auf ihrem Kopf weht, so schwankt ihr Oberkörper. Die Knöchel ihrer Hände werden weiß. Dann erreicht sie so feste Haltung, wie sie es braucht, um laut und deutlich, mit feberischer Überzeugung, zu wiederholen: „Nun, dann doppelt und dreifach schwere Zukunft euch Herren — und Narren!“

Langsam und tastenden Schrittes verläßt sie den Raum. Die Brüder sehen sich an und lachen verächtlich. „Wer selber närrisch ist, sieht Narren,“ sagt Voritsch. „Nicht noch einmal soll dieses aufdringliche Weibsbild an unseren Mahlzeiten teilnehmen. Hast du verstanden?“ Er fixiert einen der Diener, der sich tief verneigt.

Bolja hat eine Weile über sein volles Glas in den Garten hineingestarrt. „Besinnt ihr euch darauf, als wir noch Kinder waren und der Onkel Semenior kam angereist?“ fragt er.

„Er hatte eine eigens für sich gebaute Kalesche, in der er sich schlafen legte,“ ergänzt Malusch.

„Ja. Besinnt ihr euch, daß er uns ein ganzes Päckchen bunte Heiligenbilder schenkte? Wir hatten auf anderes gerechnet, er schenkte uns Heiligenbilder.“

Voritsch lacht. „Andreusch und wir drei Brüder sollten sie uns teilen.“

Malusch bekommt eine Starre in seinen Augen, er kann sie nicht von dem Lichtreflex in einer Weinflasche abwenden. „Ja, und?“ fragt er mechanisch.

„Wir teilten,“ fährt Bolja fort. „Du eins, du eins, du eins, ich eins, Voritsch als der Älteste, teilte jedem sein Häufchen zu. Schließlich hatten wir eine große Habgier auf die Bildchen — da der Onkel sonst nichts mitgebracht.“

„Und Andreusch?“ fragt Malusch, dem die Augen anfangen zu schmerzen.

„Andreusch gab alle seine Bilder ab, nachdem er sie sich besehen hatte, nur eins behielt er zurück, mit dem ging er fort. Nach ein paar Minuten aber kam er wieder und gab auch das ab, wir waren gerade dabei, sein Teil zu verteilen.“

Voritsch lacht und stützt den weinschweren Kopf auf die Hand.

„Es muß doch auch Dumme auf der Welt geben,“ sagt er träge.

„Oder Fromme,“ sagt Malusch und wird rot, die Augen stehen ihm im Wasser.

„Aus welchem Grunde gab er alle seine Bildchen ab?“ fragt Bolja vor sich hin und schüttelt mit dem Kopf.

Vorisch erhebt sich. „Wir müssen die Verzichtleistung schriftlich haben.“ Er bemüht sich, grade zu stehen und eine imponierende Miene anzunehmen. „Komm, Filutschka, zieh mir die Stiefel aus und mach mir Musik. Ich will ruhen!“ Auf dem Wege nach seinem Ruhelager auf Sellen im Herrenzimmer wird er des Bruders seines Kochs ansichtig, der im Türbogen zur Seite steht. „Der Koch soll sich nicht noch einmal unterstehen, die Pasteten so derb zu backen — ich werde ihm helfen!“ schreit er in loderndem Zorn. „Du — scher dich zum Teufel, deinetwegen versäumt er seine Arbeit, ihr steckt immer zusammen wie die Papageien. Fort — du bist entlassen — deine Pockenmarben gefallen mir nicht!“

Der betretene Diener wendet sich zu den beiden anderen Herren, die Hände faltend. Die sehen ihn gleichgültig an, in Gedanken beschäftigt. „O Herren, verzeiht,“ beginnt er stammelnd.

„Wir werden dir verzeihen, wenn du uns von deiner Gegenwart befreist,“ sagt Malusch unwirsch. Und als der Mensch zögert und hin und her tritt in seiner Erregung wie ein Pferd, welches die Weberkrankheit hat, hebt er die Faust, mit den Blicken nach der Türe weisend.

„Wär's besser gewesen, Bolja, wir hätten dem Andreusch den Posten versagt?“ fragt Malusch den Bolja, als sie sich später im Garten begegnen.

„Was meinst du? Versagt! Dem Andreusch den Posten versagt!“ fährt Bolja auf, der durch den Weingenuß, mehr noch durch einen Zwist mit der schönen Philippa erhitzt ist. „Sind wir denn Knechte und Stöcke? Hat uns nicht der Better die Hälfte von allem, was wir besitzen, geschenkt, du Stockfisch? Ständen wir nicht beraubt da, jeder auf ein Sechstel Einkommen gesetzt, wenn er es so gewollt hätte? Und da sollen wir ihm die kleine Bitte abschlagen? —“ Er speit aus und blickt krank vor Liebeskummer Philippa an, die rauchend in einer niedrigen Baumgabel sitzt und sich die Abendsonne auf die Knie scheinen läßt.

„Ja, gut, ich meinte nur, ob es nicht Argernis und Hefereien unter den Leuten geben wird, wenn Andreusch wie einer der Hyren da in den Wäldern sitzt. Wer wird es glauben, daß er aus sich heraus verzichtete? Niemand. Wäre es nicht besser, er suchte sich eine Unterkunft irgendwo in der Fremde? Geben wir ihm Geld, daß er sich davon mache, Bruderherz. Hör meine Worte!“

Philippa richtete jetzt ihren schwarzen träumenden Blick auf die beiden Herren, und da Bolja ihn auffing, wandte sie sich mit einer Miene des Hochmutes und Überdrusses von ihm, um in die Ferne zu sehen. Bolja seufzte: „Der Jüngste will immer der Klügste sein,“ sagte er verdrossen.

„Die alte Mattriona hat ihre Weisheit, daran ist nichts zu deuteln,“ meinte Malusch bedenklich.

„Laß mich zufrieden. Andreusch bekommt den Posten, wie wirs versprochen, so wahr ich hier stehe.“ —

„Hast du dir den Andreusch angesehen?“ beharrt Malusch, innerlich über des Bruders Weichmütigkeit höhnlachend.

„Ja — ich sah ihn gerade so, wie du ihn sahst, arm, in schäbigen Kleidern, ein Mann, der zu Ende ist mit seines Körpers Kraft und Saft.“

„Ah! — ich sah mehr an ihm —“

„Was denn?“ frage Bolsja und sieht dem jungen Bruder aufgeschreckt ins Auge. Der pfeift, zuckt mit den Achseln und läßt den Verliebten.

Sch begreife es nicht, Herr, du bist hier Waldhüter in deines Vaters „**S**eigenen Wäldern, die deine sind? Ich sehe dich, wie du mit einem Arm voll Reiskig zu der Hütte gehst, die dem Wladislaus immer zu gering gewesen ist, worüber er sein Lebtag geschimpft hat! Ich begreife es nicht, mein Herr Andreusch, und wenn ich dich mit meinen Augen sehe, wie du hier in diesem Lehmofen Feuer machst und so tust, als seiest du hier und nirgends sonst, nicht zwei Stunden weit im Schlosse zu Hause, so begreife ich es dennoch nicht. Um dich zu bitten, mir Aufklärung zu geben in dem, was ich nicht verstehe, bin ich hergekommen. Deshalb habe ich die Mutterstafse dem Schwiegersohn, dem Sohn die Hammel und der Tochter die Lämmer übergeben, um mich frei zu machen.“ Das sagt der Schafhirt Nikola alles in demselben Tonfall mit seiner kleinen, kurzatmigen Stimme zu Andreusch.

Frage du nur, rede, nachher komme ich dran, zu offenbaren, wie es mit mir steht, denkt Andreusch mit Freuden. Den Hirten hat er auf seine einzige Bank genötigt, er selber kniet vor dem Herde, diesen mit Reiskig versorgend.

Der Hirt fährt fort: „Den vorigen Waldhüter Wladislaus haben wir zweimal in der Woche mit Brot, Mehl und Fleisch versorgt — wenn er das letztere bezahlen konnte — das Salz kaufen wir im großen ein und geben auch davon ab. Mein jüngster Sohn wäre jetzt soweit, es herzubringen. Ich sage dir das nur, im Fall du dich danach umsiehst, wer dich mit dem versorgen soll, was du brauchst — wenn ich es auch nicht begreifen kann, daß du wirklich in dieser geringen Stellung bleiben wirst, mein Herr Andreusch.“

Das Feuer brennt jetzt nach Wunsch. Andreusch setzt sich zu dem Schafhirten auf die Bank und kreuzt Füße und Hände wie jemand, der in der Laune ist, gerne Bescheid über sich zu geben. „Mir ist es selber eine Überraschung gewesen, Nikola, daß es so gekommen ist, das glaube mir,“ beginnt er und seine Augen sehen klar und fest gerade aus. „Mir fiel es nicht ein, an Verzicht zu denken. Im Gegenteil, ich beeilte mich schrecklich, ich

beßte mich geradezu, bis ich endlich die roten Mauern meiner Heimat sah.“

Der Schafhirt nickt mit aufgeblasenen Backen.

„Endlich wollte ich ausruhen als reicher Herr von all den Mühsalen meines Lebens, im Überfluß ausruhen, mich stärken an dem Besitz von Land und Leuten, ein anderes Ziel hatte ich nicht.“

Der Schafhirt bleibt dabei zu nicken und sieht vorwurfsvoll aus.

„Ich war so beschaffen, daß ich eigentlich meine Lage nur so herunterbeßte immer in der Aussicht: kommst du heim, trittst du deinen Besitz an, dann erst fängt das wahre Leben an. Bis dahin drücke dich, winde dich durch, nimm Ables hin, tue Ables, es ist alles nur vorläufig. Als ich nun dicht vor den Toren der Heimat stand, —“ Andreuschs Stimme wird langsamer und schwingend, als tastete sie an eine Feierlichkeit — „nichts als Auge für die schöne Besizung und nichts als Habgier und Triumph in allen Nerven, geschah etwas, was ich sonst nicht erlebt habe in meinem geringen Leben. Wie soll ich es in Worten einfach sagen? Nikola, es ist so, als sei das Herz ein Ding, auf das im Aetherraum wohnende Geister ihre Hände legen. Auf mein Herz, welches ich achtlos bis zur Heimatschwelle in meiner Brust getragen, legte sich eine lichte Hand, kühlend, segnend. Es blühte sogleich in einer Art auf, die ich nicht geahnt hätte — es wurde klar und rein wie ein Kristall.“

Der Schafhirt hörte auf zu nicken und rutschte unruhig auf seiner Bankdecke.

„Sieh mal, Nikola,“ fuhr Andreusch fort, dem Hirten in das scheue Auge blickend, „mit diesem, meinem Herzen war es mir unmöglich, die Heimat anders anzusehen als einen Traum, als eine Wirklichkeit, die ich rühmen, bestaunen mußte, ohne nur im mindesten zu denken, ich hätte Anteil daran.“

„Mein Herr Andreusch,“ unterbrach ihn der Hirt mit gepreßter, bitterer Stimme.

„So war mir zumut,“ sagt Andreusch rasch. „Und daß ich nun nicht Verräter an diesem begnadeten Herzen wurde, sondern den Bettern sagte, so und so, ich verzichte, behaltet das Eure, ich bin nicht gekommen, um euch Besitz zu entreißen, das ist die einzige befriedigende und vernünftige Tat meines Lebens. O, daß ich so handeln konnte, Nikola, wie ich es kaum geglaubt, daß ich es mit meinem geringen, gierigen, zerstreuten Wesen tun könnte, das macht mich glücklich. Pah, was kann nun noch kommen, was mich ansieht?“ Er sah sich um, zuckte mit den Achseln und lachte hell auf.

Der Schafhirt senkte den Kopf in Betrübniß. Ihm erschien der Herr wie ein krankes Schaf, für das nichts übrig bleibt als das Messer.

„Nicht etwa, daß ich damals wußte weshalb, aus welcher großen Klugheit mir dies Verzichten kam, die Einsicht kam erst später.“ Andreusch springt auf und läuft an das Fenster, stützt die Ellbogen auf und öffnet die Augen weit, aus denen ein paar glückliche Tränen fließen. „Ich wußte damals nicht, Nikola, als ich vor der Heimatschwelle stand, daß ich richtig handelte, es kam mir sogar ungeheuerlich, unheimlich vor, daß ich sollte soviel Gut und Geld fahren lassen, aber Nikola, daß ich die segnende Hand nicht verleugnete, sondern so handelte, wie es meinem dunklen Wesen ungeheuerlich war, das ist mein einziger Stolz.“ Andreusch setzte sich wieder zu dem Schafhirten und sah auf seine rufigen Hände herab, mit denen er nicht in die reinen Tränen hineinfahren wollte.

„Mein Herr Andreusch,“ begann der Hirt nach einer Pause, „du könntest jetzt im Herrenzimmer sitzen auf ausgebreiteten Fellen, nicht nur Wolfs- und Hirschdecken sind da, sondern Bärenpelze. Ein Tschibuk stände dir zur Verfügung, nachdem du einen saftigen Lammshlegel, weißes Brot und Südwein zu dir genommen. Gesang und Spiel und, mein Herr, die Freundlichkeit der herrschaftlichen Sängerinnen könntest du genießen. Zwei Pferdchen oder drei ständen im Stall für dich, von den leichten Gängern, die nach dem gelben Hengst fallen mit dem sauberen Kalfstrich auf dem Rücken und dem runden Hals. Pferdchen wie die Puppen, Herr! Eine Kutsche mit zwei Paßgängern oder zwei paar Paßgängern, wenn der Weg schwer ist, wäre das gewesen, was du gebraucht hättest, um Herrschaften in der Nachbarschaft zu besuchen — du hättest es gehabt. Aus einem starken Kästchen nimmst du dir Vorrat Geld, im Fall du ein Spielchen machst oder dich etwas zu kaufen gelüftet. Das sind alles Dinge, Herr . . .“ Der Alte ächzte und hob einen Rockzipfel an den Mund, seine mageren, dicht aneinander geklemmten Knie in einer Leinenhose kamen zum Vorschein.

„Hm,“ machte Andreusch. „Wie hätten mich die Bettern wohl aufgenommen, Nikola? Willig, liebevoll oder auch nur mit dem Anstand, der sich in das Unvermeidliche fügt? Glaubst du nicht, daß sie mir den Lammshlegel ebenso gern gegönnt hätten wie Willentrant, das Pferdchen mit dem Kalfstrich nur dann gerne, wenn es mich kopfüber in den Steinbruch geworfen? Auftreten hätte ich müssen wie ein Herr über Herren.“ Andreusch dehnt die Brust und sein Antlitz wird streng und hart wie Stein; doch seine ausgeweitete Brust sinkt zusammen, sein Mund wird weich und lächelt. „Das war zu spät —“

Der Schäfer hustet bescheiden hinter seinem Rockzipfel, so, als käme es ihm nicht zu, sich über diese Dinge ein Urteil zu erlauben. „Du hättest dein gutes Recht gehabt, mein Herr Andreusch.“

„Ja, mein gutes Recht, mein besseres Recht war, da zu verzichten, wo ich Recht hatte, zu fordern. Sieh es ein, Nikola.“



„Sag' mir erst, Herr, was hast du hier für Annehmlichkeiten in der Waldhütte, sag's mir, mein Herr,“ fordert der Schafhirt auf. „Einen Ofen, der etwas raucht, wie ich bemerke.“ Er sieht sich in der Stube um. „Einen Schragen, mit vorjährigem Stroh gefüllt, als Lagerstatt, blinde Fenster, zerbrochene Fenster, mein Herr. Das Beste ist noch jener Schrank mit dem Eßgerät, welches meine Frau nicht gegen unser weniges eintauschen möchte.“

„Was willst du, ich hab es mir so ausgewählt. Weißt du nicht, daß einem das am besten gefällt, was man unter guter Auswahl nimmt?“ Andreusch sieht sich auch in der Stube um und faßt sich an den Kopf. „In Wahrheit, ich bin noch gar nicht dazu gekommen, etwas zu vermessen“, fährt er mit leichter, tastender Stimme fort, „ich hatte zu viel damit zu tun, zu bedenken, wie solche segnende Hand eine Wirklichkeit ist, wie sie gerade auf mein geringes Herz treffen möchte und wie sie es vermag, alles umher zu verändern. Aber das Dach meiner Hütte muß ich dir loben, es hat dem letzten Sommerregen Stand gehalten. Die Kiefern und Birken muß ich dir loben, sie sind liebenswerte Verwandte, sie geben mir das, was sie haben: die Schöne ihres Wuchses, ihre Sprache, ihren Schatten. Ei — was soll ich dir langes und breites erzählen, was für Guttaten mir mein Posten einbringt, du als Hirt weißt Bescheid, was es heißt, die Sonne kreisen zu sehen und die Fluchten des Windes und der Wolken mitzuerleben. Nur das will ich noch sagen: die Hütte hat Raum für einen Gast. Du kommst mir herein, als mir gerade zu Sinn ist, von mir zu reden, und ich kann dir meine offene Meinung sagen, weil ich weiß, daß du Liebe für mich hast.“

Der Schafhirt entschließt sich, seinen Herrn Andreusch nun einmal richtig anzusehen und der freut sich, denn er meint, seine ganze Glückseligkeit müsse ihm vom Gesicht glänzen.

„Welches Heiligen Tag war es, mein Herr, an dem dich die Hand berührte?“ fragt der Hirt mit den Augen blinzelnd.

Andreusch schüttelt mit dem Kopf und bedeckt seine Augen mit den Lidern. „Ich weiß es nicht und forsche nicht.“

„Des heiligen Franziskus Tag?“ fragt der Schäfer zähe und mit engem Flüstern.

„Vielleicht — oder eines andern Heiligen Tag, ich forsche nicht, der Tag war heilig.“

„Die Heiligen von dorthier sind dir gewogen, mein Herr Andreusch!“

„Nicht dort und hier! Duft ist ebenso wirklich wie die Blume, es ist keine andere Welt, in der sie duftet, wir sehen sie nur nicht,“ sagt Andreusch leise und zurückhaltend und wendet den Kopf, damit ihn der Schäfer nicht anfahe.

„Mein Herr Andreusch,“ sagt der Hirt aus seiner schweren asthmatischen Brust mit Feierlichkeit und erhebt sich. „Die heilige Hand ist noch bei dir, dein Herz ist immer noch wie Kristall.“ Er neigte sich zu Andreusch, legte ihm schüchtern die Hände auf die Schultern und küßte ihm den Rock auf der linken Brustseite.

Durch den Forst, den ein kalter Nebel weiß behängt, über das rötsche Gras und die weißgeränderten Preiselbeerblätter reiten die drei Bojaren der Waldhütte zu. Im rauhen Gebüsch des Fenns dampft der Reiche Atem, ein grüner Vollmond hängt über den weiß und weißer werdenden Wälderketten, sie mit seinem unteren Rande berührend. Gerade als der Schafhirt Andreusch umfaßt hält, zu ihm geneigt, sieht Bolja durch das Fenster der Hütte. Er trägt im Arm eine dicke Rolle. Malusch koppelt die Pferde an einen Baum.

„Unser Schafhirt ist bei ihm,“ sagt Bolja sich aufrichtend. Der Bruder Argwohn flammte zu eifersüchtiger Unruhe auf. Fingen die Wühlereien unter den Leuten an? Hat der Better ihnen Abbruch auf irgendeine hinterlistige Art? Ohne Worte verstehen sie ihre Gedanken untereinander, wie sie da zusammen vor der Hüttenwand lauern.

„Gehen wir hinein,“ sagt Voritsch, mit der Faust an die Tür schlagend. Indessen haben die beiden am Herde die Ankunft der Herren bemerkt, der Schafhirt drückt sich hinter Andreuschs Rücken wie ein Ertappter und Fluchtbereiter.

„Wir kamen des Wegs, um zu sehen, was du hier treibst, wies geht und steht,“ sagt Voritsch in dem trägen, hochfahrenden Ton, der ihm eigen ist.

„Seid willkommen! Ich versuchte es soeben, dem Nikola das Rätsel meines Hierseins zu erklären. Ihn plagt es, eine Lösung zu finden.“

Der Hirt steht gebückt, getroffen von den mißlaunigen Blicken seiner Herren.

„So, du hast es erklärt? Er wirds auch wohl verstanden haben und weiter geben.“

„Es kann keinen Schaden bringen.“

„Und dir Nutzen,“ pläzt Malusch heraus, und dann schreit er den Schafhirten an, ob er dazubleiben gedente, wenn die Herren reden.

„Ihr versperrt ihm den Ausgang,“ sagt Andreusch und geleitet den Hirten zur Tür. „Ich will euch auf eure Nachfrage das, was ich dem Nikola sagte, wiederholen: ein Mann, der nichts Rühmliches in seinem Leben tat, sondern sich dumpfen und zerrissenen Sinns von einem Vornehmen in ein anderes schleifen ließ, der sich durch die Lage drückte wie ein Dieb, der hat einmal, als ihm die Wahl offen stand, zu seinem

Heil entschieden. Ich bin der Mann. Ein Glücklicher wohnt in dieser Hütte."

Bolja wickelt die Rolle aus, die er unter dem Arm getragen.

„Wir haben dir einen Halbpelz mitgebracht, Andreusch," sagt er, ohne den Blick zu erheben. „Es ist kalt geworden, die Nächte bringen Keit, wir dachten, du möchtest frieren."

Während Andreusch mit den Armen in den Pelz fährt und dafür dankt, daß die Bettern an ihn gedacht haben, sieht sich Malusch in der Stube um und fängt an, Ecken und Winkel zu untersuchen. Seine Brüder erleichtern ihm das Spionieren, indem sie Andreusch ausfragen. Der hält die Hände — aus den langen Armen, die mit Sobelstreifen verbrämt sind, sehen kaum die Finger — auf dem Magen und erzählt lächelnd und ein wenig zerstreut von seinem Lm. Während er spricht, blickt er die Bettern einen um den anderen lebhaft an und dann über sie hinweg nach den blauen Scheiben; seine Lebhaftigkeit verändert sich zu einem strahlenden Aufmerken, so als offenbare sich ihm dort eine Schönheit, an die er kaum zu glauben wage.

Noritsch trampelt unruhig hin und her, wobei seine Sporen erklingen. „Und du willst wirklich in dieser Knechtsstellung hier aushalten, ohne Nebenabsichten, Andreusch?" fragt er barsch.

„Rücke heraus mit der Wahrheit. Spiele uns keine Komödie vor."

„Wie, ich?" fragt Andreusch und stottert ein wenig vor Erstaunen.

„Du fragst? Ich habe dir doch gesagt, daß die Wahl, die ich getroffen, mein Herz beglückt."

„Unterschreibe diesen Vogen, deine Verzichtleistung steht da in Worten erklärt," sagt Noritsch. Andreusch unterschreibt.

„Wir wollen nach Hause reiten," mahnt Malusch. „Wozu halten wir uns hier auf. Die Pferde scharren."

Malusch wird den Eindruck nicht los, wie er den Better zuletzt gesehen, im Halbpelz auf den mondbeschiedenen Birkenblättern vor der Hütte. Die Gestalt eines Hochedlen. Sein Eingeweide krümmt sich, dies zu gestehen — die Gestalt eines wahren Herrn!

„Was hast du entdeckt?" fragt Noritsch, der voransprengt, nach rückwärts gewandt. Die Pferde stieben nur so den Weg entlang, der heimwärts führt. Mit ihnen jagt der warme Brodem der dampfenden Körper. Die Bäume stürzen ihnen entgegen, und der Mond flüchtet hinter den feinen schwarzen Wipfeln über den blauen Dunst.

„Nichts," stößt Malusch aus der Kehle. Der scheint in seinen Steigbügeln zu stehen, so weich und groß galoppiert sein salber Hengst. „Nichts! Und doch —"

„Und drum," schreit Bolja knarrend. „Ihr lauert drauf, den Better

zu betappen, daß er durch Schliche und Lücken oder Zauberei das Ganze an sich reißen will, ihr Kindsköpfe!" Sein Pferd drängt sich an Maluschs Knie. „Und du? Denkst du es nicht auch?“ fragt der scharf hauchend.

Jetzt gewinnt Woljas Wallach mit seinen längeren Beinen einen Vorsprung.

„Ja, aber ich ekle mich vor mir selber, daß mir diese Gedanken zu sehen wie die Hornissen einem Stück Rindvieh auf der Sommerweide. Laßt den Mann im Halbpelz! Der Posten und der Pelz und dieses Glück, von dem er spricht, kleiden ihn gut. Welches Glück?“ setzt er fragend hinzu und hebt eine kurze, derbe Hand, an der die Heckepeitsche baumelt, in die Höhe.

„Glück,“ schreit Moritsch verächtlich. „Bei Brot und Wasser, auf Stroh, ohne Pferde, Weiber und Gefang? Ich fürchte nur, er ist verrückt.“

Malusch sagt am nächsten Abend im Hausflur zu Moritsch, als sie von einem Gang durch die Ställe heimkommen: „Mich drückt dieser neue Pelz, er ist zu eng in den Armlöchern, puh und er riecht nach Wisam.“ Er schleudert den Pelz zur Erde und geht in seinem blau-seidenen Hauskafan in das Herrenzimmer. „Warum gab ich den guten alten Halbpelz voreilig fort, als Wolja mich darum anging!“ sagt er unwirsch sich vor das Feuer lagernd.

Moritsch nimmt den Tschibuk vor und zuckt mit den Ohren.

„Total verschnitten ist der neue Pelz, meine Ellbogen schmerzen,“ fährt Malusch fort zu zetern.

„Warum gabst du den alten fort.“

„Und Andreusch äußerte noch nicht einmal Freude über das Geschenk,“ sagt Malusch giftig.

„Er hatte ihn wahrscheinlich gar nicht nötig, obgleich eine Hundskälte in seiner Kabache war. Sein Glück wärmt ihn wahrscheinlich.“

„Was weiß ich! Ich vermisse meinen guten alten Pelz!“

Die Brüder rauchen schweigend, in ein enges Brüten versunken, in dem sich ihre Gedanken um einen Punkt drehen. Es ist so, als stoßen sie mit den Stirnen an einen Bretterzaun an, dahinter steht Andreusch, sie hören ihn singen, verstehen aber nicht die Worte.

Moritsch sagt: „Es ist nicht gut, daß Andreusch in Herrentracht herumgeht. Jeder, der ihn sieht, wird ihn für einen Herrn halten und so behandeln und ihn aufheizen, Herr zu sein.“

Malusch fährt zusammen und verwünscht Woljas Einfall mit dem Halbpelz.

Indes sitzt Andreusch nach seinem Tagewerk am Feuer, ganz dicht daran. Seine Hände sind träge aus dem Versteck der weichen Ärmel heraus gekommen, um zu hantieren. Er gibt Obacht auf seine Suppe. Plötzlich

fängt ein heller und reiner Ton in den Flammen zu singen an, lieblich klingt er einige Minuten ungeschwächt, um ohne Übergang eine dunklere, rundere Färbung anzunehmen, dann zuckt er auf und ab, Schnarren mischt sich in den Klang, so als wehre er sich gegen das Vergehen — und dann aus! Andreusch fühlt sein Herziinneres geliebkost durch dieses unerwartete Lied des einen Tons. Welcher Wirbel ließ ihn erstehen? Wieviel mußte zusammentreffen, um ihn zu erzeugen, bis er durch sein Lautwerden von den wirkenden Kräften und ihren Beziehungen redete, die in fortwährender Arbeit, in jagendem Stürzen durch die Zeit, den Raum ausfüllend tätig sind! Und wunderbar eins fühlt sich Andreusch mit diesem unerwarteten Ton, diesem Wirbel, der seine kurz bemessene Zeit zu einem freien Gesang ausnützte. Und so kühn fühlte er sich, mit dem Fluge seiner Gedanken dem Wirbel der Kräfte voranzuwiehlen, willig hinausschauend in alle Bestimmung, die seiner wartet, sogar von glühendem Entzücken für seine Bestimmung durchflammt, von der er so wenig weiß wie der Ton, den die Stille verschluckte.

Die Bettern sind angeritten gekommen. Sie schlagen an die Tür und treten ein. Sie umgeben Andreusch und reden durcheinander. Er begreift nicht, was sie wollen. Ehe er sich versieht, zieht Malusch an einem Pelzärmel, Yoritsch am anderen, und der Halbpelz fällt von ihm.

„Ein Tausch, nichts für ungut, das hängt mit dem Pelzmacher zusammen, dem Halunken; Malusch ersticht in seinem Nachwerk bei lebendigem Leibe.“ Das sagen Yoritsch und Malusch zusammen und Wolja sieht in übler Verfassung zu. Und dann hat Andreusch einen wattierten Hauskaftan an, nicht neu, aber warm und von gutem Schnitt. Er weiß kaum, wie es zugegangen, sieht an sich herunter und dann den eisrigen, schwabhaften, zerfahrenen Bettern in die Gesichter. „Mir solls recht sein. Der Pelz war mir noch nicht gewohnt, nun solls der Kaftan werden.“ Er nimmt die Falten zusammen und geht ein paar Schritte über die Dielen.

„Bist du denn immer noch zufrieden mit deinem Posten?“ fragt Yoritsch. „Eigentlich deutlich gesagt: hält deine Verrücktheit immer noch stand?“

„Danke ja. Gott sei Dank,“ sagt Andreusch lächelnd. „Mir fehlt es an nichts, weder an Eindrücken noch an Aufgeräumtheit, mich an ihnen zu erfreuen. Sogar Musik wird mir in meiner Einsiedelei.“

Wolja wird rot wie ein Puter. „Sind die Sängerrinnen etwa bei dir gewesen?“

Andreusch verneint. Yoritsch fragt: „Sag mal, kommen unsere Leute zu dir, sich über dies und jenes zu beklagen?“

„Sie kommen und ohne Klagen geht es nicht ab,“ sagt Andreusch vor-

sichtig. Unter dem Kreuzfeuer von Blicken der Eifersucht und der Furcht wird ihm bewußt, welche Bedeutung seine Art zu leben in den Gedanken seiner Bettern einnimmt.

Sobald die drei Bojaren vom Hofe sind — sie haben eine Reise für einige Tage angetreten — kommt die alte Matriona aus ihrer Oberstube; durch Erbitterung über ihre unverdiente klägliche Lage ist sie elend geworden. Mit gebeugtem Körper, die schwachen Kräfte fieberhaft erregt, in stetem Brüten versunken, so fährt sie dahin und dorthin durch die Räume des Schlosses, durch Garten und Gehöft. Wo das Federvieh seine Plätze hat, geht sie hin, um die Federchen aufzuheben, die es verloren hat. Kienapfel sucht sie im Garten, in dem Gefühl äußerster Armseligkeit schwelgend. Die Zigeunerinnen, die im Hause als Begünstigte über die Dienerschaft herrschen, lassen der Alten ihre kümmerlichen Liebhabereien. Die schöne Philippa ist in schwermütiger Stimmung. Obgleich sie ohne die Ansprüche und Launen der Herren jetzt für ein paar Tage ein bequemes Leben genießen könnte, ist sie doch betrübt. Der nahende Winter bringt ihrer Brust das Sündenweh wie irgendeinem Zugvogel.

Zwei Tage und zwei Nächte waren die Bojaren fort, an einem bewölkten Tage um die Mittagszeit kommen sie auf den Hof gerasselt. Absichtlich hat es Matriona so eingerichtet, daß sie mit Wolja in der Türe, die nach dem Garten führt, zusammentrifft.

„Hast du die Zeit ausgenüht, wo deine Brotherren fort waren, du alte Schneeweule?“ fragt er scherzend und greift nach der Alten Schürze, um hineinzu sehen.

Matriona fragt dagegen: „Weißt du auch schon, was geschehen ist, als ihr fort waret, mein Täubchen?“

„Nein, mir sagte noch niemand ein Wort.“

„Willst du alles genau und wahr erfahren oder dir von einem Dummkopf sagen lassen: Andreusch war hier?“

„Genau und wahr will ich es erfahren,“ sagt Wolja hitzig.

„Dann komm mit mir. Gerade dir will ich es sagen, denn du hast die beste Einsicht. Der Tatar oder der Spasmacher, der Koch, der Schirmmacher würden sagen: Herren, der Herr Andreusch, der jetzt euer Waldhüter ist, ist hier gewesen, um eine Bestellung zu machen. Er hat einen Wolf im toten Wald gespürt und eine weiße Hirschkuh ist herüber gewechselt zum Rudel des braunen Sechzehners. Sie würden sagen: das hat der Herr Andreusch bestellt. Ich aber, mein Täubchen, kann dir berichten, wie es in Wahrheit zuging, als dieser Andreusch im hellen Sonnenschein um die zehnte Stunde auf dem Hofe ankam. Ihr solltet euren Waldhüter nicht in Herrentracht gehen lassen,“ flüstert die Alte

und zieht Wolja hinter einen Vorhang in einen teppichbelegten Nischenraum.

Wolja ist wund, wo ihm der Haken eindringt, sein rotes Gesicht zuckt in Verlegenheit. Mit offenem Munde steht er da und fühlt die Finger der Alten wie Nesseln auf seinem Arm.

„Es ist gefährlich, jemand in Herrentracht daher kommen zu sehen, der nicht nur ein Herr ist, sondern den sich alle zum Herrn wünschen,“ fährt Mattriona bedeutsam fort.

„Wer alle!“ schnaubt sie Wolja an.

„Alle,“ sagt die Alte trocken. „Von wem sollte ich es besonders sagen? Kaum war er angekommen, in seinem Auseren seinem Vater ähnelnd, wie er zum letzten Male zum Gerichtstag schritt, ehe ihn der Krieg fortnahm, da kamen sie von allen Seiten, ihn zu begrüßen. Sie verneigten sich vor ihm, sie küßten ihm den Rock, die Hände mit Entzücken.“

„Wer, wer?“ schreit Wolja wie sinnlos.

Aber die Alte ist von ihrer Erzählung hingenommen. „Nur wenige Worte hatte er mit ihnen geredet — seine Stimme ist angenehm wie eine Glocke, die den Frieden ausruft — da war es, als erkannten sie alle in ihm ihre Hoffnung, da meinten sie alle, er würde Gerechtigkeit mit ihnen haben, „Sehr gnädiger Herr“ und „Erleuchteter Herr“ nannten sie ihn und der Spaßmacher setzte sich auf die Erde und sah zu ihm auf mit Tränen, während er Verschen sagte, die ihn darstellten und lobpriesen.“

Wolja stößt einen Laut des Erstaunens und der Furcht aus. Seine Zähne setzt er aufeinander, und ein unglücklicher, ratloser Ausdruck kommt in seine verquollenen Augen. „Weiter!“ fordert er und senkt den Blick.

Mattriona nimmt ein Federchen aus ihrer Schürze und hält es gegen das Licht. Es ist weiß mit braunen Flecken, am Kiel ein feiner Flaum.

„Und er, wie nahm er das auf?“ fragt Wolja dringend.

„Was soll ich sagen, wie soll ich's schildern! Er stand da mit einer Miene, als wollte er sagen: seht mich nicht so an! Ich weiß es ja, daß ich ein merkwürdiger Unblick sein muß, anders, schöner als andere! Aber seht mich nicht an, eure Blicke tun mir weh, sie sind hungrig nach Gerechtigkeit, sie klagen um Mißhandlungen, sie sind trübe geworden in Erniedrigung. Ich aber kann euch nicht helfen. Laßt euch damit trösten, daß ich da bin!“

Die Alte hebt ihren Blick zu Woljas wie aus grobem Teig gebackenen, verstörten Gesicht und lächelt mit zitternden Lippen.

„So, mein Herr Wolja, so und nicht anders sah der Herr Andreusch aus, als er da in der Sonne auf eurem Hofe stand und auf dem Hofe um ihn versammelt Mißhandelte und Erniedrigte.“

„Sagte der Better etwas? Was sagte der Better?“

„Ich habe es nicht nötig, mich auf seine Worte zu besinnen, sie stehen da und da,“ Matriona weist auf ihre Stirne und um sich in die Runde. „Laßt euch genug sein, daß ich zu euch gehöre,“ so sagte er. „Ich bin nicht euer Herr und will es nicht sein, ich bin euer aller Bruder. Weiter vermag ich nichts, als im Verborgenen einen geringen Posten zu bekleiden und glücklich zu sein — das vermögt ihr am Ende auch! Aber das Gesinde war wie außer sich, sie hielten ihn an den Händen und am Rock, sie sahen ihn an, als wollten sie ihn vor Liebe aufzehren. Sei du uns Herr, du Herr, das schrien sie und folgten ihm mit erhobenen Händen und Schluchzen, als er seinen Kasten zusammennahm und zu mir kam, die ich auf den Stufen mit euren Sängerinnen stand.“

Die Alte fühlt, daß die Schilderung von Andreuschs Auftreten, das Triumphgefühl der Rache und die Verachtung ihrer Brotherrn zu viel für ihre Kräfte wird, und sie ist noch nicht zu Ende.

„Und die Sängerinnen, Philippa?“ fragt Wolja ängstlich.

Matriona ringt nach Atem. „Die Philippa läuft dem Andreusch nach bis in den Wald hinein,“ haucht sie dem Wolja ins Ohr. „Sie wollte seine Hand sehen, sagte sie, und seinen guten Blick genießen, damit sie Glück habe. Später kam sie wieder. Die Hand gab er mir und sein Auge zeigte er mir, aber er will nicht, daß ich bei ihm sei, sagte sie betrübt, zog sich ihr rotes Hemde über das blaue, hing allen Schmuck um, die Bernsteinkette und Bänder und Türkisfen und ist fort nach den Dörfern und weiter.“

Wolja greift sich an den Kopf und wendet sich von Matriona.

„Was glaubst du — du weißt, ich halte nichts davon,“ sagt er gepreßt, mit Schlucken in der Kehle — „ist Zauberei mit im Spiele?“

„Ist es Zauberei, wenn du einen Gurkenkern legst, daß da Gurkenranken wachsen, säst du aber eine Handvoll Wolfsmilch, Milbensamen und Rautenkapseln, daß da Unkraut schießt?“ fragt die Alte mit letzter Kraft zurück, die Hand auf die erschöpfte Brust gepreßt.

Wolja bespricht sich mit seinen beiden Brüdern. Was ist zu tun? Wie sollen sie den Vorfall auffassen? Wohin ihren Unwillen wenden? Moritsch schimpft auf die Unvernunft des Gesindes, Malusch spornt sich und die beiden Brüder, in Andreuschs Auftreten eine Gefahr zu sehen. Hin, hin, ihm den Herrenrock nehmen! Was geben sie ihm als Ersatz? Wolja ist wie blind, er sucht umher, während Malusch aus dem Fenster pfeift, um die Reitpferde zu bestellen.

He, he, hin! Die drei Brüder jagen nach der Waldhütte. Wolja hält unter dem Arm eine Rolle. In Eile und Eifer hat er einen Mantel aus einer Kiste voll alter Kleidungsstücke gezerzt, der Ersatz für den Kasten, den sie dem Vetter wieder abjagen müssen. Sie fallen Andreusch mit der



Mitteilung ins Haus, daß sie nicht dulden könnten, ihn in Herrentracht herumgehen zu sehen, das richtet Verwirrung an. Hier der Mantel statt dessen. Das törichte Gesinde verkennet dich, du schaffst uns Ärger.

Andreusch wundert sich nicht über die sonderbaren Bettern. Stillschweigend zieht er den Kasfan aus und hüllt sich in den Mantel.

Kaum sind die Bettern zurückgekommen, als ihnen die Alte in den Weg tritt. Sie sieht den erhitzten Malusch, der den Kasfan des Andreusch trägt.

„Er soll uns nicht mehr in Herrentracht necken,“ sagt Wolja rasch.

„Und was gabt ihr ihm?“ fragt Matriona. „Was gabt ihr ihm als Ersatz?“ —

„Einen alten Mantel, da nahmen wir ihn her!“

Die Alte geht zu der Truhe und hebt die Stücke auf, die ihr entrisfen sind. „Oh, oh,“ murmelt sie. Und dann lacht sie schallend auf. „Ihr gabt den Mantel des Ahnen, den gabt ihr!“

Joritsch knurrt verdrossen und legt sich auf ein Fell an das Feuer, die beiden Jüngeren stützen, es rinnt ihnen heiß über den Leib, als seien sie bei einer neuen, folgenschweren Dummheit ertappt. „Was ist denn mit dem Mantel des Ahnen?“ fragt er erbittert.

„Ihr Narren — den Kasfan nahm ihr ihm, in dem sein Vater zum Gerichtstag ging, und gabt ihm den Mantel des Ahnen, den der Würdigste trug zu hohen, frommen und weltlichen Festen. In der Hand desjenigen, der den köstlichen Mantel trug, war das ganze Besitztum, und Würde, Stärke und Verstand bedeckten diese Falten, die ihre wunderbaren Kräfte bewahrt haben dem, der sie trägt.“

Matriona sagt es und verläßt hohnlachend das Zimmer.

„Wer hat ihr erlaubt, das Herrenzimmer zu betreten!“ schreit Joritsch zornig, sich halb herumwälzend.

Malusch hat sich ins Genick gefaßt. „Hast du den Mantel angesehen, als du ihn hervorsuchtest?“

„Nein,“ gesteht Wolja.

„Was richtest du für Torheiten an,“ zankt Malusch. „Geh hin und hol ihn wieder!“

„Nein,“ sagt Wolja, „das tu ich nicht!“

Sie streiten und lärmen, nennen sich gegenseitig Narren und drohen mit Gewalttat, und schließlich lassen sie Wein kommen und zechen bis spät in die Nacht hinein.

Am Morgen als die Wintersonne ihnen mit diamantennem Wiberklang von in der Nacht gesäten Schneekristallen in die erhitzten Augen scheint, packt sie aufs neue die Unruhe über des Ahnen Mantel, den der Better trägt. Was haben sie in ihrer Eile ergriffen? Wie sieht der Mantel aus? Sind Kräfte in ihm verborgen, wie die Alte sagt?

„Geh hin und hol ihn, Bolja, du suchtest ihn heraus, du fängst die Dummheit mit dem Halbpelz an,“ bohrt Malusch.

„Nein, nicht ich allein, kommt beide mit,“ sagt Bolja kleinlaut.

He, he, hin! Noch ehe sie dem Better in die Stube dringen, öffnet sich die niedrige Türe und er tritt heraus, sie zu grüßen, in den Mantel des Ahnen gehüllt, stattlich und bleich, voll Ruhe, mit dem erhabenen Ausdruck eines Menschen, dessen Gedanken von hohen Dingen eingenommen sind.

Die Wojaren reißen ihre Pferde zurück, springen ab und stehen in Verlegenheit. Andreusch fragt nach ihrem Begeh. Voritsch faltet die Stirne und blickt auf den diamantenen Grund. „Sag den Bauern an, daß sie dir helfen, den Wolf zu vertreiben — die weiße Hirschkuh schone du,“ sagt er.

Andreusch sagt: „Wohl, das will ich tun.“

Die Wojaren reiten ab, keiner getraut sich ein Wort zu sagen. Die Pferde gehen hart in kurzem Trab nebeneinander.

„Sahst du dir den Mantel an?“ fragt Malusch den Bolja.

„Ja, ich sah ihn,“ antwortet der. „Ich sah Gerant und Gebilde darauf, die schienen sich zu bewegen. . .“

„Unsinn, die Schatten der Krähen, die über uns zogen, gingen darüber hin,“ sagt Voritsch, der wie versteinert zu Pferde sitzt und geradeaus schaut.

„Sahst du die Pracht der Farben? Mir blendete es in den Augen,“ fängt Malusch wieder an. „Wie Schlehcn so rot und amarantgelb und unten ein Schein von Beryllgrün an der Vorte.“

„Wer sah je solche Farben,“ fällt Bolja ein. „Rosenrot und Blattgrün. Auf dem Schneegrund und in der klaren Luft stand es wie eine Fackel.“

„Herr Gott und alle Heiligen, was taten wir!“ Malusch senkt den Kopf und Bolja leuchtet: „Den Mantel des Ahnen gaben wir fort, das köstlichste Stück aus unserem Besitz!“

Voritsch lacht auf. „Euch sind die Augen vom Nachtschwärmen schwach und die Köpfe vom Weindunst verdreht. Der Schnee blendet und die Wintersonne ist grell, das wars!“

„Nein, nein,“ sagt Bolja und Malusch schüttelt mit dem Kopf. „Wenn's sich so verhält und dieser Andreusch trägt einen Mantel von so wunderbarer Beschaffenheit, warum jagt ihr ihm den Mantel nicht ab?“ fragt Voritsch rauh. „Soll unser Waldhüter wie ein Fürst gekleidet gehen? He?“ Er sieht die Brüder finster aus rollenden Augen an, gibt seinem Pferd die Sporen und galoppiert davon. Die beiden anderen reiten stumm, im Schritt nach Hause.

Sie wissen wohl, daß sie so tun müssen, wie der Bruder sagt, um ihre

Ruhe wiederzuerlangen, aber sie winden und drehen sich vor dem Entschluß. Und dann reiten sie doch hin an einem Tauwettertag, der die Hütte mit hohlem Windgebraus umgibt; die tropfenden Birkenäste schleifen über das Strohdach. Sie stehen zögernd vor der Hütte, klopfen und horchen. Niemand lädt sie ein hereinzukommen. Sie treten ein und sehen sich um; in einer gleichmäßigen grauen Deutlichkeit liegt der Raum; es gemahnt an Schlaf, ihn zu sehen.

Am Herd auf einer Blätterstreu liegt jemand — das ist Andreusch. Er liegt auf der Seite, eng in seinen Mantel eingerollt, nur sein Haarwirbel sieht aus den Falten, die Rechte, die den Mantel gepackt hält, zeichnet sich deutlich unter dem Stoff ab.

„He, Andreusch,“ sagt Malusch. Das „He“ bringt er stark hervor, im Andreusch erstickt seine Stimme.

Er ist tot. Voritsch beugt sich und faßt die Schulter des Liegenden an, die ist hart. Er bemüht sich, das tief gesenkte Gesicht zu sehen, aber nur ein Teil der Wange und der Nase wird sichtbar. Er scheint gerne und gut zu schlafen, das empfinden alle drei, und es wird leer in ihrer Brust, wo noch soeben eine Pein gefessen.

„Nehmen wir ihm den Mantel! Rollen wir ihn aus dem Mantel,“ reden sie sich gegenseitig zu. Aber der Griff der erstarrten Rechten hält den Mantel fest, fest wie für immer ist der Körper in seine Falten geschlagen. Ubrigens ist es ein verschossener bräunlichroter Mantel mit hellroten Stellen, wo der Samt abgeschabt ist, von einer grünen Vorte umsäumt. Es wird noch leerer in der Brust der drei Bojaren. Sie wenden sich von dem Toten und Voritsch sagt langsam: „Wir werden ihn begraben lassen, auf dem Begräbnisplatz unserer Familie — wie er da ist.“

„Ja, wie er da ist,“ sagt Bolja.

Als der lange eintönige Frost aus dem Boden geht an dem ersten tatkräftigen Frühlingstage, der die befreite Erde duften läßt, kommt Voritsch in der Stunde der Dämmerung um den Kirchengiebel herum. Zwei Leute mit Spaten folgen ihm. Er bedeutet ihnen, da im Schutze der grauen Holzwand zu bleiben, er selber geht allein den Hauptweg herab, zu dem Platz, wo Zierate auf Gräbern sich um ein Kapellchen sammeln. Da — der Erdhügel links, den nichts ziert — Voritsch rückt zusammen, da steht Malusch und sieht ihm mißvergnügt entgegen. In dem Augenblick wird ein Schritt auf weichem Grund hörbar: Bolja kommt aus der Baumgruppe links von der Kapelle her. Er sieht gelb aus und ist mager geworden, sein Blick ist grell und unglücklich. Als er die beiden Brüder bemerkt, den, der an dem Erdhügel steht und den, der den Hauptweg herabkommt, lacht er auf. Doch sogleich nimmt sein Gesicht eine verzweifelte Grüblermiene an.

Malusch hat sich gefaßt, er tut so, als schlendre er ohne irgendwelche Absicht auf dem Begräbnisplatz der Familie. Von Zeit zu Zeit wirft er einen Blick und ein Stirnrunzeln nach der Kapelle und dann verschwinden da jedesmal die runden Köpfe von zwei Arbeitern, deren Spaten an der Wand lehnen.

Noritsch reibt sich die Hände. „Weshalb sagtest du mir vorhin, Malusch, du würdest in die Nachbarschaft fahren?“ fragt er, als der Bruder immer noch nicht Miene macht zu gehen.

„Ich kann tun und lassen, was ich will,“ fährt Malusch auf. „Mir beliebt es hier zu sein — aber du, weshalb bist du nicht zu Hause, um die Leute zu begütigen, die sich empören, du bist der Frohnvogt!“

„Ach, schweige,“ sagt Noritsch. Aber Bolja, den das zügellose Leben um die Kraft gebracht hat, sich zu verstellen, sagt: „Wo soll es hin! Feindselig sind wir untereinander, gehaßt von den Leuten — da,“ er zeigt auf das Grab, „der da liegt in dem Mantel des Ahnen begraben, der alles in einer Hand hatte! Ist es ein Mantel, aus dem Kräfte stiegen von der Art, wie sie uns je mangelten? Schlehenrot, gleißend Beryllgrün und die Gebilde, die darüber hinwechseln! Und dann war er farblos, gestorben mit dem, der ihn trug. Was bedeutet dies alles? Mir wankt der Kopf! Wer träumt so wie ich! Geht nach Haus, legt euch auf die Felle, eßt, trinkt, freut euch, wenn ihr könnt, ich werde hier bleiben und darüber nachdenken, wie Andreusch zu seinem Leben kam und wie der Mantel zu ihm kam. Das ist besser als verstellte Augen, giftiges Brot und Dideldum.“ Bolja setzt sich auf das Grab und schlenkert mit den Beinen.

„Er ist verrückt,“ sagt Noritsch. Malusch graust es. Sie meinen aber beide, der Bruder sei ungefährlich in seinem Schwachsinn. Sie lassen ihn auf Andreuschs Grab und gehen in verschiedenen Richtungen auseinander. Das steht bei ihnen fest, daß sie sich gegenseitig belauern werden, damit keiner zu dem Mantel des Ahnen kommt.

Die Männer mit den Spaten an der Kirche und die Männer mit den Spaten an der Kapelle sehen ihre Herren sich entfernen; sie sind unentschlossen, was sie tun sollen. Schließlich nehmen sie ihre Geräte auf und gehen zu ihren Weibern ins Dorf.

# Nationalgefühl

von Jakob Wassermann

Eine Zeit, die den Einzelnen dazu zwingt, daß er sich vornehmlich mit sich selbst beschäftigt, ist eine in ihrem Kern unfruchtbare Zeit. Sie sondert Mann von Mann, Weib von Weib, Haus von Haus, Kaste von Kaste, immer schärfer, immer gefährlicher, und macht aus jedem mittelmäßigen Diener einen schlechten Herrn. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebensäußerungen werden mehr und mehr dem Luxus und dem Genuß tributpflichtig; einfache Empfindungen bleiben ohne Widerhall, die ursprünglichen Leidenschaften, Eroberungslust, Kampfesfreude, Wett-eifer der Kräfte verkümmern entweder oder werden verzerrt, indem sie den Charakter beiläufiger Laune annehmen. Sport und Spiel gewinnen einen Ernst, der ihnen nicht gebührt; der freie Enthusiasmus stößt überall auf die Hemmungen der Vorsicht und der Verträge, Liebe und Freundschaft sogar werden rascher zu Gewohnheiten erniedrigt, soziale Hilfe wird Übung der Empfindsamkeit oder letzte Tugend des bösen Gewissens; zahllose Schicksale verlieren sich zu früh im Strom einer trägen Alltäglichkeit; die Jugend büßt ihren schönen Hang zum Abenteuer ein und gibt sich reif, ohne Reise zu besitzen; produktive Geister leiden an unproduktiver Sehnsucht; der Hader der Parteien verbittert sich durch Umstände, die seiner Heftigkeit selten angemessen sind; zwischen Eheleuten, Geschwistern und Nachbarn wächst eine fast geheimnisvolle Lust an Konflikt und Streit; mit der allgemeinen Unzufriedenheit, die sich am Unbedeutenden nährt und am Unschuldigen rächt, nimmt die Zahl der Verbrechen zu, während die moralische Verantwortlichkeit erschüttert wird.

Den besten Maßstab für die Veränderungen im nationalen Leben liefert immer die Kunst und die Literatur. Die Bahnen, auf denen in egoistisch beschlossenen Epochen die Kunst geht, führt sie weit vom Volke weg. An die Stelle innerer Notwendigkeit tritt die äußere Gebärde, an die Stelle der Berufung das Metier; seltener wird die Vision, häufiger die eitle Ländelei mit Worten und mit Motiven. Schwächliche und kränkliche Seelenzustände, liebevoll und virtuos zerfasert und beobachtet, geben sich als Norm; überhitzte Geister und laue Herzen zerstören mit Pinsel und Feder das Bild der Welt, zerteilen ein Ganzes aber- und abermals, ein Göttliches, um es in ein Dämonisches, also Unreines zu verwandeln und in den Verkleinerungen die Größe vorzutäuschen, die ihnen durch das Auge, das Gefühl nicht mehr zugänglich war. Das Volk schreckt zurück vor den Räubern an einem Besitztum, welches es mehr ahnt als weiß und umfaßt; die wahrhaftigen Schöpfer sehen sich überall behindert durch die von

mitleideten Kräften hervorbrachten Scheinwerke; die Urtheilenden werden hart, und die an Erfüllung von Verheißungen glaubten, ungeduldig und müde.

Das sind die Wirkungen; welches aber sind die Ursachen? Vielleicht eine zu einseitig auf den Erwerb gerichtete Tätigkeit der Gesellschaft; vielleicht der allzu regelmäßige Verlauf der Schicksale in vorgeschriebenen und vorgesezten Geleisen; die Sicherheit vielleicht, die mehrere Generationen in umfriedeten Bezirken gewonnen haben; der unverbrüchliche Schutz, die Erleichterungen des Verkehrs, die mühelose Befriedigung der Bedürfnisse und die damit verbundene Abstumpfung des Geistes gegen das Außerordentliche, das Unvorhergesehene; der Mangel an Gefährdung, an jenen Zufällen und Ereignissen, die den Menschen auffordern, sich seiner innern Hilfsmittel, seiner persönlichen Erfindungsgabe, seiner eigenen, von keinen Einrichtungen, Behikeln, Abmachungen, Geldmitteln und Berufungen gestützten Kraft zuzuwenden. Dies alles im Verein und der höhere Umstand, daß ein jeder sich der Rechenschaft über seine Gedanken und Handlungen begeben zu können glaubt, bringt jene individualistische Zersetzung des Volkskörpers hervor, die ohne von Zeit zu Zeit erfolgende Aufrüttelung und Neukristallisation mit dem moralischen Tod der Menschheit endigen würde.

An seinen Besitz gekettet, ist der Mensch nur ein Sklave. Seine Bequemlichkeit, und was er in selbstsüchtiger Beschränkung sein Lebensglück nennt, ist meist nichts weiter als Sklaverei. Die Seelenverfassung, die ihn von dieser Fessel befreit und seinem Wesen die Richtung ins Allgemeine gibt, ist im gewöhnlichen Fluß des Daseins selten und nur dem Dichter, dem Künstler, dem Philosophen, dem echten Priester oder dem Lehrer und Erzieher großer Art eigen. Wem aber sind geistige Gebilde, Werte und Formen, zu deren Erfassung und Verarbeitung eine sorgfältige Schule und edle Anlage ohnehin erforderlich ist, stets geläufig und so gegenwärtig, daß er dadurch in seinem Gang aufgehalten, in seinem Ziel bestimmt, in seinen Entschlüssen und Handlungen entscheidend beeinflusst wird? Dem Erlesensten kaum, obwohl ihre Wirkungen meist nur auf einen Kreis von Erlesenen berechnet sind. Ein Gedicht, ein Schauspiel, ein Gemälde, sie können dem Geist einen unerwarteten Schwung verleihen, dem Gefühl Tiefe, der Betrachtung Gehalt, doch die den Temperamenten und Charakteren gleichsam angeborene Lat werden sie nicht verändern, und es ist die Frage, ob selbst Lehren, die mit dem Reiz der Neuheit und Seltsamkeit eine gewisse der Masse zugängliche und leicht verführerische Spiritualität verbinden, dazu imstande sind und nicht vielmehr das trübe und häßliche Gewohnheitsleben verschleiern und mit billigem Zierat schmücken.

Unter den Bogen, die das zerstreute Sein der Einzelmenschen binden, wie im Brückenbogen die einzelnen Quadern zu einem Ganzen gefügt sind, ist das Nationalgefühl das stärkste und dauerhafteste, edelste. Die Hauptpfeiler, auf denen es ruht, sind die Geschichte, die Lebenstraditionen, die Landschaft und die Sprache. Erinnerung und tätige Gegenwart, Form des Lebens und Geist des Lebens drückt sich in ihnen aus.

Nicht nur das nenne ich Geschichte, was in Chroniken, Annalen und gelehrten Büchern steht, was als Reihenfolge der Dynastien und der Kriege, als Entwicklung kultureller Strömungen, als allmählicher und gesetzmäßiger Aufbau des Staates Objekt der Forschung bildet; nicht nur die Ereignisse, ob klein oder groß, die Wandlungen, ob bedeutend oder unscheinbar, die aufbewahrten Stimmen aus alter oder neuer Zeit, die unendliche Galerie von Gestalten nicht einmal, die, Ziel der Ehrfurcht und der Bewunderung, von der Gloriole des Ruhms umkleidet, oder berüchtigt und verdammt, doch nicht minder unsterblich auf dem politischen Theater eine Rolle gespielt haben. Es ist ein Unterschied zwischen dem Wissen von den Dingen und dem Wissen um die Dinge. Im ersten Falle sind sie eben nur da, starre Bürde, im zweiten verleiht ihnen die Phantasie Atmosphäre und schafft sie mir in jedem Augenblick der Anschauung. Geschichte als ein Abgelöstes und Fertiges zu betrachten, heißt aus ihr ein Magazin mehr oder weniger aufregender, mehr oder weniger gefälliger und prickelnder Begebenheiten machen, ein Register von Namen und Zahlen am Ende, gedächtnisfüllend und geisttötend. Im ewigen Bewußtsein müssen Bild und Figur wurzeln, in dem meinen ewig werden. Dann gibt es keine Lockerung, die Fasern knüpfen sich zum Gewebe, die Kenntnisse verwandeln sich in Vorstellung. Diese wird allerdings durch mündliche und schriftliche Überlieferung geschaffen und ergänzt, aber kraft ihrer organischen Natur scheidet sie alle unfruchtbaren Keime aus und zieht an sich, was ihr zum Wachstum dient. So sehe und spüre ich Gewesenes, die Ahnen bis ins fernste Geschlecht; ihre Trachten, ihre Waffen, ihre Stuben, ihre Kirchen, ihre Städte; sehe und spüre, was sie getan und gewollt, gelitten und geahnt; weiß um ihre Spiele und um ihre Kämpfe, ihre abenteuerlichen Fahrten zu Land und zu Wasser, ihre Entdeckungen und Erfindungen, ihre Feste und Gerichtstage, ihr Handwerk und ihre Kunst, ihre Laster und ihre Tugenden, ihren Glauben und ihren Zweifel; der Gedanke kann keinen Strahl in die Vergangenheit senden, ohne daß zugleich in meinem Blute ein Bild aufsteht. Wie reich ist noch der geistig Armste hierin, wenn nicht ein mörderisches Erziehungssystem diese mit dem Menschen geborene Gabe brachgelegt hat; wie vielfältig sind die Verbindungen, die vom Märchen, der Sage zum eigenen Erlebnis gehen; wie rasch wird auch von Vorgängen, deren Zeuge wir waren, das Seltsame zur Legende, das groß Geartete zum Mythos;

Sput und Teufelszauber führen nicht bloß im Dämmer der Vor- und Unterwelt ihr verlockend gruseliges Spiel auf, und die Menschenriesen, die am Horizont der Zeit ragen, sind wie die jüngsten Heroen in irgendeiner Weise immer gegenwärtig und werden dem schauenden Auge immer neu geboren. Geschichte muß in mir weiter dichten und der Seele des Volks als sinn- und geheimnisvolle Dichtung verschmolzen sein. So entsteht Zusammenhalt, Zusammenschluß, Gemeinsamkeit, das Gefühl der Mission und die Idee der Bestimmung. So entstehen auch die Lebenstraditionen, die dem Gefüge des Ganzen Regel, Weg und Maß geben.

Es scheint, daß meine Handlungen durchaus von meinem Charakter und dem damit fast identischen Schicksal hervorgebracht werden; daß meine Freiwilligkeit keine andere Behinderung findet als die des Gesetzes, als die der Menschheit im allgemeinen gegebenen Schranken. Und doch ist in der privaten Existenz der Brauch ein mächtigerer Gebieter denn jede Art von Leidenschaft. Wer sich am Gesetz vergeht, den trifft die offene Rache der Gesellschaft, den Verächter des Brauches ihre geheime. Kein Mensch ist imstande, unter Leugnung des Brauches sein Leben zu gestalten, wogegen wohl solche dagewesen sind, die das Gesetz leugneten und außerhalb seines Bannkreises ihr Dasein als Vogelfreie führten. Schlimmer als vogelfrei wäre der Leugner des Brauches; heißt uns doch schon der schüchterne Rebell gegen veraltete, unbequeme oder schädliche Normen ein Sonderling, und der trotzig Abseitsgeher gewinnt erst wieder Ehre, wenn er neue Normen für die abgenützten schafft. Der vollendete Nihilist wäre der Schamlose an sich, im Range selbst unter dem Sklaven stehend.

Schamlos aber ist nur der, der ohne Liebe ist, und in der Tat ist die Befolgung des Brauches ein Akt der Liebe. Wenn also die Formen respektiert werden, die sich im Lauf der Jahrhunderte in einem Volk gebildet haben, so geschieht in jedem einzelnen Fall damit ein Akt der Liebe. Und da alles Leben in der Welt nur durch Liebe gedeiht und besteht, so hängt natürlicherweise das Glück und die Entwicklung eines Volkes davon ab, inwieweit die überlieferten Formen zum fruchtbaren Ausdruck gelangen.

Wie ein Sohn sich gegen seine Mutter, ein Ehemann gegen sein Weib, ein Bruder gegen seine Schwester, ein Liebender gegen seine Geliebte hält und führt, das beruht nicht bloß, wie es einem oberflächlichen Urteil dünken mag, auf Trieben und Instinkten, auf Regungen der Sympathie und Antipathie, sondern auch rein auf einer sozialen Basis, einer heiligen und ins Unbewußte gedruckenen Ordnung. Hinwiederum sind es keineswegs bloß äußerliche Pflichten und Gebote des Nutzens, die das Verhalten eines Kaufmanns gegen seine Kunden bestimmen, eines Advokaten gegen seine Klientel, eines Vermieters gegen den Mieter, eines Bauern gegen den



Knecht, eines Untergebenen gegen den Vorgesetzten, des Reichen gegen den Armen, des Aristokraten gegen den Bürger; sondern da muß sehr viel an Herz hinzukommen, wenn sich das Staats- und Gesellschaftswesen zur Blüte entwickeln soll. Was man Gewissen oder Redlichkeit oder Anstand nennt, das ist eben Tugend des Herzens, oder es ist leerer Schaum, der nichts besagt und nichts frommt. Alles muß zusammenwirken, die Konvention auf Seite der Gefühlsbeziehungen, das Gefühl auf Seite der konventionellen, damit eine lebendige und förderliche Tätigkeit des Einzelnen für die Nation, der Nation für den Einzelnen in Erscheinung trete.

Der Gruß, den ich einem Grüßenden zurückgebe, liegt nicht im Bereich meiner Willkür: und so keines von den Zeichen, durch die eine friedliche Verständigung zwischen mir und den Mitmenschen geschieht. Durch meinen Aufenthalt in einem engeren oder weiteren Verband habe ich mich stillschweigend bereit erklärt, eine Reihe von Obliegenheiten zu erfüllen, die mehr oder weniger sind als Pflichten, je nachdem man es betrachtet; sie können nicht von mir erzwungen werden, und doch bin ich genötigt, mich ihnen zu beugen. Es sind Zeremonien, abgekürzte Verträge, die statt vom Geist von einer selbsttätigen Mechanik regiert werden; Formen, die sich dem individuellen Ermessen entzogen haben. Es ist nicht möglich, sie persönlicher Neigung und Laune anzupassen, daraus würde eine gesellschaftliche Anarchie erwachsen; es muß aber auch verhütet werden, daß sie versteinern, was einen Zustand der Roheit im seelischen und der Trägheit im geistigen Leben bedeutete. Solche Versteinering beobachten wir ebensowohl bei wilden Völkern wie bei überzivilisierten; dort ist sie ein Schutz gegen das blinde Handeln Einzelner, die noch nicht gelernt haben, sich den Forderungen einer sozialen Gesamtheit freiwillig zu fügen; hier ein letzter Damm gegen die drohende Sprengung dieser Gesamtheit durch Einzelne, welche die Fülle gewährter Freiheit mißbrauchen und sich der Gesellschaft und ihren Einrichtungen offen oder heimlich als selbständige Macht entgegenstellen.

Wichtig ist, daß mir immer noch ein Appell übrigbleibt, eine höhere Instanz, die mich billigt und den Vorteil erkennt, den der Gutwillige spendet, wenn er durch Selbstdenken und Selbsturteilen neue Wege betritt, neue Abereinkünfte schließt, neue Formen schafft. Wo kein Einspruch mehr möglich ist, da ist allerdings die Grenze meiner Macht, aber so müßte es um mich und um mein Volk stehen, daß ich dort zugleich die Grenze meiner Gaben erkenne und mich nicht gegen unbefiegbare Widerstände aufreibe, mich nicht in luftlosen Raum und absurden Traum verhauche. Reich ich die Hand, so will ich eine andre haben, die sie drückt, und ich stehe im Ring der wirkenden Menschen. Verlassen mich die Freunde, so

wandle ich immer noch in Begleitung unsichtbarer Genossen und im Licht der Gedanken, die sie erzeugt, der Werke, die sie geschaffen. Aber als seiend muß ich mich empfinden, als mit da seiend, als ein Eigener tätig und ein zugehöriges Element im großen Strom ruhend und fließend.

Ist die Geschichte der Schöpfung dieser Zugehörigkeit und die Tradition ihre Atmosphäre, so ist die Landschaft ihr sinnlich greifbares Zeugnis und die Sprache ihr geistiges und alles durchdringendes, ihre Erhalterin und Erneuerin.

Von wie verschiedener Art sind nicht die Landschaften Deutschlands; da ist das grandiose Hochgebirge, das waldige Mittelgebirge, das pittoreske Kleingebirge; da ist die raube Hochebene und die öde Heide der Tiefebene; da sind die großen Ströme in ihren üppig bewachsenen, ruinengeschmückten Tälern, und die Flüsse und die zahllosen Bäche; da sind Seen und Teiche, Wiesen und Felder, meilenweite Forste und Gärten und Weinberge; da ist das Meer mit Dünen und das Meer mit felsiger Küste; da ist ein Gebiet, wo Dorf an Dorf, ja Stadt an Stadt sich drängt, und da eines, wo ein Tagesmarsch zwischen zwei Siedlungen liegt. Dennoch wird jeder Deutsche in jeder deutschen Landschaft spüren: das ist Wesen von meinem Wesen. Es liegt nicht am Namen und nicht an der besonderen Formung des Landes, das Gefühl ist da, und man weiß nicht seinen Grund. Vielleicht haben die Schicksale, deren Schauplatz dies oder jenes Stück Erde war, ihm Züge verliehen, die sich der Seele als verwandt oder verständlich einprägen. Es ist eine sympathetische Beziehung zwischen Mensch und Landschaft vorhanden, die sich bis zur Identität vertieft, wo der Einzelne in seiner Heimat steht und sie innerlich als ein Lebensgut festhält. Schönheit und Lieblichkeit haben keinen Einfluß auf die Stärke dieses Gefühls, sie begünstigen höchstens eine Kundgebung, die ihr durch das ästhetische Wohlgefallen der übrigen Welt nahegelegt wird. Formenarmut und Kargheit erweckt sogar eine innigere, mit Schwernut verbundene Zuneigung, so wie eine häßliche Frau, wenn sie geliebt wird, meist treuer und seelenvoller geliebt wird als eine gefällige und verführerische.

Dieser in zahllosen Gemütern ruhende Schatz von Liebe zum heimatlichen Boden, zur heimatlichen Luft gleicht einer gewaltigen magnetischen Kraft, welche die Volksteile aneinander schweift und für eine höhere geistige und sittliche Existenz vorbereitet.

Kein anderer Baum, kein anderer Hügel wird späterhin mit solcher Reinheit und Wahrheit empfunden als jene, die dem Kinde zuerst den Begriff von Baum und Hügel gaben. Ja, es ist sicher, daß damit Baum und Hügel ein für allemal bestimmt und gestaltet sind und das Urbild niemals wieder verwischt werden kann, soviel Bäume und Hügel auch dem Auge noch erscheinen mögen. So ist es mit jedem anderen Ding

beschaffen, mit der Wolke und dem Regenbogen, der Kinderherde und dem Kirchturm, den Blumen und den Früchten, der beschneiten Straße und dem Gespensterwinkel auf dem Dachboden, so auch mit den minder idyllischen Bildern, welche die Städte bieten, den traurigen und abstößenden der Industriebezirke. Selbst wo die Erinnerung nur Schmerz aufruft, ist noch Glück in ihr enthalten.

Dieses Glück aber keimt aus der Beschaulichkeit, aus jenem Bezirk, wo der in steter Unruhe dahinirrende Sterbliche noch nicht das Vermögen eingebüßt hat, seinen Sinn mit Ruhe auf die ruhende Natur zur richten. Denn der Mensch ist nicht geboren, um die Kräfte seines Herzens in unaufhörlicher Nußarbeit zu vergeuden. Er ist geboren, um zu schauen und sich am Geschauten, an der Erscheinung harmonisch zu entwickeln. Trübt das bunte und zufällige Tun und Geschehen seinen Blick, so ist er bald wie ein Geplündertes, und ein Fluch haftet auf ihm: der Fluch des Vergessens. Er vergiftet sich selbst, verliert sich selbst, weil er nicht mehr zu schauen vermag, weil es für ihn keine Erscheinung mehr gibt. Nur wer schauen kann, der liebt, und so ist auch die Liebe zur Heimat eine bewahrte Fähigkeit des Schauens, die so früh gepflanzt und geübt wurde, daß sie weder durch Frondienst noch durch Weltrausch völlig zerstört werden konnte.

Was aber als Bild in die Seele eingegraben ist, ob es nun aus dem persönlichen Erleben stammt oder aus dem generellen, historischen, von einem Geschlecht auf das andere übertragenen, das gewinnt seine eigentliche Existenz erst durch die Sprache. Die Einsamkeit, die der Kreatur beschieden ist, wird durch die Sprache scheinbar und wirklich aufgehoben; scheinbar, indem sie mich in einen Kreis ähnlich denkender, ähnlich empfindender Wesen stellt und mich mit meiner Person ihren Rechten, Pflichten, Abmachungen und Verträgen angliedert; wirklich, indem mein Gedanke, meine Empfindung, mein Handeln auf den Gedanken, Empfindungen und Handlungen aller Menschen, die um mich sind und aller, die vor mir waren, beruhen und durch meine Mitteilung an sie, ihre Mitteilung an mich erst ihre Bestimmung, ihre Wirkung, ihre Verantwortlichkeit und ihren individuellen Charakter erhalten. Geistiges und moralisches Leben erwächst aus der Sprache; sie erhebt die dumpfe Triebnatur in die Region der Besinnung, sie veredelt die Animalität zur Humanität.

Die Sprache ist es, die ein Volk zu einem vitalen Ganzen einigt. Klima und Landschaft, Abstammung und Geschichte, Rasse, Religion und soziale Ordnung sind gewiß die Urheber und beständigen Regulatoren einer Bildung, die so gesetzmäßig ist wie die bei einer chemischen Verschmelzung stattfindende. Durch die Sprache wird sie beglaubigt und sanktioniert, unabänderlich und ewig. Schon das Geheimnis, in das ihre Entstehung gefüllt

ist, das Rätsel, welches trotz der der Wissenschaft wenigstens teilweise verfolgbaren Wege ihre Entwicklung bietet, läßt sie als ein höchst wunderbares Gebilde erscheinen, so reich, so zart, so bewegt wie irgendeinen lebendigen Organismus.

Man muß zwischen einem äußeren und einem inneren Leben der Sprache unterscheiden, einem öffentlichen und einem privaten. Man muß unterscheiden zwischen dem, was an Begriffen, Bildern und Urteilen in ihr vorrätig ist und was Gemüt und Geist ihr an neuem Stoff zuführen. Jenes ist ihr öffentliches und äußeres Leben; es spielt sich in festgefügtten Formen und Normen ab, strömt aus dem angehäuften Bestand der Gesamtheit in den Einzelnen, trägt ihn, bestimmt seine Kaste, seinen Rang, seine Kontur, seinen Einfluß, seine Wirkungssphäre und kehrt, sonderbar verarmt und entfärbt, wieder in die Gesamtheit zurück. In der That, dieser dem Verkehr und der sozialen Verständigung dienende Kreislauf der Sprache gleicht einem Entblutungsprozeß, und all die zahllosen Plattheiten, Halbheiten, Leerheiten, all das Oberflächliche, Phrasenhafte, Scheinhafte und Marklose, das der Umgangssprache, der Zeitungssprache, der Sprache der Fachleute jeder Gattung eigen ist, hat darin seinen Grund; da besteht denn oft die Sprache nur aus Hülfsen, denen Fruchtkern und Fruchtsaft fehlen, und sie wäre der Verödung und dem Untergang geweiht, wenn ihr nicht in schöpferischen Seelen frische Quellen entsprängen.

Ich meine damit nicht die Dichter; nicht einmal die großen Dichter. Was sie besorgen, ist Verfeinerung, ohne Zweifel auch Bereicherung; ihr Ohr kennt den Wohlklang, ihre Gabe ist es, ihn auszudrücken; was die Sprache an musikalischem Gehalt in sich birgt, wird durch die Dichter offenbar und dann allgemeiner Besitz. Bedeutender noch ist ihr Anteil am Rhythmus, diesem unergründlichen Gesetz der Bewegung. In letzter Linie sind es nicht die schönen Verse, nicht die erhabenen Gedanken, nicht die ergreifenden Gefühle, die einen Dichter siegreich machen, sondern der Rhythmus ist es. Ich rede vom Sprachlichen, nicht von der Gestalt; die Gestalt steht auf einem anderen Boden. Der Rhythmus ist das Mächtige; man kann ruhig behaupten, daß ein Schriftsteller wie Goethe eine so ungeheure rhythmische Gewalt besessen hat, daß Zeitgenossen und Nachwelt unbewußt in seinem geistigen Schritt und Takt gehen mußten.

Dennoch meine ich die Dichter nicht. Der Born der Erneuerung liegt im Volke. Weniger dort, wo es Lieder singt, obschon nichts holder und zauberischer sein kann als ein echtes Volkslied; auch dort nicht ganz, wo es Märchen erzählt, obschon einzelne Volksmärchen an Tieffinn und Poesie von keiner Kunstdichtung übertroffen werden. Aber in seiner Mundart, in seinen Sprichwörtern, in seinen Gleichnissen; in der Kraft und Leichtigkeit, womit es das Weitschweifige zur Kürze zwingt, das Unfaßliche faßlich

macht, das Feierliche in Humor verwandelt, das Niedrige mit Komik würzt. Da sind die Ausdrucksmöglichkeiten unendlich und von überraschender Erfindung; es ist, als ob dem Worte etwas von der Feuchtigkeit der Humuserde anhafte, und das Bild hat die Unmittelbarkeit und Kühnheit der Kinderphantasie. Unschuld des Auges bekundet sich darin, die Dinge führen ihren Namen wie zum erstenmal, alltägliche Vorfälle sind voll Mythologie, Leidenschaften wie böse und gute Genien, moralische Urtheile werden mit der Unerlöschlichkeit eines tiefen Rechtsgefühls gefällt, und Erfahrung und Weisheit tönen wie mit kristallinen Glocken.

Daß der Schoß solcher Produktion vom Schleier einer unbedingten Anonymität umhüllt ist und von jeher umhüllt war, verleiht ihr etwas Elementares, und den Schleier lüpfen zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen, denn hinter ihm ist weder Gesicht noch Gestalt. Was wir Volk nennen, ist nichts Greifbares, ist nicht der und der und die und die und nicht die Summe von ihnen, nicht addierte Tausende oder ungezählte Millionen; es ist ein Wesen, ein geistiges Wesen, viele Jahrhunderte alt und doch wieder ganz jung; vorhanden und auch wieder nicht vorhanden, so, wie die Seele da ist und auch nicht da ist, immer fern und immer nah, meiner Berührung nicht erreichbar, und doch auf allen Seiten mich umgebend, real und imaginär zugleich.

Die vorzügliche Schönheit der deutschen Sprache liegt in der gegenseitigen Durchdringung von Poesie und Sachlichkeit. Ich sage ausdrücklich in der gegenseitigen Durchdringung, nicht bloß in der Annäherung: die kann jeder Genius in jeder Sprache zustande bringen; nicht in der Verflechtung, die, kunstvoll oder künstlich, über den Mangel der einen oder der anderen Substanz jezuweilen täuschen kann. Vergleichen wir einen Armeebefehl Napoleons mit einem Gedicht von Verlaine. Beide auf einem hohen Niveau der Sprache; trotzdem lassen sich größere Gegensätze kaum denken. Dort das Sachliche in seiner Wucht und Nacktheit, genau und stark, hier die gespinnstzarte Dichtung, rein und dunkel. Dagegen halte man eine der Tischreden Luthers oder einen Erlass Friedrichs des Großen oder einen Brief Bismarcks und Verse von Eichendorff oder Uhland, oder eine Erzählung aus dem alemannischen Schachkästlein; das Verwandte, ja Gemeinsame öffnet sich dem ersten Blick. Es ist nicht ein Unterschied wie zwischen Säule und Architrav oder wie zwischen Postament und Figur, sondern wie zwischen Schale und Kern, wie zwischen Fackel und Flamme.

Wenn Treue gegenüber dem Gegenstand und Hingebung an das Gefühl ineinander verwachsen, kann ein Höchstes an Charakterbildung entstehen. Ob die Sprache hierin zeugend wirkt oder nur hilfreich formend, ist schwer zu ermessen. Eines greift wohl ins andere. Die Sprache hat ein Eigenleben, und Eigenleben pflanzt sich fort; die Pflanze befruchtet zugleich den

Boden, dem sie ihr Dasein dankt. Die stützende und bildende Wirkung wird durch den vorhandenen Schatz von Überlieferungen und Werken ausgeübt, die Erlebnisse und das Wachstum der Nation füllen die Sprache mit immer neuem Inhalt. Ist die allgemeine Umgang- und Schriftsprache der breite, ruhige Strom, der durch das ganze Land fließt, so sind die Dialekte die kleinen Nebenflüsse, von denen jeder nur eine Provinz beherrscht; in ihnen ist mehr Lebhaftigkeit, mehr Durchsichtigkeit, mehr Wechsel und mehr Jugend als im großen Sammelbecken. Im Dialekt ist die Sprache einfacher, schmuckloser und zugleich von höherer Bildkraft; keine Dichtung von Rang, die nicht auf dem Nährboden einer Mundart stünde; und wenn ihr Gipfel den Himmel berührt, ihre Säfte zieht sie aus diesem Wurzelreich, sonst ist sie nur ein Kunstprodukt und vergänglich.

Den deutschen Dialekten kommt die Eigenschaft zu, daß sie das Wort sozusagen in seinem Feingehalt bewahren, die Metapher dagegen in die äußersten und kühnsten Verwandlungen treibt. Das Wort bleibt in seiner Grenze, prüfbar und pflichtbewußt wie ein verlässlicher Diener; das Bild, wie ein Adler, erobert sich alle Räume der Sinnenwelt. Diese Bescheidenheit am Wort und Unerfättlichkeit am Bild kennzeichnet das Wesentliche deutscher Art und deutscher Geschichte. Hier die respektierte Wirklichkeit, dort der geliebte Traum; hier die Demut vor dem Ding und das Genügen an ihm, dort der Flug des Geistes, die entfesselte Phantasie. Dem, der sehen kann, wird die Sprache zum Spiegel, in welchem er alle Züge der Vergangenheit und Gegenwart erkennt. Und es ist klar, daß in ihr das nationale Gefühl am tiefsten verankert sein muß.

Viele glauben, daß eine Entnationalisierung der Völker eine allgemeine Verbrüderung zur Folge hätte. Auf einem gewissen Höhepunkt der Kultur stellt sich, gefördert durch die Mühelosigkeit und den Reichtum der Verbindungswege, bei den Gebildeten der verschiedenen Nationen das Bedürfnis ein, die Schranken niederzureißen, die von staatlichen und politischen Interessen aufgerichtet wurden. Das Ideal dieser Reformatoren wäre ein Menschentum ohne die hemmenden Rücksichten einer als Dual empfundenen Hörigkeit, ohne die Irrtümer und Vorurteile, die durch Grenzen verursacht werden, welche ja nur von Menschen gezogen wurden und somit von Menschen auch wieder beseitigt werden können.

Dieser Gedanke erscheint plausibel und verlockend; nicht nur dem, dessen Sinnesart und Geistigkeit sich über allen Partikularismus erhoben hat, sondern auch denen, die fremde Länder kennen, fremde Völker schätzen, die als Kaufleute oder als Gelehrte eine, wie es ihnen bedünken mag, aufgezwungene Einmischung der Existenz lästig und überflüssig finden.

Sie sagen sich: wir sind ja Menschen, jene sind ebenfalls Menschen; sie essen und trinken wie wir, lieben und hassen wie wir, kleiden sich wie

wir, streben nach Gütern wie wir, haben Wissenschaft und Kunst wie wir, bewohnen dieselbe Erde wie wir, warum also sollten wir uns absondern von ihnen und anders sein wollen als sie, da uns doch Gott genau so geschaffen hat wie sie?

Wo es sich bei diesen Argumenten nicht um den oberflächlichen Resmopolitismus handelt, der aus purer Trägheit eine Verbindlichkeit loszuerwerden sucht, die, wie es auch sei, ernste Ansprüche an Selbsteinkehr und Selbsterziehung stellt; nicht um die Illusionen gewissenloser Genießer und die Betörung heimatloser Allervveltsfreunde, sondern um die edle Mühe hochgesinnter Utopisten und Friedensapostel, läßt sich wohl darüber rechten.

In ihrem Urzustand war die Menschheit wahrscheinlich nicht in Völkerschaften geschieden, sondern nach Rassen gruppiert. Je nach dem Grad der Kulturentwicklung trat die Trennung in Stämme ein, und zwar vom engsten Verband, von dem der Familie aus. Die Verteidigung gewonnenen Landes nötigte immer eine Anzahl von Stämmen, sich zusammenzuschließen, und schwache Gemeinschaften wurden von den starken entweder aus ihrem Bezirk vertrieben, oder, wenn sie sich unterwarfen, in die Gemeinschaft der Starken aufgenommen. Dadurch bildete sich eine Herren- und eine Sklavenkaste, welche beiden Kasten erst nach und nach ihre brutale Gegensätzlichkeit verloren. Ununterbrochene Gärungen bewirkten immer neue Formationen, was zuerst Bruch und Spaltung geschienen hatte, stellte sich als ein organischer Vorgang von Verzweigung und Verästelung heraus; absterbende und untaugliche Zeile wurden durch lebenskräftige ersetzt; die Nothwendigkeit rascher Erneuerung und das Geseß ineinandergreifender Dienstleistungen, das über dem ganzen Körper waltete, machten ihn fremden Ein- und Zuflüssen gefügig, so daß selbst eingefleischte Rassenfeindschaften zur Stillung und zum Ausgleich gelangten, wenn das Interesse der Gesamtheit dadurch gefördert wurde. In dem Maße, wie die nun zu einem Volk gewordenen Nomaden, Hirten, Jäger, Krieger, Seefahrer oder Bauern ihres Besißes inne wurden und sich seiner versichert halten durften, wurde die innere Arbeit und Ordnung wichtiger als die Eroberung. Herkunft und Art, Gliederbau und Blutmischung, Gewohnheit und Fertigkeit bestimmten das Geschick, und Schicksalserfüllung lag in dem Stück Erde, das zur Heimat wurde, darin, welche Früchte es trug, wieviel Wärme es spendete, ob es ans Meer grenzte, ob es gebirgig war oder flach. Natürliche Grenzwälle erhielten den Volkscharakter rein, trieben alle Anlagen schneller hervor, erhöhten die Sicherheit und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, und wenn Abschließung und Inzucht verhütet wurde, wenn zahlreiche Häfen den Handel begünstigten, entstand eine hohe und frühe Blüte der Nation wie in Griechenland und später in England.

Aber weder Macht noch Friedensliebe konnten vor Unruhe und Bedrohung schützen. Andere Völker hatten noch nicht die gleiche Stufe des Wohlstands, der Gesittung, der Festigung erreicht; von stärkeren Feinden selbst bedrängt, überfielen sie die glücklichen Nachbarn; oder Misere und Hungersnot zwang sie, Raubzüge zu unternehmen; oder phantastische Schilderungen hatten ihre Begierde nach den Reichtümern jener bevorzugten Länder gestachelt. Noch häufiger mag es umgekehrt gewesen sein, daß das zur Entfaltung und Größe gelangte Volk den Bereich seiner Herrschaft zu erweitern suchte, daß es neue Handelswege, neue Abnehmer für seine Erzeugnisse erwerben wollte. Skrupellosigkeit und Buchergeist beuteten die Unerfahrenen aus; verderblich war die List des Kaufmanns, die Verführung der Zivilisation; dann kamen Vergeltungskriege, die die Leidenschaften erweckten, das geschwächte Volkstum verjüngten und aus einer kaum gefürchteten Kolonie einen gefährlichen Gegner machten, der schließlich sogar zum Herrn und Überwinder werden konnte.

So wurden Throne umgestoßen und Reiche zerstört, Throne aufgerichtet und Reiche gegründet. Müdes altes Blut mischte sich mit frischem, und wo ein Erdstrich mehr Menschen hervorbrachte, als er ernähren konnte, gab er seinen Überfluß an verheißungsvolles Neuland ab, das als Provinz dem Mutterland einverleibt wurde oder, wenn ihm besondere Lebensprobleme erwuchsen und es sich seine eigene Existenz erkämpfen mußte, mit Willen und Bedeutung selbständig auftrat.

Ein unaufhörliches Entstehen und Vergehen; unaufhörliche Umbildung, unaufhörliche Kriege. Die Anlässe zum Krieg sind zahllos; roh, unverstellt und geringfügig in den Frühzeiten der Kultur, in den späteren verwickelt, verfeinert und diplomatisch verschleiert. Religiöser Zwist entfesselt am meisten den Haß; Jahrzehnte, Jahrhunderte werden durch ihn verdüstert, und er betrügt die Menschheit um ihre wahren Ziele und Aufgaben; alte Stammesfeindschaften drängen immer wieder zum Waffengang, aber viele Kriege, die Volkskriege zu sein vorgeben, sind nur Kriege der Fürsten, die ihrer Eifersucht und Habgier die Zügel schießen lassen und um Hausmacht, um Erbfolge und private Vorteile streiten, wobei gemietete Söldner den Willen und die Kraft der Nation armselig genug zu repräsentieren haben. Mit dem Wachstum des demokratischen Geistes und des Verantwortlichkeitsgefühls gelingt es nicht mehr so leicht, die Entscheidung dynastischer Händel den Völkern aufzubürden und jede Kabinettsfehde durch ein Blutbad zu besiegeln. Dennoch vermögen große Worte und berechneter Appell bisweilen einem Volk für eine ungerechte Sache das Schwert in die Faust zu drücken; fehlt die Begeisterung, so fehlt doch nicht die Entschlossenheit, mit dem der Mann um Hab und Gut zu kämpfen sich anschickt; die tragische Höhe, zu der das Leben aufwächst, entbindet selbst im



Dumpfesten das Bewußtsein heiliger Schuld gegen König und Land, und so wird man finden, daß kein Motiv eines Krieges frevelhaft genug ist, um ein Heer nicht zu einem willfährigen Werkzeug in der Hand des Gebieters zu machen.

Es könnte scheinen, als sei es ein Grund, an der Menschheit und an menschlicher Vervollkommnung zu verzweifeln, wenn die Täuschung und der künstlich erzeugte Rausch dieselben heroischen und opfervollen Thaten im Gefolge haben wie die Wahrheit und der Kampf um eine Idee: wenn die Soldateska eines Despoten oder die Mietlinge einer Kongregation von Profitmachern sich mit demselben Mut und derselben Ausdauer schlagen wie eine Nation, die für Freiheit, Leben und Ehre in den Krieg zieht und mit denselben Gebeten den Sieg auf ihre Fahnen herabzieht wie diese. Es könnte scheinen, als seien alle Kriege, die heiligen wie rüchisch beschworenen, vermeidbar, wenn die Menschen gewillt wären, sich zu verständigen, und daß da wie dort ein Mann, der, zur rechten Zeit das rechte Wort zu sprechen, den rechten Weg zu weisen imstande wäre, die ungeheure Katastrophe auch abwenden, durch Güte und höchste Hingabe den Völkern das namenlose Unglück des Krieges ersparen könnte. Und wenn nicht ein einziger Mann dies vermöchte, so doch eine Vereinigung von Männern, von erlesenen Richtern, die jede Entscheidung durch Mord als unwürdig und überflüssig, als Rückfall in Barbarei und Wildheit erkannten und so zu Erziehung der Völker und zu Bahnbrechern einer wahrhaften Kultur würden.

Ein solcher Gedanke liegt nahe, und doch beruht er auf einem Irrtum.

Genau und tief betrachtet, entstehen Kriege niemals vorsätzlicherweise, werden niemals im Interesse Einzelner geführt, nicht von Königen, Päpsten oder Eroberern, auch nicht von Gruppen, ob es nun Verschwörer und Revolutionäre oder Handelsgesellschaften und Religionsgenossenschaften sind. Die Geschichte, insbesondere die nicht allzuweit entrückte, wo das greifbare Motiv sich in den Vordergrund schiebt und Leidenschaft und Anteil den großen Überblick noch trüben, belastet in dieser Beziehung das Urtheil mit einem Kausalitätsglauben, der verzeihlich ist, da sie in die letzten Tiefen nicht gräbt und nicht graben kann. Ihr Amt ist es eben, den durch aufeinanderfolgende Begebenheiten gefügten Zusammenhang darzustellen und die Charaktere zu zeichnen.

Wir hören den Donner rollen und sehen die Blitze zünden, aber wir wissen nichts von der Elektrizität, welche die Entladungen bewirkt. Die Ursache, die wir nennen, ist immer nur Scheinursache, das eigentliche Wesen des Motors ist uns unbekannt. Der Planet, auf dem wir wohnen, birgt in seinem Innern ein Feuer, das uns wärmt und nährt und unsere Existenz erst möglich macht; doch wenn die Spannungen die schwache

Rinde sprengen und Erdbeben und Vulkanausbrüche Tod und Entsetzen verbreiten, haben wir den wohlthätigen Befruchter vergessen und lehnen uns auf gegen die Vergewaltigung durch das Element. Und in den Zeiten, wo der Mensch der Natur noch mißtrauisch und unwissend gegenüberstand, dichtete er Dämonen und böse Geister in das glühende Innere der Erde, ja den Teufel selbst und seine Hölle.

Ebenso elementarhaft ist der Krieg. Was ihn vorbereitet, was ihn entfacht, dafür haben wir Namen und Gründe, aber das ist alles nur Schein. Immer sind Schuldige da, Brandstifter, Ränkeschmiede, Abenteurer, Menschen, die ihn wollten, aber sie sind nur Creaturen des Schicksals. Der Krieg, wie er wird und ist, entzieht sich dem moralischen Maß. Abgesehen davon, daß eine solche Fülle von Blutschuld, wie er sie auf den Einzelnen häufen würde, wäre es Schuld im gewöhnlichen Sinn, selbst den grauenhaftesten Unhold, den die Phantasie nur zu erdenken fähig ist, zermalmen würde, werden die persönlichen Verantwortungen durch die Beschaffenheit und die Forderungen des Staates beständig verschoben und übertragen, oder ein konquistatorisches Phänomen wie Napoleon ist so vom Fatum und der Mission des Krieges erfüllt, daß er sozusagen das Sittliche, das er in der Zeitlichkeit verliert, in der Ewigkeit wieder erwirbt.

Alles Leben auf der Erde ist ein Messen der Kräfte, physischer, ökonomischer und geistiger Kräfte. Keine friedliche Betätigung, die nicht auf einen Vorrang abzielte, sei es des Einzelnen, sei es der Zunft, der Kaste, des Stammes. Vorrang gibt Macht, und Macht erzeugt Verwandlung. Jede Verwandlung aber will Blut; Blut ist der Stoff, der Verträge heiligt und den Ideen Gestalt verleiht, denn so ist der Mensch geartet, daß er erst vor den äußersten Ernst und vor die Entscheidung zwischen Leben und Tod gestellt werden muß, ehe er einer Gewöhnung entsagt, die ihm unantastbar dünkt, weil sie veraltet ist, oder sich einer Neuerung beugt, die mit schädlichen Zuständen aufräumt, welche ihm bequem geworden sind. Ist einem Volk eine Regierungsform oder ein Glaubensbekenntnis aufgezwungen worden, die seinem Charakter widerstreben, so bedarf es der Arbeit und des Kampfes von Generationen, um den Zwang wieder zu brechen. Der durch Klima, Landschaft, Abstammung und Lebensweise geschaffene Volkstypus wird durch den Verlauf der Jahrhunderte in seinem Kern kaum berührt, der in ihm webende Geist aber wird immer wieder von seiner Bestimmung abgelenkt. Das natürliche Wachstum geht langsam vor sich; eine in allen Theilen wirkende Gleichartigkeit hervorzubringen, liegt weder im Vermögen noch in der Absicht der Natur, denn diese Absicht ist: Variirung, Wettstreit, Veredlung und Umwandlung. Wo diese nicht walten, ist Stille, Erstarrung und Verwesung. Erfüllte sich der Traum der Schwärmer, wäre es möglich, daß alle Staaten plötzlich

zu sein aufhören, daß das Emporsteigen hier, das Hinabsinken dort, die jugendliche Gärung hier, die Fäulnis und Krankheit dort jäß unterbrochen und alle Völker zu einem Volk würden, die Folge wäre eine trostlose Verflachung und Materialisierung des Lebens. Dem Menschen müssen Grenzen gesetzt sein, innen und außen. Die Grenze gibt ihm den Raum und das Maß des Raumes; sie reizt seinen Forschertrieb, beflügelt seine Phantasie, ruft seinen Ehrgeiz wach, dämpft seine Leidenschaften und macht ihn damit zu einem sittlichen Wesen. Wo keine Grenzen sind, sind keine Formen, da verfließt alles, entfärbt sich alles, da schwindet die Wachsamkeit, da endet, so paradox es klingt, die Verständigung. Wo keine Grenzen sind, ist das Chaos, und wer könnte im Chaos sich mitteilen, Gutes wollen, Werke schaffen? Einer würde dem andern zum Feind, einer würde wund und stumpf am andern, jedes Band zerrisse, auch das der Familie und der Gatten, Selbstsucht ummauerte die Herzen, und schließlich wäre die Erde von zahllosen verlorenen Individuen bewohnt, die statt ehrlichen Kampfes eine raffinierte Art des Seelenmordes betrieben, bis einst ein neuer Heiland aufräte, dessen Bekehrungsgewalt und Opfertod von überirdischer Größe sein müßte, um eine in die letzten Abgründe der Verworfenheit geratene Welt zurück in ihre Fesseln, zurück in ihre Grenzen zu führen.

So ist der Staat fast eine göttliche Institution zu heißen; das Ideal seiner Bervollkommnung wäre allerdings ein Zustand, in welchem die Gewalt nur der Gerechtigkeit diene. Einem solchen Staat aber, in dem der Krieg, der durch keine menschlichen Mittel mehr zu verhindernde, als Phänomen und Katastrophe, Schicksal und Gottesurteil, den Charakter unbedingter Heiligkeit trüge, leben alle sittlichen Menschen entgegen, nicht dem ewigen Frieden, der ein Trugbild ist und ein Deckmantel für die Freiheit im Grenzenlosen, Arkanaum für Quietisten. Diesen, den wahren Zukunftsstaat, umfängt das Nationalgefühl mit seiner heißesten Liebe, indes alle anderen Quellen, die es nähren, auch in den Patriotismus münden. Der Patriotismus ist eine lokale und politische Kraft, das Nationalgefühl eine geistige und ethische. Der Patriotismus ist gleichsam flüchtig, das Nationalgefühl sphärisch; sie verhalten sich zueinander wie die Wärme zum Feuer, wie der Arm zum Herzen, wie der Maurer zum Baumeister.

Es ist heikel mit den Worten; man spricht von einem Patrioten, und der Sinn deckt den Begriff. Wie aber nennt man den, der Nationalgefühl hat? Etwa einen Nationalisten? Jeder spürt das Falsche sofort, denn der Nationalist ist ein Besessener, ein Eingengter, ein Rhetor. Der Mangel eines geeigneten Ausdrucks gibt zu denken, und in der That kann das Nationalgefühl gar nicht auf eine Person fixiert, von einer Person

allein beansprucht werden. Es ist etwas wie das Firmament über uns allen. Alle haben teil daran, keinem wird es zum Eigentum. Ein Mensch ohne Nationalgefühl ist wie einer ohne Glauben und ohne Gott. Freischwebend sammelt und bindet es die zerstreuten Glieder zu einer ewigen Gemeinschaft.

Der Gemeinschaft angehörig ist, wer sich zu ihr bekennt und mit seiner Leistung für sie einsteht. Erinnerung und Vollbringung, die Vergangenheit und der Tag weihen ein Bündnis, das die Pulse in Millionen Leibern zu gleichem Takte zwingt. Die Arbeit des Einzelnen befruchtet das Ganze, am Glück des Ganzen hängt alles private Wohlergehen. Die Ahnen gebieten den Enkeln, jedes Geschlecht baut Wohnungen für das folgende. Es bedarf aber keines tausendjährigen Testimoniums, um als Mitarbeiter aufgenommen zu werden; eine lebenskräftige Organisation kennt keine Exklusivität, die die Gefahr der Verarmung in sich trägt. Willigkeit und Tüchtigkeit sind bessere Bürgschaften für das Gedeihen als zur Schau gestellte Gesinnung oder verbrieft und dann mißbrauchte Vorrechte. Wenn die Fähigkeit und der Entschluß zur Anpassung, zur Einfügung vorhanden sind, ist das neue Blut niemals von Unsegen. Juden und Emigranten beweisen es.

Im Anschauen deiner Sterne, Himmel, werde ich meiner Seele erst bewußt; in deinem Schoße, Vaterland, ruht sie unsterblich.

## Ein Kriegstagebuch

Liebe Else!

Du batest mich, dir einmal ein wenig von meinen Erlebnissen zu erzählen. Nun ich will es versuchen. Ich will gar nicht wagen, dir ein Bild einer modernen Schlacht zu entwerfen, das liegt mir vollkommen fern; wenn es mir gelingt, dir einen kleinen Begriff von dem trefflichen Geist, der in unserem bayrischen Regiment steckt, zu machen, so bin ich es zufrieden.

Es war ein heißer Augustnachmittag. Im Eßzimmer meiner Schwiegereltern, die mich Heimatlosen in liebenswürdiger Weise aufgenommen hatten, saß ich und schrieb einen kurzen Kartengruß an meine ferneren Eltern, der von unseren ersten Erfolgen bei unserer scharfen Grenzwehr bei Metz erzählte. Meine kleine Braut lag weinend auf dem Divan. Wir kleinen Menschlein hatten es fertig gebracht, uns in diesen schweren Tagen, in denen unser Zusammensein nach Stunden gezählt sein konnte, zu entzweien. Nach vierzehntägiger, anstrengender Tätigkeit im Grenzschutzdienst gehörten wir nun zur Hauptreserve der großen Festung.

Da gellt plötzlich drei Uhr nachmittags durch die schwüle Stille des heißen Sommertags die Hausglocke: eine eilige Ordonnanz brachte den Befehl zum sofortigen Ausrücken, wohin wußte er selbst nicht. Im Nu war ich fertig, ein kurzer, herzlicher Abschied und fort war ich. Wie eine Strafe überkam es mich auf dem eiligen Weg zur Kaserne! Warum mußten wir kleinen Menschlein einander böse sein; bitter überkam mich die Reue, dem armen Mädchen die letzte Stunde so schwer gemacht zu haben.

In der Vierer-Kaserne herrschte lebhaftes Treiben. Die Kompanie und das Bataillon standen marschbereit und harrten des Befehls zum Abmarsch. Ein Kraftfahrer brachte ihn, und gespannt verfolgten wir auf der Karte seine Meldung. Die Division hatte nach Süden zu rücken, starker Feind war dort gemeldet. Ein kurzes Wort an meine Leute, dann ging's fort. Ich übergebe den ersten Gefechtstag.

Am nächsten Tage wurde ich auf einmal zum Major berufen. Der empfing mich mit ernster Miene, mein Kamerad Däumling stand schon vor ihm. Er hatte zwei wichtige Aufträge von der Division für uns; die abgerissene Verbindung mit dem Feinde wieder aufzusuchen und die feindlichen Artilleriestellungen zu erkunden. „Auf irgendwelche Unterstützung von uns können Sie unter keinen Umständen rechnen. Leutnant Gruber rechte Hälfte des hohen Berges, genannt Mont Toulon, Leutnant Däumling die linke! Jeder zwanzig Mann Begleitung.“ Ich strahlte, endlich mal die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Schon daß wir die Ausführung übertragen bekamen. Die Mannschaft umdrängte mich bittend, flehend, mit Tränen

in den Augen, alle wollten fast mit. Von den anderen Zügen kamen sie hergelaufen. „Herr Leutnant haben mich immer gelobt!“ „Ich darf doch auch mit!“ Es machte mir Mühe, meine zwanzig Kerle auszuscheiden.

Endlich waren wir fertig: Gewehr, Munition, Wasser, zu essen gabs nichts. Stolz zogen wir ab. Noch einen herzlichen Händedruck meines Kompaniechefs, meiner Kameraden. Mein Fähnrich war selbstverständlich auch bei mir! Ich überlegte. Zunächst über das unaufgeräumte Schlachtfeld, dann an Pissères vorbei, dann noch eine Ortschaft, dann der dicke Berg, fünf Kilometer Luftlinie, mitten in den Feind, der von oben das Feld wie ein Schachbrett über sah! Ich machte mir keine Illusionen! Es war zehn Uhr morgens, als wir losgingen. Der breite Bach lag hinter uns, die Sonne glühte! Langsam den jenseitigen Hang ausgeschwärmt mit schußbereitem Gewehr hinauf. Die Verwundeten wehrten sich ja oft noch verzweifelt.

Vorsichtig hatten wir uns der Straße genähert. Dort häuften sich die Toten übereinander. Ein Baum lag mitten von einer Granate durchschlagen mit seiner Krone am Boden, er hatte drei französische Soldaten zugedeckt. Tot, dachte ich, da stöhnte einer tief auf, schwerer Schenkelschuß! Die labende Feldflasche an den Mund, mehr können wir nicht helfen, und besser legen wir ihn in den Straßengraben. Weiter gehts. — Da drüben links der Mühle, dort wo am ersten Gefechtstag unser tapferes Häuflein lag, ist eben eine zahlreiche Krankenträgerkolonne von uns beschäftigt. Ich ahne nichts Gutes. Mein Fähnrich hat mir schon von Verlusten erzählt. Ich gehe mit ihm hinüber. — Ein ergreifendes Bild! Mann an Mann, wie in einer Schützenlinie liegen dort unsere Tapferen, vor sich einen Haufen Erde als ärmliche Deckung, einen Haufen leerer Hülsen neben sich. Fast alle hatten ihren ganzen Vorrat verschossen. Gute Bekannte liegen da. Mein früherer Feldwebel, mein ausbildender Unteroffizier, jetzt jungverheirateter Vizefeldwebel, schloß ein Jahr mit ihm im Zimmer und — meine zwei jungen Rekruten. — Brave Kerle! Dem Fähnrich stehen dicke Tränen in den traurigen Augen. So geht die Reihe weiter, Leute von allen Kompanien; als ob sich die Schneidigsten hier zusammengesetzt! Der junge Vizefeldwebel liegt auf dem Rücken, den wohlgeschneideten Kopf — er hielt viel auf Auseres — auf den schützenden Tornister gebettet. Drei Schüsse hatte er. In je einem Arm und einen im linken Knie. Er hat sich langsam verblutet, das sieht man deutlich; die starren blauen Augen gen Himmel gerichtet. Ich drückte sie ihm zu.

Die Krankenträger haben schwere Arbeit, alle tot; sie versuchen in den steinharten Boden ein großes Grab zu graben, es geht kaum; sie nehmen den Toten alles Wichtige ab. Die Erkennungsmarken. —

Ich eilte meiner Patrouille nach. Diese hatte einige Zeit beobachtend gelegen und meldete mir, sie hätte ganz deutlich hinten aus der Ortschaft heraus

Soldaten gesehen. Und da liefen wahrhaftig Leute. Ich sah sie nur ganz kurz, es mochten fünf bis zehn gewesen sein. Ich ließ einige Schüsse in das Kornfeld abgeben, schon um die andere Patrouille zu warnen, diese hatte ich schon längst aus den Augen verloren. Doch trotz längeren Wartens konnte ich wirklich nichts mehr finden. Wir gingen weiter, immer wieder kamen Tote, sogar Schwarze fand ich darunter, deutlich an dem buschigen Wollschädel und den dicken Lippen erkennbar. Da verschwand auf einmal die Sonne hinter einer tiefschwarzen Wolkenwand. Die feindliche Ortschaft hatten wir vorsichtshalber umgangen und kamen in einen Wiesengrund. Dicke Tropfen fielen auf einmal, ein scharfer Windstoß. In einigen Minuten war ein furchtbares Gewitter mit Wolkenbruch losgebrochen. Da sah ich einige hundert Meter rechts von uns etwas abgelegen von dem französischen Dorfe eine große Scheune. Kurz entschlossen liefen wir hinüber, um in dem rasenden Unwetter ein schützendes Dach über uns zu haben. Die Hagelkörner waren zu groß. Da kamen wir an eine Stelle, wo die deutschen Granaten furchtbar gewirkt haben mußten. Geradezu ein Leichenfeld. Vielleicht war hier eine dichte Kolonne von unserer Artillerie überrascht worden. Als wir vorbeikamen, da rührte sich an manchen Stellen noch etwas. Die Angst hatte wohl die Sterbenden nochmal zu den letzten verzweifeltsten Anstrengungen emporgerafft. Furchtbar klang das verzweifelte Stöhnen der Schwerverletzten durch den nimmer endenden Donner.

Keinen Moment zauderten meine braven Bayern, ihren todwunden Feinden Hilfe zu leisten. Fast jeder nahm einen, den er gerade fand, auf den Rücken, und während ich mit geladenem Revolver voranleite, die Scheune zu öffnen, schleppten meine Leute in dem Wolkenbruch die wimmernden Leiber ihrer Feinde. In dem aufgeweichten Boden kein leichtes Stück Arbeit, mancheiner rutschte beim Erklettern des Straßendamms, fiel mit der schweren Last zu Boden. Doch unentwegt belud er sich wieder mit dem ächzenden Verwundeten und schritt weiter dem schützenden Dach zu. Wenn dort nun die Franzosen gesteckt hätten, die wir kurz vorher beobachtet hatten? Ich dachte gar nicht an die Gefahr, in der wir bei unserem Liebeswerke schwebten. Endlich waren wir drinnen. Zwei französische Schwerverwundete lagen drinnen, als ich vorsichtig die große Scheune betrat. Sie erkannten mich sofort und jammernd hoben sie die Arme, krochen zu mir heran und flehten um Gnade. Die andern wurden ins Stroh gebettet, auch sie begannen auf ihren zerschossenen Gliedern zu mir herzukriechen, und flehend hoben sich Augen und Arme. Ich beruhigte sie in gebrochenem Französisch, lange wollten sie nicht glauben; sie waren fest überzeugt, sie alle, etwa zwanzig Kerle, würden jetzt gemordet. Als sie ruhig wurden, baten sie um Absinth, wir mußten draußen die Tornister entleeren — fast in jedem stak die unvermeidliche Schnapsflasche.

Wir stellten Posten aus, auch ein Eimer wurde in den Regen gehalten, um Wasser zu bekommen. Einer bettelte, man möchte doch seinen Körper herbeiholen, das Bein sei ihm zerschmettert. Das war für meine wackeren Leute das allgemeine Zeichen, nochmal hinauszu laufen in das immer noch anhaltende Unwetter, um noch mehr Verwundete zu suchen. Sie brachten keuchend wieder einige herein. Die Leute fluchten ihren Landsleuten in heftigen Worten, lagen sie doch drei Tage und Nächte ohne jede Hilfe in nächster Nähe ihrer Stellungen. Endlich hatten wir sie alle gut gebettet, ihren Durst gelöscht und Zwieback gereicht. Das Wetter war vorübergezogen, die Pflicht rief! Beim Fortgehen versprach ich ihnen, den Arzt und Krankenträger zu schicken. Mit Tränen in den Augen dankten sie mir, und keiner ließ mich gehen, ohne daß er mir dankbar die Hand geschüttelt hätte: Vous êtes des braves soldats! klang es uns nach.

Ich atmete auf, als ich aus der dumpfen Scheune in die frische, reine Luft hinaustrat. Das Unwetter hatte eine starke, wohltuende Abkühlung gebracht, aber den gräßlichen Leichengeruch, der die ganze Atmosphäre verpestete, hatte es nicht zu vertreiben vermocht. Eilig schritten wir auf der Straße dem nächsten feindlichen Dorfe zu, das achthundert Meter vor uns ruhig dalag. Tote Tragetiere reckten aus dem Straßengraben starr die Beine in die Luft, eine Genfer Flagge fanden wir und nahmen sie mit. Da sah ich nicht allzu ferne hastig einen Wagen dem Dorfe zufahren, dahinter vier Kavalleristen, den Karabiner auf den Sattelknopf gestützt; sie hatten uns erkannt. Hinter dem Dorfe stieg steil der Mont Toulon an, ich erkannte durchs Glas Schützengraben über- und nebeneinander, zählte, — zwölf! Es bewegte sich dort etwas. Von oben eilten Leute herunter, in den Gräben standen Leute. Ich verließ die Straße, ein Bachgrund zog sich weiter links entlang, Weidengebüsche boten einige Deckung. Wir schlichen dem Dorfe zu. Die Hälfte meiner Leute ließ ich zurück mit schußbereitem Gewehr, uns den Rückzug zu decken.

Da begann auf einmal hinter uns erneut das deutsche Artillerief Feuer. Die Feldhaubitzen streuten einen Teil der vor uns liegenden Höhe ab, deutlich sahen wir die schwarze Rauchsäule auf dem Höhenkamm empor schießen. Die Eröffnung des Artilleriefeuers war höchst hinderlich für meine Pläne, war es doch unseretwegen eigens ausgesetzt worden. — Wir schlichen weiter. Zweihundert Meter lagen wir nun vor dem Dorfe. Ich erkannte den stark besetzten Ortsrand: gefällt Bäume, zusammengefabrene Wagen, Schießscharten in Mauern, Häusern, geschlossene Fensterläden; aber nichts rührte sich. Dagegen sah ich aus dem untersten Schützengraben eine feindliche Patrouille herauslaufen, auf die Ortschaft zu, tausend Meter Entfernung! Ich mußte, das mußte mir gelten, war doch das Gelände so gut zu übersehen. Jetzt galt es noch möglichst viel heraus-



zubringen. Ich beobachtete nochmal scharf die feindlichen Gräben, prägte mir Lage und Größe genau ein. Dann suchte ich den Mont Soulen weiter ab. Galt mein Auftrag doch auch den feindlichen Artilleriestellungen. Ich suchte . . . Oben auf der höchsten Bergkuppe stand ein dichtes, kleines Wäldchen. Da — es regte sich was drin! Ich fand zwei schmale Durchhaue, die bis hoch auf die Kuppe führten, glaubte darin auch Teile eines Holzgerüsts zu erkennen. Mit Bestimmtheit schloß ich auf feindliche Artilleriebeobachtungsstände.

Wie ich so aufmerksam hinausblicke, sehe ich auch aus dem untern Waldstück eine lange Reihe französischer Infanteristen herauslaufen und nach kurzer Zeit im Boden verschwinden: sie hatten sicher einen Schützengraben besetzt. Fast gleichzeitig krachte es aus der Ortschaft, drei, vier Schüsse, das mußte die feindliche Patrouille sein. Es wurde Zeit, allerhöchste Zeit für uns, denn auch oben hinter dem Berg dröhnte neuer Geschützdonner, Gottseidank nicht für uns, sondern sie wehrten sich gegen das heftige Feuer unserer Feldhaubitzen. Ich hatte auch genug gesehen. Vorsichtig krochen wir am Bachrand zurück, noch ein paar mal pfiß es uns um die Köpfe, doch ohne zu schaden. Noch immer war ich darauf gefaßt, daß die Artillerie hinter uns hersegte, aber sie tats nicht. Es brach auch hinter dem Park der Gefechtslärm von neuem los, die Artilleriegeschosse nahmen über uns den Weg dorthin.

Der Rückweg führte mich noch mehr über den Kampfplatz von zwei Tagen vorher; besonders über die französische Stellung. Das gleiche schaurige Bild wie vorher bei unsern Leuten: sie mußten sich wacker geweihrt haben, unsere Burschen. Hier lag mindestens die doppelte Zahl, außerdem Leichen im ganzen Umkreis. Wir trugen auch hier einige Schwerverletzte zusammen in den Schatten eines Gebüsches und versprachen die Ambulanz zu schicken. Ich kam noch an einem französischen Leutnant vorbei; er lag, von zwei Schüssen durchbohrt, friedlich auf dem Rücken und hielt etwas Weißes in den steifen Fingern auf der zerschossenen Brust. Ich zog eine Tanzkarte hervor, eine blonde Locke mit einer rosa Schleife und eine kleine Amateuraufnahme seiner Liebsten — eine lachende, lockige Mädchengestalt, — ob sie es ahnte? Ergriffen mußte ich unwillkürlich an meine braune Locke in der Uhr und mein Bildchen in der Brusttasche denken. Ich schob ihm sein kostbares Gut wieder in die kalten Finger, mochte er es mit ins Heldengrab nehmen, der junge Kerl mit seinem schwarzen Bärtchen und den verglasten Augen.

Dann kamen wir zurück zu unseren Krankenträgern, sie schwigten von der schweren Arbeit. Das Massengrab war nicht gelungen. Eben hatten sie den Feldwebel, den Bizfeldwebel und meine zwei Rekruten in ein flaches Loch gelegt und warfen die nasse Erde über sie, in ihren tadellos

neuen Uniformen; es war schauderhaft, wenn man es so zum ersten Male sah. Ich eilte zurückzukommen, es war schon später Nachmittag geworden. Noch an zwei Soldaten kam ich vorbei, sie lagen im Straßengraben, einer hatte aus dem Tornister sein Feldgebetbuch gezogen und hielt es noch in den erstarrten Händen, eine Paketadresse und eine Postkarte lagen neben dem Tornister: an Witwe K in Kandel, die andere an Fräulein Marie K, „es geht mir noch gut“, stand darauf. Ich nahm sie mit und übersandte beides mit entsprechendem Vermerk an ihre Adressen. Der andere hielt seinen Rosenkranz an die bleichen Lippen. Beide mit einem rührenden gottergebenen Ausdruck im Gesicht. Der Haufen leerer Patronenhülsen neben ihnen bewies mir aber, daß sie sich bis zum letzten Moment tapfer gehalten und in Frieden sich langsam verblutet hatten.

Ich atmete auf, als ich mit unserer Jähre wieder über die Seille zu unserer Kompanie kam. Es war vier Uhr nachmittags geworden. Man war schon in Sorge um uns gewesen. Ich eilte zum Bataillonskommandeur, überbrachte die genaue Meldung, die der Adjutant sofort telephonisch an die Artillerie weitergab, und schon nach wenigen Minuten zischten die schweren Granaten in das Wäldchen und in die feindlichen Schützengräben. In bewegten Worten schilderte ich meinem Major das Elend, das ich mit angesehen, und bat, nochmals eine Krankenträgerkolonne abgehen zu lassen. Nach langem Zögern gab er mir die Erlaubnis und zwanzig Mann marschierten mit unserem Assistenzarzt ab. Es dauerte nicht lange, da fauchten auch schon die feindlichen Schrapnelle über ihnen, als sie drüben den schwerverwundeten Feinden Hilfe bringen wollten. Das war zu viel, mit zwei Verwundeten auf dem requirierten Leiterwagen zogen sie sich wieder zurück.

Bei der Kompanie empfing mich mein Bursche strahlend mit einem ganzen Kochgeschirr voll Essen. Es war das erste, was ich seit zwei Tagen sah, aber schon der erste Bissen blieb mir im Munde stecken, trotz meiner zehnstündigen Patrouille — das Furchtbare, das ich zum ersten Male gesehen, — der gräßliche Leichengeruch, den ich nicht loswerden konnte, das alles ließ keinen Appetit aufkommen, so sehr auch mein besorgter Bursche bat. Nachsichtig ließ mich mein Chef in den Unterstand kriechen, dort lag ich wie gebrochen auf dem Stroh. Er brachte mir ein Glas von dem erbeuteten Rotwein, das ging noch hinunter.

Drei Stunden später kam plötzlich der Befehl zum Abrücken. Punkt sieben Uhr verließ ich mit meinem Zuge als letzter unsere Stellung. Die beiden anderen Züge waren schon voraus und erwarteten uns hinten vor dem Dorf. — Wohin? Niemand wußte es. Unser Weg führte uns durch das unselige Dorf. Langsam schwelten die Trümmer der vorher blühenden Ortschaft gegen den Abendhimmel. An Kameraden gings vor-

bei, ein rasches Fragen und Antworten, ein kurzer, freudiger Händedruck mit einem Freunde; gar mancher fehlte, einige kamen freudestrahlend zurück zu unserer Kompanie, wir hatten sie schmerzlich vermisst. Ein kurzer, freudiger Zuruf unseres Regiments- und Brigadefeldwebels!

Weiter marschierten wir, zurück in das andere Nest, das wir zuerst angegriffen; dort hatten die schweren Geschütze gestanden. Man sah die Granatlöcher, ein umgestürztes, verbranntes Automobil, — verstörte Ortseinwohner! Der Weg bog nach Norden ab. Es dunkelte, an einer Sanitätskolonne gings vorbei; leises Stöhnen klang uns von den strohbedeckten Leiterwagen entgegen. Artillerie trabte vorbei. — Ein langsamer, stockender Marsch war es, der furchtbar ermüdend wirkte. Sooft ein kurzer Halt gemacht wurde, fast alle fünfhundert bis tausend Meter, sanken wir einfach auf der Straße um und schliefen. Gar oft stieß ich bei einem unerwarteten Halt die Nase nur unsanft an meinen Vordermann an — ich schlief sogar beim Marschieren. Nichts konnte dagegen helfen! Der Hunger begann auch zu quälen, hatte ich doch zwei volle Tage kein Essen im Leib. Da tauchte neben mir mein Bursche im Dunkel auf. Stumm drückte er mir ein steinhartes Stück Kommissbrot in die Hand, ich wollte es nicht nehmen, wurde grob, er ließ nicht locker; wußte ich doch, daß es sein letztes Stück war. Endlich gab ich doch nach. Langsam brachte ich ein paar Bissen hinunter; aber immer der gräßliche Leichengeruch. Ich brachte ihn lange nicht los. Nachts zwei Uhr wurde gehalten, die Feldküche kam, wir erhielten einen Becher heißen Kaffee.

Dann gings wieder weiter. Und immer der dumme Schlaf. Wohin es ging, uns war es vollkommen gleichgültig. Es wurde hell, die Gegend kam mir bekannt vor; wir marschierten durch Jey. Dann kamen wir über die Moselbrücke bei Corny nach Novéant. Kurz vorher war ich im Schlaf aus der Kolonne herausgefallen und hatte mir meinen Kopf höchst unsanft an einem Bagagewagen angeschlagen. In Novéant waren wir morgens sechs Uhr am Ziel angelangt. Elf Stunden ohne Rast marschiert. Das Bataillon wurde in den Bahnhof gelegt, dort war in sämtlichen Hallen dickes Stroh hingeschüttet. Es hieß, wir sollten mit der Bahn nach Metz kommen. Trotzdem schrieb ich rasch eine Karte an meine Braut und steckte sie in den Kasten. Mein Chef und ich hatten uns schon gleichfalls aufs Stroh niedergelassen, da wurden wir zum Major befohlen. Wir waren einquartiert. Doch es mußte erst gesucht werden. Nach einer halben Stunde schellte ich am Apothekerhaus, eine junge Witwe führte mich in ein schönes Zimmer mit einem Bett. Wie ich hineinfiel und schlief, weiß ich nicht mehr. Auf einmal klopft es stürmisch —! Marschbereit, mit Gepäck und Gewehr, in großer Eile kam mein Bursche herein. „Endlich hab ich Herrn Leutnant gefunden. Wir marschieren sofort ab!“

— Wie aus einer Kanone geschossen fauste ich aus den warmen Federn, es war elf Uhr mittags. Im Nu war ich fertig.

Ungewaschen und ohne Frühstück gings im Lauffschritt an den Bahnhof. Dort lebhaftes, wildes Treiben, wie in einem Ameisenhaufen. Die Kompanien sammelten sich. Ich hatte einen Höllenhunger. Da stand neben mir ein junges, hübsches Mädchen in hellen Kleidern; es ist ja Sonntag! dachte ich. Ich bat sie um etwas zu essen. Mitleidig nahm sie mich bei der Hand und führte mich in ein nahe Haus zu ihrer Mutter, einer Frau Oberzollinspektor. In der Küche bekam ich eine Tasse heiße Bouillon. Ich war noch nicht damit fertig, da pffft es draußen. Ich mußte fort. Schnell noch einen Bissen Butterbrot in die Hand gedrückt. Fort war ich. Wir marschierten in glühender Mittagshitze elf Uhr dreißig Minuten fort durchs heiße Gorzebachtal, wie 1870 am 16. August. Heute war der 23. August. Wir kamen am Schloß St. Catherine vorbei, dort hatte ich zu Beginn des Krieges fünfzehn Tage Feldwache gestanden. Der Gutspächter grüßte, er freute sich, mich nach dem Gefecht, dessen Kunde auch schon zu ihm gedrungen war, gesund wiederzusehen. Einen Schluck frisches Wasser! Errötend winkte mir hinter den hohen Parkbäumen ein junges Mädchen nach; die Tochter des Schloßwärters Bazin. Wie oft hatte sie mir schon das Frühstück auf die hübsche Schlosterrasse gebracht.

Durch Gorze führte uns der Weg hinauf auf die berühmte Denkmalshöhe; wir waren die vorderste Kompanie des Vortrupps. An den vordersten Sicherungen des Landwehrregiments vorbei. Es mußte Feind in der Nähe sein; denn die Kompanie hinter uns bog nach Les Baragues als Seitendeckung ab. Oben hinter der Denkmalshöhe nordwestlich Gorze wurde gehalten. Feldküchen kamen, es wurde gegessen. Ich brachte nichts herunter; nur einen dicken Apfel, den mir der Fahrer der Feldküche mit schlaudem Lächeln reichte, aß ich. Nach halbstündiger Rast gings weiter über historischen Boden: Bionville! Dort war die äußerste Vorpostenkompanie der Landwehr. Bereitwillig gaben sie uns, was sie hatten: Wasser, Brot, Apfel. Dann lag auch das hinter uns. Nun ging es auf Mars la Tour zu. Wir wußten: dort steht der Feind. Doch ungehindert marschierten wir ein, wir teilten uns auf zwei Parallelstraßen; den Revolver in der Hand, das Seitengewehr aufgezplant, zog ich mit meinen acht Leuten als Spitze ein. Die Häuser waren alle zur Verteidigung hergerichtet; Schießscharten, zusammengeschobene Wagen.

Wir bogen nach Norden ab, überschritten den Bahnkörper, auf der Straße nach Conslans hielt meine Kompanie. Wir waren Vorpostenkompanie. Ein Zug wurde gegen Bille sur Dron vorgeschoben. Überall deutliche Anzeichen, daß die Feinde in nächster Nähe sein mußten. Lange von Truppen niedergetretene Strecken in den hohen Kornfeldern, Erfreste; Schützengräben, Fuß

spuren. Die beiden andern Züge der Kompanie lagen nebeneinander, rechts und links der Straße gefechtsbereit. Es war zwischen vier und fünf Uhr nachmittags. Ich beobachtete mit dem Glase den Höhenrücken jenseit des Yronbaches, bald sah ich Schützengräben, bald Patrouillen. Eine ging direkt auf uns zu. Geschosse pfeifen. Unsere Patrouillen erhielten Feuer aus Ville sur Yron! Ich ahnte, weshalb wir hier, angesichts des Feindes auf Vorposten liegen mußten: die ganze Division, die in Eilmärschen aus der Gegend von Romeny hierheraufgezogen war, mußte sich erst sammeln. Wir waren wieder einmal die vordersten. Und richtig, als ich mich zurückwandte, sah ich eine lange Artilleriekolonnie eben nach Mars la Tour hereinziehen. Es dauerte nicht lange, da trabten schon zwei Batterien zu uns heran und fuhren in unserer nächsten Nähe hinter der großen Straße auf. Mein Chef und ich unterstützten den Abteilungskommandeur im Auffinden der Ziele.

Es war so gegen sechs Uhr, da jagte auch schon ein Kraftwagen von Conflans an uns vorbei nach Mars la Tour. Der kam vom Stabe der Kronprinzenarmee! Bald war die Artillerie feuerbereit und sandte ihre Grüße hinüber auf die feindlichen Höhen. Doch keine Antwort kam zurück. Ich war sehr froh darum, waren wir doch neben der Artillerie, das heißt ich mit meinem Zug lag allein noch da, der andere lag als Artillerieschuß vor dem Bache unten. Da kam gegen sieben Uhr plötzlich unser ganzes Bataillon zu uns heranmarschirt: wir sammelten uns neben der Artillerie. „Nun wirds ja heute abend doch noch Ernst,“ dachte ich. — Wir warteten, bis es dunkelte; rückten lautlos bis zu dem Sträßchen, das von der Hauptstraße nach Ville sur Yron hin abzweigt. Patrouillen gingen ab, die feindliche Stellung nochmals zu erkunden. Ich wurde heute auffallend von meinem Hauptmann geschont; mußte wohl sehr schlecht aussehen; seit drei Tagen nichts gegessen und dann noch die schrecklichen Eindrücke vom Schlachtfelde. Als es gegen neun Uhr abends dunkelte, rückten wir näher an die besetzte Ortschaft heran, entwickelten Schützen südlich der Straße und erwarteten das Erkundungsergebnis. Pioniere trafen mit Leuchtpistolen ein; unser zweites Bataillon stellte sich nördlich der Straße bereit. Der Oberst trat mit dem Bataillonskommandeur zu uns, wir standen auf dem Sträßchen, und wir unterhielten uns noch ein wenig. Dann gab uns der Oberst den Befehl zum Antreten, als die Patrouillen meldeten, sie seien in die Ortschaft eingedrungen, ohne Feuer zu bekommen. Trotzdem war äußerste Vorsicht geboten. Nun schlichen wir lautlos, den Revolver in der Faust, das Seitengewehr aufgezogen, auf das Dorf zu, drangen im Laufschrift ein. — Nichts regte sich, Fenster und Türen fest verschlossen, alles ruhig und stockfinster. Alles drängte sich auf der engen Straße, jeden Moment war ich auf Feuer gefaßt, das hätte

ein schönes Durcheinander gegeben. Wir überschritten den Yronbach auf einer Steinbrücke. Drüben lagen noch ein paar Häuser.

Wir mußten halten. Das zweite Bataillon marschierte vorbei, auf Vorposten, hörte ich. Ich erhielt den Auftrag, den Bürgermeister festzunehmen, man wußte ja noch nicht, ob wir ihn nicht gut gebrauchen konnten. Bald hatte ich das Häuschen in nächster Nähe gefunden. Nach kurzem, energischem Klopfen öffnete mir ein alter Bauer, norddürftig bekleidet, die Thür; ich fragte ihn, ob er der Bürgermeister sei. Er bejahte, und ich befahl ihm, sich fertig anzuziehen. Gleich hatte mich die ganze Familie, Frau und Kinder, umringt, die händeringend und weinend um das Leben ihres Ernährers baten. Ich beruhigte sie und betonte, daß ihm kein Haar gekrümmt werde, wenn sich die Bevölkerung ruhig verhielte. Als er fertig war, zogen wir ab. Als ich zur Kompanie zurückkam, war sie eben marschbereit. Meine Kompanie war wieder zuvorderst, doch ein anderer Herr übernahm die Spitze, aber bald stellte sich heraus, daß wir den falschen Ortsausgang gewählt hatten, na also: „Halt! Kehrt marsch.“

Wieder war ich voran, da eine neue Infanteriespitze ausgeschieden werden mußte. Ich war schlauer als mein guter Kamerad. Ich setzte meinem Bürgermeister den Revolver auf die Brust und machte ihm klar, daß er mich sicher und wohlbehalten nach Frianville südlich Conflans zu führen hätte; denn ich traute dem Frieden noch immer nicht. Wo waren denn unsere Feinde hingekommen? Wie weggeblasen war die Gesellschaft! Und nun tappte man mit seinen acht Mann hier im Dunkeln vielleicht in einen Hinterhalt. Aus dem Bürgermeister war nicht viel herauszubringen. Ich hatte unter meinen Leuten einen guten Lotbringer, der und ich nahmen den Herrn in die Mitte und unterhielten uns angelegentlich, zu solchen Sachen sind diese sprachgewandten Lotbringer ja gut zu gebrauchen. Als der gute Maire merkte, daß wir ihm nichts taten, wurde er etwas zutraulicher, erzählte von seinen zwei Söhnen, klagte über den Krieg, er sei vollkommen unpopulär; sie litten am meisten unter ihren anspruchsvollen Landsleuten. „Nous n'avons pas voulu cette guerre!“ Das wiederholte er immer.

Nachts zwei Uhr kamen wir endlich sehr erschöpft in dem Nest an, wo wir auf Vorposten ziehen sollten. Ich ließ durch meinen Bürgermeister seinen Kollegen heraustrommeln und ihm die Lage erklären und entließ den andern. Ortsausgänge wurden besetzt, und als die Kompanie eingetroffen war, wurden schnell ein paar Posten ausgestellt und wir suchten schleunigst Alarmquartiere für unsere Züge. Es war zwei Uhr nachts, als ich unfaßt an die Haustür neben einer schönen, großen Scheune klopfte, in die ich meinen Zug legen wollte. Erst nach wiederholten energischen Kolbenschlägen öffnete eine zitternde Alte unten die Thür. Sie sprach so entsetzlich schnell, daß statt meiner ein Lotbringer Gefreiter die Unter-

handlungen führen mußte; innerhalb einer Viertelstunde lag mein Zug in der schönen Scheune. Ich mitten darunter, mit einer guten Bedecke zugedeckt. Doch lange sollte uns der wohlverdiente Schlaf nicht gegönnt sein. Nach zweieinviertel Stunden kam der Feldwebel und weckte uns; es war viereinhalb Uhr morgens. Bald standen wir versammelt in der Ortschaft, und während schon die andern Bataillone durchmarschirten, die heute voran sein durften, bekamen wir einen Schluck heißen Kaffee. Kein Stückchen Brod war für mich aufzutreiben; auch war keine Zeit dazu.

Heute war die Devise: Große Verfolgung der französischen Armee. Wir am linken Flügel der deutschen Kronprinzlichen Armee. Wir strahlten, daß wir mit teilnehmen durften; schwebten uns doch eroberte Geschütze und Maschinengewehre und viele Gefangene vor. Die denkbar beste Stimmung herrschte, als wir uns unserem Regiment anschlossen. Wie ich hörte, marschirte heute die ganze Division mit viel schwerer Artillerie auf unserer Straße Frankreichwärts. Bei Jeandelize überschritten wir die Bahnlinie nach Verdun und wandten uns nordwestwärts. Keine einzige Zigarette konnte ich mehr mein eigen nennen. Ein mitleidiger Vizefeldwebel reichte mir eine Handvoll. Er hätte sie eben geschenkt bekommen. Vern nahm ich einige, wußte ich doch noch nicht, daß der Armste den Tag nicht überleben sollte. Wir verließen die gute Straße auf einem Feldweg. Der Divisionskommandeur ließ mit freundlichem Zuruf das Regiment vorbeidefiliren.

Gegen neun Uhr morgens wurde gehalten und gerastet. Schnell eine Feldpostkarte heraus und an Braut und Eltern zu Hause geschrieben voller Siegeshoffnungen. Eine Kavalleriedivision trabte unten im Grund vorbei, Richtung Verdun. Wir alle ahnten, daß es bald in den Kampf ginge. Doch überall zuversichtliche, fröhliche Stimmung. Wieder hieß es „Auf“ und „Marsch“. Nun wurde die Sache anstrengend. — Quersfeldein, durch nasse Wiesen, hohe Getreidfelder über Bäche hinweg. Manchmal blieb ein Fahrzeug stecken, das machte nichts. Hilfsbereite Hände griffen zu, und im Nu war die Kiste wieder flott. Allmählich begannen die weniger marschgewohnten Reservisten müde zu werden, hatten wir doch ziemlich ansehnliche Gewaltmärsche hinter uns. Überall Spuren von Geländebefestigungen, die kampflos geräumt worden waren. Das mußte der Neid den Franzosen doch lassen, sie verstanden ihre Schützengräben so anzulegen, daß sie kaum erkannt werden konnten! Es wurde elf Uhr. Wo man hinsah, soweit der Blick des Infanteristen reichte, nichts als Truppen. Die Kavalleriedivision hatte gehalten und rastete. Das war für mich das beste Anzeichen, daß das blutige Ringen bald beginnen mußte. Der Feind mußte wohl Front gemacht haben und wies, gestützt auf die starke Festung, die scharfen Zähne.

Dieses Quersfeldeinmarschieren strengte doch ziemlich an. Endlich wurde

gehalten. Entfaltet lag die Division hinter einer leichten Geländewelle. Gewehre wurden zusammengesetzt, Tornister abgenommen und gerührt. Wir wußten, es war unsere letzte Raft vor dem Gefecht. Artillerie kam an und fuhr dicht vor uns in eine abgeproßte Bereitstellung und grub sich ein. Offizierspatrouillen gingen zur Erkundung des nächsten Vorgeländes ab; an einer nahen Quelle drängten sich die Wasserholer. Es war wieder ein heißer Augusttag, Montag, 24. August. Ich ging mit meinem Kompaniechef auf die Höhe, um uns zu orientieren. Alles ruhig und friedlich wie im Manöver. Nur hinter unserer Höhe und drüben hinter den Wäldern wimmelte es von Feldgrauen und Fahrzeugen. Da kam unser Brigadefeldwebel und stieg bei uns ab. Er wartete eben auf Befehl. Bald galoppierte querselbein unser Ordnonanzoffizier der Brigade auf schweißbedecktem Pferde. Er hatte hohe Eile, sprang ab und zog aus der Brusttasche seine Befehle heraus. Da kein Pferdeburche zur Hand war, nahm ich ihm den unruhigen Braunen ab und hatte dafür Gelegenheit, den bedeutsamen Armeebefehl mit anzuhören. Kurz und klar klangen die inhaltschweren Worte. „Starke feindliche Kräfte nördlich Verdun. Die Kronprinzliche Armee greift heute an. Die Division am äußersten linken Flügel, Sicherung gegen die Festung usw.“

Wir standen noch beisammen und suchten die Dörfer auf der Karte; da flog hoch oben in der Luft, dem Auge kaum sichtbar, ein feindlicher Flieger über unsere Bereitstellung hinweg. Ganz durchsichtige Flügel hatte der Doppeldecker, die Kokarde deutlich sichtbar. Ein Höllenfeuer begann auf den schneidigen Flieger, der es wagte, von Verdun her die ganze Aufstellung der Kronprinzenarmee zu überfliegen. Doch unbehindert zog er seinen Weg. Überall, wo er sich zeigte, begrüßte ihn das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Ohne Erfolg. — Als er genug gesehen, kehrte er stolz um und brachte seine Meldung zurück. Ich konnte im Herzen dem schneidigen Flieger meine Hochachtung nicht versagen.

Nun eilte ich zur Kompanie, um Vorbereitungen für das Gefecht zu treffen, während mein Chef zum Bataillonsstab gerufen wurde. Die Feldtischen standen schon bereit, um das Essen auszugeben. Mein fürsorglicher Burche hatte für mich schon ein volles Kochgeschirr bereit. Doch da kam der Befehl, daß das Essen wegen Zeitmangel nicht mehr ausgegeben werden dürfe. Kurz entschlossen, mit Rücksicht auf meine Leute, die auch nichts bekamen, gab ich das Essen meinen Kameraden von der Feldartillerie, die sich schleunigst hocheifrig darüber hermachten. Wir ergänzten schnell unseren Wasservorrat in der Feldflasche, hingen das Gepäck um, nahmen die Gewehre in die Hand. Bald kam der Chef zurück. Eine kurze, schneidige Ansprache! Dann setzten wir uns in Bewegung. Die Kompanie weit auseinandergezogen zum Schuß gegen das feindliche Artilleriefeuer, rechts



neben uns ein anderes Bataillon. Es ist kaum glaublich, wie wenig man in so einer Schlacht voneinander weiß. Meinen besten Freund sah ich gerade noch durch das Glas in einer anderen Richtung abmarschieren. Wohin? das wußte niemand. Wohin sollten denn wir? Wo sollte der Feind stehen? Wer konnte das sagen. Ich wußte nur: dort hinten an der Ortschaft — Rouvres — sollten wir vorbei.

Nun gings wieder über Stock und Stein. Die Spielleute voraus mit ihren Drahtscheren; sie schnitten die vielen hindernden Drahtzäune durch. Es war so zwischen ein und zwei Uhr mittags. Wieder legten wir uns hinter eine Höhe und erkundeten. Dann bei einer Mühle scharf rechtsum durch Sumpfland. Dann gings wieder bergan. Heiß wurde es einem beim Durchqueren der hohen Kornfelder. Nun gings wieder eine leichte Anhöhe hinauf, endlich wieder die ersten blauen Bohnen; dieser eigentümliche Ton der dicht vorbeisaußenden Geschosse, das Gurren der Querschläger, das harte Aufschlagen auf dem Boden. „Die dritte (unsere) und vierte Kompanie in vorderer Gefechtslinie entwickeln, dritte Kompanie nach rechts Anschluß halten an das zweite Bataillon. Marschrichtung das linke Eck der großen Ortschaft dort drüben!“ So klang es ruhig und sicher vom Bataillonsstab her.

Ein paar kurze Befehle von meinem Kompaniechef und ich war hundert Meter vor meinem Zug, der mir in breiter Schützenlinie hinten folgte. Wir äugten wie Rehe, um die Kerle zu finden, wußten wir doch aus Erfahrung, daß sie sich gut verstecken konnten. Ich merkte an dem Klang der vorbeizischenden Geschosse, daß sie aus der linken Flanke kamen, auch wurde das Pfeifen immer lebhafter. Hinter mir hörte ich schon das Aufschreien der Verwundeten. Endlich sah ich direkt links auf einer Bodenwelle einen Reiter und rechts und links von ihm Schützen wie Marionetten auf- und untertauchen im hohen Ahrenfeld. Durch das Schnellfeuer gezwungen, schwenkte ich in der neuen Richtung ein und eröffnete auf neunhundert Meter das Feuer; ich lag mit meinen Schägern und dem Spielmann hinter einem Kornhaufen, der einzigen Deckung in dem abgeernteten Feld. Hei, wie da die Kugeln durchpfißen, daß man manchmal unwillkürlich die Nase tiefer nahm. Ich schickte eine Ordonnanz zurück. Doch atemlos kam er wieder. „Sofort in der ehemaligen Front weitermarschieren.“

Na, gut, mir kanns ja recht sein. Und unbekümmert um die eflige Schießerei arbeiteten wir weiter durch die hohen Felder. In der großen Schlacht weiß man ja nicht, was sonst um einen herum vorgeht; warum wir diesen Feind nicht angreifen durften. Wie ein Automat, wie ein kleines Rädchen in einer riesengroßen Maschine! Der Gefechtslärm nördlich von uns, wo die kronprinzliche Armee war, hatte die heiße Luft erzittern lassen. Galt es doch heute den Kerlen dadrüben fest das Leder anzuziehen. Wir hasteten weiter an einer Windmühle vorbei, durchkletterten

einen Steinbruch. Nun begannen vor uns Granaten einzuschlagen. Das war unangenehm, denn sie wollten uns den Weg verlegen. Diesmal waren es keine Schrapnelle, die zu hoch krepiereten! Wie ich so weitermarschiere, sehe ich nicht weit vor mir dicke Massen deutscher Infanterie meinen besohlenen Weg kreuzen.

Während ich mir noch überlege, was das eigentlich sein könnte, da krach, krach, krach, drei Granaten vielleicht fünfzig, dreißig Meter von mir entfernt, dann — war ich weg! — Im Hinstürzen fühlte ich noch einen stechenden Schmerz an der linken Kopfseite. Als ich zur Besinnung kam, steht ein Soldat neben mir und rüttelt mich. Ich schaue ihn wie geistesabwesend an, mit großen Augen. Er fragt mich: „Wo fehltes denn, Herr Leutnant?“ Da kam mir erst wieder so recht das Bewußtsein zurück. Ich richte mich vorsichtig mit Hilfe des Mannes auf und sieh da, ich bin ganz heil! Auf die Schmerzen am Kopf achtete ich nicht. Mein Zug war schon weit voraus. Ich eilte nach und erreichte ihn auf der großen Straße Rouvres-Etain. Jenseit der Straße dichte Schützenlinien eines preussischen Reserveregiments, die sich in dichten Massen nach halblinks vorwärts arbeiten. Dabei fast kein Feuer. — Ich war am Ende meiner Wissenschaft! Wohin jetzt? Ich kann doch nicht da quer durch! Da krachts auf einmal wie toll dort in der Ortschaft. Artillerie faust heraus, macht kehrt und schießt hinein. Bald brennts drinnen. (Die durchfahrende deutsche Artillerie war von Dorfeinwohnern überfallen worden, nachdem die Infanterie durch war. So erfuhr ich später von einem Artillerieoffizier, der dort drin als erster einen schweren Knieschuß von einem Fenster aus erhalten hatte.)

Ich rief nach meinem Kompaniechef, während ich meinen Zug im Straßengraben halten ließ. Da beginnt links hinter mir auch das Infanteriefeuer von vorher immer heftiger zu werden. Das fürchterliche Durcheinander läßt sich hier leider nicht wiedergeben. Ich muß gestehen, zunächst wußte ich als so ein winzig kleines Rädchen in der toll sich drehenden Maschine nicht mehr, was tun. — Abwarten, sagte ich mir, und Ruhe! Da kam mein Chef. Mit ein paar Worten war die Sache klar. Wir setzten uns, indem wir die Front nach halblinks drehten, links hinter diese dichten Massen. Gegner war ja keiner zu sehen. Aber vorwärts mußten wir. Galt es doch eine Verfolgung bis zum letzten Atemzug.

Das zweite Bataillon verloren wir infolge des Geländes ganz aus den Augen. Wir sollten bald blutige Arbeit genug finden. Ich mußte meinen Zug hinter den des in der neuen Front entwickelten zweiten Zuges meiner Kompanie setzen und als Unterstützung folgen. Immer noch krachten auf das Feld zerstreut die Granaten. Da begann aber das Flankenfeuer äußerst unangenehm zu werden. Waren wir doch direkt vor

der feindlichen Stellung entlang marschiert, und jetzt lag sie fast hinter uns. Ich vermutete ganz richtig, daß die Hauptreserve von Verdun versuchte, durch einen energischen Vorstoß in unsere Flanke, deren Schutz ja uns oblag, ihren nördlich Verdun hart bedrängten Kameraden Luft zu machen. Und nun begann, während der Zug vor mir hinter einer Geländefalte verschwand, ein mörderisches Feuer in unsere linke Flanke. Nun hatte ich genug! Kurz entschlossen warf ich meinen ganzen Zug hinter ein niedriges Mauerviereck, hinter dem der Kampflärm immer stärker wurde.

Ich überfah, als wir alle glücklich dahinter standen, mein Häufchen. Dreiviertel hatte ich noch ungefähr. Und nun zunächst einmal gerastet. Eine von den schlechten Zigaretten heraus und ein Schluck Wasser aus der Feldflasche. Aber die verfluchte Mauer wollte nicht dicht halten. Alle Augenblicke zischte durch das alte Mauerwerk ein Geschos; und sauste mit ungemütlichem Surren am Kopf vorbei. Da kamen auch schon die ersten Verwundeten hinter die Mauer. Schreckensbleich rissen sie die zerfetzte Uniform vom Leibe und hielten das Verbandpäckchen auf die stark blutenden Wunden. Aber was mich freute, alle brachten sie Gewehr und Patronen mit und ließen nicht einfach die Waffen liegen. Endlich, nach ein paar Minuten des Verschmausens, sah ich meinen Chef und den Feldwebel allein und verlassen im Gelände laufen. Ich machte mich energisch bemerkbar, da kam er auch gelaufen; ich machte ihn kurz mit der veränderten Lage bekannt: daß die Situation sich in unserer linken Flanke verschlimmert hätte, was er auch schon beobachtet hatte, und daß ich es für unbedingt notwendig hielt, dort einzugreifen. Er war ohne weiteres damit einverstanden und teilte mir mit, daß der dritte Unterstützungszug bereits oben auf der Höhe im Gefecht liege und auch andere Teile unseres Bataillons eingegriffen hätten. Wir stellten noch fest, daß dort hinter der kleinen Geländewelle, über die die feindlichen Geschosse herpfliffen, Terrain liegen müsse, das sehr stark besetzt schien.

Noch einen kräftigen Schluck aus der Feldflasche, die mir der Feldwebel schnell hinhielt und dann noch schnell ein Gewehr und die Patronen einem Gefreiten abgenommen, der eben mit einem schweren Brustschuß ankam, und dann hinausgesprungen, meinen Leuten voran in den Kugelregen, der an dem alten Mauerwerk vorbeipfliff. Wir sollten den oben scheinbar hart bedrängten Kameraden Hilfe bringen. Die Verwundeten, die sich hinter die Mauer geflüchtet hatten, erzählten schon von dem rasenden Feuer, das die Höhe oben geradezu eindeckte. Mit einer verbißenen Wut schlichen wir gebückt den flachen Hang hinauf; die zu hoch gehenden Geschosse machten eine wilde Musik. Ich verlor meine Schächer und Spielleute aus den Augen, weiß nur noch, wie ich mich oben hinwarf, das Glas an die Augen riß und Ausschau hielt nach dem Feinde. Doch zu sehen war sehr wenig. Das

große Nest da unten mußte bis unter das Dach besetzt sein, denn der Kugelhagel war entsetzlich. Immer und immer durchschnitt dicht neben und über mir dieses unheimliche Zischen die Luft. Dicht neben mir klatschten die Geschosse auf den harten Boden und sausten dann mit eigentümlichem Surren weiter. Na, bald hatte man sich dran gewöhnt, und ich kommandierte ruhig und laut „Zisier sechshundert“, als ich meine Leute oben herankriechen sah. Und nun flammte auch bei uns das Infanteriefeuer auf.

Eine Lust war es, unseren Leuten zuzusehen. Ruhig geladen, angelegt, gezielt und abgekrümmt. Ich wußte es schon, die zielten ruhig; für jeden Schuß sollte drüben von den Halunken einer ins Gras beißen. Manchmal hörte ich, wie sie sich gegenseitig Mut zusprachen, um dann wieder eifrig weiter zu feuern. Auch ich legte nun den Feldstecher beiseite und griff zu dem Gewehr. Ich wußte ja, auf meine Leute konnte ich mich verlassen, die feuerten jetzt! Das Schussfeld war mir zu schlecht. Also den Gewehriemen zwischen die Zähne, die Patronen, die ich mir bereitgelegt, in die Tasche und vorwärts! Einen Sprung, ein paar Leute sehen mich und folgen, ohne daß ich etwas gesagt hätte. Im Klee versinkt man fast; ordentlich hochrichten muß man sich zum Schießen. Nun aber nach einer halben Stunde wirds bedenklich. Drüben beginnen Maschinengewehre zu rasseln.

Wir lachen über das eigentümliche Geklapper, aber wie auf einmal wir drankommen, da steckt man doch für einen Moment den Kopf tief in die Erde. Na, dies menschliche Röhren war bald überwunden, dann schoß man weiter. Es wurde still um mich her, sollten . . . Ich wollte nicht dran denken. Da schoben einige Soldaten des Reserveregiments ein. Die waren das wilde, überlegene Feuer, das von allen Seiten auf unsere kleine Schar gerichtet war, noch nicht gewöhnt. Überrascht suchten sie sich möglichst gut zu decken. Na, ich half ihnen. Sprang auf, einen kräftigen Rippenstoß und schon hatten sie die Situation erfaßt und schossen.

Rufe wurden laut nach Munition. Ich merkte es an meinem Häufchen Patronen, es war auch schon sehr klein geworden, Artillerie hätten wir brauchen können! Lagen wir doch selbst ohne feindliches Artilleriefeuer im Gefecht. Heiß war es geworden, mochte so etwa drei Uhr sein. Da ratterten auch unsere Maschinengewehre los; ich konnte deutlich sehen, wie sie links in die Kleefelder neben Etain hineinleuchteten. Dafür nahmen die feindlichen Feuerwellen immer mehr an Heftigkeit zu. Manchmal flaute das feindliche Feuer ganz ab, um plötzlich mit einer wahren Wut loszubrechen. Dann sprangen die Teufel aus der Häuserreihe, aber weit kamen sie nicht. Wir hatten sie zu scharf aufs Korn genommen. Die Rufe meiner Leute, die jetzt schon weit verstreut liegen mußten, klangen immer lebhafter an mein Ohr: „Munition, Artillerie-

unterstützung; wir sind zu wenig!" Dazwischen das Ausschreien der Getroffenen; letzteres doch selten; ich dachte mir das früher viel schlimmer. Meistens ertrugen die Leute ihre Verwundung mit ganz stillem Seufzen.

Das feindliche Feuer wurde immer mörderischer. Schon sah ich die Leute, wie sie ihren Tornister vor sich hinlegten und mit ein paar Spatenstichen eine kümmerliche Deckung schufen. Auch ich legte meinen kleinen Leutnantstornister vor mich hin. Und der sollte decken! Im Frieden hätte ich über meinen Unverstand lachen müssen. Ich schickte einen Spielmann des preussischen Reserveregiments, der ganz klein und häßlich neben mir lag, zurück zum Hauptmann: „Munition und Unterstützung erforderlich. Wir verbluten uns sonst!"

Er lief weg. Ich wartete. Nun rief ich selbst den Hang hinunter. Dazwischen schoß ich wieder. Der Lauf wurde glühend heiß. Immer wieder klatschte es dicht neben meinem Ellenbogen. Der Klee machte tiefe Verbeugungen. Zischend riß das Geschos die Köpfe der Blumen ab. Ich richtete mich wieder auf, es mußte Hilfe geschaffen werden. „Dringend Munition . . ." Ein furchtbarer Schlag traf mich auf die Schulter, wie von einer schweren Keule, stumm sank ich auf den Rücken. — „Getroffen," stöhnte ich. Ein tiefer Atemzug, ein wildes Luftholen, ein heftiger Krampf bog mir den Rücken krumm. Da brach es hervor, ein roter Strom brach mir aus dem Mund, wie lang? — Ich versank wie in einen tiefen Schlummer. „Morgen" — „tot" — „Hilfe" — „Wasser — Wasser!" — Mehr weiß ich nicht. Ich wußte, es ist aus mit mir. Daß ich mich heute so gut daran erinnern kann! Den Kopf rollte ich zur Seite, die Hände rissen noch einmal an den Knöpfen meines Waffenrockes, dann fielen sie in den Klee. Eine schwere Ohnmacht wollte mich überkommen! — Da, schon wieder der gräßliche Husten, die Hände wollten an den Mund greifen, die linke blieb wie tot liegen, die rechte war feucht, als sie darüber fuhr. — Es wurde schwarz um mich herum!

Wie lange ich ohnmächtig lag, weiß ich nicht. Es störte mich jemand. Ich stieß die Hand zurück, ich öffnete unwillig die Augen. „Was denn?" Es kniete jemand bei mir, wischte mir im Gesicht herum. Ach, wie wohl tat der karge Schluck aus der Feldflasche! Wieder schloß ich todesmatt die Augen, während ich das Gefühl hatte, daß sich jemand mit mir zu schaffen machte. Da ließ mich ein heftiger Schmerz im linken Arm jäh die müden Augen öffnen. Ich sah neben mir jemand knien, ich glaube, es war ein Unteroffizier des preussischen Reserveregiments, ich hörte wieder das Zischen und Ausprallen der Geschosse. Manchmal bückte er sich tief in den Klee. Wieder schloß ich die Augen und weiß nur, wie ich mich gegen ihn wehrte, als er an meinem linken Rockärmel zog. Er rüttelte mich und wie aus weiter Ferne klang an mein Ohr die Frage: „. . . Ver-

bandpäckchen . . . Schere?" — Ich nickte und versuchte noch auf meine Geldstiechertasche am Leibriemen zu deuten, es ging nicht, doch er mußte wohl verstanden haben . . . „Schere!" hieß es nun noch einmal eindringlich. Ich war am Ende meiner Kraft. „Rechte Tasche!" lallte ich noch, und schwarz wurde mirs vor den Augen.

Ein jäh losbrechender Husten weckte mich plötzlich. Unwillig versuchte ich die Augen zu öffnen, dachte ich doch schon, ich hätte für immer Ruhe! Plötzlich kam mir erschreckend das Bewußtsein wieder. Das Rollen des Infanteriefeuers, das Zischen der Geschosse. Die Rechte krallte sich fest in den Boden, ich versuchte mich aufzurichten. Nur den Kopf konnte ich ein wenig heben, dann ließ ein stechender Schmerz in der linken Brustseite mich ächzend wieder hinsinken. Es fror mich. Meine Rechte tastete vorsichtig nach der Brust. Die war ja nackt! Wo war der gütige Helfer? Ich rollte den Kopf zur Seite. Da lag jemand regungslos neben mir. Wars mein gütiger Samariter? Er rührte sich nicht mehr, als ich nach Hilfe rief. Müde schloß ich wieder die Augen, noch einmal ein erschütternder Husten und ich verlor die Besinnung! —

Wie lange mochte ich gelegen haben? Da schlug ich wieder die Augen auf, man rüttelte kräftig an meiner Schulter, der stechende Schmerz hatte mich wohl geweckt. Da kniete wieder jemand bei mir, ein anderer kam noch hinzu. „Herr Leutnant, was ist denn, armer Herr Leutnant!" Den Klang der Stimme glaubte ich zu kennen. „Wer ist's?" — „Der Entfernungs-schäfer Kühner und den Brendel habe ich auch mitgebracht!" Wie deutlich ich mich heute noch dessen erinnere! Ist's nicht ein Wunder?

Sie machten sich an mir zu schaffen, wollten mich wohl aufrichten. „Wasser!" Ein fürchterlicher Durst ließ mir die Lippen brennen. Da rieselte schon das köstliche Naß mir über die heißen Lippen. Ich fühlte neue Kraft in meinen todmüden Gliedern. Wieder wollten sie mich aufrichten. Ich sträubte mich. „Laßt mich! Ich sterbe!" — „Nein, nein! Unser Leutnant darf nicht sterben!" — Ich weiß noch, wie mir jemand bei diesen Worten über die Wange streichelte. Nun packten sie mich nochmal energisch, um mich hochzurichten. „Laßt mich! Ich habe doch gesagt, man darf niemand aus dem Gefecht tragen! Schießt doch, es steht so schlecht um uns!" Stockend und von Husten unterbrochen stammelte ich das alles heraus. Es half nichts! — Mühsam richteten sie mich auf. Ich wankte, da setzten sie mich aufs Gewehr. Ich schlang den entblößten rechten Arm um den Hals meines Spielmanns, und vorwärts rannten die zwei mit mir. Die kraftlose Linke hing wie ein Lappen herunter. Keiner von uns dachte an die vorbeizischenden Kugeln, sie mochten es nicht gemerkt haben, die Franzosen, auf sechshundert Meter. Ich schloß die Augen, ich schwindelte, es ging den Hang hinunter. Doch ich hörte das rasche Keuchen

meiner Leute neben mir. Da strauchelte einer, ich fiel zu Boden, und vor Schmerzen verlor ich wieder die Besinnung.

Als ich wieder erwachte, lag ich hinter der dummen Mauer, von der aus wir in das Gefecht eingegriffen hatten. Die zwei braven Kerle waren noch bei mir, einer deckte eben den Mantel über meine nackten Schultern, der andere hatte sich wohl noch einen Schluck Wasser verschafft und hielt mir die Flasche an den Mund. Sie trösteten mich in rührenden Worten. „Ich lauf jetzt und hole Krankenträger und eine Bahre!“ „Und ich schwau, daß ich noch Wasser bekomme!“

Da kam ein Sanitätsgefreiter, mein Hauptmann brachte ihn mir. Dicke Tränen traten mir in die Augen, als ich das ernste Gesicht meines Hauptmanns über mir sah. „Armer Kerl!“ sagte er, „es wird schon wieder gut!“ Aber Hoffnungslosigkeit lag in seinem Blick! Als der Gefreite begann, die blutigen Lappen auf meiner Brust zu entfernen, fiel ich wieder in tiefe, tiefe Ohnmacht. Ich weiß wenigstens lange nichts mehr von mir. Der Durst mag mich wieder geweckt haben. Ich war wohl nicht der einzige hier, denn von überallher tönte der Ruf nach dem kostbaren Naß.

„Wie stehts denn vorne?“ fragte ich jemand. „Wir können uns noch halten!“ lautete die Antwort. Nun erinnere ich mich auch noch, wie schrecklich ich geröchelt haben mußte, ich bekam fast keine Lust mehr. In der Angst, ersticken zu müssen, atmete ich rasend schnell durch den weitgeöffneten Mund. Ich begann zu fiebern, denn ich wähnte mich in der Schützenglinie, als ich stoßweise zu kommandieren versuchte. — Da ließ oben der Gefechtslärm etwas nach, es mußte Abend geworden sein, als ich wieder zu mir kam. Gedämpft klang mir alles an mein laufschendes Ohr. Ich fühlte, daß irgend etwas über meinem Gesicht lag, das mir den Atem beengte. Erschreckt griff ich darnach und riß das Tuch weg — man hatte mir wie einem Toten den Mantel über das Gesicht gezogen. Ich mußte lange ohnmächtig gewesen sein und mein Gesicht von den Blutstürzen schlimm ausgesehen haben. Hatte man mich schon für tot gehalten? Mir fingen die Zähne an zu klappern, es froh mich unter meinem Mantel. Da kam wohl auch mein Bursche, wenigstens sagte jemand neben mir: „Herr Leutnant, da ist der Jakob!“ Ich nickte, der treue Kerl beugte sich über mich, ich konnte kaum mehr sprechen. „Ist gut — zu meiner Braut — Meß — Auto! — Wasser!“ Er mußte mich wohl verstanden haben. Man flüsterte neben mir. Jakob gab mir die Hand und ging. Mein Hauptmann kam, ich hörte nicht mehr schießen. Ich flehte um Wasser. Er tröstete mich, mein Entfernungsschützer, Infanterist Kühner, der mich aus dem Gefecht getragen hatte, sei schon drei Stunden fort, Wasser und Krankenträger mit Bahre zu holen, er werde wohl bald kommen, vorne stünde es gut, mein Bursche führe mit dem

Nach des Feldwobels nach Metz zu meiner Braut und sorge für ein Krankenauto. So tröstete er weiter. Ich hörte das Stöhnen der andern Verwundeten, es mußten so dreißig sein, die noch neben mir lagen. Es dunkelte schon stark, da hob man mich endlich auf eine Bahre, die Schützen vorne hatten sich eingegraben. Die Krankenträger mußten dableiben. Es gab zu viel Arbeit für sie. Die beiden braven Kerle, die mich schon aus der Schützenlinie geholt hatten, von denen der eine, der Spielmann, den Nachmittag bei mir Wache gehalten, der andere drei Stunden lang nach einer Tragbahre auf dem Schlachtfeld gesucht hatte, faßten zu und trugen mich fort. Ein Unteroffizier und vier Mann begleiteten mich, sie mußten Wasser besorgen für die zahlreichen Schwerverwundeten, für die kampfesmäuden Leute, die oben auf der Höhe sich eingruben.

Es war fast dunkel, als sich unser Transport auf den Weg machte. Die Hoffnung, gerettet zu werden, gab mir neue Kraft. Später erzählte man mir, ich hätte immer nur gesagt: „Nach Metz – Braut – Marga!“ Wir waren vielleicht zweihundert Meter von unserem Verwundeten-sammelplatz entfernt, da tönte wildes Schreien und Kampfplärm zu uns herüber, ich wurde unsanft auf den Boden geworfen, die Träger kauerten sich hinter die Bahre und schossen wie wild. – Die Franzosen hatten im Schutze der Dunkelheit unsere Stellung umgangen und stürmten in dicken Massen unsere Mauer. Entsetzt lauschte ich dem Lärm. Die armen Verwundeten und Krankenträger dort hinten waren verloren. Ein Schwerverwundeter und ein Vizefeldwobel, der mit einem Schuß durch die Hand sich noch retten konnte, erzählte mir, daß die Wüstlinge fast alle umgebracht hätten. Der Schwerverwundete mit seinem Brustschuß hatte sich tot gestellt und wurde deshalb übersehen. Er erzählte mir später im Lazarett, die französischen Offiziere hätten die Kerle mit harten Worten zurück in die Kolonne geschickt. Er war Lothringer. Auf einmal wurde meine Bahre hochgehoben, und im Lauffschritt trugen mich die Wackeren aus dem Gefahrenbereich. Ein paar Schüsse wurden uns noch nachgeschickt, dann hörte ich die beiden sprechen: „Jetzt sind wir wohl gerettet.“

Schwer atmend trugen mich die beiden über das Schlachtfeld dem Dorfe Rouvres zu, dort sollte ein Verbandplatz sein. War es doch keine leichte Arbeit, die schwere Tragbahre ohne Weg und Steg über die Felder zu schleifen. Noch einmal krachte es in nächster Nähe, wieder mußte ich den Leuten als Deckung dienen. Wie gut war es, daß noch der Unteroffizier mit den vier Mann bei uns waren, sie deckten unseren Rückweg im Schutze der Dunkelheit. Nach einiger Zeit, als die Träger sich in Sicherheit glaubten, warteten wir auf sie, doch vergeblich.

Ein neuer Hustenanfall raubte mir von neuem die Besinnung. Als ich erwachte, roch es stark nach Verbandstoffen. Ein Arzt beugte sich über mich,



ich fragte, wo ich sei. „Beim Regimentsstab“, hieß es zurück. Man untersuchte meinen Verband. Neben mir stöhnte jemand, ebenfalls auf einer Bahre: es war Major K, Führer der zweiten Kompanie, mit schwerem Bauchschuß. Er starb einige Tage später. Ungestüm verlangte ich nach Meß zu kommen. Eben wandte sich der Arzt ab — der offene Sanitätswagen stand neben mir — um, wie er sagte, mir eine Morphiumspritze zu geben. Da ging auf einmal ein Höllenlärm los. „En avant, en avant! Hurra!“ Ein wildes Schießen, ein Rennen in nächster Nähe. Ich schloß entsetzt die Augen, hörte noch den Sanitätswagen zuschlagen und davon galoppieren. Ich versuchte mit schier übermenschlicher Anstrengung mich aufzurichten, um zu fliehen, — stöhnend sank der Kopf auf die Bahre zurück. Ich hörte neben mir noch jemand laut aufstöhnen, noch einmal das wilde Schießen!

Da taucht aus dem Dunkel der Nacht dicht neben mir eine Gestalt, noch eine, auf. Ich versuche zu schreien, ein Husten wurde daraus. Es streicht mir jemand über die glühend heiße Stirn und Trostworte klingen an mein Ohr: „Wir verlassen Sie nicht, Herr Leutnant, die können alle davonlaufen! Wir bringen Sie schon durch!“ — Es waren meine zwei treuen Soldaten. Im ersten Schrecken der furchtbaren Panik sind auch sie davongelaufen, die Kompanie, die hier gelegen, hatte eben Kaffee kochen wollen und war dabei überrascht worden von einem französischen Gegenstoß; doch bald schlichen sich die beiden Braven zu mir in den Straßengraben zurück. — Sie hoben mich hoch und im raschen Lauffschritt gehes im Straßengraben zurück. Ringsum wahnsinniges Schießen und Schreien. Manchmal werfen sie sich platt hin und lauschen. Einer brennenden Ortschaft gings entgegen. Wir kamen endlich wieder zu den Unsrigen. Wie, das ist mir heute noch ein Rätsel!

Der Oberst und der Regimentsadjutant traten zu mir. Mir schlugen die Zähne aufeinander, ich konnte kaum sprechen, ich bat beide, mich nach Meß zu meiner Braut zu bringen. Sie versprachen alles zu tun.

Bald packte man mich wieder auf, mit Tränen in den Augen dankte ich den beiden braven Kerlen, die mich viermal unter eigener Lebensgefahr gerettet hatten, als sie zum letztenmal an die Bahre herantraten, um mir Lebewohl zu sagen. Sie hatten ihre Pflicht getan und kehrten zu ihrer Kompanie zurück. Lange dauerte der Marsch nicht. Ich wurde im Schein der brennenden Ortschaft auf ein Auto gehoben. Es lag schon jemand oben. Quer über die Karosserie lagen die beiden Bahren. Ich fiel beinahe herunter, als mit einem scharfen Ruck der Wagen sich in Bewegung setzte. Es hieß, wir werden direkt nach Meß gebracht. Ich froz entsetzlich bei der raschen Fahrt, ein furchtbarer Husten schüttelte mich, ich versuchte immer ihn zu unterdrücken, glaubte ich doch, meine arme Lunge würde dabei zerreißen. Ein Wunder wars ja nicht, daß ich so viel hustete. Hatte ich doch

nur noch Hose und Stiefel an und einen Soldatenmantel über dem blutigen Verband auf der Brust. — Wir fuhren durch die brennende Ortschaft, eine fürchterliche Hitze, ein erstickender Rauch. Mir schwand die Besinnung.

Ein scharfer Ruck weckte mich, ich war gegen den anderen Verwundeten gerollt, der leise aufstöhnte. (Man hatte mir gesagt, es sei ein Kamerad von der Maschinengewehrkompanie mit schwerem Bauchschuß). Ich höre eben eine Stimme rufen: „Sofort umkehren, da vorne feindliche Kavalleriedivision auf der Straße!“ Im Galopp hörte ich den Reiter davonjagen. Das Auto drehte um und sauste fort. Wieder war ich wie durch ein Wunder dem Feind entgangen. — Die übergroße Aufregung, das ewige Husten raubten mir wieder die Besinnung.

Ich erwachte, das helle Licht blendete mich! Ich lag auf etwas Hartem. Ein Arzt im weißen Kittel beugte sich über mich und untersuchte meinen Verband. Ich lag auf dem Operationstisch im Feldlazarett von Langhères unweit Nouvres. Wir waren also fast ganz wieder zurückgefahren. Man fragte mich nach meinem Befinden. Das einzige, was ich nur stammeln konnte, war: „Auto — Meß — Braut!“

Man trug mich fort, eine Morphiumspritze linderte die starken Schmerzen in Arm und Brust. In ein dunkles Gewölbe brachte man mich. Es raschelte, es ging über Strohlagen. — Dann setzte man mich nieder, zog den Mantel gut über mich, dann war ich allein. — Eine schreckliche Nacht wars in der kalten Kirche! Um mich herum Stöhnen, Röcheln, Hilferufen, wildes Phantasieren. Für kurze Zeit hatte mir das Morphin wohl ein wenig Ruhe gebracht, aber bald kam wieder der quälende Durst. „Wasser, Wasser,“ stöhnte ich in meiner Hilflosigkeit. Da naht auch schon ein kleiner Lichtschimmer. Kräftige Fäuste halten mir den Kopf und führen eine volle Feldflasche mir an die Lippen. Ich glaube die dunkle Liewka eines Landwehrmanns zu erkennen, der hier Wache hält. Ich starre in das Dunkel, als er mich ein wenig aufrichtet, und da sehe ich noch mehr solche Gestalten mit rührender Unermüdlichkeit zwischen den stöhnenden Verwundeten herumgehen. Ich weiß nicht, wie oft ich noch nach dem köstlichen Naß gerufen habe, weiß nur, daß mir schrecklich elend und schwach war und wie ich mit röchelndem Atem mir das bißchen Leben zu erhalten suchte. Seitdem ich mich ein wenig gekräftigt fühlte, war etwas von der alten Energie in die matten Glieder zurückgekehrt und zugleich das Bewußtsein, daß es einen erbitterten Kampf gegen die Todeschrecken galt, die ich mir schon so nahe glaubte.

Langsam kroch der neue Tag herauf, und ich begann mich in den Momenten, in denen mir das Bewußtsein zurückkehrte, ein wenig umzusehen. Ich mußte wohl dicht unter dem Altar liegen, rechts neben mir Holzbänke, links neben mir wand sich einer in furchtbaren Magenkrämpfen im Stroh;

ich lag immer noch auf meiner Bahre mit dem ärmlichen Mantel zugedeckt. Alles hatte ich verloren! „Mein Säbel!“ so suchte es mir schmerzlich durch den Sinn. Die Rechte tastete nach der Brust. Ich spürte etwas Weiches, ein hartes Schild war darauf; ich sann nach, was es sein könnte! Mein Brustbeutel mit der Erkennungsmarke darauf. Wo ich hinzusehen vermochte, überall lagen feldgraue Gestalten im Stroh. Dazwischen die Landwehrleute mit der Armbinde, rührend um die armen Verwundeten besorgt. Kaum war es Tag geworden, da ließ der nahe Kanonendonner die hohen Kirchenfenster erzittern. Und nun vernahm mein lauschendes Ohr von fern her auch das lebhafteste Infanterief Feuer. Entsetzt schloß ich wieder die Augen. Ein Hustenanfall, der mir das Blut aus dem Munde trieb, raubte mir die Besinnung.

Ein schreckliches Erwachen! Gefechtslärm in unmittelbarer Nähe. Ein furchtbares Dröhnen neben der Kirche; klirrend brachen kleine Echerben aus der weißen Scheibe. Ich sah hinaus durch das hohe Fenster, blauer Himmel, da — ich erschrak heftig — Schrapnellwölkchen zeichneten sich deutlich auf dem Blau ab — ein leichtes Plätschen, ein Fauchen der herabsausenden Sprengteile. Das Gefecht hatte sich auch hierher gezogen. Deutlich hörte ich das Geknatter der Gewehre am Ortsrand, an dessen nördlichster Ecke die kleine Kirche lag. Durch die offene Kirchentür wandten immer neue, traurige Gestalten herein; sogar Feinde wurden hereingetragen; die Kirche füllte sich mehr und mehr, je näher der Gefechtslärm zu uns heran kam. Manchmal traf ein zu hoch gehendes Geschos ein hohes Kirchenfenster. Klirrend fielen die Glassplitter auf die Verwundeten herab. Granaten hörte ich in nächster Nähe einschlagen. Unermüdlich gingen die Sanitätsleute durch die Reihen, trugen neue Verwundete herein. Der Arzt kam und beugte sich auf meinen Mund. Ich hatte ihn mit der gesunden Rechten herangewinkt. Ich konnte kaum mehr sprechen: ein Auto war für mich doch bestellt, der Oberst hatte mir versprochen, mich nach Meß zu bringen, so stöhnte ich. Er beruhigte mich. Es ginge jetzt unmöglich. Ein Auto stehe draußen bereit. Da kamen bekannte Gesichter, der Bizfeldwebel mit durchschossener Hand erzählte mir von dem schrecklichen gestrigen Abend, die Kompanie kämpfte draußen. Ein Leutnant meines Regiments kam, mit einem Bajonettstück im Bein. Er hatte mich gestern abend dort an der Mauer holen wollen, dabei erhielt er von einem der Unfrigen den Stich. Sie waren alle rührend nett mit mir. Leute des Regiments mußten sich neben mich auf die Chorbank setzen; der eine mit Schuß durchs Handgelenk, noch nicht verbunden; ein anderer Schuß durch zwei Finger der linken Hand. Ich glaubte, es ginge zu Ende mit mir. Ich diktierte mit stockendem Atem einen Kartengruß an meine ferne Braut. „Hoffe bald nach Meß zu kommen, geht mir recht gut!“ Er mußte mir

den Bleistift geben, die Karte auf den Oberschenkel gelegt, kitzelte ich, ohne zu sehen, meinen Namen darunter; die zitternde Hand ließ ich mir führen. Die Kirche war überfüllt, die Chorstühle wurden nun herausgebroschen, um Platz zu schaffen. Ich glaubte ersticken zu müssen vor Staub. Ein Krankenträger brachte Milch und Zwieback. In kurzen Schlucken schlürfte ich den Feldbecher leer. Den Zwieback brachte ich nicht herunter. Er fiel mir immer aus dem trocknen Mund. Nach dem Nuto fragte ich; es sei mit einem schwerverwundeten Major eben fort, sagte mir jemand.

Das Gefecht nahm an Heftigkeit immer mehr zu, es mußte dicht vor der Kirche sich abspielen. Da kam der junge Assistenzarzt meines Bataillons herein und trat zu mir. Einer der Leute hatte ihn auf mich aufmerksam gemacht. Er fühlte den Puls, zog den Mantel von der Brust. — Eine Minute langen Wartens, er überlegte. Dann fragte er mich: „Willst du probieren herauszukommen, meinst, daß du einen Transport noch hältst?“ Die letzte Kraft nahm ich zusammen. Es dämmerte mir, es war das letzte! Es war höchste Zeit, daß ich diesen furchtbaren Ort verließ. Ich nickte lebhaft. Er lief hinaus und brachte sechs Krankenträger mit und feuerte sie zur höchsten Eile an.

Es mußte Mittag sein, als wir die Kirche verließen. Die hellen Sonnenstrahlen blendeten mich, ich schloß die Augen, krampfhaft. Wir eilten der Feuerlinie entlang. Ich mußte mich festhalten, um nicht zu fallen. Das Zischen der Geschosse, das Krachen der Gewehre, dazwischen der Donner der Geschütze und das Pläzen der Schrapnelle! Alles wie am Tage zuvor.

Es wurde etwas stiller; wie wir durch diese Hölle eigentlich kamen, weiß ich nicht mehr. Neben mir trabte der Assistenzarzt und trieb die Träger zur höchsten Eile an. Sie wechselten sich ab bei dem raschen Lauf. Manchmal lagen wir alle im Straßengraben und suchten Deckung.

Endlich erreichten wir einen Wagen voller Leicht- und Schwerverwundeter. Mit ein paar energischen Worten holte der Assistenzarzt einige Leichtverwundete, die gehen konnten, vom Wagen herunter und ließ mich dafür hinaufheben. Der Leutnant mit dem Bajonettstich im Bein fand ebenfalls Platz oben. Das einzige Pferd, das vor den großen Leiterwagen gespannt war, konnte vor Entkräftung und Überlastung kaum ziehen. Mit Hieben wurde es vorwärts getrieben.

Wir folgten der Straße, hinter uns der wilde Gefechtslärm, der immer näher kam. Von links nach rechts überquerten die Straße zurückgehende Schützenlinien, Verwundete, durchgegangene Pferde. Es mußte ein kritischer Tag heute sein! Ich hielt den Tag für verloren! Doch es sollte anders kommen.

An der Feldartillerie kamen wir vorbei, die die zurückgehenden Kameraden aufnahm und unbekümmert über uns hinwegfeuerte. Weiter hinten stand die schwere Artillerie, schwere Feldhaubitzen mochten es sein. Auch sie feuerten

wie wahnsinnig in die nachdrängenden Franzosen, auch an ihr kamen wir vorbei. Granaten rissen neben uns die Felder auf, Schrapnelle fuhren zwischen die Geschütze. Die Verwundeten klanmerten sich an den Wagen fest, die Krankenträger mußten oft in die Speichen greifen, um dem todmatten Pferd die Last zu erleichtern. Weiter ging's, durch verkohlte Ortschaften; kaum wagte der Führer des Wagens, ein Musiker und Hilfskrankenträger meines Regiments, durch die Trümmerhaufen zu fahren, wußten wir doch alle, wie schonungslos die erregten Einwohner alles über den Haufen schossen. Wie von einem Schutzengel geleitet, passierten wir ungehindert die verwüsteten Häuserreihen. Für mich war diese Fahrt auf dem holprigen Wagen geradezu eine Tortur. Dieses Stoßen und Schütteln mochte meiner zerschossenen Lunge nicht wohl tun. Der leichtverwundete Wizefeldwebel meiner Kompanie hielt mich fast immer in den Armen, um mir bei dem schrecklichen Husten, der meine zerrissene Brust zerquälte, eine kleine Erleichterung zu schaffen. Für unseren quälenden Durst war bald kein Wasser mehr vorhanden, obwohl die mitleidigen Krankenträger den letzten Tropfen opferten.

Bald kam mehr Leben auf die Straße. Schwere Lastautomobile mit Munition, neue Truppen, Artillerie strömten eilig dem Gefechtsfeld zu. Ein Stabsarzt wollte vorbeireiten, er wurde gebeten, nach mir zu sehen. Wir hielten; er fühlte meinen Puls und gab mir eine Spritze Morphinum in den bloßen Arm. Dann ging's wieder weiter. Die Straße war still geworden, da trabte Kavallerie vorbei. Wir sollten nicht weiter fahren, eine französische Kavallerieabteilung sei da vorne, sagten sie. Nach kurzem Überlegen fuhren wir doch weiter, aber vorsichtig. Was sollten wir denn hier auf der Straße, — und zurück? Nie! Ungehindert kamen wir weiter an ein großes weißes Fabrikgebäude, das Genfer Kreuz winkte von weitem. Ein Gedränge herrschte in dem weiten Vorhof. Wagen mit Schwerverwundeten warteten abgeladen zu werden, Leichtverwundete warteten auf die Aufnahme. Landwehrleute gingen herum und verteilten Wasser und etwas Milch. Endlich fuhren wir vor den Eingang. Man wollte mich herunternehmen. Ich wehrte mich heftig, ich wollte unbedingt heute noch nach Metz fahren. Man sagte mir, es seien noch mindestens vierzig Kilometer. Es war mir gleich. „Und wenn wir morgen früh ankommen.“ Endlich ließ man mir den Willen. Mein Regimentskamerad und der Wizefeldwebel blieben mit ein paar Krankenwärtern auch sitzen. Es mußte meiner Schätzung nach zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags sein, als wir das Lazarett verließen.

Draußen auf der Landstraße ritt mein Bataillonskommandeur mit seinem Adjutanten eben vorbei. Der letztere erkannte mich: „Armer Kerl, gute Besserung!“ Ein Händedruck vom Pferde herunter und fort war er. — Weiter ging die schreckliche Fahrt, bergab ins Tal der Orne bei Auboué.

Wir kamen an Infanterie vorbei, die vom Gefechtsfeld zurückkehrte. Da, auf einmal, bekannte Gesichter. „Der Herr Leutnant, der arme Herr Leutnant!“ gings durch die Reihen. Ich wollte mich aufrichten, der Vizefeldwebel stützte mich, ich winkte den guten Leuten meiner Kompanie zu, da kamen sie heran, Unteroffiziere und Mannschaften umdrängten den Wagen und wollten mir alle die Hand drücken. Im Fieberwahn wollte ich von meiner Bahre aufstehen und aus dem Wagen springen. Nur mit Mühe hielt man mich fest und zog mir den schützenden Mantel über den nackten Oberkörper. Ich stöhnte, schreien konnte ich nicht mehr: „Laßt mich, ich bleibe bei meiner Kompanie!“ Wir fuhrn der Kompanie voran, es ging bergab. Am Anfang der Kompanie mein Zug, — den ich gestern noch ins Gefecht geführt — wie ein Lauffeuer wars gestern durch die kämpfenden Schützenlinien gegangen: „Der Herr Leutnant ist gefallen!“ Und nun sahen sie mich wieder und ich sie. Mein Unteroffizier, der junge Jähnrich voran und die Leute meines Zuges drängten sich um den Wagen, der gute Jähnrich schämte sich seiner Tränen nicht, und mancher fuhr sich mit der harten Faust über die nassen Augen. „Lebt wohl, ihr guten Kerle! Seid brav. Ich werde wohl sterben!“ stammelte ich noch. Dann konnte ich nicht mehr; schluchzend fiel ich in meine Bahre zurück, ein heftiger Hustenanfall schüttelte mich. Mein Hauptmann drängte gleichfalls sein Pferd heran, er ritt der Kompanie voraus; ich konnte nicht mehr; stumm drückte er mir die Hand; dann wandte er sich ab. —

Heute, wo ich durch die Erzählungen meiner Braut und meiner Leute weiß, wie furchtbar zerfallen ich ausgesehen habe, ist mir die tiefe Rührung und die herzliche Anteilnahme aller, die mich auf dem Transport gesehen, leicht verständlich. Nur mit Hose und Stiefel bekleidet, die entblößte, blutige Brust mit einem vom vielen Bluthusten rot gefärbten Mantel bedeckt, so lag ich zähneklappernd auf dem holprigen Leiterwagen. Die todesmatten Augen lagen tief in den Höhlen, tiefblaue Schatten in dem fahlen Gesicht, in dem die blassen, bläulichen Lippen kaum zu erkennen waren. Dazu der quälende Husten, den ich vergeblich zu unterdrücken versuchte, er zerriß mir fast die armen Lungen.

Mehr tot als lebendig kamen wir endlich über die deutsch-französische Grenze in St. Marie-aux-Chênes an. Aus der Schlacht abgelöste Truppen und hilfsbereite neugierige Ortseinwohner drängten sich auf der engen Dorfstraße. Ich vermochte nicht mehr zu sprechen. „Auto — Weg,“ stammelte ich nur noch. Mein verwundeter Kamerad war rührend besorgt um mich, mit energischen Worten schaffte er warme Milch herbei, traf einen Kameraden von unserer bayrischen Fußartillerie, der uns endlich zu einem freiwilligen Sanitätsauto verhalf. Vorsichtig hob man mich aus dem Leiterwagen, auf dem ich in mindestens acht Stunden dreißig Kilometer

zurückgelegt hatte. Ein paar Weiber heulten, als man mich auf die Bahre des Sanitätsautos bettete. Ein Soldat mit einem schweren Lanzenstich teilte mit mir den Wagen. Vorne saß neben dem Wagenführer mein verwundeter Kamerad. Ich hatte ihn gebeten, an der Wohnung meiner lieben Braut vorzufahren und mich dann in das nächstgelegene Festungslazarett zu bringen. Es war ein für Kriegszwecke umgearbeitetes kleines Lastauto ohne Gummireifen. Außer dem Soldaten hatten noch ein freiwilliger Krankenträger und der an der Hand verletzte Bizfeldwebel meiner Kompanie, der mich keinen Moment aus den Augen ließ, Platz genommen. Dem Krankenträger war kurz vorher das Auto über den Fuß gefahren, als sie, bei ihrem Liebeswerk auf offener Straße von den Franzosen überrascht, schnell umkehren mußten, um der Gefangenschaft zu entgehen. Es dämmerte schon, als wir in St. Privat ankamen. Dicht gedrängte Soldaten auf der Straße fragten uns nach dem Stande der Schlacht. Ich war tatsächlich am Rande meiner schwachen Kräfte, ich konnte nicht mehr, spürte ich doch das hartnäckige Ringen meiner jugendkräftigen Natur mit dem Tode. Angstlich fühlte der Krankenträger meinen Puls und versuchte mich zu trösten. Nach dem Verlassen von St. Privat ab weiß ich nichts mehr von der schrecklichen Fahrt, ging es doch steil in das Tal von Châtel hinab; ich verlor das Bewußtsein.

Da hörte ich wie aus weiter, weiter Ferne Stimmen! Das Auto schien zu halten. Da beugt sich jemand über mich und küßt mich: „Ernsti, armer Ernsti! Wir pflegen dich gesund!“ Ich glaubte meine kleine Braut zu erkennen. „Mädi“, lallte ich und schloß die Augen. Gesund? ich schüttelte traurig den Kopf. Da faßte eine schwielige Hand nach mir: „Armer Herr Leutnant!“ — Mein treuer Bursche war es, der unter unsäglichen Anstrengungen vom Schlachtfeld zu meiner Braut geeilt war, um ihr Nachricht zu bringen. „Jakob, — du mußt wieder — hinaus —, draußen — stehts so schlimm!“ hatte ich ihm ins Ohr geflüstert. Er schluchzte leise, als ich ihm zum letztenmal die Hand gab. — —

Wir fuhren noch die paar Schritte zum nahen Festungslazarett. Man legte mich auf den Operationstisch, zog mich aus und verband mich neu. Ich sah noch das rote Blut aus einer Brustwunde quellen. Dann wurde es wieder Nacht um mich. — —

Als ich erwachte, hielt mich eine treue Schwester des roten Kreuzes in den Armen, — der gräßliche Husten! — Ich verlangte nach meiner Braut. —

Am frühen Morgen kam sie mit dem Arzte, bereit mit mir den schweren Kampf um mein junges Leben durchzukämpfen. Acht Tage und Nächte wick sie nicht von meinem Krankenlager, bis die schwere Krise überwunden war und der Arzt eine Hoffnung gab. Ihrer treuen, hingebungsvollen Pflege verdanke ich heute mein Leben.

\*\*\*

## Clausewitz

von Lucia Dora Frost

In der Fähigkeit, einen Krieg zu beenden, haben alle Kriegsschriftsteller, die mehr als militärische Fachleute waren, die eigentliche Kunst der Kriegführung erkannt. Die militärische Wissenschaft reicht nur für die Fragen aus, die vor dieser Aufgabe liegen: Fragen der Kriegsvorbereitung, der Heeresorganisation und Ausbildung, des Aufmarsches, der Einleitung des Feldzuges bis zu den ersten Schlachten, also für das, was sich planmäßig beherrschen läßt. Jenseits dieses Gebietes beginnt mit dem Ziel, den Krieg zu Ende zu führen, die intuitive Entscheidungsweise, die man als Kunst bezeichnet, weil sie die ganze unberechenbare und vielartige Fülle der menschlichen Dinge ohne jede fachmännische Beschränkung berücksichtigen muß. Diese Ablösung der Kriegswissenschaft durch die politische Kriegskunst und ihre schließliche Verdrängung im Verlauf eines Feldzuges ist uns durch die Rolle Moltkes und Bismarcks geläufig geworden, insbesondere durch den Begriff „Nikolsburg“, Bismarcks verzweifelte Anstrengungen, das Steuer in seine Hand zu bekommen.

Trotzdem besteht natürlich die Ansicht, daß der Krieg von Anfang bis zum Schluß eine wesentlich militärische Angelegenheit sei. Diese Theorie meint, ein Krieg kann heute nur beendet werden, wenn die militärischen Machtmittel des Gegners vernichtet werden; deshalb muß man den Krieg schnell und entscheidend führen, überraschend und mit äußerster Wucht, mit vollem Einsatz der Kräfte und Verzicht auf strategische Reserven; da der Sieg stärker macht und den Feind schwächer, so kann man ihn immer zum zweitenmal schlagen, wenn man nur ohne Schlachtenscheu, ohne Blutscheu den Stoß in derselben Richtung verfolgt. Die Hemmungen des Sieges, die Hinderung der Kriegführung in einem feindlichen Medium lassen sich durch rücksichtslos zupackende Kriegführung beträchtlich vermindern und überwinden. Es ist nur eins nötig zum vollen Erfolg: daß man mit der Übermacht anfange. Man muß stärker gerüstet sein als der Gegner. Die Krönung dieser Kriegführung ist die Einkreisung der feindlichen Heeresmacht. Die Diplomatie schweigt in ihr und empfängt den endgültigen Sieg aus der Hand des Feldherrn: Der Wille des Feindes ist vernichtet, verfährt mit ihm, wie euch gutdünkt.

Diese militärische Auffassung des Krieges kann sich auf Clausewitz berufen, auf seine Formulierungen des absoluten Krieges und der Vernichtungsstrategie, auf seine Warnungen vor der Kriegführung, die nur eine verschärfte Diplomatie ist, mit strategischen Drohungen und Demonstrationen operiert, die nur unternimmt, wozu sich gerade eine vorteilhafte Ge-



legenheit bietet, die von der Zeit etwas erwartet und unter dem Vorwand methodischer Kriegsführung eine Sicherheits- und Gelegenheitsstrategie mit Kordonstellungen einrichtet, die zu keinem Ende führt und niemals der Politik eine Basis für einen tüchtigen Frieden liefert. Der Begriff, den Clausewitz in die Lehre vom Kriege eingeführt hat, ist der des absoluten Krieges, der kein anderes Ziel kennt, als den Willen des Gegners niederzurufen und auf keine anderen Waffen rechnet als die militärischen und gerade die Beendigung von nichts anderem erwartet als von der äußersten Anwendung der kriegerischen Mittel bis zur moralischen und physischen Vernichtung des Gegners. In dem allgemein bekannten Satz vom Krieg als der Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln kann man den Ton auf das Wort „anderen“ legen, ohne gegen Clausewitz zu verstoßen; denn nach ihm sind „Krieg und Frieden im Grunde Begriffe, die keiner Gradation fähig sind“.

Die entgegengesetzte Auffassung, daß die Leitung und Beendigung des Krieges die Aufgabe der Politik sei, ist die ältere. Nach ihr hat die Heerführung nur eine beratende, keine entscheidende Stellung in der Kriegsführung. Der Krieg ist danach kein Ding für sich, sondern ein Glied in der Kette der Beziehungen zwischen den Völkern, ein Versuch, aus einem bis zur Unerträglichkeit gespannten Zustand in bessere Beziehungen und Verkehrsformen zu gelangen. Selbst die strategischen Hauptbeschlüsse sind nach dieser Auffassung in den Händen des Staatsmannes besser aufgehoben, weil die militärischen Autoritäten ihrer Natur und Erziehung nach nur das Heerwesen des Gegners berücksichtigen, der Krieg aber — und gerade der absolute Krieg am meisten — nicht ein Kampf von Heeren, sondern von Völkern ist, also intime Kenntnis der Nationen verlangt, ihrer Seele, ihrer Schwächen und Stärke, ihrer geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Absichten und Notwendigkeiten, ihrer Natur und ihrer führenden Kräfte. Der Krieg erfordert nicht fachmännische Einseitigkeit, sondern Ubiquität des Urteils. Und deren Wert tritt besonders dann hervor, wenn es sich um den Kampf gegen eine Koalition handelt, also um die Entscheidung, gegen welchen Gegner die strategische Defensive und gegen welchen die Offensive anzusetzen und wie die Einheit des Interesses bei ihnen am sichersten zu zerstören ist. Als nach Königgrätz die Frage auftauchte, was im Fall einer französischen Kriegserklärung zu tun wäre, wurde die Überlegenheit des Bismarckschen Urteils über Moltke, des ganzen Menschen über eine große Fachbegabung, überwältigend offenbar.

Wer so den Krieg für keine rein militärische Angelegenheit hält, kann sich gleichfalls auf Clausewitz berufen. Alles, was Bismarck zu diesem Punkt geäußert hat, würde Clausewitz wahrscheinlich mit wahren Entzücken unterschrieben und bestätigt haben. Er sagt es fast mit gleichen

Worten: Nach ihm „ist der Krieg nur ein Instrument der Politik“; der politische Zweck bestimmt die Strategie, das Maß der Anstrengungen und die Anlage der Operationen; der Krieg ist „ein Akt des menschlichen Verkehrs“; er hat nur eine andere Grammatik, aber nicht eine andere Logik wie die Politik.

Daß sich zwei einander befehdende Auffassungen vom Kriege auf Clausewitz berufen können, ist kennzeichnend für sein Werk. Man hat den Widerspruch damit entschuldigen wollen, daß das Buch in einem Zeitraum von fünfzehn Jahren entstanden und nicht fertig geworden ist (Clausewitz starb 1831, fünfzigjährig, an derselben Cholera-Epidemie wie sein Chef Gneisenau), und gewiß ist manche Unebenheit, der Widerspruch mancher Sätze und Urteile, die einander aufheben, damit zu erklären und zu entschuldigen. Aber einen so großen Gegensatz, wie er zwischen der Lehre von der absoluten Kriegsführung und der Forderung, die Kriegsführung der jeweiligen Politik unterzuordnen, zu bestehen scheint, kann man nicht auf die gleiche Stufe mit kleinen Ungereimtheiten setzen. Clausewitz unterscheidet einmal (die Unterscheidung ist nicht durchgeführt) zwischen dem Kriegsziel und dem Kriegszweck; das Kriegsziel ist militärisch und ist im idealen Fall die Vernichtung und völlige Niederzwingung des Feindes, der Kriegszweck ist politisch und in jedem Fall der übergeordnete Bestimmungsgrund. Es kommt darauf an, beides, Zweck und Ziel, in festen Einklang zu bringen. Clausewitz' Werk ist keine widerspruchsvolle, sondern eine umfassende Darlegung; ein größeres Unrecht kann man ihm nicht tun, als aus seiner Vollständigkeit einen Widerspruch zu machen und eine einseitige Lehre auszufordern.

Das Eigentümliche dieses Geistes war die zentrale Betrachtungsart, der starke Drang, das Ganze der Sache von innen zu sehen, nicht systematisch die Peripherie zu umschreiten. Den Geist kühner Einfachheit, der aus dem Krieg eine Einheit macht, suchte er auch in den Mittelpunkt der Theorie zu stellen. Er hat sein Werk selbst einmal als „eine Wanderung zwischen den Grundvorstellungen der Sache“ bezeichnet. Das ist es auch. Als wissenschaftliches Werk, als praktische Systematik der Kriegeskunst darf man es weder lesen noch benutzen, wenn es auch so angeordnet ist. Es ist eine Bemühung, mit allen Kräften des Verstandes und Gemütes den Kern des Problems in prägnanten Zustand zu versetzen und zum Schwingen zu bringen, wie Montesquieu den Geist der Gesetze beschwören und zur Produktivität bewegen wollte. Es ist ein Essay. „Die Art, wie Montesquieu seinen Gegenstand behandelt hat, habe ihm dunkel vorgeschwebt“, bekannte er; und der zulängliche Umfang seines Urteilsvermögens, seine Erschlossenheit für die psychischen und moralischen Werte, seine Menschen- und Weltkenntnis, seine Empfänglichkeit für die Verbindungen von Geist

und Gemüt, die das Persönliche ausmachen, seine Sicherheit im Abschätzen der Imponderabilien stellen ihn in die Reihe der bleibenden Essayisten; denn alle diese Gaben werden bei ihm Wort, Formel, Ausdruck, oft schlagend und fast unvermittelt, immer wirksam. Sein Stil hat etwas vom Geiste des Krieges behalten; wie ihm der Krieg weder in der Geistigkeit, noch in der Leiblichkeit zu wurzeln schien, sondern in den Nerven, in der „Amphibienatur, die wir Nervensystem nennen, die mit der einen Seite der Materie, mit der anderen dem Geiste zugewendet ist“, so scheint auch sein Stil nicht aus der Anschauung und nicht aus dem Geist zu dringen, sondern aus den Nerven, sehr anziehend und sehr unbequem.

Der Gegenstand seiner Darstellung ist das Unsichtbare des Krieges. Er hatte ein nervöses Gefühl für die Spannungszustände, für das Atmosphärische des Krieges, für Art und Grad seiner Spannung, für Aufsammlung und Entladung, für den herannahenden Umschlag, für den ganzen fließenden Spannungswechsel, wie er sich aus der Psychologie der Kämpfenden oder der Situation ergibt. Der Wert jeder militärischen Maßregel hängt davon ab, in welchen Zustand sie fällt. „Valmy war nur eine Kanonade und entschied mehr als Hochkirch,“ weil sie aus der Spannung losbrach, während der Überfall Dauts in einer indifferenten Phase stattfand, als Geburtstagsfeier Maria Theresias. Das Gefühl für die innere Landschaft des Krieges wollte Clausewitz wecken und in Formeln und Begriffen faßbar machen. Der Krieg war ihm „ein Ding, das bald mehr, bald weniger Krieg ist“. Und was für den Verlauf des einzelnen Feldzuges galt, das war natürlich erst recht anzuwenden für die Gesamtheit der Kriege. Keiner glich dem andern, jeder hatte seine besondere Spannungsbreite, und damit seine eigene Individualität, vom blutigen Ernst bis zum ritterlichen Spiel. Wer die Besonderheit des einzelnen Krieges verkennt, die Details nicht vom Ganzen aus beurteilt, der muß aus den Ereignissen falsche Schlüsse und Axiome ziehen, und der Politiker und Feldherr, der sich über den Kriegsgrad täuscht, büßt mit der Niederlage. Clausewitz behandelt also den Krieg nicht wie die Theoretiker vor ihm als mathematisches Gebilde mit feststehenden Gesetzen sondern als lebendiges Stück Natur oder auch Unnatur. Seine Darstellung umfaßt die ganze Reihe der Kriege vom elementaren Ereignis bis zum Feuerwerk.

Um feste Punkte zu haben, spannte er die Kette von Kriegen, die im Charakter alle verschieden sind, ein in den alten Gegensatz von Ideal und Wirklichkeit. Aber da es ihm nicht angebracht schien, vom idealen Krieg zu sprechen, so unterschied er zwischen dem wirklichen Krieg und dem absoluten Krieg. Der absolute Krieg ist ihm der aus der Idee des Krieges abgeleitete, und die Idee des Krieges Wehrlosmachen des Gegners, Ver-

nichtung der Kraft, womit der Gegner sich widersetzen kann, so daß am Ende des Krieges nur einer der Partner noch einen Willen hat. Ein Krieg, der diesem Ideal am nächsten kommt, gibt eine Vorstellung vom absoluten Krieg, und Clausewitz fand in den Kriegen Napoleons, den er den „Kriegsgott selber“ nannte, die Idee fast verwirklicht; er untersuchte, welche Umstände den absoluten Krieg ermöglichen und fand: Teilnahme des ganzen Volkes, Größe des Zweckes, Größe der Gefahr nähern einen Krieg seiner absoluten Form. Je leidenschaftlicher die Teilnahme, je mehr zu verlieren und zu gewinnen ist, desto eher entsteht die „totale Entladung des Gegensatzes“, der unbefangene, rücksichts- und lückenlose Krieg, die „Tendenz zum Äußersten“.

Für Clausewitz war also der napoleonische absolute Krieg das, was für Montesquieu die englische Verfassung war, das Ideal, die dem Geist der Dinge entsprechende Form. Aber wie Montesquieu vermieden hat, dieses Ideal nun auch zu fordern, vielmehr die natürliche Abhängigkeit der Verfassung von den Landes- und Volkszuständen berücksichtigte, so hat auch Clausewitz neben der aus dem Geist des Krieges folgenden Kriegsführung die einer gemäßigten Situation angepasste gebilligt. Er erörtert deshalb auch den „wirklichen“ (bedingten) Krieg, den in der Geschichte gewöhnlichen Fall, daß ein absoluter Krieg, also ein Kampf auf Leben und Tod nicht stattfindet, sondern ein Kampf um ein mehr oder weniger bedeutendes Wertobjekt. Es gibt also nach Clausewitz eine ganze Skala von Kriegen, vom ganz spezifisch reinen, absoluten Krieg, der unbedingt, rücksichtslos, wild und brutal geführt wird mit allen Mitteln, die zum Ziel führen, ohne Schonung der Hilfskräfte des Landes bis herab zum Kabinettskrieg um den Besitz einer Stadt oder eines Besitztitels, also einem Krieg, der nur eine Mobilisation ist, eine verschärfte diplomatische Verhandlung unter Waffen, eine kriegerische Demonstration, bei der die Heere einander „beobachten“, umeinander herumziehen und, wenn die Gelegenheit günstig ist, einander wohl auch Schaden zu tun versuchen. Ein solcher ermäßigter Krieg war zum Beispiel von seiten der Alliierten die Kampagne nach Frankreich im Jahre 1792; da man nur die Legitimität wieder herstellen wollte, gedachte man einen äußerst schonungsvollen Krieg zu führen; man schonte das Land, man schonte die Einwohner, man schonte seine Soldaten, ja man schonte auch den Feind und zog sich ohne Schlacht rücksichtsvoll vor ihm zurück. Dem absoluten Krieg nähern sich außer einigen Kriegen des Altertums nur die berühmten Feldzüge Gustav Adolfs, Karls XII., Friedrichs und Napoleons.

Clausewitz hielt auch für die Zukunft alle Arten des Krieges für möglich. Er fand es sinnlos, von einem belanglosen, peripheren Krieg oder einer militärischen Expedition dieselbe Führung zu erwarten wie von einem

Krieg zweier Großmächte um ihr Schicksal. Nur eines verlangte er: daß man sich darüber klar sei, auf welcher Stufe zwischen absolut und beschränkt der Krieg stände, den man zu führen gedächte. Von der Individualität des Krieges, von seiner Art und seinem Zweck, meinte er, hänge alles ab, die Strategie und der Grad der Energie, bis zu welchem man gehen wolle und müsse. Sich des Charakters und der Physiognomie des Krieges bewußt zu werden, seine großen Züge klarzulegen, ihn in eine starke Einfachheit zu denken, damit müsse man anfangen, weil „im Krieg mehr als anderswo die Teile durch das Ganze bestimmt und von dem Charakter desselben durchdrungen und wesentlich verändert werden“. Da aber der Zweck am meisten den Sinn des Krieges bestimmt, würde er es für einen Kardinalfehler gehalten haben, in einem Krieg den Kriegszweck im Ungewissen zu lassen. Vom Kriegszweck muß man ausgehen seiner Lehre nach; er gibt dem Krieg eine gesunde Bestimmtheit; ohne möglichst genau umgrenztes Ziel verliert sich ein Krieg ins Uferlose, Planlose. Deshalb erschien ihm Friedrichs Kriegführung groß, weil er immer in einem Rahmen operierte; er bewunderte „die geräuschlose Harmonie des ganzen Handelns, die sich erst im Gesamterfolge verkündet; die verhaltene Kraft, die immer im Gleichgewicht schwebt, die es nie an Nachdruck fehlen läßt, sich im Augenblick großer Bedrängnis zum Erstaunenswürdigen erhebt und im nächsten Augenblick wieder ruhig fort oszilliert, um dem Spiel der leisesten politischen Regungen sich unterzuordnen“. Aber auch kleinere läßt er gelten; er erkennt ihre Leistung an, wenn nur das Gefühl für die Gesamtarchitektur eines Krieges in ihnen vorhanden ist, für die Harmonie von Ziel, Zweck, Mittel und Widerstand.

Eine gewisse Vorliebe für den absoluten Krieg läßt sich an Clausewitz freilich nicht leugnen. Sie erklärt sich zum Teil aus seiner psychologischen Situation. Er hatte keine subjektive Autorität wie Friedrich oder Napoleon, die ihre Auffassung vom Kriege einfach in Instruktionen, Dienstordnungen und Befehle umsetzen konnten. Er mußte sich deshalb auf das Wesen der Sache berufen, ihren innersten Begriff sprechen lassen und wie ein philosophischer Gesetzgeber den kategorischen Imperativ des Krieges aus dessen Kategorie ableiten. Als objektive Autorität konnte er auf diese Weise Gehorsam und Wirkung erzwingen, die sonst nur der absolute Herrscher, solange er lebt, erreichen kann. Außerdem saß ihm, wie allen seinen preussischen Zeitgenossen, die Erfahrung im Blut, daß Preußen seine Niederlagen seiner gemäßigten Auffassung der politischen und militärischen Situation verdanke. Es war hinter der absoluten Kriegführung mehr als sein Gegner zurückgeblieben, und Clausewitz fürchtete die Wiederkehr dieser Zeit, wo uns beide Arme vom Leibe gehauen wurden, bevor wir zum richtigen Begriff der Lage kamen. Er konnte also den absoluten Krieg als Ver-

theidigung empfehlen, wie er als die Lehre von 1806 in dem preussischen Grundsatz aufgefaßt wird: Führt den Krieg, wie ihr wollt, wir führen ihn zu unserer Sicherheit absolut. (Man muß indessen zugeben, daß dieser Grundsatz den Entschluß zum Kriege und damit unsere Politik in gewöhnlichen Zeiten erschwert, weil sie im Frieden uns hemmt und unsern Gegnern die Möglichkeit des Krieges unwahrscheinlich macht.) Dazu kommt bei Clausewitz die Erfahrung, daß erst im absoluten Krieg Technik und Geist des Krieges die besondere harte, unwiderstehliche Verbindung eingehen, die schon Homer darstellte: erst als die Griechen zwischen Wall und Meeresenge in der äußersten Not sind, stehen die Phalanxen so, daß beide Gottheiten des Krieges nichts zu tadeln fänden, weder der kriegsfundige Ares noch die Volksaufregerin Pallas.

Unberührt von dieser Vorliebe bleibt die Grundwahrheit des Buches „Vom Kriege“: Jeder Krieg ist ein besonderes Ganzes, kann nicht als System und Folge militärischer Maßregeln angesehen werden, nicht durch Summierung und Sammlung militärischer Erfolge allein glücklich beendet werden, sondern wird in allen Teilen vom Zweck, vom Ende aus bestimmt; er ist ein teleologisches Kunstwerk. Steht der Zweck fest, wie es in den Schlesischen, in den Befreiungs- und in den Einigungskriegen der Fall war, so läßt sich daraus Widerstand, Mittel, Schwerpunkt des Widerstandes, Richtung des Angriffs bestimmen. Also bedingt die Politik die Strategie. Ist sie stark, klar, entschieden, führt man den Krieg nur im äußersten Fall, läßt ihn sich aber auch nicht aufdrängen, so wird auch der Krieg die absolute Form annehmen, wird wirklich die Fortsetzung der Politik sein, ihre Logik haben, ihr Instrument sein.

Wißt man den gegenwärtigen Krieg an diesen Begriffen, fragt man, auf welche Stufe der Skala er gehört, und wie genau er auf seinen Zweck hingeführt wird, so scheint es unzweifelhaft, daß er zu den absoluten Kriegen zu rechnen sei. Die Teilnahme der Nationen ist, mindestens auf dem Kontinent, von absolutem Umfange, die Einheit des Gefüges, die Unterordnung des ganzen Lebens unter die Kriegsnotwendigkeiten, die Größe der materiellen Anstrengung, die Leidenschaft der Anteilnahme, das alles ist im wesentlichen kaum noch zu überbieten. Die rücksichtslose Anwendung der Kriegsmittel hat fast ihren denkbar äußersten Grad erreicht. Man hat sogar noch die Benutzung der Mittel hinzugefügt, die nicht eigentlich zu den Waffen zu rechnen sind, die Falschnachrichten und Verleumdungen zur Erregung der öffentlichen Meinung, schließlich die Plünderung und Mordbrennerei aus strategischen Gründen und den Aus Hungerungsversuch. Denkt man nach, was spätere Kriegsführung noch hinzufügen könnte, so findet man nur noch die Anwendung der chemischen und physiologischen Gifte, den bakteriologischen Krieg mit den entsprechenden Schutzimpfungen und

instigen wissenschaftlichen Abwehrmitteln und allenfalls noch das völlige Aufhören der Unterscheidung von militärischer und Zivilbevölkerung, von Privat- und Staatseigentum. Aber schon jetzt geht die Kriegführung materiell über das hinaus, was Clausewitz sich unter absoluter Kriegführung vorstellte. Und doch würde er etwas vermisse haben, was ihm zum Begriff des absoluten Krieges gehörte.

Er setzte den absoluten Krieg nicht nur dem matten, schwächlichen, schonungsvoll, unentschieden, mit halber Energie geführten gegenüber, sondern auch die sogenannte „methodische“ Kriegführung. Darunter ist zu verstehen eine Kriegführung, die zwar alle Mittel anwendet und den ganzen Umfang der Kräfte ins Feuer bringt, aber zur strategischen Richtschnur Sicherheit nimmt; also eine Kriegführung, die Gefahr und Mut und Kühnheit in die Taktik verweist, das Ganze aber nicht aufs Spiel setzen zu dürfen glaubt, dafür aber auch auf ganz große Erfolge verzichtet, eine Führung, die die Tüchtigkeit der einzelnen summiert, nicht wie Napoleon und Bismarck sie potenziert, deren Krieg mehr eine Leistung als eine Tat ist. Clausewitz, der Genosse der Scharnhorst und Gneisenau, konnte zu solcher Methode kein Herz fassen. Daß sie mit der Idee des absoluten Krieges nicht vereinbar sei, begründet er in seiner philosophischen Art: das Element, in dem der Krieg stattfindet, sei die Ungewißheit und die Gefahr, und Kühnheit die Tugend, mit der man ihm gerecht wird. Ohne Kühnheit nutzt man die Gewinnchancen, die im dringenden Dunkel der Gefahr liegen, nicht aus und überläßt sie dem Gegner. Im Gefecht sei der physische Mut nötig, in der höheren Führung der Mut des Verstandes, le courage d'esprit oder, wie Friedrich, der die physiologische Bezeichnung der moralischen vorzog, sagte: la vigueur de l'esprit. Wie der natürliche Mut aus der Körperkonstitution entspringt, so der Mut des Geistes aus einem von Kräften strotzenden, erprobten, reifen, seines Urteils sicheren Verstande, beflügelt durch einen hohen Ehrgeiz oder eine verzweifelte Lage. Clausewitz gab zu, daß die Kühnheit des Verstandes gegenüber der Gefahr und Ungewißheit an den höheren Stellen ungleich größeren Widerstand findet als unten. An taktischer Entschlossenheit, an mutigen, wagenden Unterführern, die nicht von der Furcht vor einem möglichen Mißerfolg gelähmt werden, wird es niemals mangeln. Aber das Ganze aufs Spiel zu setzen, um eines möglichen großen Erfolges wegen: dazu gehört eine übermenschliche Natur oder, wie in den Freiheitskriegen, ein ungewöhnlicher Grad von Gefahr. In der strategischen Gesamtanlage wird deshalb die Möglichkeit des Fehlschlagens am stärksten hemmend wirken und das Sicherheitsbedürfnis stetig zu breiter, methodischer, alles deckender Kriegführung anregen. Für den gegenwärtigen Krieg kann man nur sagen: zum kühnen Gesamtwagnis, mit Opfern ganzer Provinzen (was übrigens einem

Generalstab immer leichter fallen muß als einer Dynastie, auch durch Mordbrennerei erschwert wird und im Interesse späteren Sicherheitsgefühles der Provinz heute nicht mehr so leicht ist wie früher) lag kein Anlaß vor. Weder die Lage noch die handelnden Personen waren dazu angetan. In diesem Punkte würde nach Clausewitz der gegenwärtige Krieg hinter dem absoluten zurückstehen. Aber vielleicht gilt auch für das militärische Gebiet ganz allgemein der Satz: die Kunst ist zu Ende, die Leistung hat begonnen. Man muß sich dann aber auch eingestehen, daß das Schicksal für Tüchtigkeit nur einen Tüchtigkeitspreis und keinen ungewöhnlichen Heldenlohn bereit hält.

Wenn man nun der Versuchung nachgäbe, den Krieg an Clausewitz' Forderungen zu messen, daß alles vom Endzweck gelenkt werde, so würden wir vor der Meinung stehen, daß wir allerdings mit dem Kardinalfehler begommen hätten, nicht die Angreifer zu sein und also von Anfang an keinen positiven Zweck gehabt haben und daß überdies einmütig beschlossen wurde, dieses Versäumnis nicht nachzuholen. Aber die Ereignisse selber haben diesem Mangel bald abgeholfen und uns einen neuen Zweck über das Selbstverständliche der Verteidigung hinaus gesetzt. Die Individualität dieses Krieges, soweit sie vom Zweck bestimmt wird, ist durch die Tatsache gekennzeichnet, daß Großbritannien Landmacht wird, daß die Entwicklung des Seewesens es dazu zwingt, daß wir also mit der bisherigen Westgrenze relativ geschwächt und tödlich verwundbar aus diesem Kriege hervorgehen würden und deshalb im Rahmen der Verteidigung und Selbsterhaltung bleiben, wenn wir sie dementsprechend und zwar ganz beträchtlich ändern. Das ist die einzige neue Tatsache, die uns zwingt, über die ursprüngliche Zwecklosigkeit hinauszugehen, auch die einzige vitale Frage, und da die Führung auf deutscher Seite sich genau diesem Zweck angepaßt hat, so wurde unzweifelhaft dieser Hauptteil von Clausewitz' Forderung erfüllt.



## Deutsche Baukunst von Karl Scheffler

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges hielt der „Deutsche Werkbund“ in Köln, in einer von ihm veranstalteten Ausstellung, seine Jahresversammlung ab. Diese Zusammenkunft deutscher Baukünstler und Kunsthandwerker artete zu einer Redeschlacht aus, in der die Mitglieder des Bundes sich in zwei Parteien drohend gegenüberstanden. Von dem Gegenstand der Debatte wäre in der Öffentlichkeit wohl noch viel geredet worden, wenn der Krieg nicht gekommen wäre; denn es handelte sich, neben all dem unerfreulich Persönlichen, um etwas Grundsätzliches. Von einer Seite waren eine Reihe von Leitsätzen aufgestellt worden, worin es hieß, die architektonische Kunst Deutschlands müsse zur Typisierung hinstreben, und von anderer Seite waren Gegenthesen ausgearbeitet worden, die jede Typisierung verwarfen und unbedingt die persönliche Gestaltungsfreiheit forderten. Bei der Aussprache stellte sich heraus, daß die erste Forderung das Glaubensbekenntnis jener Mitglieder darstellte, die ihren Werken oder Überzeugungen nach Eklektizisten, Theoretiker und Opportunisten sind, und daß die zweite Forderung die Überzeugung der Mitglieder wiedergab, die den Ehrgeiz haben, freie Künstler und lebendige Talente zu heißen. Jene wollen die unpersonliche Norm, diese erstreben die persönliche Form; dort hatte man mehr wirtschaftliche Erfolgsmöglichkeiten im Auge, hier dachte man mehr an das Kunstideal, das an sich zweckfrei ist. So wenig passend dem ferner stehenden Betrachter der Schauplatz dieses Kunstkampfes scheinen wollte — denn das weite Ausstellungsgelände enthielt weder Normen noch Formen, die den ausstellenden Künstlern das Recht hätten geben können, Grundsätzliches zu verkünden — so deutlich wurde es doch, daß dieser relativ kleine Zwiespalt etwas wie ein Gleichnis war für den großen Zwiespalt, der von je durch die deutsche Baukunst gegangen ist, daß jeder Redner, ohne es zu wissen und zu wollen, viele Gleichgesinnte vertrat und daß sich, wie dort in Köln, zwei Parteien unwillig gegenüber gestanden haben, solange es eine deutsche Baukunst gibt. Freilich sind die Vertreter der Norm und die der unakademischen Form in früheren Jahrhunderten nie in so lautem Streit und nie so in einer erregten Stunde einander begegnet; vielmehr war es in der Vergangenheit so, daß die beiden Parteien abwechselnd die Oberhand hatten, daß eine Epoche vornehmlich der freien Erfindungskraft gehörte und eine andere mehr dem von der Konvention und der Ueberlieferung lebenden Kunstfalkül. Aber es war im wesentlichen doch derselbe Dualismus.

Zur einen Zeit regierte der Wille der Gotik; und zur anderen Zeit

regierte die Einsicht des Klassizismus. Denn dieses sind die beiden Pole, worin die Welt der deutschen Baukunst hängt: der gotische Geist und der antike Geist, der nordische Geist des Germanentums und der südliche des Romanentums.

In diesen beiden Polen hängt freilich nicht nur die deutsche, sondern die ganze europäische Baukunst.

Zwei Stile haben in Europa geherrscht und um die Gebiete ihres Einflusses miteinander gekämpft, zwei primäre Formschöpfungen, die zueinander in einem fundamentalen Gegensatz stehen: der griechische Stil und der gotische Stil. Alles andere ist Ableitung, Fortentwicklung oder Mischung.

Auf diese beiden Grundstile läßt sich das physikalische Gesetz anwenden: was an unmittelbarer Kraft gewonnen wird, geht an Dauer verloren, und was an Dauer gewonnen wird, geht an unmittelbarer Kraft verloren. In diesem Sinne ist die griechische Formenwelt ein Stil der langen Dauer, die gotische Formenwelt ein Stil heftiger und kurzer Kraftentfaltung.

Alle Einzelformen sind im griechischen Stil auf lange, man darf sagen auf ewige Dauer gestellt. Die Säule ist etwas schlechtbin Endgültiges, das herrlich gegliederte Gesims ist eine Quintessenz, das Prinzip der wahren Lagerung veranschaulicht eine grundlegende statische Gesetzmäßigkeit. Die Säulenordnungen können nach bestimmten Regeln angewandt und variiert werden, Sklavenhände können schematisch an dem Steingebälk fortmeißeln: der Kanon ist mehr als die Persönlichkeit. Um diese von der klaren Genialität eines bevorzugten Volkes geschaffenen Bauformen zu erhalten, anzuwenden und fortzuentwickeln bedurfte es von je mehr der Erfahrung und der gebildeten Einsicht als des ungewöhnlichen Talents. Im griechischen Stil steckt im Keim schon die Hälfte der römischen Baukunst und der italienischen Renaissance; und es steckt in allen diesen Stilarten dann schon der moderne Akademismus. Die griechisch-italienische Bauweise erlaubt jedem Genie und allen Talenten sich persönlich zu betätigen, aber sie kann ohne das geniale Individuum bestehen; denn sie will nicht das Charakteristische, das den Zweck jedesmal wieder aufs neue architektonisch ausprägt, sondern die reine Schönheit, die absolute Harmonie. Mit diesem südlichen Stil ist grundsätzlich die Mäßigung verbunden, für alle, noch so verschiedenartigen Zwecke kann dasselbe Formensystem benutzt und in ganz Europa konnte dieses Formensystem von je verstanden werden. Wie die nationale lateinische Sprache eine europäische Gelehrtensprache geworden ist, so ist dieser griechisch-italienische Baustil die Bauformensprache aller europäischen Akademien geworden.

Der gotische Stil dagegen wirkt in seinen höchsten Beispielen wie das Resultat genialischer Erregtheit, dämonischer Impulsivität und großartiger

Übersteigerungslust. Er will nicht das ewig gültige Normale, sondern das in der Weltgeschichte auf das Episodische beschränkte Außerordentliche — sowohl statisch konstruktiv, wie auch dekorativ; er will das Charakteristische und erstrebt unmittelbare, halb realistische, halb phantastische Eindrücke. In einem will die Gotik das erhaben wirkende Kolossale, das psychologisch Ergreifende und die kostbar wirkende Fülle. Sie will mehr bildend sein als schön; ihre Ornamentik ist voll vom Grotesken. Sie ist ganz ein Stil des heroischen Affekts. Darum eben hängt die Wirkung dort, viel mehr als in der griechisch-italienischen Baukunst, vom genialen Individuum ab. Der mittelalterliche Dombaumeister konnte nicht Sklaven als Gehilfen brauchen, sondern bedurfte lebendiger Talente; denn jede Steinfigur, jede Krabbe, jeder Blattfries mußte eine originale Schöpfung werden und sich doch dem einen großen Stilgedanken einordnen. Nur eine an Individualität reiche Zeit, voll eines mächtigen Idealismus, vom gleichen Impuls bewegt, war der Tat, die wir Gotik nennen, fähig. Eine solche Zeit aber erscheint nur selten und dauert nie lange. Darum waren der Gotik von vornherein die Grenzen enger gezogen als dem griechischen Stil: dieser konnte den ganzen Norden, jene konnte nur zeitweise gewisse Gebiete des Südens beeinflussen. Wie ein Rausch kam die Gotik über den noch naiven nordischen Menschen; dem ungeheuren Affekt aber folgte die Erschöpfung und in diesem Zustande drang dann die südliche Bauweise siegreich vor. Und von diesem Augenblick an gab es im Norden von Europa zwei Stilgewalten nebeneinander, gab es einen Dualismus und infolgedessen eine sprunghafte Entwicklung. Der Süden blieb bei seinem einen Formideal, der Norden hatte zwei Ideale. Ihnen hat er, seit dem Mittelalter, abwechselnd oder wohl auch zu gleicher Zeit nachgestrebt.

Wenn dieses ein europäisches Schicksal ist, so fragt es sich, welches die Merkmale der deutschen Baukunst innerhalb dieses allgemeinen Dualismus sind.

Der Unterschied zwischen Deutschland und seinen Nachbarländern besteht darin, daß diese sich alle mehr als Deutschland fähig gezeigt haben, in dem Maß, wie sie politisch einheitlich wurden, sich zu entscheiden und zu beschränken.

Als die Gotik abklang, entschieden sich die Franzosen mit rascher Tatkraft für die romanischen Elemente in ihrem Geblüt und öffneten dem gemäß ihre Baukunst unbedingt dem italienischen Einfluß. Bei dieser einmal getroffenen Wahl sind sie in der Folge geblieben, haben sich einem lebendigen Akademismus und einem geistreichen Eklektizismus ergeben und in dieser Begrenzung eine an den großen Zeiten der französischen Gotik freilich in keiner Weise zu messende, aber doch edle Architektur nationalen

Gepräges geschaffen. Die Engländer haben es mit Hilfe ihres energisch phlegmatischen Temperaments vermocht, den gotischen Stil temperamentlos zu machen. Das konnte nur gelingen, weil der große Urlaut der Gotik in England nie erklingen ist. Eine definitive Entscheidung zwischen Gotik und Klassizismus haben die in der rein darstellenden Baukunst überall sekundär schaffenden Engländer zu umgehen gewußt, weil sie die beiden wesensfremden Stile skrupellos einander angenähert und vermischt haben. Oder sie haben den Zwiespalt und die Leere ihrer Baukunst hinter romantischem Efeuergewirr versteckt. Das Gotische haben sie so lange akademisiert und verbürgerlicht und das Klassizistische so lange naturalisiert, bis ein national wirkender Kompromiß entstanden ist, der ihrem Kunstgefühl zwar nicht viel Ehre macht, aber stark für ihre praktischen Fähigkeiten spricht. Holland endlich hat sich gegen die klassizistische Formenwelt gut zu schützen gewußt. Es ist noch heute ein Land voll mittelalterlicher Stadtbilder. Diese Eindeutigkeit ist ihm freilich verhältnismäßig leicht geworden, weil es sich in der holländischen Baukunst im wesentlichen um Profanarchitekturen handelt und von je gehandelt hat.

Da diese Nationen es verstanden haben, die Gegensätze der europäischen Baukunst zu beruhigen und sich national zu beschränken, erscheint ihrer aller Baukunst gegenüber der deutschen, die sich dessen nicht in diesem Maße fähig gezeigt hat, geschlossener und gleichmäßiger im Niveau. Die Stadtbilder wirken im allgemeinen vornehmer und ruhiger, wenn auch weniger „interessant“. Und es herrscht mehr die Tradition. Bezeichnend ist es, daß die Deutschen sich rückhaltloser als diese großen europäischen Völker der polytechnischen Großstadtdenkmäler, wie sie seit einem halben Jahrhundert grassiert, und dem, was man als den modernen Amerikanismus der Baukunst bezeichnen kann, hingegeben haben. Die Ursachen dieser fehlenden oder weniger widerstandsfähigen Traditionskraft sind zum Teil in der oft beredeten nationalen Zerrissenheit Deutschlands bis 1870 zu suchen; zum Teil liegen sie aber auch darin, daß sich der Deutsche bis heute noch nicht in seinem Innern entschieden hat, ob er ein gotischer Mensch sein will, oder ein Klassizist, oder ob er einen endgültigen Kompromiß versuchen will. Er möchte dauernd alles zugleich tun. Das ist es, was die Geschichte seiner Baukunst so steil zerklüftet, was seine Architektur unvornehmer, ungleichmäßiger im Niveau und in der Haltung erscheinen läßt als die der Franzosen oder selbst der Engländer, obwohl sie mannigfaltiger und in vielem einzelnen lebendiger ist. In Deutschland wurde die Stilfrage immer zu einer Weltanschauungsfrage. Goethe, der als junger Mann den Geist der Gotik fühlte und vor dem Straßburger Münster von deutscher Baukunst genialisch schwärmte und der fünfzehn Jahre später schon allem Mittelalterlichen fluchte und nur noch den großen Eklektizisten

Palladio gelten ließ, Goethe, der in seinem „Werther“, seinem „Faust“ ganz ein gotischer Mensch ist und in seiner „Sphegenie“ ein Klassizist sein wollte — er ist auch in diesem Lebenszwiespalt ganz ein Vertreter der Deutschen. Bis heute. Denn jene Debatte im „Werbund“ war nur in Deutschland möglich. Allen andern Nationen fehlt dieser höchst charaktervolle, aber zu vielen Charakterlosigkeiten verführende Ehrgeiz „die ganze Leier“ zu haben. Dieser Ehrgeiz, der gefördert wird, weil der Deutsche eine wahre Leidenschaft hat, alles auf Begriffe zu bringen — selbst das nur sinnlich zu Fassende. Begriffe aber reizen zu dem Glauben, es ließe sich alles auch schaffen, was sich denken läßt. So tritt das Wollen an die Stelle des Müßens, die Selbstbestimmung an die Stelle der Naturbestimmung, und der Wechsel wird damit fast zum Range eines Grundsatzes erhoben. Dieses sind einige der Gründe, daß der allgemeine Dualismus der europäischen Baukunst in Deutschland so scharf zugespitzt erscheint, als wäre er ein besonderer Zug der deutschen Baukunst.

Aber der Fall ist noch verwickelter.

Deutsche, oder doch Germanen, die den deutschen Stämmen sehr nahe standen, haben den Anstoß gegeben zu entscheidenden Stiltschöpfungen; die schönsten und reifsten Früchte des von ihnen Gepflanzten sind dann aber in den Kulturgärten fremder Nationen gereift.

Die Formenwelt, die hier Gotik genannt wird und die alles Wertvolle umfaßt, was zwischen dem zehnten und fünfzehnten Jahrhundert im Norden geschaffen worden ist, steht zweifellos als eine Tat deutscher Initiative da. Ebenso gewiß ist es aber, daß sich die Gotik am ursprünglichsten und größten entfaltet hat, wo das deutsche Wesen sich mit gewissen fremden Nationalitäten berührte. Es ist, als sei das deutsche Wesen auf Mischungen geradezu angewiesen, als könne nur ein Zusatz fremden Blutes einen gewissen toten Punkt überwinden. Man möchte Nietzsche zustimmen, der die Deutschen den männlichen, den befruchtenden Völkern zuzählt, im Gegensatz zu weiblichen Völkern, wie Griechen und Franzosen, denen die Aufgabe des Gestaltens, Ausreifens, Vollendens zugefallen sei. Er nennt die Deutschen ein Volk „gequält und entzückt von unbekanntem Fiebern und unwiderstehlich aus sich herausgedrängt, verliebt und lustern nach fremden Rassen, welche sich befruchten lassen“. Wie anders soll man auch die seltsamen Tatsachen erklären, daß die gewaltigsten Bauwerke des deutschen gotischen Geistes in Italien und in Frankreich zu finden sind. Denn Schöpfungen deutscher Stämme waren im wesentlichen die wuchtigen Kastelle Oberitaliens, die alten Geschlechtertürme in Florenz, Siena und anderen Städten, die charaktervoll wuchtigen Palastbauten, die uns in Beispielen wie dem Bargello, dem Palazzo vecchio, den Palästen der

Strozzi und Pitti in Florenz erhalten sind; es manifestiert sich dieser Geist in dem berühmten Dom von Pisa, in dem Florentiner Dom, in dem Baptisterium daneben und in dem ganzen frühen Palast- und Festungsbau Norditaliens. Es ist gar nicht nötig, auf die eingedrungenen Formen der nordischen Kathedralgotik hinzuweisen, wenn man den Einfluß der Goten, Longobarden und Franken in Italien nachweisen will, denn die reichen dekorativen Sakralformen der Gotik sind in Italien immer etwas Außerliches geblieben. Ganz groß und selbständig, naturalistisch monumental möchte man sagen, betätigte sich der gotische Geist in Italien vielmehr dort, wo er mit der altrömischen Baugesinnung, wie sie sich in den kolossalen Rußbauten der Kaiserzeit, in den Thermen, Brücken und Befestigungen ausspricht, zusammentraf. Dieser Verührung mit südlichem Temperament, dieser Verpflanzung in großartigere Verhältnisse, als das mittelalterliche Deutschland sie daheim kannte, hat es offenbar bedurft, um so lebendig große Beispiele eines neuen Ausdrucksstils hervorzubringen. Denn derselbe Vorgang wiederholte sich ja in Frankreich. Auch dort haben deutsche Stämme, haben die Franken vor allem, indem sie sich mit romanisch-keltischen Bevölkerungssteilen mischten und mit den Bauresten der römischen Herrschaftszeit auseinandersetzen, machtvolle Monumente der gotischen Bauweise geschaffen. Den nordischen Einfluß auf die französische monumentale Rußbaukunst erkennt man deutlich noch heute, wenn man etwa die Befestigungswerke von Carcassonne oder von der Kreuzfahrersstation Nigues Mortes am Mittelländischen Meer mit den hanzeatischen Festungsbauten von Wisby vergleicht, oder wenn man andere Beispiele des mittelalterlichen monumentalen Rußbaues in Frankreich aufsucht. Wieder wirken diese Bauten in der Fremde stärker und reiner als ähnliche Werke in Deutschland selbst, weil die artistische Sensibilität der Kelto-romanen das nordische Wollen zu einer stärkeren künstlerischen Wirkung zu bringen gewußt hat und weil mächtigere politische Verhältnisse den einzelnen Bauwerken die Stimmung provinzieller Enge genommen haben. Am überzeugendsten freilich sprechen die gotischen Kathedralbauten in Nordfrankreich dafür, daß die deutsche Befruchtungskraft in der Ehe mit der französischen Eigenart ihr Höchstes geschaffen hat. Vor Bauwerken wie die gotischen Dome in Paris, Reims, Chartres, Rouen, Beauvais und vielen anderen Städten dieses Landstrichs fühlte man ganz intuitiv, daß man vor höchsten Äußerungen der menschlichen Schöpfungskraft steht. In Nordfrankreich sprang ja auch der Funke zuerst hervor. Ohne den Einfluß der keltischen Simlichkeit und der romanischen Rhythmit hätten die zum Grübeln neigenden Franken aus dem nackten Spitzbogenprinzip und aus den Überlieferungen des frühchristlichen Stils nicht diese mystisch tiefen Gewölbegrotten entwickeln können, diese Wälder von Pfeilern und Streben,

dieses verwirrend üppige Geranke des Kletternden und kristallinisch zusammenschließenden Ornaments; sie wären allein nicht dieser Willkür innerhalb der Ordnung, nicht dieser genialen Ordnung im scheinbar Chaotischen, nicht der Riesengrazie dieses Babelgedankens fähig gewesen. Die Schöpfungen der rein deutschen Gotik beweisen es. Der unvermischte deutsche Geist konnte den Kölner Dom ersinnen und im Wollen, in der Idee noch über Reims und Chartres hinausgehen, aber er konnte es nicht in der künstlerischen Form. In ganz Deutschland behielt die Sakralgotik immer einen Rest von Begrifflichkeit. Selbst die düstere, etwas rohe Wucht der Kathedralen, die groß gedachte Anlage der Kaufhallen mit ihren stumpfturnigen Belfrieden in den Niederlanden bleiben der gotischen Baugesinnung in Deutschland überlegen. Und doch waren auch dieses im Grunde Werke des deutschen Genius. Alles beweist, daß der deutsche Geist ein Sauerzeug war, der die ganze mittelalterliche Welt in Gärung zu versetzen mußte, daß er aber auch eine fremde Masse brauchte, um im höchsten Sinne wirken zu können.

Deutschland reicht, so betrachtet, weit über seine politischen Grenzen hinaus. Wie auch Italien und Frankreich über ihre Grenzen von je hinweggewirkt haben. Es wird dem gotischen Geiste darum nicht eine nationalistische Betrachtungsweise gerecht, wie sie erheiternd in den Werken eines namhaften Kunsthistorikers zutage getreten ist, als er vor 1870 das Straßburger Münster zur französischen und nach 1870 zur deutschen Gotik rechnete. Vielmehr erhebt sich wieder, wie so oft, die Sphinxfrage: was ist deutsch? Der deutsche Geist ist zur Zeit des Mittelalters erobernd tief in Italien und Gallien eingefallen und ist in der Fremde kräftiger gewesen als daheim; später hat er Invasionen von anderen Völkern dulden müssen, hat verzweifelt dann mit sich selbst gekämpft und ist sich bis heute unklar über sein eigenes Wesen. Es ist in ihm „etwas Vielfaches, Unförmliches und Unaussehendes“; wenn er das eine tut, denkt er zugleich an das Gegenteil und fragt sich, ob dieses nicht doch „richtiger“ und „wahrer“ sei. In diesem Zweifel liegt die tiefste Ursache deutscher Fremdtümelei. Nießsche meint, das „tiusche Volk“, das „täusche-Volk“, führe seinen Namen mit Fug und er hat insofern recht, als der Deutsche sich selbst und die anderen fortgesetzt über sein Wollen und Können getäuscht hat, als ihm etwas Proteusartiges eigen ist. Es liegt auf ihm der Fluch und der Segen jener Gesinnung, die nie zum Augenblicke sagen will: „Verweile doch, du bist so schön!“ Er will zugleich herrschen und inbrünstig dienen.

In diesem Zwiespalt, der Gott vielleicht ein Wohlgefallen ist, den Menschen aber nicht erfreulich sein kann, ist die deutsche Baukunst geworden, was sie ist.

Von gewisser Seite wird jene früheste Ausprägung des gotischen Geistes, die recht ungenau als „romanischer Stil“ bezeichnet wird, für die deutsche Eigenart in Anspruch genommen. Dieser Anspruch ist aber durch beweiskräftige Tatsachen nicht gestützt. Der „romanische Stil“ ist mehr eine allgemeine nordisch-römische und klerikal-fortifikatorische Bauweise als eine spezifisch deutsche. Darum tritt er am reichsten entwickelt auch am Rhein auf, weil dort allein in Deutschland römische Baureste erhalten sind. Als dieser Stil seine entscheidenden Metamorphosen durchmachte, gab es ein nationales Deutschland noch gar nicht; es gab ein nordisches, von Germanen im wesentlichen bewohntes Reich, das die Mönchsorden von ihren Klöstern und die Fürsten von ihren Pfalzen aus erst zu kolonisieren und kultivieren begannen. Die Freizügigkeit der mönchischen Baumeister von Kloster zu Kloster, von Land zu Land widersprach schon einer schnellen Nationalisierung der Baukunst. Eigenartig deutsch ist im „Romanischen“ vielleicht nur eine gewisse wehrhafte Wucht und Massigkeit und eine fast naturalistische Betonung des Zweckhaften. Alles andere: die schöne Kraft und Klarheit der Form, die es macht, daß man deutlich immer den Grundriß vom Äußeren des Bauorganismus ablesen kann, der edle Ausgleich aufstrebender und wagerecht lagernder Teile, die Herrschaft der großen ruhigen Fläche, die Würdigkeit alles Ornamentwerks, das aus der Fläche herausgearbeitet und der Konstruktion fest verbunden ist, motivierend, umrahmend, schattend und belebend — das alles ist allgemein „romanisch“ und nicht im besonderen deutsch. Es wird sogar deutlich, daß die Ordensbaumeister in Deutschland weniger Wert auf die feine Durchführung der Detailformen gelegt haben, als in den südlichen Ländern, sei es, daß sie nicht geschickte, artistisch empfindende Gehilfen fanden oder daß sie ihrem Publikum die höhere ästhetische Unterscheidungskraft nicht zutrauten. Das damals heranwachsende deutsche Volk machte sich Tag und Nacht mit seinem Gewissen zu tun, aber es hatte noch nicht Gewissen in den Augen. Darum locken die im ersten Eindruck oft gewaltigen romanischen Bauwerke, die eine kühne Bauplaphantasie fast immer gut plazierte und dann zwingburgartig charakterisiert hat, selten nur zur Vertiefung.

Und ähnlich geht es einem vor den Beispielen des Spitzbogenstils, der Kathedralgotik in Deutschland. Auch ihnen fehlt in der Regel ein letztes: der geniale Überschwang, der zum Wesen der Gotik nun einmal gehört. Die Baumeisterpersönlichkeiten, die hinter den deutschen Dombauten stehen und die oft Gründer ganzer Künstlerdynastien waren, wirken ja überall fast legendarisch, sie treten nirgends aus dem Dämmer der mittelalterlichen Geschichte deutlich hervor; aber man hat doch die Empfindung, daß die Schöpfer der nordfranzösischen Kathedralen gegenüber den Erbauern der deutschen Dome die überlegenen Künstlerindividualitäten gewesen sind. Von



dem nordfranzösischen Zentrum aus überzogen Baumeister und Steinmessen ganz Deutschland, um so mehr, als sich in dieser Zeit der Baumeisterberuf von den Mönchsorden löste und bürgerlich wurde; aber je weiter der Bauplatz vom Zentrum abliegt, desto größer wird auch künstlerisch der Abstand. Der Entschluß zur reinen Spitzbogengotik wurde in Deutschland nur zögernd gefaßt; und als er gefaßt wurde, scheute man die letzten jauchzenden Unbedingtheiten. Die Formbewegungen behielten etwas Langsames und Schweres. Das war auch in den Niederlanden so, dafür trat dort aber ein rauhes Maestoso auf, das man in diesem Grade in Deutschland ebenfalls nur selten findet. Die Gotik behielt in Deutschland etwas Kühles. Die Deutschen haben die Idee der Unendlichkeit in der Architekturwirkung erfunden — oder soll man sagen gefunden, entdeckt? — dann aber haben sie die letzten Konsequenzen nicht gezogen. Der Raum ist in Deutschland selten nur so vollkommen aufgelöst worden wie in Nordfrankreich, das Tempo der Pfeilersysteme ist faßlicher, die Bauweise ist weniger offen, ist geschlossener, die Spitzbögen sind flacher, schwerer und nähern sich mehr dem Gewölbe, und es wird der Hallenbau bevorzugt. Die ganze Baumasse erscheint zu wenig entmaterialisiert; das Gotische bleibt immer noch ein wenig romanisch. Das Ornament ist schulmäßiger und weniger persönlich beseelt; es herrscht im Ganzen und Einzelnen eine gewisse trockene Verständigkeit, die wie eine Vorahnung des Protestantismus ist und eine Eigenbrödelei, worin, paradox gesprochen, schon die deutsche Renaissance spukt. In der deutschen Gotik ist freilich das ganze Universum der deutschen Seele: Schwermut neben Übermut, Ernst neben Grilligkeit, Verträumtheit und derbe Realistik, Naivität und kritische Schärfe, Abstraktionslust und sinnliche Fülle, Zartheit und Geschmacklosigkeit, Geheimnis und Nüchternheit, Vorsicht und Verwegenheit, kurz, der ganze Widerspruchscharakter des Deutschen; aber es kommt nirgend recht zur fortreisenden Erntefeie, es bleibt alles nebeneinander in Zeilen, zusammengehalten nur durch das äußere Stilgesetz, nicht durch eine ewig neu entstehende innere Anschauung. Die Gotik kommt in Deutschland nie ganz vom Bürgerlichen los; ja, sie ist am selbständigsten vielleicht dort, wo sie am meisten bürgerlich realistisch und zweckhaft ist: in den Werken der hanseatischen Ziegelgotik. Sogar das größte Wunderwerk der deutschen Gotik, der Kölner Dom, ist mehr ein Phänomen städtischen Selbstgefühls, kühnster Bautechnik und statischer Phantasie, als ein Werk des Genies. Selbst wenn man die Steifheit, die die vollendende Hand der Modernen hineingebracht hat, in Rechnung stellt, bleibt in dieser riesenhaften Fülle etwas Lebloses. Im Innern nur und angesichts des Chorbaues stellt sich eine höhere innere Bewegtheit ein. Im ganzen ist dieser Dom mehr eine Häufung als ein Organismus, mehr eine Idee als ein Erlebnis.

Vielleicht ist das letzte nicht gelungen, weil ein Mittelpunkt, weil die Einheit im gotischen Deutschland fehlte. Es gab unendlich Vieles und Vielerlei, aber es lag alles weit auseinander. Es gab eine hanseatische Gotik, die von Holland bis Bergen, von Lübeck bis Riga und Reval herrschte; es gab daneben eine süddeutsche und eine westdeutsche Gotik, eine schwäbische, alemannische, rheinische und sächsische Schule. Das eben war es: der Stil wurde so oft zu einer lokalen statt zu einer nationalen Angelegenheit. Hier und dort flammte mächtig die Bildnerkraft einmal auf, in Ulm, in Erfurt, Straßburg und anderswo; aber es kam nicht zu einer großen Höhe, die ganz Germanien ergriff, sondern es blieb bei einem gemäßigten Fortbrennen und Glimmen. Es wollte sich dauernd nicht jenes Letzte, jene höchste Richtigkeit der Verhältnisse, jenes rhythmisch klingende und Überwältigende, es wollte sich nicht der geniale Rausch einstellen. Auch jetzt war das Gewissen noch nicht in den Augen. Die Standbilder im Raumburger Dom, der fürstliche Reiter im Bamberger Dom, der Löwe, der, eindrucksvoll wie die Wölfin einst in Rom, vor der Burg in Braunschweig steht und einige andere groß geratene Bildwerke — sie träumen einsam im weiten Deutschland von dem, was hätte sein können und was Erfüllung fand in jenem an geheimnisvoll schönem Skulpturwerk überreichen Kathedralgemäuer, das deutsche Granaten jetzt zertrümmern müssen.

Vor vier Jahrzehnten gab es einen Augenblick, wo die Deutschen bei der Frage: was ist das eigentlich Deutsche in unserer Baukunst? nicht gezögert haben. Nach den Siegen von 1870—71, als das Nationalgefühl im endlich geeinten Reich einen sichtbaren Ausdruck suchte, griff man zu den Formen der deutschen Renaissance und sagte mit Entschiedenheit: dieses ist deutsch! Das war bezeichnend. Denn man bevorzugte damit einen Stil, der entstand, als sich die Gotik auflöste und die ersten fremden Elemente aus Italien herüberkamen, einen Stil, in dem sich der Dualismus des Deutschen nach Herzenslust bespiegeln kann. Man hielt diesen Stil für den deutschen Bürgerstil an sich, weil man nicht wußte, daß im „finsternen Mittelalter“, zur Zeit der Hanse, das deutsche Bürgertum mächtiger, freier und stolzer gewesen ist als jemals nachher. Aber die deutsche Renaissance war so recht ein Stil für noch kleinstädtisch denkende Fortschrittsleute. (Als die Bürger im neuen Reich zu Geld kamen, mußte es darum auch das repräsentativere Barock sein.) Er ist der Kleinstadtstil in der deutschen Baugeschichte. Die Kathedralgesinnung der Gotik wurde darin so profan und klembürgerlich, daß man von der deutschen Renaissance als von einem Schuster- und Schneiderstil sprechen darf. In der gedrängten Enge der viel mehr als vorher von den Fürsten abhängigen Städte wuchs sich eine Eigenschaft der Deutschen aus, die durch das viele

Schwächen deckende Wort Gemütlichkeit gekennzeichnet wird. Will man das Eckige und Gegiebelte profaner Fachwerkbauten, das Winkelige, Unregelmäßige, kleinlich Aufgetreppte, die Erkeranlagen, Weischläge, reich ornamentierten Portale, das Roll-, Beschlüge- und Kartuschenwerk, die Säulchen, die wie italienisch-deutsche Zwitterchen aussehen, die Konsolen und Masken und die mit kunstgewerblicher Detailarbeit prunkenden Interieure durchaus deutsch nennen, so bedenke man, daß ein großes Volk auf diesen Baustil sehr stolz zu sein nicht eben Ursache hat.

Das Beste, das man von der deutschen Renaissance sagen kann, ist, daß darin unterirdisch hier und dort etwas von dem wuchtigen romanischen Baukörper nachlebt. Wenigstens dort, wo es sich um größere Baumassen, um Rathäuser oder Schlösser handelt. Im allgemeinen aber hat dieser Stil auch die Fassade wie ein Objekt des Kunstgewerbes behandelt; er baute nicht organisch mit Massen, sondern schnitzte, meißelte, malte, ziselirte und drechselte die Einzelform, ohne sich um das Ganze viel zu kümmern. Aus Italien wurden, zuerst von den Ornamentstechern, neue dekorative Motive geholt und wurden von Jüngern, in denen noch die Handschrift der Gotik zuckte, die aber keiner großen Gesinnung mehr gehorchten, umgebastelt; zum erstenmal kam der Bildungsgeiz in die deutsche Baukunst und die Schätzung der antigotischen italienischen Bauweise. Nur weil unvereinbare Widersprüche in diesem Stil eigensinnig vereint sind, wirkten seine Bauten so originell, so pittoresk, so „malerisch“. Es fehlt dieser Wirkung aber ebensowohl die großmütige Freiheit der Gotik wie die heitere Gesetzmäßigkeit der hellenisch-italienischen Architektur; die deutsche Renaissance war immer mehr ein Werkstattstil als ein Bauplaststil — er war überhaupt mehr eine historische Manier als ein Stil.

Um 1600 etwa trat ein Wandel ein. Man wurde der dekorativen Detaillistenkunst müde und gewann wieder Interesse für eine monumentale Behandlung großer Massen. Der aufgelockerte Grundriß wurde strenger zusammengesfaßt, das einzelne Gebäude wurde auf seine Wirkung hin innerhalb einer ganzen Straßenwand und eines Stadtbildes angesehen und es traten wieder echte Baumeistertalente hervor, wie der Augsburger Elias Holl zum Beispiel, die den Ehrgeiz hatten, „heldenhafte und tapfere“ Wirkungen mit ihren Bauten hervorzubringen. In dieser Zeit kam der echte Geist der Gotik wieder auf und suchte mit der sich wandelnden Zeit voranzugehen. Nun aber zeigte es sich, daß die Grundlagen dafür verloren gegangen waren. Die Zeit forderte die Talente auf, sich neue baukünstlerische Grundlagen aus Italien zu holen, weil nur diese den humanistisch aufgeklärten, durch eine „Renaissance“ gegangenen Deutschen möglich und würdig erschienen. Es ergab sich also eine in sich künstliche Aufgabe: den gotischen Geist auf der Basis des klassizistischen Baustils aufleben zu lassen.

Diese Aufgabe ist, trotz ihrer unendlichen Schwierigkeit und Unnatürlichkeit, gelöst worden; ihr Ergebnis heißt: das Barock. Damals, um 1600, begann schon die barocke Metamorphose der Gotik in Deutschland. Aber es war erst die früheste Vorbereitung. Vorderhand zogen die Baumeister nach Italien und lernten dort das dem Norden noch unbekannte Architekturgefetz von den Massen und Verhältnissen, von den Säulenstellungen und der regelmäßigen Anlage größerer Baugruppen. Palladio trat als Lehrer auch der deutschen Baukunst hervor, um es jahrhundertlang zu bleiben. In den deutschen Renaissancestädten mit hochgegiebelten, ornamentüberladenen Fachwerkhäusern tauchten nun strenge, steinerne Gebäude im rein italienischen Säulensil auf, aber von deutscher Wucht determiniert, wie die eindrucksvollen Rathäuser in Nürnberg und Rothenburg; der Friedrichsbau des Heidelberger Schlosses trat mit strengerer Architektur dem Otto Heinrichsbau entgegen und überall kündigte sich ein Umschwung, ein neues Stilalter an. Eine fremde Formensprache drang siegreich in Deutschland ein, die alten gotischen Formen vollständig vernichtend; zugleich aber bemächtigte sich der wieder erstarkende gotische Geist dieser fremden Formen, um sich in einer neuen Weise zu betätigen.

In dem Augenblick, wo diese ereignishungrige Wandlung einsetzte, brach der Dreißigjährige Krieg aus und hemmte für viele Jahrzehnte die Entwicklung.

**U**nterirdisch ging die Entwicklung weiter. Als das erschöpfte Deutschland wieder an schöne Baukunst zu denken begann, stand es vor einer neuen Tatsache. Es gab nun ein katholisches und ein protestantisches Deutschland. Und jedes wollte einen eigenen architektonischen Ausdruck für seine repräsentativen Bauten, für die Kirchen und Schlösser, Patrizierhäuser und Verwaltungsbauten. Im Kirchenbau entstand im Norden ein Hugenottenstil, im Süden ein Jesuitenstil. Beides zuerst im entvölkerten Deutschland mit Hilfe fremder Baumeister. Der deutsche Süden lebte in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg vom italienischen und französischen Talent, der deutsche Norden vom französischen und niederländischen Einfluß. Zwei Stilrichtungen bewegten sich nun hier und dort nebeneinander: ein reiner, strenger Palladianismus und das Barock. Fragt man heute, aus der Entfernung von zwei Jahrhunderten, welche von diesen beiden Bauweisen die deutschere gewesen sei, so muß man entschieden auf das Barock weisen. Denn in ihm lebte sich, wie gesagt, eine Renaissance der Gotik, des nordischen Geistes aus. Darum ist es auch bezeichnend, daß die bedeutenden deutschen Baumeistertalente, die am Ende des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhundert auftraten: Andreas Schlüter, neben ihm Cosander von Goethe und später der feine

Kavalierarchitekt Knobelsdorff, der kühne Ventard in Berlin, der sprachvolle Pöppelmann und neben ihm Bahr in Dresden, Valvasor Neumann in Süddeutschland, der Baumeister der Michaeliskirche, Zanna in Hamburg und andere starke Begabungen — das alle diese mehr oder weniger leidenschaftliche Barockkünstler waren, was in diesem Falle heißt: beinahe deutsche Künstler, trotz der italienischen Mundart ihrer Formen.

Erfunden wurde das Barock, — wenn man von dem göttlichen Drang im Genie Michelangelos absieht —, vor allem in seiner reinen Erscheinungsform, dem Rokoko, wieder in Frankreich. Aber es geht einem langsam in Frankreich, wenn man dort nach barocken Monumenten sucht. Es war erst dann, als die französische Baukunst niemals jene malerisch reiche Ausartung gekannt hat, die der Deutsche mit dem Namen Barock und Rokoko umschreibt. Wohl ist in Frankreich noch heute das geliche Rokoko die nationale französische Interieurkunst, wohl findet man Verbräuntes prächtiger barocker Innenkunst in der Apollo-galerie, in den von Boullée decorierten Räumen des Fontainebleauer Schlosses und anderwärts; nirgends aber überschreitet selbst die dekorative Fülle die Grenzen einer beruhigten Decoration. In der Fassadenarchitektur gar ist stets eine zurückhaltende klassizistische Strenge. Durchweg tritt das Barock und Rokoko in Frankreich entweder kunstgewerblich oder ziemlich akademisch auf. Der diesem Stil innewohnende Gedanke göttlicher Fülle ist dieses Mal erst in Deutschland ganz zum Ausdruck gekommen, weil der göttliche Geist im achtzehnten Jahrhundert in Deutschland stärker war als in dem bereits romanisierten Frankreich.

Das Barock kann nur von Gelehrten, die eines sonstigen Denkens unfähig sind, als eine Entartung der Renaissance bezeichnet werden (das war es nur in Italien), das Rokoko war nur äußerlich der Stil Ludwigs XV. und einer verweichlichten Hofgesellschaft. In diesem Stil tritt vielmehr, genau so wie es fünf Jahrhunderte früher in der Gotik gewesen war, eine persönlich abwandlungsfähige Idee von großer intellektueller Kraft und Phantasie zutage. Der bürgerliche Stilgedanke, der sich im Barock und Rokoko mit Hilfe des klassizistischen Baustyls entwickelte, ist das eigenste Produkt des Zeitalters der d'Alembert, Diderot, Voltaire und Rousseau, der Sebastian Bach, Mozart, Lessing, Kant und Goethe: seine Psychologie ist die der freigewigen, großbürgerlichen Gotik. Daher auch die formale Verwandtschaft der beiden aus göttlichem Geist geborenen Stile. Man vergleiche das Formgefühl und die Linienempfindung, die Knorpelplastik, die Rinnen- und Wellenbewegungen, die abstrakte Modulierungs- und Moirierungslust, den malerisch impressionistischen Intellektualismus und das Kaufmannsgefühl des Rokoko mit denselben Eigenschaften der Hochgotik! Man sehe eine der göttlichen Kirchen an, deren Türme niedergebrannt und im achtzehnten Jahrhundert durch

Barocktürme ersetzt worden sind, oder die reichen Barockaltäre und Rokoko-gitter in alten gotischen Kirchen: wie sich die Formen organisch ineinanderfügen und wie sie natürlich zusammengehören. Freilich: die Gotik war ein weltbeherrschender Baustil und das Rokoko war demgegenüber nur eine Episode. Das aber berührt nicht das Wesentliche. Das Wesentliche ist, daß Barock und Rokoko wieder ein Stil der germanischen Eigenart, des gotischen Geistes sind, — nur dieses Mal mit Hilfe der klassizistischen Bauordnung, also auf Grund eines fundamentalen Kompromisses.

Dem Italiener war das Barock ein Theaterstil, dem Franzosen blieb es ein Repräsentationsstil; in Deutschland drückte eine mächtig erstarkende Bürgerkraft, trotz vieler Künstlichkeiten, ihr Eigenstes damit aus. Man gebe sich zum Beispiel Rechenschaft vor dem reinsten und talentvollsten Werk dieses Stils in Deutschland, vor dem Zwinger in Dresden. In diesem bewunderungswürdigen Bauwerk ist der Geist Bachs und Mozarts zugleich. Trotzdem ein französischer Selbstherrscher diese Prunkarchitektur seinem Prestige gebaut hat, ist sie — wie die Berliner Werke Schüblers, wie die Bauten in Potsdam, in Würzburg, in Bruchsal es sind — im Kern großbürgerlich. Der Name Matthäus Daniel Pöppelmann darf mit derselben Verehrung genannt werden, wie der junge Goethe den Namen Erwins von Steinbach nannte. In der Seele dieses Baumeisters sind die Formen gewachsen, wie die Melodien in der Seele unsrer Musiker, wie die hohen Gedanken im Geiste unserer deutschen Dichter. Das konnte aber nur geschehen, weil sich in seinem Wesen eine gesammelte Volkskraft aussprach.

Hier ist zweifellos ein Höhepunkt der deutschen gotischen Gestaltungs-kraft. In einer halb lateinischen Formensprache vorgetragen! Da sind Säulen, Wandgliederungen und die Rhythmen der klassizistischen Ordnung, aber sie werden überwuchert von der zackigen Pracht reich sich drängender Phantasiegestaltungen. Es ist gleichgültig, was dieses für Speise-, Spiel- und Tanzsäle sind, was die Zimmer, Bäder, Grotten, Triumphbögen und Galerien sollen; das Auge hastet nicht am einzelnen, es gleitet über die Reichsadler, Siegestrophäen, Namenszüge und Wappen hinweg, kümmert sich nicht um die Bedeutung der Kartuschen, Zepter, Füllhörner, Fruchtgehänge, Statuen, Masken und Muscheln. Der Anblick des Ganzen macht trunken, man fühlt sich ergriffen von der großen Melodie, die den Rhythmus der Anlage, den Schwung der Pavillondächer, das Vor und Zurück der Pilasterordnungen, das Tempo des Vertikalen, die Aufbauten auf Dach, Gesims und Galerie zu etwas Einheitlichem macht. Wie sich die Anlage im Rechteck mit klaren Achsen dahinstreckt, wie sich die Masse senkt und hebt, wie die Pavillons märchenhaft aufsteigen, wie die Maße und Verhältnisse singen und das hundertstimmige Formgerön gefällig zusammenfließt, das wird zu einem unverlöschlichen Erlebnis. Vielleicht ist der Zwinger

das talentvollste deutsche Bauwerk und das, wo der alte gotisch-klassizistische Dualismus am kunstvollsten und, in all seiner Unnatur, am natürlichsten ausgeglichen ist. Darum steht es da wie ein Gleichnis für viele verwandte Bauwerke, die fast alle von Fürsten befohlen, aber von der bürgerlichen Kraft dieses geniereichen Jahrhunderts erfunden werden sind. Von einem kultivierten Bürgertum, dem nebenher auch eine würdige nationale Profanarchitektur gelang, welches das eigene Heim so auszubilden mußte, daß der Typus eines deutschen Bürgerhauses entstand — und dem im Nacken nur noch ein ganz kleines Zöpschen hing.

Der Baustil freilich, dessen stolzestes und heiterstes Denkmal der Zwinger ist, der Schlüters Kurfürstendenkmal hervorbrachte, der im Norden Semins protestantischen Kirchenbau im Anschluß an holländische Anregungen hat reifen lassen und der im Süden sich in mancher Jesuitenkirche ein stolzes Denkmal gesetzt hat, konnte nicht ausdauern, weil er wieder, wie einst die Sakralgotik, eine heftige Temperamentschöpfung, ein Außerstes war. Es mußte schnell die Reaktion kommen; die Architektur der langen Dauer, der akademischen Regel mußte die des „genialischen Affekts“ verdrängen; Palladio mußte über Pöppelmann siegen. Auf einige Jahrzehnte der Intuition folgte ein Jahrhundert der Bildung.

Das Geniale des deutschen Barock war voller Unsicherheiten. Der Palladianismus war darum immer nebenher gegangen. Noch während das Groß-Persönliche entstand, begannen die „Baufondukteure“ schon, nach der Anweisung des von der Bauleidenschaft besessenen Alten Fritzen, Fassaden Palladios zu kopieren und sie irgendwo an den Straßen der Residenzen zu errichten. Als prunkvolle Baumasken, hinter denen nur kümmerliche Kleinbürgerwohnungen waren. Die Repräsentationslust verführte zu einer üppigen Scheinarchitektur; und die Eile, womit Resultate erzielt werden sollten, mochte nicht das organische Reifen abwarten, sondern griff zum Wissen, um Wirkungen, die unter fremdem Himmel gewachsen waren, in den Norden zu verpflanzen. Und so wie Friedrich der Große es mit Hilfe seiner talentvollen Baumeister immer noch großen Sinnes trieb, war es, wenn auch weniger drastisch, in allen Residenzen, das heißt in allen Bauzentren Deutschlands. Diese Tendenz, vom Studium, von den Kupfern italienischer Architekturwerke, vom Wissen um die große Vergangenheit auszugehen, erstarkte um so mehr, je geringer die barocke Schöpfungskraft wurde und je mehr im Bürgertum das Wort Bildung als Parole ausgegeben wurde. In ganz Europa setzte sich ja in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, vor allem nach den ersten Ergebnissen der Ausgrabungen von Pompeji, der Bildungsklassizismus durch und damit wurde dann überall der Geist der Gotik bis aufs letzte aus-

gerettet und der griechisch-italienische Stil zur unumschränkten Herrschaft gebracht; in Deutschland aber war man wieder einmal eifriger als anderswo, man folgte der neuen Zeitendenz mit einer Leidenschaft, als ob es um die Seligkeit ginge. Winckelmann und Goethe hatten schon eine heilige Mission aus ihrem Klassizismus gemacht. Gegen das Ende des Jahrhunderts wurde die Bekehrungswut allgemein, es bemächtigte sich nun der deutsche Kunstschulmeister des Problems. Das Archäologe trat, anspruchsvoller als in anderen Ländern, neben den Baumeister, die Rekonstruktion des Antiken erschien wie eine größere Tat als die Erfindung zeitgemäßer Formen. Diese Tendenz hat, fortschreitend, die Architektur immer weiter von der Baukunst entfernt und hat sie schließlich in tiefe Verderbnis geführt.

Zuerst trat der Klassizismus mit vieler Haltung auf. Barocke Überlieferungen klangen überall nach, der solide Handwerksinn war noch erschüttert und ein lebendiges Gefühl für Maß, Rhythmus und Form noch nicht verloren gegangen. Auch wußten die deutschen Klassizisten am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch das übernommene Fremde in einer feinen Weise zu nationalisieren, ja, wohl gar zu provinzialisieren. Edle, zum Teil auch starke Talente, wie Langhans, der Erbauer des Brandenburger Thors, wie Gens, Erdmannsdorff, oder wie die beiden Gilly, verstanden es, innerhalb ihres strengen Klassizismus in einer entschiedenen Weise preussisch zu wirken. Ihr Griechentum geriet ins Römische, und das Römische ins Märktische. Und diese Fähigkeit zu determinieren war über ganz Deutschland verbreitet. Der norddeutsche Klassizismus um 1800 unterscheidet sich deutlich von dem mitteldeutschen und süddeutschen. Es entstanden nun nicht mehr Einzelbauwerke von beispielhafter Bedeutung, aber es gab ein achtungswertes Niveau — auch im Kunstgewerbe —, und eine gewisse Architekturbildung war so allgemein, daß diesen Jahrzehnten eine Baukultur eigen war, die uns heute mit Recht in manchem Zug Vorbildlich erscheint. Dann aber nahm die Bildung mehr und mehr zu und die Schöpferkraft ab. Der berühmteste Repräsentant der nächsten Generation ist Karl Friedrich Schinkel. Dessen Klassizismus war schon bei weitem mehr Archäologie wie der seiner Vorgänger und Lehrer. Sein Talent war nicht kleiner als das vieler bedeutender deutscher Baumeister; aber er war nicht mehr naiv, er ging ganz bewußt vor und kontrollierte die Architekturwirkungen mittels eines hellenistischen Kanons. Doch blieb er in allen seinen Werken immer noch ein Künstler. Dieser merkwürdige Mann, der vom Philhellenentum der Zeit mächtig ergriffen war, stand auf der Grenzscheide zwischen Kunstgefühl und Kunstbildung; er stand auch auf der Grenzscheide zwischen einer versinkenden und einer neu heraussteigenden Zeit. Merkwürdig ist es, zu beobachten, wie in diesem strengen Hellenisten ein moderner Wille arbeitet, der in Entwürfen von Zweckbauten die Kraft versucht und sich doch nicht frei her-



vorwagt; noch merkwürdiger ist es, zu beobachten, wie selbst in dem Verstand dieses Bildungsarchitekten der alte Zwiespalt von Geist und Klassizismus aufsteht, wie der Zweifel ihn quält und zu künstlichen Lösungsversuchen antreibt. Aber wie das Geniale auch in Schinkels Lebenswerk hineinspielt, wie das Moderne in seinem Gefühl auch leise gewittert: zunächst mußte das Verhängnis seinen Gang gehen. Denn ein Verhängnis ist die Bildung der deutschen Architektur geworden. Nach Schinkel kam die Generation, der Baumeister wie Semper, Stüler und Strack angehörten, und bei ihr schlug der strenge Klassizismus nun schon in einen entschiedenen Eklektizismus, in Kunsthistorikertum um. Man sagte sich, ganz logisch im Sinne der falschen Voraussetzung: warum sollen wir nur die Antike nachahmen? Ebensovohl lassen sich mit Hilfe eines gründlichen akademischen Wissens die italienische Renaissance oder das Barock nachahmen. Wenigstens war das akademische Wissen wirklich noch gründlich. Die Baumeister ließen es sich noch sauer werden und erstrebten reinliche Wirkungen. Mit dem lebendigen Kunstgefühl aber verlor sich allmählich auch mehr und mehr die Einsicht in das, was wesentlich und was unwesentlich ist. Und als die politische Einigung des Deutschen Reiches dann den berühmten wirtschaftlichen Aufschwung, ein fast amerikanisches Wachstum der Bevölkerungszahl und der Städte brachte und die moderne Großstadt zur Tatsache wurde, erfolgte in der Baukunst ein Absturz, wie ihn die Geschichte vorher nicht gekannt hat. Aus der Bildungsarchitektur ging die polytechnische Lehre hervor, die heute noch auf vielbesuchten Hochschulen jedem Unbegabten, zur Baukunst gar nicht Berufenen die Nachahmung aller historischen Stile beibringt. Nach 1860 etwa hat es für einige Jahrzehnte etwas, das man deutsche Baukunst nennen könnte, überhaupt nicht gegeben, trotzdem die Bautätigkeit in Deutschland nie größer gewesen ist als in dieser Zeit.

Das Produkt dieser verschiedenartigen Stilbestrebungen der deutschen Baukunst, die deutsche Stadt, ist eines der merkwürdigsten historischen Gebilde, die es gibt. Wer alte deutsche Städte durchwandert, wird selten nur einzelne Bauwerke finden, die durch die Schönheit ihres Buchses, durch die Reinheit ihrer Verhältnisse und die Größe ihrer Konzeption zu bedingungsloser Bewunderung hinführen. Bedeutende Einzelbauten gibt es in Italien und Frankreich mehr. Ja, es gibt dort auch bedeutendere Ensembles von Bauten, aus denen die Macht der nationalen Einheit spricht. Was der alten deutschen Stadt dafür eigenrümlich zugehört, ist eine außerordentliche Mannigfaltigkeit. Die deutsche Stadt ist durch das Nebeneinander des innerlich einander Widersprechenden, aber dann doch historisch zusammengewachsenen in einer besonderen Weise interessant.

Sie ist, was man mit einem keineswegs zutreffenden Ausdruck malerisch oder auch romantisch nennt. Der Laie, der so spricht, meint jene lebendige Erregung, die entsteht, wo man die Geschichte mit all ihren Schicksalen von den Steinen ablesen kann, er meint die Romantik, die den erfüllt, der in die Vergangenheit tief hineinzusehen Gelegenheit hat. In der deutschen Stadt ist dazu reichlicher Gelegenheit als an anderen Orten. In Italien kommt einem das Geschichtliche aus der Baukunst größer und monumentaler entgegen, aber es ist auch die herrliche Einönigkeit, die große Eindeutigkeit in dieser Geschichte; in Frankreich geht alles mehr ineinander über, wenigstens von den Tagen der heraufkommenden Renaissance ab, es gibt von dieser Zeit ab dort scheinbar nur einen einzigen Stil in verschiedenen Variationen. In der deutschen Stadt aber springt die Zeit wie mit nutwilligen Sätzen von Jahrhundert zu Jahrhundert. In jeder alten Stadt sind gewissermaßen mehrere Städte. Da gibt es eine romanische und eine gotische Stadt, eine Renaissancestadt, eine Stadt des Barock, eine des Klassizismus und dann noch die moderne Stadt. Mehrere Stadtkerne liegen zuweilen nebeneinander, oder es stellen benachbarte Städte ganz verschiedene Typen dar. Da ist die romanische Bischofsstadt, in der Mitte der Dom, daneben weite Klosteranlagen, ringsumher ein von alten Bauwerken abgeschlossener Domplatz voller Stille und wie traumschwer von alten Erinnerungen und der alten Anlage sich geistreich einfügend ein barocker Bischofspalast, mit stattlichem Portal und dem geistlichen Wappen als Ornament darüber. Von dieser beherrschenden Anlage führen schräge Straßen oder breite Treppen in die Bürgerstadt hinab. Die gruppiert sich um gotische Kirchen und um das Renaissance-rathaus am Markt. Dort stehen hochgegiebelte Fachwerkhäuser, aus schönen alten Brunnen holen die Mägde und Marktfrauen das Wasser, die Straßen laufen unsicher schwankend durch das Stadtviertel bis zu den Toren, zu deren Seiten Reste der alten Stadtmauer mit Wehrgang und Mauertürmen zu sehen sind. Eine andere Welt ist dann wieder die Fürstenstadt. Das Schloß liegt, wie eine Zwingburg am wichtigen Flußübergang, abseits vom Stadtmittelpunkt oder es beherrscht die Hauptstraße. Dicht dabei erhebt sich die Hofkirche, das Theater ist nicht weit und an großen ebenen Plätzen liegen die repräsentativen Regierungsgebäude, die Markthalle und Museen, erbaut in imposanten klassizistischen Stilformen. Man spürt die Anlage ganzer Stadtteile durch einen einzigen fürstlichen Willen; die Straßen ziehen gerade dahin, der Bauboden ist schematisch in Rechtecke abgeteilt, regelmäßige Plätze sind ausgespart und die italienisierende oder französisierende Bauweise der Häuser ist im wesentlichen uniform. Zu alledem kommt die moderne Stadt hinzu, allerorts mehr oder weniger mit der Tendenz zum Großstädtischen. Wenn sie das Alte auch

mehr zerstört, als daß sie ihm etwas Charaktervolles an die Seite stellt, so macht die anspruchsvolle moderne Bauweise das Stadtbild auch wieder in einer besonderen Weise mannigfaltig und erregend. Um so mehr, als die deutsche Stadt keineswegs in dem Maße wie die französische oder die italienische Stadt ein festes nationales Gebilde ist. Die süddeutsche Stadt ist etwas anderes als die norddeutsche Stadt, westdeutsche Stadtbilder scheinen aus einer ganz anderen Kulturzone zu stammen als ostdeutsche. Einmal überwiegt das Romanische, ein andermal das Gotische, hier gibt es eine winkelige Renaissancestadt, dort eine regelmäßige Barockstadt und dann taucht wieder eine Residenz auf, in der ganz der Geist des Klassizismus zu regieren scheint. Die partikularistische deutsche Geschichte hat ein übriges getan, um die Stadtcharaktere noch mehr zu variieren. Neben der bürgerlichen Handelsstadt steht mit besonderen Zügen drinnen im Lande die alte Reichsstadt, neben der offenen ländlichen Stadt von Ackerbürgern gibt es die kleine Residenz. Solche Residenzstädte gibt es nur in Deutschland; man findet sie gleich in Mengen und jede einzelne war vordem in all ihrer provinziellen Enge bemüht, ein kleines Versailles zu werden.

Dieser Reichtum an Gestaltung ist es, der auf einer Wanderung durch deutsche Lande immer wieder fasziniert. Dem Deutschen hat dieser seine und interessante Merkwürdigkeitswert der deutschen Stadt freilich nie recht genügt. Er trägt das absolute Ideal in sich und hat es selbst doch nie eigentlich gestaltet. Darum zog er von je über die Alpen nach Italien und suchte dort sein Ideal verwirklicht; oder nach Nordfrankreich und nach Belgien. So ist es gekommen, daß der deutschen Stadtbilder wegen viele Fremde zu uns gekommen sind, daß die deutsche Stadt bei andern Nationen einen gewissen Ruhm als Stätte einer seltsamen gotisch-klassizistischen Romantik genießt, daß sie den Deutschen selbst aber noch ziemlich unbekannt ist. Der Norddeutsche weiß nicht viel von der süddeutschen Stadt und der Süddeutsche noch weniger von der norddeutschen. Der Osten gar ist überhaupt kaum entdeckt. Es gibt noch ein unbekanntes Deutschland, das abseits liegt von den Eisenbahnstraßen und Touristenwegen. Wer den fünf großen Flußläufen in allen ihren Verzweigungen folgte, würde es sich im wesentlichen entdecken können. Diese Entdeckung wird ja wohl nach dem Kriege unternommen werden. Sie wird ein großer Genuß sein und ein überwältigendes Bild von der Mannigfaltigkeit und dem Reichtum unserer Baukunst vermitteln.

Letzten Endes aber wird auch diese genauere Kenntnis nicht die Tatsache erschüttern können, daß die deutsche Baukunst zu jeder Zeit und auf allen ihren Wegen an dem doppelten Ideal und am Zweifel gelitten hat und daß der Zwiespalt sie verhindert hat, die großen Dinge zu vollbringen, die zu schaffen doch von je ihre Sehnsucht gewesen ist.

Was nach diesem Rückblick über die Bestrebungen und Erfolge der modernen, der zukünftigen deutschen Baukunst zu sagen bleibt, braucht nicht wiederholt zu werden. Ich habe es gesagt in dem Aufsatz „Der neue Stil“, im zehnten Heft des Jahrganges 1911 der „Neuen Rundschau“ (siehe auch mein Buch „Die Architektur der Großstadt“) und es widerstrebt mir, es ist auch nicht Raum, schon Gesagtes nochmals vorzutragen.

In den Aufsätzen, die in der letzten Zeit vor dem Krieg sichtbar geworden sind, gibt sich deutlich der Wille zu erkennen, zu einer nationalen Baukunst großen Stils zu gelangen und den alten Dualismus, der in der Kölner Architektenversammlung so schroff wieder hervortrat, zu überwinden durch eine Verschmelzung des gotischen und des klassizistischen Geistes. Durch eine Synthese, die man, um das Ziel zu bezeichnen, mit dem Wort römisch charakterisieren könnte. Ob dieser synthetische Wille siegen kann oder ob es nur ein Versuch bleibt, kann keiner schon sagen. Mehr als in den andern Künsten werden die Zeitereignisse mitsprechen, weil die Baukunst vom Wirtschaftlichen und Politischen viel mehr abhängig ist als Malerei und Poesie es sind. Der Krieg wird der Baukunst der Zukunft die Grenzen der Arbeitsgebiete bestimmen. Darum fragen wir heute: gehört die deutsche Zukunft einer übernationalen, einer weltwirtschaftlich ausgeweiteten Baukunst von europäischem Gepräge, in der der gotische Geist sich römisch-klassisch und der klassische Geist sich gotisch gibt? Wird der deutschen Baukunst ein endgültiges Kompromiß gelingen, in dem die beiden widerstreitenden Gestaltungskräfte sich national vereinigen, ein Kompromiß größten Stils in der Form einer naturalistisch monumentalen Neobaukunst, ein Kompromiß, das die Idealisten mit einigem Recht eine Synthese nennen dürfen? Kommt, um mit Nietzsche zu reden, „ein Zeitalter der Architektur, wo man wieder für Ewigkeiten, wie die Römer, baut?“ Oder werden die Verhältnisse nach dem Krieg enger werden und zu einer tendenzvollen, akademischen „Nationalisierung“, zu der Bevorzugung bestimmter historischer Stalformen wieder führen? Oder wird endlich alles bleiben wie es war: auf der einen Seite vordringende Talente, neben ihnen Kunstpolitik treibende Opportunisten und ihnen gegenüber die Reaktionen mit der bekannten sittlichen Gebärde; ein Niveau, das mit Baukunst überhaupt nichts zu tun hat und daneben eine Gruppe abseits stehender Talente? Wir wissen es nicht und müssen die Entscheidung des Schwertes abwarten.

Aber das Wesentlichste freilich hat der Krieg keine Gewalt, wie die Entscheidung auch falle. Es ist weder in der nationalen Enge noch in der weltwirtschaftlichen Erweiterung eine Erneuerung des Künstlerischen möglich, bevor die ganze Nation sich nicht fähig zu machen weiß, auch in den Augen Gewissen zu haben. Über alle wirtschaftlichen, sozialen und poli-

tischen Voraussetzungen hinweg muß erst die Sehnsucht zum Melodischen und Rhythmischen in der Architektur geweckt und befestigt sein, muß das Talent erst erkannt und willkommen geheißen werden, muß das Auge sich freun können, bevor die wahre Erneuerung unserer Baukunst auch nur beginnen kann. Es fragt sich, ob der Deutsche, wenn dieser Krieg, wie zu hoffen ist, die Epoche des Parvenütums endgültig abschließt, langsam zum Sehen erwachen kann. Wieviele gibt es denn heute schon, die den Raum überhaupt anzuschauen wissen, die in der Baukunst das Schwere vom Monumentalen, das Alberne vom Gefälligen, das Erborgte vom Ursprünglichen unterscheiden können! Was weiß der Deutsche, der auf seine Arbeitsleistung auf so vielen Gebieten stolz sein kann, von der Rhythmisierung einer Bau- masse, was von den architektonischen Tempi und Tonarten! Was weiß er vom Stil, wo doch den Kindern in der Schule schon davon geschwätzt wird, und was vom Wesen der Form! Und doch gibt eine einzige Form, eine stark schattende Ausladung, ein Vorspringen oder Zurückweichen der Masse, der Ansatze eines Gesimses, das Verhältnis strebender und lagernder Teile, einem Gebäude oft das besondere Gesicht. Wieviele Augenpaare sehen in Deutschland nur nach einem Gebäude aufmerksam hin: und von denen, die interessiert hinblicken, wieviele empfinden es anschauend, wie eine Form sinkt oder klettert, Ruhe oder Bewegung ausdrückt, wieviele unterscheiden, ob eine Form motiviert oder nur dekoriert, ob eine architektonische Schönheit aus der Konstruktion hervowächst, wie die Blume aus der Wurzel, oder ob sie willkürlich dem Baukörper angeheftet ist? Mit wievielen Deutschen kann man überhaupt vor einem Bauwerk von dem sprechen, was man doch vor Augen hat! —

Wer in diesen dunkeln Frühlingstagen eine Bilanz der deutschen Kunst- kultur zieht, seufzt unter einer schmerzlichen Arbeit. Er fühlt sich als Sohn eines Volkes, dessen Seele reich ist wie das Universum: untersucht er aber den konkreten Besitz, so gerät er in eine Welt des nur halb Er- füllten, des Unförmlichen, des immerfort werdenden und nie Seienden, in eine Welt, die der Widerspruch regiert. Inmitten eines verschwende- rischen Reichthums von Anlagen hungert er nach dem Vollkommenen, und von der Fülle des Talents umgeben ruft er, wie ein Göttergeschenk, seinem Volk das Genie des Gelingens herbei. Jene niemals schwankende Herrscherkraft erfleht er den Seinen, die nur eines will, die in das Eine aber das All zu legen weiß.

# R u n d s c h a u

## Brief an die Zeitung „Svenska Dagbladet“, Stockholm von Thomas Mann

Ich komme spät dazu, Ihre Rundfrage zu beantworten, — sie lag mir nicht recht, brannte mir nicht sonderlich auf den Nägeln: erstens, weil, wie ich mich keinen Augenblick zu bekennen schäme, mein Fragen und Denken jetzt dem Schicksal meines Landes, dem schweren Kampfe Deutschlands um sein Erdenrecht gehört, und zweitens, weil ich die Tatsache, daß die Chemieprofessoren sich von wegen der Politik persönlich überwerfen, für geistig vollkommen belanglos halte. Ich werde am Schlusse sagen warum. Vorderhand lassen Sie mich zur Entschuldigung meiner Lauheit bemerken, daß wir Deutschen uns von der Verpflichtung, der Solidarität des Menschengeschlechtes schwärmerisch eingedenk zu sein, für den Augenblick wohl einigermaßen entbunden fühlen dürfen. Sie sorgen sich um die Einbelligkeit Europas? Aber Europa ist ja einig, — viel mehr noch, die Welt ist einig (oder war es doch während der ersten Monate nach Einbruch der Katastrophe): und zwar gegen Deutschland. Was dieses Volk — reden wir mit ganz ruhiger Stimme — was dieses Volk sich seit Kriegsbeginn hat sagen und antun lassen müssen, das war . . . ein wenig weitgehend; es war darnach angetan, selbst das national unzuverlässigste Einzelwesen zu nationaler Parteinahme zu erregen. Ich zeige Ihnen ein Bildchen. Ein Senegalneger, der deutsche Gefangene bewacht, ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen, führt seine graue Pfote die Kehle entlang und gurgelt: „Man sollte sie hinmachen. Es sind Barbaren.“ Nun? Ich hoffe, mein Bildchen gefällt Ihnen? Aber vielleicht werden Sie es verstehen, wenn wir Deutschen das „Menschengeschlecht“ eine Zeitlang im Wilde dieses feines angenehmen Beauftragten erblicken.

Kurz, was ist es mit Deutschland? Welches sind seine Verbrechen? — Es hat, heißt es, den Krieg gewollt und angefangen. Und es hat auch sonst barbarische Grundsätze an den Tag gelegt. — Darf ich darauf noch heute zwei einfache Worte erwidern?

Vor allem, meine ich, sollte das bildungsstolze Europa sich seiner müß-

samt eroberten psychologischen Besetzung nicht so wütend enttäusern — bei der ersten Gelegenheit, wo es sich lohnen würde, davon Gebrauch zu machen: es sollte nicht so schulungenmäßig über „Schuld“ und „bösen Willen“ perorieren, während es genau weiß, daß die Frage, ob Deutschland den Krieg gewollt hat, in die Schlünde des nie ausgedachten Problems von der Willensfreiheit führt und daß es nur für die Tapferkeit und den Menschenstolz eines Volkes irrt, wenn es frei zu wollen sich entschließt, was das Verhängnis ihm zu wollen auferlegt. Wer die Geschichte Friedrichs des Großen kennt und liebt, ist erschüttert und fast entzückt über die erstaunliche Ähnlichkeit der inneren Sachlage vom Hochsommer 1914 mit der vom Hochsommer 1756. Wie sehr muß der König die Besessenheit verachtet haben, mit welcher der Klügel drüben sich unschuldig zu halten, defensiv zu tun und ihm das Odium des Angreifers zuzuschieben trachtete, — ihm, der erhaben war über die Heuchelei oder Einfalt einer Psychologie, welche zwischen „Offensive“ und „Defensive“ säuberlich unterscheidet, und der Schuld und Odium gar nicht fürchtete! Welche Duckmäuserei, durchaus nicht schuldig werden, nicht schuldig sein zu wollen! Gut! Angenommen und versuchsweise eingeräumt, daß die unmittelbare Initiative zu diesem Kriege bei Deutschland gewesen wäre, — war denn der Zustand Europas vor dem Kriege so köstlich, war er liebevoller Erhaltung so wert, daß es abscheulich genannt werden dürfte, seinen Umsturz in die Wege geleitet zu haben? War dieser Zustand nicht vielmehr als unmöglich, unhaltbar, unerträglich allgemein anerkannt? Das Gleichgewicht Europas . . . aber das war die Ohnmacht Europas, war seine Blamage gewesen, mehr als einmal, und wenn diese in eifersüchtigem und gespanntem Gleichgewicht schwebende Ohnmacht des Kontinents von jeher im Interesse einer politisch außereuropäischen, ja antieuropäischen Weltmacht gelegen war, so stand nirgends geschrieben, daß besagtes Interesse für alle Ewigkeit ausschlaggebend bleiben müsse. Ein wenig Mut zur Geistesklarheit, meine Herrschaften! Zum Kriegführen gehören zwei oder mehrere, und wenn nur Deutschland bereit gewesen wäre, es auf die ultima ratio ankommen zu lassen, wenn nicht auch die anderen den Krieg, wie die korrekte Redensart lautet, „in ihren Willen aufgenommen“ gehabt und ihn einem diplomatischen Erfolge Deutschlands begeistert vorgezogen hätten, — nun! so wäre er nicht gekommen. Hatten nicht alle ihre Hoffnungen und Wünsche? Waren nicht alle am Kriege interessiert? Rußland wollte Konstantinovel und das offene Meer gewinnen, Frankreich die verlorenen Provinzen zurückerobern, England die deutsche Konkurrenz zu Boden schlagen, und alle miteinander gaben sie sich der innigen Hoffnung hin, Deutschland unschädlich zu machen. Das alles war ohne Krieg nicht möglich. Nur Deutschland hätte, um seinen Weg zu machen, den Krieg nicht nötig gehabt.

Und doch hat es die Offensive ergriffen. Man könnte einwenden, daß ein Angriff ja aus Not geschehen könne und dann also kein Angriff mehr sei, sondern eine Verteidigung. Aber Deutschland hat die Offensive ergriffen. Wenn Drei gegen Einen stehen, sollte es dann jemals den Dreien sehr schwer fallen, den Einen in die Offensive zu drängen? Nein, nicht sehr schwer; eher leicht. Dem steht jedoch die Tatsache gegenüber, daß Deutschland den Krieg, den „Präventiv-Krieg“ gewollt hat. Es hätte seinen netten Präventiv-Krieg haben können, als England im Burenkrieg lag, Frankreich kein Pulver hatte und Rußland mit den Japanern nicht so ganz fertig geworden war. Es hat ihn nicht haben wollen. Aber jetzt hat es die Offensive ergriffen. Wie anständig ist die Tat, die Schicksal bejahende, Schicksal schaffende Tat, im Vergleich mit der schielenden Verlogenheit des Menschenwortes!

Aber Deutschland hat die Zivilisation beleidigt, indem es behauptet und danach gehandelt hat, daß Macht vor Recht gehe. — Das ist ein Mißverständnis. Nie hat Preußen-Deutschland das gelehrt. Es hat höchstens und schlimmstens gelehrt und danach gehandelt, daß Not vor Recht gehe und daß Recht — Macht sei. Das ist eine pessimistische Rechtsphilosophie, die ihm in Jahrhunderten des politischen Elends von der Welt aufgedrängt wurde. Die Geschichte der Völker bildet ihre Erziehung, und die Geschichte Deutschlands, die Erziehung, die es durch die Welt erfuhr, war nicht darnach angetan, seinen Sinn mit humanitärem Optimismus zu erfüllen. Deutschland war lange ganz Gedanke gewesen. Es kam spät zur Wirklichkeit, und als es sich auf Erden umzusehen begann, ward es gewahr, daß Macht in der Tat für Recht gelte. Man findet es brutal seit einiger Zeit, aber um ihm seelisch einigermaßen gerecht werden zu können, müßte man wissen, daß es sich hier um eine Brutalität aus Gedanklichkeit handelt, um einen gedanklich fundierten Willen zur Welttauglichkeit, Weltträchtigkeit . . . Verstehst man das? Um eine Brutalität, welche durchaus nicht Roheit bedeutet, sondern Korrektur, sondern Resignation. Deutschland, höchst radikal im Geistigen, wollte es nie sein im Wirklichen. Das ist sein Mangel an Generosität, an Kindlichkeit. Es fehlt uns vor der Wirklichkeit die generöse und galante Geste, an welcher die Franzosen festhalten. Bismarcks Positivismus, seine „Realpolitik“, sein Reichsgebilde — das korrespondiert auf tiefe und charakteristische Art mit Kants praktischer Vernunft im Gegensatz zur „reinen“ —, deutsch ist der kategorische Imperativ jenseits der abgründigsten Skepsis. Die deutsche Liebe zur Wirklichkeit, wahr und leidenschaftlich wie irgendeine, ist ironisch-melancholisch, etwas düster und letzten Grundes nicht ohne Verachtung. Deshalb sträubt sich die Welt, ihr Spielraum zu geben, diese englische Welt, die vom Cant erfüllt ist und das „Recht“ gegen sie verteidigt, das von



der Macht unabhängige Recht, welches sie selbst wohl tausendmal ohne einen Anflug von Schamerröten in den Staub getreten, dessen Verletzung durch Deutschland aber offenbar eine schwere, unleidliche Verzerrung der Natur bedeutet.

Wie seltsam ist das! Spricht nicht im Grunde eine fast religiöse Achtung vor Deutschland aus dieser Unduldsamkeit? — Friedliche Neigung des Gemütes zur heimatischen Flur und Welle, gelehrte und poetische Pflege unserer reichen und tiefen Sprache, — dergleichen Vaterlandsliebe war auch uns Deutschen von jeher erlaubt und erregte den Fremden kein Argernis. Jrgendwelches Bestehen jedoch auf deutscher Macht und deutschem Erdenrecht — solche Art Patriotismus wird noch heute als eine Verzerrung deutschen Wesens empfunden, als etwas, was uns durchaus nicht, wie anderen Völkern, erlaubt und anständig sei. Der Dualismus von Macht und Geist soll für uns mit einer Unverbrüchlichkeit gelten, die er für andere niemals besaß. Rudyard Kipling etwa ist ein wundervoller Erzähler, ein großer Dichter wohl gar, in den Dschungelbüchern, und er ist englischer Imperialist und versteht sich auf politischen Haß wie einer. Das setzt ihn nicht herab, das entstellt nicht sein Ansehen, kleidet ihn gar nicht schlecht. Gesezt aber, einen deutschen Schriftsteller oder Künstler ergriffe Zorn wider diejenigen, die einem großen Volke wehren wollen, an der Verwaltung der Erde nach dem Maß seiner spät entdeckten Tüchtigkeit teilzunehmen; die eine hohe und wichtige Spielart des europäischen Geistes auf alle Weise zu verunglimpfen und in den Kot zu zerren trachten und die Horden der Wildnis gegen ein Land heranzuführen, dessen Meister für die Befreiung und Veredelung der Menschheit soviel getan: pfui über Solchen, er befundete schimpfliche Hingerissenheit. — Das ist zweierlei Maß; und wer wollte zweifeln, daß es ein ehrenvolles Maß ist, welches damit an den Deutschen gelegt werden soll? Nur ist es ungerecht außerdem, mißverständlich und am Ende gar nur ein Werkzeug der Schlaubeit. Das Herz, das Gewissen Europas, das Land des Gedankens, der „Vorstellung“, — erlaubt man ihm den politischen Willen nicht, weil es zu schade dafür ist? Und Kipling dürfte in Gottes Namen dem Nationalhaß und der Machtlust frönen, weil er bloß ein Engländer ist? Ja, Deutschland sollte rein bleiben, rein und willenlos. Die Welt will sich erbauen können in seinem Anblick. Man will es verehren dürfen, indem man es nicht zu fürchten braucht. Aber das ist ein wenig bequem. Dieser Idealismus auf anderer Kosten verträgt sich mit euren Interessen gar zu gut. Deutschland soll euer Gewissen sein, die Zuflucht des Geistes und der Anschauung, und ihr wollt dafür, indem ihr es zwar ehrt, aber belächelt, die Vorteile der Erde haben. So war es, und so hätte es bleiben sollen. Wir aber wollen das Schicksal, den sehnüchtrigen Willen, den

eigentümlichen Weg eines Volkes ehren, das Männer aus sich hervorbrachte, echte, tiefe Geschöpfe seiner Art, die es zur Wirklichkeit und zum Leben führten. Friedrich und Bismarck sind nicht weniger deutsch als Goethe, — der sich übrigens nach einem starken, „gefürchteten“ Vaterland sehr ausdrücklich sehnte. Es ist Sentimentalität von euch — ich fürchte, es ist Schlimmeres — Deutschland beständig zuzurufen: Du bist zu gut, um zu sein wie wir! Wir wollen dich daran hindern! Denn wir wollen aufblicken können!

Dieser Krieg, für den Deutschland sich vertrauenslos und gewissenhaft bereitet hatte, den es aber nie gewollt haben würde, wenn man es nicht genötigt hätte, ihn zu wollen: warum hat Deutschland ihn gegrüßt und sich zu ihm bekannt, als er hereinbrach? — Weil es den Bringer seines Dritten Reiches in ihm erkannte. — Was ist denn sein Drittes Reich? — Es ist die Synthese von Macht und Geist — sie ist sein Traum und Verlangen, sein höchstes Kriegsziel — und nicht Calais oder „die Knechtung der Völker“ oder der Kongo. Es gibt Reaktionäre in Deutschland: das sind die Getreuen des ersten Reiches, des geistigen. Es gibt Konservative: das sind die unbedingten Anhänger des zweiten, des Machtreiches. Und es gibt Gläubige der Zukunft: sie meinen das dritte... Ich habe es wörtlich sagen hören: „Bei Ausbruch des Krieges herrschte in Deutschland ein Ramschverkauf aller anständigen Gesinnungen.“ Das ist stark und irrtümlich, also mit einem Worte dumm. Es will heißen, daß unsere Intellektuellen, unsere Gelehrten, unser gebildetes Bürgertum sich des letzten Protestes gegen Bismarck, der letzten Anhänglichkeit an die Ideale von 1848 ent schlagen und sich blind und wüst der Macht in die Arme geworfen hätten, als jetzt Krieg wurde. Glauben Sie das nicht, dort draußen, ich bitte Sie! Die Ideale von 48, von 1813 hielten Auferstehung in unseren Tagen, die Begeisterung für sie schwang deutlich mit in dem Jauchzen, das Deutschlands Not und Kraft verherrlichte, — der Glaube, das Begreifen, daß diese Ideale, diese Begeisterung nun praktisch möglich sein würden. Der Geist hatte Deutschland nicht schmieden können. Das Machtprinzip hatte den Einheitsgedanken („den Königsgedanken“, wie Jbsens Jaak Skule sagen würde) adoptiert und verwirklicht. Sein blendender und — wenn Sie wollen — verdummender Erfolg hatte den Geist — im liberalen, revolutionären Sinne — aus dem Felde geschlagen, zurückgedrängt, unterdrückt, so daß er teils in leisem Proteste weiterlebte, teils mit dem siegreichen Prinzip seinen Frieden machte. Als aber jetzt die Schicksalsglocke schlug, fühlte er sofort, daß es seine Stunde war, die schlug, daß Deutschland, stark und fest, unbefieglich geworden im — düsteren — Schatten des Machtprinzips, zu dieser Stunde aus der Bismarckschen Epoche hinaus in eine neue trete... Stets war Erziehung

ein Lieblingsbegriff des deutschen Geistes, und nirgends, glauben Sie mir! wird das Erlebnis des Krieges so sehr als ein erzieherisches Erlebnis empfangen und durcharbeitet, wie hier — ja, Deutschland tritt damit in eine neue Epoche seiner politischen Bildung. Unendlich wissender über sich und andere, unendlich weltkundiger als vordem, noch einmal zur Einheit geförmt und gebildet durch das gewaltigste Erlebnis, als gleichberechtigt anerkannt und aufgenommen von der europäischen Staatengesellschaft, wird Deutschland, wenn diese Prüfung bestanden ist, auf das preussische, das Machtprinzip nicht mehr, wie bisher, zu bauen brauchen, sondern den heiteren Luxus, das Glück (denn Glück ist Luxus) des liberalen Geistes sich gestatten können; es wird auf die Höhe seines Daseins treten, ins Licht, die Heiterkeit, die Humanität, die Freiheit; vollziehen wird sich, mit Karl Lamprecht zu reden, die Ausgleichung mütterländischen und kolonial-deutschen Wesens — das heißt in der That die Ausgleichung von Geist und Macht —, die dieser Historiker den wichtigsten Vorgang seit langer Zeit in unserer Geschichte nennt. Dies war die intellektuelle Auffassung des Krieges: daß er ein Befreiungskrieg und ein Freiheitskrieg sei, ein Krieg gegen äußere Einschnürung und gegen innere Verdüsterung.

Die Staaten Europas mögen sich sagen, daß mit einem Deutschland, dessen Ebenbürtigkeit, Unantastbarkeit und irdische Gleichberechtigung anerkannt ist, vortrefflich zu leben sein wird; daß aber, wenn das in jedem höheren Sinne Unstümme geschähe, und Deutschland in seinem Kampf unterläge, dieses Volk nicht rasten könnte und dürfte, bis es wieder dort stünde, wo es heute steht, und daß in diesem unseligen Falle die Nöte und historischen Wehen Europas noch lange kein Ende finden würden. Deutschlands Selbstbehauptung und Selbsterfüllung, das ist der Friede.

Und es wird Friede sein. Die unnatürliche und stupide Weltheße gegen Deutschland, schon jetzt im Ermüden, wird über ein Kleines völlig zur Ruhe gekommen sein; die Achtung vor diesem tapfersten Volk der Erde, das einem Druck von Haß, dem wohl jedes andere sittlich erlegen wäre, mit so gewaltiger Gelassenheit Widerpart leistete, — eine Achtung, die schon jetzt in allen Ländern lebendig ist, — sie wird überall durchbrechen und zur Herrschaft gelangen, und wer weiß, ob nicht die Gefühlsmode in ihr Gegenteil umschlägt und die Bewunderung sich desto höher schwingt, je toller sich vordem der Abscheu gebärdet. Auf jeden Fall wird Deutschland stehen, endgültig, bewiesen, anerkannt, und es werden die Völker mit ihm zu leben haben. Denn Deutschland ist ja nicht nur eine physische Macht, es ist vor allen Dingen ein großes seelisches Faktum, ein integrierender Bestandteil des europäischen Geistes, ohne welchen Europa anders aussähe, — unbedeutender höchst wahrscheinlich, aber jedenfalls anders. „Deutschland darf nicht gedemütigt werden“, hat neulich der alte Georg

Brandes zu Clémentineaus namenloser Erbitterung geschrieben. Ob er wohl mehr damit meinte, als nur dies, daß die Juden es in Deutschland sehr gut haben? Nein, Deutschland darf nicht gedemütigt, es darf in seinem Inneren nicht zerbrochen, im Glauben an sich selbst durch einen Triumph des west-östlichen Bündnisses nicht verwirrt und erschüttert werden: das darf nicht sein, nicht nur um der deutschen, sondern um der europäischen Zukunft willen . . .

Um aber auf die internationale Kulturarbeit und die Chemieprofessoren zurückzukommen, so meine ich, daß man sich, wozu gewisse Koryphäen neigen, das europäische Geistesleben, die europäische Öffentlichkeit nicht unter dem Bilde eines Naturwissenschaftler-Kongresses denken darf, — von welchem Vertreter Deutschlands und Osterreichs etwa fortan ausgeschlossen zu bleiben hätten. Außerhalb englischer Laboratorien macht man sich von dieser Öffentlichkeit minder sinnlich-gesellschaftliche Vorstellungen. Das unsichtbare, lautlose und leidenschaftliche Getriebe in den hohen Gegenden des Geistes, an dem wir teilnehmen, wenn wir denken, lesen und schreiben, der Zusammenklang aller Willensmeinungen und Sehnsüchte der ringenden Zeit, die stille Fernwirkung des besetzten Wortes, Freundschaften und Feindschaften über Länder und Epochen hinweg, der Name als Begriff, die Persönlichkeit als Ruhm — nicht wahr, das ist es beiläufig, was wir unter europäischer Öffentlichkeit verstehen. In ihr gibt es keine Versammlungspolizei und keine Berufsbeschlüsse. An ihr wird der deutsche Gedanke teilhaben, wie zuvor und mehr als zuvor. Und wer, von Zeitungslektüre verstört, in dieser Öffentlichkeit Deutschland in Acht und Bann erklären wollte, — seine Lächerlichkeit würde unsterblicher sein als seine Entdeckungen.

## Der Krieg und die neue Frömmigkeit

von Artur Bonus

**E**ine neue Frömmigkeit wird nicht gemacht. Sie ist da oder nicht da, und nur darum kann es sich handeln, sie zu erkennen, zur Aussprache zu bringen und dadurch in sich und andern zu stärken.

Wir waren immer der Meinung, daß es eine noch anonyme Frömmigkeit in unserem Volke gibt, die in keiner Weise mehr durch die offizielle Religion gedeckt wird, also im Verhältnis zu dieser als neu empfunden wird. Wie wird sie durch den Krieg beeinflusst?

Der Krieg kommt für die Frömmigkeit nicht als Gegensatz zur gewöhn-

lichen Wirklichkeit in Betracht, sondern als eine Verstärkung und allerdings auch Umgruppierung von ihr. Sowohl Friede und Zureinanderstehen als Haß und Vernichtungswille sind unendlich stärker geworden, jene im Innern der Volkseinheiten, diese zwischen ihnen.

Von da aus darf man vermuten, daß wir dieser verstärkten Wirklichkeit des Geschehens gegenüber eine verstärkte Möglichkeit haben, die wirklichen religiösen Kräfte zu erkennen. Auch sie werden stärker und wacher sein als sonst.

Sie sind es auch. Aber äußern sie sich nicht gerade in einem völligen Versagen der neuen Frömmigkeit? Stieg nicht die totgeglaubte Kirche zu neuem Leben und Blühen auf?

Es steht uns eine Überraschung bevor, wenn wir dieses Aufleben der alten Form näher prüfen. Es ist wahr, wir sind geneigt, allem Festgeformten religiöser Herkunft mehr Ehrfurcht entgegenzubringen als je sonst; aber wir sind zugleich abgeneigter als je, die eigentlichen und ernsthaften Hauptmotive der überlieferten Religion zuzulassen.

Wir empfinden fast etwas wie einen Schauer, wenn man uns auseinandersetzt, inwiefern sich auch aus der Pflicht der Liebe bis in die Feindesliebe hinein als der Hauptpflicht des christlichen Programms die Möglichkeit des Krieges ja die Pflicht zu ihm ableiten läßt. Es erscheint uns als etwas Künstliches, das sich erdenken läßt, wenn eben die Aufgabe lautet, zu dem gegebenen Krieg von der gegebenen Pflicht der Liebe aus unter fallen Umständen einen Übergang zu finden, das aber mit den wirklichen Motiven des Krieges nichts zu tun hat.

In der Tat, es ist klar, daß hier nicht die Kräfte dieses Stückes Leben aus der religiösen Überzeugung aufkeimen, sondern daß anderswoher stammende Kräfte vor der religiösen Überzeugung entschuldigt werden. Und alsbald zeigt sich unserm Nachdenken, daß das auch außerhalb des Krieges die Lage ist. Die Kraft für unseren Lebenskampf stammt uns nicht aus unserer angeblichen religiösen Überzeugung, sondern steht ihr gegenüber und sucht einen Ausgleich mit ihr.

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, zu fragen, ob es immer so war auf christlichem Boden und, wenn nicht, wie es so geworden ist — genug, es ist, und wir fragen, ob es bleiben darf, und falls nicht, wie es werden soll.

Warum soll es nicht so bleiben, da es doch auf alle Fälle schon lange so ist? Wenn ein gefährlicher Zustand lange besteht, wird er dadurch gefährlicher. Ich glaube, daß in unserem Fall wirkliche religiöse Kräfte, nur anonyme, da sind, welche den für den Lebenskampf notwendigen Mut speisen. Aber ich glaube, daß die Gefahr mit zunehmendem Bewußtsein wächst, daß das Leben sich aus anderen leichteren Kräften zu nähren

anfänge und daß die Beziehung zu dem, was als Religion bleibt, eine mehr oder weniger äußerliche, heuchlerische wird.

Man hat unter uns von einem breiten Ausschnitt des englischen Christentums den Eindruck, daß es so verläuft. Das eigentliche Leben von den Erfordernissen des Geschäfts, der Konvenienz und des Wohllebens getrieben. Daneben in den Erholungspausen Religion ohne Verbindung mit dem Ernst des Lebens. Tritt also die zweite Frage an: Wie soll es sein, wenn es so nicht bleiben darf?

Die Antwort liegt nahe: wir müssen die anonyme Religion zur Sprache bringen. Der Krieg wird das erleichtern.

Ist denn Liebe und Friede überhaupt eine Grundkraft, auf die man das Leben bauen kann? Ist sie denn nicht erst sozusagen eine Folgekraft? Etwas, das aus einem reichen starken Leben — das doch erst errungen sein muß — überfließt? Ein Zeichen der gewonnenen Höhe?

Solange der Mensch jung ist, lebt er von dem, was die von seinen Eltern eroberte Kraft auf ihn überfließen läßt. Er lebt auf Kosten der Eltern, rein aneignend. Der wichtigste Augenblick in seinem Leben ist das Schwerden, die Losreißung zu einem eigenen Stück Leben, das auf sich selbst vertraut und sich selbstverantwortlich fühlt. Dies ist der Augenblick, in dem er eigentlich erst wird. Es braucht übrigens kein Augenblick im Wortsinne zu sein, kann eine lange Entwicklung sein. Aber es ist die, die er selbst ist, während er vorher und seitlich dieser Entwicklung noch nicht er selbst, sondern ein Stück seiner Eltern ist. Die Kraft, die ihn in dieser Entwicklung treibt, die sein Ich bildet, ist sie wirklich Liebe zu nennen? Sie braucht gewiß nicht lieblos zu sein, aber sie ist etwas innerlich anderes als Liebe, etwas gegen Liebe und Haß Gleichgültiges, etwas, das durch Liebe gemildert, ja geleitet sein kann, doch nicht Liebe ist. So wenig, daß es von Natur wegen vielmehr eher mit Haß zusammen geht. Wenn auch nicht gegen die Eltern, so um so mehr gegen die andern. Doch pflegt selbst gegen die Eltern in der kritischsten Zeit dieser Entwicklung eine Entfremdung einzutreten. Diese Entwicklung pflegt auch den liebenswürdigsten Menschen eine kürzere oder längere Zeit hindurch einsam zu machen. Er fühlt sich unverstanden, und da er den inneren Schwerpunkt noch nicht gefunden hat, umhergeworfen zwischen Selbstverachtung und Selbstüberhöhung. Selbstverachtung aus Ungeduld darüber, daß er noch kein eigentliches Selbst wurde, Selbstüberhöhung, indem er lebendig fühlt, daß er etwas schlechtbin Einziges ist, zu einem Weltmittelpunkt bestimmt, mit dem Recht und beinahe der Pflicht, die Welt auf sich zu beziehen und von sich aus zu sehen. Dies ist gewiß nicht Liebe und fällt sogar oft recht unliebenswürdig aus.

Es wird auch nicht Liebe, wenn es religiös wird. Wo diese Entwicklung so tief und stark erlebt wird, daß das Erleben bis in den Weltgrund hinuntergreift, um sich mit ihm zu verbinden oder besser, sich als aus ihm aufgestiegen zu erfassen; wo also ein Mensch diese Entwicklung als etwas Heiliges — sein Heiligtum — erlebt, kurz, wo dieses Selbsterfassen zugleich ein Gottergreifen wird, da ist es das, was man „Glaube“ nennt, dieses mit der inneren Weltkraft gegen alle übrige Welt sich Alleinstellen, nicht Liebe.

Erst nun, wo die Entwicklung Erfolg gewinnt, das Herz fest wird und zu einem Organ allerlei innerlichen Reichtums wird, beginnt ein inneres Zufriedenwerden und Überströmen, beginnt — und zwar je kräftiger jenes Glauben oder Sichselbsterfassen ist, desto überschwänglicher — dieses Schenken von Glück und Sonne, das man Liebe nennt. Bis daß der Mensch, der ein Ich wurde und damit eine selbständige Ausgestaltung des Weltwillens, ein innerlich freier Herr aller Dinge, königlicher Art, keinen größeren und höheren Stolz mehr kennt als Dienen und Fördern. In dem Bewußtsein, daß alle Dinge ihm gehören, wie sollte er sie nicht alle fördern mögen.

Das religiöse Leben — wie schließlich alles Leben — verläuft in Spannungen. Das ist natürlich. Denn es ist Bewegung, und Bewegungen kann man nicht durch einen Punkt bezeichnen, sondern nur durch zwei einander entgegengesetzte.

Doch ist die Bewegung der Entwicklung nicht einfach.

Auch das ist leicht einzusehen. Nimmt man die Entwicklung als einfache Linie, so gibt es nur eine Spannung, die zwischen Zukunft und Vergangenheit, Ziel und Ausgang. Aber gerade diese Zukunft ist ja unbekannt. Das verhüllte Land unserer höchsten Gedanken und Strebungen. So tastet man nächste Ziele, Teilziele ab. Mit großer Gewalt verwirft man die letzterlassene Stellung als Irrtum; allmählich gewahrt man, daß auch sie ihre Wahrheit hatte, alsbald, daß ihre Wahrheit sogar größer und wichtiger war, als die entgegengesetzte, kehrt zu ihr zurück. So ist ein fortwährendes Hin und Her zu erkennen, und oberflächliche Geister haben gerne in diesem, wie sie es sahen, leeren Hin und Her das Zeugnis für die Zwecklosigkeit des Lebens gesehen. Indessen dieses Hin und Her ist das arbeitende Hin und Her der Elektrizität. Zwischen den Widersprüchen erhebt sich die Welt zu höheren Formen. Oder es ist wie das Steigen eines Menschen, der dazu abwechselnd den rechten und linken Fuß braucht. Er wird nicht sagen: Weshalb soll ich den linken Fuß heben, da nachher ja doch der rechte dran kommt. Was das Gewissen und die beste Einsicht als das zeigen, das jetzt nötig ist, wollen wir tun, auch wenn wir die Wahrheit der Gegenseite sehen.

Und also, wenn der Weltprozeß in Krieg und Frieden, in Selbstbehauptung und Hingabe flimmert, so ist es uns nicht nötig, die eine Seite zu leugnen, um behaupten zu dürfen, daß jetzt die andere das Wort habe. Mehr liegt uns an, die beiden Seiten, wenn möglich, richtig zueinander zu stellen.

Und so bestreiten wir, indem wir die grade innere Stimme in uns fragen, daß wir die hingebenden, friedlichen, liebevollen Empfindungen als die ursprünglichen oder wichtigeren, führenden oder wenigstens idealeren ansehen können. Die führenden Kräfte müssen immer die der Selbstwerdung und Selbstbehauptung sein.

Auch die, welche mit Johannes die Gottheit selbst in die Liebe setzen, dürfen gestehen, daß der Mensch, um der Gottheit gleich zu werden, sie erst finden müsse, und daß er sie nur im eigenen Selbst finden könne, dazu aber ein Selbst haben müsse, daß er es erst erreiche in der Sammlung in sich selbst, in der Einsamkeit mit sich selbst, in der Abschließung, im Kampf um den Glauben an sich selbst, der sich zum Glauben an die Gottheit vertieft.

**S**ehen wir uns die besprochenen Verhältnisse von dieser anderen Seite an. Wir setzen, die religiöse Auffassung der Selbstwerdung sei vollzogen. Das Ich hat sich als selbständig aus den Gründen des Lebens aufgestiegen ergriffen. Aus jenem Leben und jener Kraft, das wir hinter allem Geschehen wissen als das, was der Welt und uns Sinn gibt, und das wir meinen, wenn wir von der Gottheit sprechen. Wir wußten schon immer mit der Vorstellung des großväterlichen „lieben Gottes“ nicht viel anzufangen. Jetzt in diesem klirrenden und dröhnenden Geschehen, zwischen diesen Haufen von Leichen, kommt uns die Vorstellung fast wie lästerlich vor.

Das große Wort, daß Gott die Liebe sei, erscholl in einer Zeit, die sich über die Härte des Weltlebens einig war. Diese Härte wurde nicht geleugnet. Aber sie wurde überwunden, indem man ihr ein Ziel gab. Die Härte stammt aus dem Losreißen, aus dem Festwerden, aus dem Selbstwerden, aus der Schöpfung.

Aber warum dieses Voneinander und Gegeneinander? Warum dieses Selbstwerden unter solchen Qualen?

Damit das Leben sich in die Hand bekomme, Herrscher werde. Nach dem Maße, wie es das würde, konnte es die innere Einheit in Liebe und einander förderndem Verhalten herausgestalten: offenbaren.

So offenbart sich darin die Gottheit zum Schluß und Zweck allerdings als Liebe. Aber bevor das ist, ist sie die schaffende, voneinander reisende, gegeneinander bewaffnende „graue Notwendigkeit“.



Diese Notwendigkeit ist die Seite der Gottheit, die in Kriegen Gestalt gewinnt. Wir dürfen nicht vor diesem Blick zurückschrecken. Er wird uns für alle Zukunft gut sein, auch für jeden Frieden, der uns etwa noch beschert sein mag. Er kann uns ein für allemal von dem Mißverständnis befreien, das alle unsere religiösen Verhandlungen durchzieht und verdummert, als hätten wir irgendeinen Kontrakt mit der Gottheit, laut dem wir das Recht auf ein freundliches Schicksal haben und wenigstens auf eines, das wir als gerecht anerkennen können. Wer seine Religion auf diese vermaledeite Albernheit aufgebaut hat, der lebt mit ihr auf beständiger Flucht, geschweige, daß er Kraft von ihr zöge.

Das Leben ist, wie es ist, ganz so roh und grausam. Es fragt sich lediglich, ob wir uns die Erleichterung verschaffen wollen, es so zu denken, daß wir es ertragen können. Einen Prozeß in unserem Gemüt gegen es anzustrengen, bedeutet lediglich, seine Schrecken in uns wiederholen und damit verdoppeln. Wer es dagegen nimmt, wie es ist, ganz so grausam, ohne sich etwas vorzumachen, und es nun unternimmt, einen Sinn in ihm zu finden, der es erträglich macht, der kann dazu kommen, mehr zu finden, als er suchte, einen Sinn nämlich, der es nicht nur erträglich, sondern zu einem Geschenk macht, zu einem Wunder, dessen Überraschungen er genießt, zu einem großen Werk, einer singenden Schöpfung, in deren Rhythmen er sich einschließt, ein Ton von einem großen alles Kleinliche übertönenden Chor. In diesem Werk schaffend und sich als Mitschöpfer fühlend, mag er dann sein Leben und Lebenswerk als Offenbarung einer Liebe über Wissen und Verstehen erfassen. Alles andere Reden von göttlicher Liebe ist unnütz und ein Mißbrauch des Namens Gottes. Dies ist das christliche Erlebnis. Die Bedeutung des „Kreuzes“. Wer über das Christentum hinaus will, muß sich vor allem darüber klar sein, daß er nicht unter dies Erlebnis heruntersinken darf. Wer es für bescheiden hält, in den Kreisen des Christentums zu bleiben, muß zusehen, daß er nicht etwa Bescheidenheit mit Feigheit und Trägheit verwechselt und eigentlich nicht das Erlebnis des Christentums, sondern den Schlendrian meint. Was uns betrifft, so bescheiden wir uns, die religiösen Kräfte klarzulegen, und überlassen den Namen und gar die Entscheidung darüber, ob das etwas Altes oder etwas Neues ist, denen, welche an Benennungen Freude finden und glauben, damit etwas geschafft zu haben.

Diese Verhandlung über die Gottheit hat aber noch eine andere Seite. Man bespricht sie unter dem Problem von der Persönlichkeit Gottes, und an seiner Entscheidung hängt viel Wärme und Innigkeit des religiösen Lebens. Ich für mich bin deshalb dafür, daß die Vorstellung sich auf eine persönliche Gottheit einstelle.

Man würde, wie ich glaube, gar nicht viel darüber zu streiten haben.

Daß eine Kraft oder Macht, die sich unter uns im höchsten persönlichen Leben offenbart, auch ihrerseits von uns am besten und fruchtbarsten als persönlich vorgestellt wird, erscheint als klar. Leider aber liegt in der Annäherung, welche die Gottheit dieserart erleidet, die Gefahr der Verkleinerung. Es scheint außerordentlich schwer in allen Religionen, in dieser Spannung der Vorstellung zu verharren. Fast alle fallen sie über kurz oder lang nach der einen oder andern Seite heraus. Entweder wird ihnen die Gottheit zu irgendeiner abstrakten Größe, einer Personifizierung menschlicher Berechnungen, wie es das Naturgesetz ist oder die Gottheit verliert ihnen umgekehrt die Beziehung auf die Notwendigkeit und wird zu der Vorstellung eines launischen Tyrannen, einer Art sehr großen Grundherrn, der je nachdem, an welche Seite des Lebens im Vordergrund gedacht wird, grausam und herrisch oder gutnützig und gleichgültig wird.

Dies sind nun durchaus keine zufälligen Vorstellungsschwierigkeiten, sondern die Grundschwierigkeit, die eigentliche Lat des religiösen Lebens selbst steht dahinter, — die religiöse Grunderkenntnis, die, wie alle religiöse Erkenntnis, zugleich Wagnis und Lat ist und über den Wert des Menschen, der sich ihrer fähig erweist, in letzter Instanz entscheidet. Denn dies eben ist ja der innerste Kern der religiösen Ansicht, daß alle wertvolle Wahrheit im persönlichen Leben beschlossen ist und alles letzte Urteil über Wahrheit die Höherentwicklung dieses persönlichen Lebens ist.

Das beides also ist in der religiösen Erkenntnis zusammengeschlossen: das Persönliche und die Notwendigkeit, die über die ganze Welt entscheidet. Die Weltnotwendigkeit empfunden in den Bedingungen der Entwicklung der Persönlichkeit.

Aber eben dies ist unendlich schwer festzuhalten. Wir alle wissen es: Unser gewöhnliches, technisch-wissenschaftlich abgezwecktes, also unpersönlich gewordenes Nachdenken sieht die Notwendigkeit im Allgemeingültigen, Mechanischen. Und andererseits: alle minderwertige Sittlichkeit erblickt im Persönlichen gerade das Gebiet der Willkür und Laune. Es ist also ohne weiteres verständlich, daß ein Nachlassen der Persönlichkeit bildenden Kräfte sich religiös in einem Entgleiten der Gottesvorstellung entweder ins Abstrakte, Naturgesetzliche oder ins Spießbürgerlich-Kleinliche — teils Gemütliche, teils Tyrannische — beurkunden wird.

Meist ist beides zugleich, wenn auch in verschiedenen Schichten des Volkes, der Fall. So in der Antike, wo sich die Naturphilosophie und ein hanebüchener Gespensterglaube gegenüberstanden, so heute, wo moderne Naturphilosophie und Liebe-Herr-Jesus-Kult einander bekämpfen. Damals band das Christentum die auseinandergefallenen Gegensätze in lebendige neue Spannung zusammen, den Gott, der seine Sonne scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, und der zugleich der sorgenvolle Vater seiner

Kinder ist. Ob auch heute eine neue Religion am Horizonte steht, oder ob eine Reformation des Christentums ausreicht? Ich weiß es nicht, und meiner Meinung ist es auch die gleichgültigste Frage von der Welt. Sachlich und praktisch kommt alles darauf an, daß das Gewicht der „grausen Notwendigkeit“, der mitleidlosen Not und des Schicksals wieder lebendig von uns empfunden wird, damit sie alsdann Sinn und Zweck in unserem Erleben erhalten und darin uns zur Offenbarung des Persönlichen werden können.

Ob diese gegen den jetzigen Zustand des Christentums neue Stellungnahme dann sich darauf besinnen will, daß sie den eigentlichen Sinn des echten Christentums wiedergefunden habe, oder ob sie mehr das Neue, „Nachchristliche“ empfindet — das können wir der Entwicklung und dem Fühlen der Menschen, um die es sich handeln wird, überlassen.

Die bisher genannten Empfindungsreihen standen unter dem paradoxen Gesetz, daß wir gleichzeitig geneigt sind, die religiösen Formen zu ehrfürchten und den durch sie ausgedrückten Inhalt zurückzuweisen. Weniger eine dritte Reihe, zu der wir jetzt kommen.

Es sind zunächst die beiden Eindrücke des Unabänderlichen und des Traumhaften. Das Wirkliche scheint so fest dazustehen und alles Darumherumdenken so überflüssig und nutzlos zu sein. „Wenn damals . . .“, oder „Hätten wir das gewußt, so . . .“ Aber es ist wie es ist, keine Erwägung ändert es. Und bei all dieser starken Empfindung für das Wirkliche genau gleichzeitig ein fast noch stärkerer Eindruck vom Traumhaften, schier Unglaublichen all dieses Geschehens. Ein Gefühl fast als müßte man in der nächsten Minute aufwachen, um alles anders und im alten Gleise zu finden. Ich möchte wissen, ob man dieses Gefühl, das uns zu Hause mit oft bestreudlicher Stärke anfällt, im Felde auch kennt. Ich möchte glauben: ja und erst recht. Es gehört hierher wohl die oft gemachte Beobachtung, daß die Gegensätze sich berühren. Dieselbe Schrecklichkeit des Geschehens, welche den Eindruck von seiner Unwiderstehlichkeit hervorbringt, verursacht andererseits das Gefühl des Traumhaften.

Gleichlaufend ein zweiter starker Doppeldruck. Auf der einen Seite der von der Unerbittlichkeit des Geschehens. Man kann diesen Eindruck auch im Frieden alle Tage haben, wenn der Körper nicht kann, wie der Geist möchte, etwa durch Krankheit große Entwürfe kreuzt. Aber eindringlicher ist es doch schon, wenn so große Massen leiden, oder wir zu Hause unseren Heeren Flügel wünschen und mit unserem stärksten Fühlen drängen, draußen aber die bittere Wirklichkeit langsam Schritt vor Schritt setzt. Und dann wieder umgekehrt die Empfindung, daß jetzt alles möglich ist. Dinge, von denen man so oft dachte, jetzt wäre ihre Zeit, die man

für selbstverständlich hielt, um dann zu sehen, daß man eher Eisen brechen könnte als Eigensinnigkeiten und Verbohrtheiten der Menschen — man sieht sie bei hellem Licht eintreten. Was kann jetzt unmöglich sein! Vielleicht fügt sich das Wirkliche dem Hauch des Geistes.

Wiederum drittens: wir haben nie einen überwältigenderen Eindruck von der Kraft der genauen, auf Experimente gegründeten und durch sie beweisenden Wissenschaft und der von ihr befehligten Technik erhalten, als unter den ersten großen Überraschungen dieses Krieges. Aber fast gleichzeitig und gleich stark, mit der Zeit jedoch weit über jenen Eindruck aufwachsend der andere, daß alles letztlich Entscheidende doch nicht da, sondern in den Kräften des Willens und Gemütes liege, welche die Ausdauer und Opferfähigkeit hergeben, die, wie schon für die Wissenschaft und Technik selbst, so erst recht für ihre Anwendung im Felde nötig sind.

Endlich viertens etwas, das wir kaum so stark nachempfinden können, als es nach manchen Zeugnissen im Zentrum des Erlebens, an der Front, gefühlt wird, — die Ergebung in das Verhängte, sei es in der stumpferen Form des Fatalismus, sei es in der lebendigeren eines herzhaften Gottvertrauens, sei es in dem ehrfürchtigen amor fati, jener Liebe zum Schicksal, die fast etwas wie Neugier an sich hat, ein gespanntes Aufmerken auf das, was das Schicksal uns zu sagen hat. Und dann wieder dieser durchaus tätige Wille, dies Siegenwollen und Siegerwerden, dieses Außerste von Anspannung mit dem Bewußtsein, daß kein Wille versagen darf zum Sieg des Ganzen.

Es handelt sich auch in diesen Gegensätzen um eine Grundspannung in der religiösen Anschauung. Die Welt einerseits als das unerschütterlich Feststehende, dem gegenüber es keinerlei Willkür gibt, und die durchaus ernst genommen werden muß. Und die Welt andererseits als das von unserem Innenleben Abhängige, und wenn auch gewiß nicht Willkürliche — wir können ja nicht einmal träumen, was wir wollen — dennoch nur die Abschattung eines mächtigen Innenlebens, mit dem das unsere zusammenhängt, und auf welches wir Einfluß gewinnen können.

Gibt es eine Anschauung, die alle diese Gegensätze als sich gegenseitig bedingende und nötig machende Bildwerte zur Verdeutlichung bringt?

Es gibt sie, und wir sind ihr in der vierten Gegensatzgruppe ganz nahe gekommen. Denn eben das, was uns in diesen Tagen und Wochen durchströmt und gespannt hält, der starke Wille zum Ziele, das ist es auch, das alle jene Gegensatzglieder, alle jene sich widersprechenden Empfindungen und Gefühle durchfließt und zusammenhält.

Wenn die Welt so unwiderruflich und fest steht, so ist es, eben weil sie Schöpfung desselben mächtigen Willens ist, der auch in uns auf Arbeit und Tat drängt. Wie sollte er das, wenn er das Ergebnis im Seifen-

blasenzustand ließe? Wie wäre Arbeit und Schöpfung möglich, wenn jeden Augenblick alles irgendeinem Wunsch irgendeines nachgäbe? Und wie gar könnten wir die Welt in unsere Hand bekommen, wenn sie nach den unter sich widerspruchsvollen Wünschen der Millionen schwankte! Gerade die Notwendigkeit für einen Willen, der mit Ernst will, die sogenannte „sittliche Notwendigkeit“, gestaltet die Welt zu einer festen widerstandskräftigen und Widerstand leistenden. — Und wiederum, daß die Welt ihn traumhaft dünkte, darin entspannt und erholt sich der Wille, zieht die Welt, seine Schöpfung, gewissermaßen in sein Innenleben zurück und genießt, daß er mehr ist als sein Werk. Sogar das Selbstgefühl derer, denen die Welt ein Tanzplatz ist, hat hier seine Wirklichkeit. Dieser Weltwille ist ungemein reich und breit, er ist bunt und geschmückt. Jeder wird in seinem Leben inne, wo er hingehört, und ob er ein schillernder Perlmutterfleck im Flügelkleide oder ein Schlag im Herzklopfen der Gottheit ist.

In dem, daß es der Allwille ist, zu dem ich gehöre, doch wie ein verschwindendes Sandkorn, darin liegt, daß die unendliche Majorität des Seins über mich einzelnen, mich wie Zwang und Druck überlagert. Daß ich die Zuversicht habe, Richtung und Inhalt dieses Willens erkennen und in mich aufnehmen zu können, darin liegt, daß ich mich als ein Teil dieses Allwillens und damit allem Geschaffenen democh überlegen fühle. Und schließlich steigt des Menschen Zuversicht und er spricht: Leben? Tod? Ich bin geborgen in dem großen Willensstrom, der nur Leben kennt, der Leben hinschaut, so daß es lebt, Leben einzieht, daß es auf anderer Stufe stärker lebe.

Eine Festigkeit in dieser Schöpfung, welche das feinste Ausfeilen erlaubt bis in eine Ordnung hinein, die niemals fehlt und die Tausendstel des Millimeters berechnet. Und dieser genagelten und genieteten Wirklichkeit gegenüber dann doch das keine Unmöglichkeit anerkennende Trostgefühl der freien Königlichkeit über Stoff und Schickung.

Eine Schöpfung, die dem, der sie in ihrer so dargelegten inneren Mechanik erkannt hat, aus ihr herauszulösen gestattet, wie die Stunde es verlangt, so bescheidenes und unendlich befriedigendes lustvolles Erforschen der winzigsten Bewegungen des Seins, als trotziges Überlegenheitsgefühl über Welt und Sein, so ruhige behutsame Ordnung und Berechnung als ein Hinüberwogen der Hoffnung über alle Grenzen.

Was es jetzt an der Zeit ist zu verstehen, war bereits immer richtig. Aber alle Wahrheit wartet ihrer Zeit, der Zeit, in der sie verstanden werden kann und deshalb offenbar wird. Welt und Leben sind im Tiefsten nur unter dem Gesichtspunkt des Willens zu verstehen, des schaffenden Willens und seiner natürlichen Rehrseite: des kriegführenden Willens. Denn es gibt nun einmal keine Bejahung ohne Verneinung der Hindernisse und keinen Frieden ohne Krieg. Friede ist nur die nach außen ruhigste Form

des Krieges. Wann hatten wir im Innern unseres Volkes mehr Frieden und kostbareren, als seit es Krieg wurde? Ruhe ist nur in der Bewegung. Wie im einzelnen Menschen die Not beginnt, und die Ruhe geht, sobald er nichts zu tun hat, so leider oft auch in den Völkern. Krieg und Frieden ist fast wie Ein- und Ausatmen.

Wo ein Fallen ist, da ist es, weil ein Steigen ist. Daran scheiden sich die Geister. Die einen weinen mit dem Fallenden, die andern erheben sich mit dem Steigenden. In dem allen wirkt sich ein einiger einigender Wille aus, der diese Welt schafft, um sich in ihr zu gestalten und der immerfort das Überflüssige, Verbrauchte, Wertlose von sich abblättern läßt, weil er ganz und gar nur vorwärts blickt und lebt, der aber auch Wertvolles und Gesundes durchaus nicht schont, weil er sich sicher ist, es nicht zu verlieren, indem er es in dieser Gestaltung opfert. Er opfert immer nur sich selbst, um sich zu verjüngen. Dabei durchaus nicht an eine Hingabe des Einzelbewußtseins gedacht werden braucht noch soll: dieser Weltwille baut sich kaum darum durch unendliche Schöpfungen hindurch in geschlossene Einzelwillen aus, um sie nach dem kurzen Augenblick des Schillerns an diesem Licht auseinanderplätzen zu lassen.

Dem außenstehenden Gott stehen wir mit Kühle gegenüber. Uns trennt von ihm die Frage: Woher hast du das Recht, einen andern zum Leben zu verdammen? Wie in der Tyrannenzeit nach Ludwig dem Bierzehnten die Völker zu ihren Königen sagen mochten: Woher habt ihr das Recht, andre sich für euch totschlagen zu lassen? Seit das Vaterland König wurde und der König das Vaterland bedeutet, kämpft das Volk seinen eigenen Krieg, sicht und stirbt seiner eigenen Freiheit und Zukunft.

Wir sind es selbst, die wir für uns und unsre Zukunft Welt und Leben schaffen und gestalten in unserm Lebensaufbau, ja, die sich den Platz anweisen in diesem mächtigen Bau.

Das Gefühl von dieser Wahrheit, das Gefühl dieses in uns allen heraufdrängenden Willens von ungeheurer Bejahungskraft ist die Summe der wirklich in uns schaffenden religiösen Kräfte, — der neuen Frömmigkeit. Die Bejahungskraft dieses Willens ist so stark, daß alle Schuld, Sünde, Neue davon verschlungen wird. Sie war unter dem Namen „Glauben“ schon bei Luther so stark, und sie will eigentlich nur ihr volles Selbstbewußtsein finden.

## Einordnungs- oder Umsturzkonjunktur?

von Erwin Steiniger

Geltliche auffällige Vorgänge bei den Kriegstagungen der deutschen Parlamente und Preßpolemiken von zum Teil ungewöhnlicher Leidenschaft haben der breiteren Öffentlichkeit Kunde davon gegeben, daß in diesen, innerpolitisch sonst so stillen Zeiten „burgfriedlichen“ Harrens und Ausharrens in der deutschen Sozialdemokratie ein erbitterter Zwiespalt tobt. In der Spiegelung der bürgerlichen Zeitungen, denen die verschlungenen Gedankengänge sozialdemokratischer Parteeideologie wenig geläufig sind, erscheint jener Kampf als stark persönlich gefärbter Gegensatz zwischen nationaler Zuverlässigkeit und antinationaler Verbohrtheit. Aber mit dieser etwas allzu einfachen Begriffs- und Wertgegenüberstellung ist die Sache natürlich nicht abgetan. Nicht die Stellung zur „Nation“ bildet den Angelpunkt der Differenz, sondern (grundsätzlich) die Stellung zur gegenwärtigen Wirtschaftsordnung und zum gegenwärtigen Staate und (taktisch) die Folgerungen, die beide streitenden Gruppen just aus der Kriegssituation für den Weiterbau oder die Revision dieser Stellung zu ziehen gedenken. Nur weil die bürgerliche Betrachtung Nation, Gegenwartstaat und Gegenwartswirtschaftsordnung untrennbar verschmilzt, während in der Sozialdemokratie bloß einer der beiden Flügel das tut, gelange sie dazu, den ganzen Streit in die summarische Antithese Nationalismus — Anti(oder besser Anationalismus aufzulösen.

Auch der extreme Radikalismus hat in Deutschland nichts unternommen, um die Durchführung des einmal ausgebrochenen Kriegs durch Gewaltmittel, wie sie auf internationalen Kongressen erörtert worden waren — Streike, Störung der Mobilmachung — zu hemmen. Einzelne Personen mögen ja mit solchen Ideen gespielt haben; im ganzen aber hat Bernstein sicherlich recht, wenn er sagt, daß ein „ernsthafter Versuch in dieser Richtung nicht einmal gedanklich in Angriff genommen worden ist“. Heine stellt in seiner Broschüre „Gegen die Quertreiber“ ausdrücklich fest, daß „Liebknecht selbst“ in einer Versammlung „den Gedanken an einen Wehrstreik der Einberufenen oder Generalsstreik der Arbeiter beim Kriegsausbruch von sich gewiesen hat“. Es bedarf kaum des Hinweises, daß jegliche Anregung zu einer praktischen Aktion des Proletariats gegen Mobilmachung und Aufmarsch nicht nur am Kriegsrecht, sondern vor allem auch an der Stimmung jener Tage zerschellt wäre, der sich selbst die Radikalsten nicht ganz zu entziehen vermochten. Weder die Frage der Schuld am Kriege, noch die der proletarischen Interessen konnte damals gegen den

ungeheuren und elementaren Verteidigungsinstinkt des deutschen Volkes auch nur in die Debatte geworfen werden.

Die Auflehnung der Radikalen begann erst, als die Umstände über dies bloße Geschehenlassen hinaus positive Bejahung des Krieges, tätige Mithilfe an seiner Führung forderten und die Partei sowohl wie die Gewerkschaften sich entschlossen, beides zu gewähren. Die Partei hatte durch den Mund der Reichstagsfraktion schon am 4. August zu bekennen, wie sie zum Kriege stand. Eine kleine Minderheit in der Fraktion war für Ablehnung der Kredite oder Stimmenthaltung; aber ihre Opposition war im Sturm der ersten Kriegstage nicht selbstsicher genug, um dem von der Mehrheit verfügten Fraktionszwange Widerstand zu leisten. Einstimmig bewilligte die Sozialdemokratie des Reichsparlaments in Reih und Glied mit den bürgerlichen Parteien die ersten Kriegskredite. Damit erhielten auch die Parteizeitungen die offizielle Parole für ihre Haltung. Gleichzeitig gelangten die Gewerkschaften selbständig aus der Logik der für sie besonders maßgebenden Zusammenhänge heraus zu ähnlich positiver Parteinahme für den Krieg und den kriegführenden Staat. Zwingende finanzielle Erwägungen hatten die Berufsvereine veranlaßt, sogleich nach Kriegsausbruch ihre Kampfstätigkeit völlig einzustellen und ihre Unterstützungen stark zu beschränken. Dies plötzliche Einreißen mühsam errichteter Schutzwehren war natürlich nicht ungefährlich; es konnte Schädigungen freie Bahn öffnen, durch die der Kredit der Gewerkschaften leiden mochte. Man sah sich deshalb ganz unwillkürlich nach einer Macht um, die die von den Berufsvereinen notgedrungen preisgegebenen Schutzfunktionen während des Krieges ihrerseits aufnehmen konnte — und fand als einzige solche Macht den Staat. Es erwies sich alsbald, daß eine Anlehnung an den Staat nicht so aussichtslos war, wie man in radikalen Kreisen wohl erwartet hatte. Die Regierung kam den Gewerkschaften auf halbem Wege entgegen, lud sie zur Zusammenarbeit ein und zeigte deutliches Interesse für die Erwerbssicherung der abhängigen Klassen. Gewerkschaftler sind ihrem Beruf nach Realpolitiker und — bis zu einem gewissen Grade — Opportunisten; sie hüteten sich, durch Teilnahmslosigkeit oder durch verdrossene Oppositionsgesten die augenblicklichen und die möglichen künftigen Früchte jener Wandlung aufs Spiel zu setzen.

In den ersten Kriegsmonaten drang von der radikalen Kritik des „Sündenfalls“ der Partei und der Gewerkschaften nur wenig in die Öffentlichkeit. Äußere und innere Schwierigkeiten hemmten die Verbreitung ihrer Propaganda und die Zusammenfassung ihrer Kräfte. Die neugebackene Militärdiktatur hielt die Köpfe und Federn in Schach: man duckte sich und wagte kaum ein deutliches Wort der Unzufriedenheit. Zudem legte die Tatsache, daß am 4. August schließlich auch die radikalsten Mitglieder



der Fraktion im Sinne der Mehrheit gestimmt hatten, einige Zurückhaltung auf. Dies letztgenannte Hindernis verschwand erst, nachdem der Reichstag am 2. Dezember zu weiteren Kriegskreditsforderungen hatte Stellung nehmen müssen. Die Minderheit in der Fraktion, die gegen die Bewilligung plädierte, war von vierzehn auf sieben Stämmen gewachsen; sie vermied zwar offenen Disziplinbruch, entfernte sich aber vor der Abstimmung aus dem Saale. Liebknecht stimmte ausdrücklich gegen die Kredite und zwang dadurch die Fraktionsmehrheit zu öffentlicher Mißbilligung seiner Haltung. Damit war eine Diskussion entfesselt, die den Radikalen Gelegenheit gab, sich über die kleinen Zirkel hinaus, in denen sie bisher ihrem Grolle Luft gemacht hatten, zu fünden und zu verständigen. Man machte die Personenfrage, den „Fall Liebknecht“ zum Symbol der prinzipiellen Gegensätze, die man nur verschleiert und unvollkommen erörtern konnte.

Unterdessen hatten die geistigen Führer der Parteimehrheit eine positive Kriegs- und Friedenspolitik zu entwickeln begonnen, die dem Radikalismus bald neue Angriffspunkte bot. Die Revisionisten erkannten, daß die Haltung der Sozialdemokratie am 4. August (die zunächst ohne viel taktische Erwägungen unter dem Drucke beispielloser materieller und psychologischer Voraussetzungen zustande gekommen war) starke Möglichkeiten einer außerordentlichen Parteikonjunktur in ihrem Sinne eröffne. Das Ziel, das sie längst verfolgten, die Einordnung der Arbeiterpartei in die politische Arbeits- und Einflußsphäre des Gegenwartsstaats, schien der endlichen Verwirklichung greifbar nahegerückt, seit jene sich in der kritischsten Stunde dieses Gegenwartsstaats, im Kampfe um seine Existenz und seine Macht einmütig und vorbehaltlos hinter ihn gestellt hatte. Dabei war freilich eines vorausgesetzt: daß der Schritt vom 4. August nicht vereinzelt blieb, sondern daß ihm während der ganzen Kriegsdauer weitere in gleicher Richtung folgten. Schwankte man noch im Kriege ab, um kalt und teilnahmslos oder gar protestilich beiseite zu treten, dann drohte die im Aufschwung der Mobilmachungstage erworbene Anwartschaft zu verfallen. Mit aller Energie drängte die revisionistische Realpolitik darum auf Fortentwicklung der Parteitätigkeit und der öffentlichen Parteidiskussion in positiven Bahnen. Ihre Vertreter betonten neben der Pflicht zur Vaterlandsverteidigung und über sie hinaus sehr deutlich das proletarische Interesse an der großstaatlichen Wirtschaftserpansion. Sie behandelten auf dieser „imperialistischen“ Grundlage den weltpolitischen Problemkomplex und kamen dabei natürlich nicht selten zu Ergebnissen, die zum alten Dogmengefüge der Partei recht wenig passen wollten. Sie stellten die nationale Kulturgemeinschaft neben und im Augenblicke ihrer Bedrohung sogar über die engere Klassengemeinschaft des Proletariats. Sie forderten wie die bürgerlichen Parteien das „Durch-

halten“ bis zur Erringung eines klaren, auch von den Feinden erkannten und anerkannten Übergewichts der deutschen Waffen; und bis dahin „Burgfrieden“ und finanziellen wie politischen Blankokredit für den kriegsführenden Staat.

Je eifriger und folgerichtiger die Revisionisten den Krieg als „Einordnungs-konjunktur“ werteten und zu nutzen suchten, um so entschlossener und leidenschaftlicher beschritt der Radikalismus genau entgegengesetzte, programmatische Wege. Er verwarf mit aller Schärfe die Preisgabe der politischen Abstinenz, die die Sozialdemokratie bisher im Gegenwartsstaate grundsätzlich geübt hatte. Das parlamentarische Bekenntnis dieser Preisgabe, die Abstimmung vom 4. August — für den Revisionismus die kostbare Grundlage unbegrenzter, realpolitischer Möglichkeiten — erscheint den Radikalen als schmäblicher Zusammenbruch der Parteiprinzipien. Alles, was nachher kam: die Unterstützung der Regierung durch einzelne Parteigenossen und durch die Gewerkschaften, die widerspruchslose Unterordnung unter Militärdiktatur und „Burgfrieden“, die Aufnahme und Verbreitung bürgerlich-imperialistischer Gedankengänge und Richtlinien seitens sozialistischer Führer — all das war nur die notwendige Folge jener ersten fundamentalen „Verirrung“. Denn „die Dinge haben ihre Logik, auch wo die Menschen sie nicht haben wollen“. „Gestellt vor die Alternative: für oder gegen den Krieg, ist die Sozialdemokratie in dem Augenblicke, wo sie das „Gegen“ preisgegeben hat, durch der Geschichte ehernes Muß gezwungen worden, ihr volles Gewicht für den Krieg in die Waagschale zu werfen . . . Und je höher die Schulung, die Organisation, die berühmte Disziplin, der Ausbau der Gewerkschaften und der Arbeiterpresse in Deutschland als in Frankreich, umso wirksamer die Kriegshilfe der deutschen Sozialdemokratie im Vergleiche zur Kriegshilfe der französischen.“

Die politische Abstinenz, die der Radikalismus so stürmisch fordert, soll die Erhaltung der revolutionären Bereitschaft des Proletariats zum Ausbruche (und zugleich diesem selbst zu starkem Bewußtsein) bringen. Die Massen sollen, so lehren die Radikalen, staatsfremd bleiben, weil sie später gegen den Staat ihre Ziele verwirklichen müssen. Später — aber doch früher, als das ohne den Weltkrieg möglich gewesen wäre. Denn auch der Radikalismus sieht, wie sein revisionistischer Widerpart, in diesem Kriege eine Konjunktur der proletarischen Bewegung: keine der Einordnung natürlich, sondern umgekehrt eine solche des Umsturzes. Der Revisionismus denkt über die dauernden Wirkungen des Kriegs auf die politisch-wirtschaftliche Entwicklung optimistisch; er erwartet am Ende desselben eine starke und feste Konsolidierung der deutschen Staats- und Wirtschaftsmacht, an der auch die Arbeiterschaft ihren Anteil — und dank dem durch die Haltung während des Kriegs errungenen Ansprüche einen weit größeren

als bisher — erlangen und besitzen wird. Der Radikalismus dagegen prophezeit (oder wünscht) als Kriegsfolge einen heftigen Anstoß zur „Verelendung“ der wirtschaftlich Abhängigen. Seine Führer verweisen auf die ewige Wiedergeburt der imperialistischen Gegensätze, die mit stets neuen Kriegsrüstungen und Kriegen den Aufstieg der Massen erdroffeln. Der Staatssozialismus, den die Revisionisten als Träger kollektivistischen Wirtschaftsfortschritts begrüßen, ist ihnen als „Staatskapitalismus“ nur Organisation der Ausbeutung und zugleich Förderer und Schützer wirtschaftsautokratischer Konzentrations- und Monopolbildungen, die dem Kampfe des Proletariats zehnfach verstärkte Widerstände entgegensetzen und die Gewerkschaftsmacht zerbrechen. In der Welt- und Kolonialpolitik, von der der Revisionist mit dem bürgerlichen Volkswirte eine Verbreiterung der heimischen Wirtschaftsbasis erhofft, sehen sie eine Bedrohung der europäischen Arbeiterschaft; der imperialistische Kapitalexpert industrialisiere vorzeitig und künstlich primitive Wirtschaftsgebiete, um mit Hilfe ihres anspruchslosen Kulitums das Proletariat der alten Welt „frei zu setzen“. (Als ob nicht alle bisherigen Erfahrungen deutlich gezeigt hätten, daß just die industrielle Arbeitskraft erst brauchbar und billig wird, wenn sie aufgehört hat, primitiv und anspruchslos zu sein.) Soviel Not und Bedrückung wird nach der radikalen Voraussage die kommende Entwicklung bergen, daß „die tiefgehenden politischen Konflikte den Charakter einer sozialen Revolution annehmen können, deren Gang und Ausgang zurzeit selbstverständlich niemand vorausbestimmen kann“ (Trozkij), daß „der politische Streit kraft innerer geschichtlicher Notwendigkeit die vornehmste Waffe des durch den Imperialismus niedergedrückten Proletariats wird“ (Lauffenberg).

Der Streit um die künftige Gestaltung der Dinge kann endgültig nicht anders entschieden werden als durch diese Gestaltung selbst. Stellt die Sozialdemokratie ihre Politik auf Voraussetzungen ein, denen die tatsächliche Entwicklung unrecht gibt, so gerät sie eben so lange auf ein totes Geleise, bis die Reaktion gegen die eigene Unfruchtbarkeit, die dann notwendig in ihrer Mitte entsteht, stark genug ist, sie auf ein anderes zu schieben. Wären, wie die Radikalen meinen, die Ereignisse nach dem Kriege mit immanenter Unvermeidlichkeit dazu angetan, die Massen rasch und gründlich zu revolutionieren, dann wäre es natürlich falsche Weichenstellung, jetzt „possibilistischen“ Anschluß an die bestehenden Gewalten zu suchen. Werden aber, wie die bürgerliche Welt glaubt und hofft, nach der großen internationalen Auseinandersetzung die Quellen des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens reicher sprudeln, die Grundlagen allgemeinen Aufstiegs sich vermehren und verbreitern, dann wird das Proletariat unweigerlich um einen Teil seiner Siegesbeute betrogen, wenn seine Partei sich durch die

von links her lockenden und schmähenden Rufe wieder in den Schmollwinkel unentwegter Negation ziehen läßt. In den Anspannungen, die der Krieg und das Zurückfinden in den Frieden fordern, können positiv wirkende Kräfte am ehesten die Trägheit der gegebenen Machtverteilung im Staate überwinden. Aber nur positiv wirkende Kräfte!

## Geldkurs

von Daniel Ricardo

Die Feinde Deutschlands haben seit Beginn des Krieges unter ihren Völkern die Meinung zu verbreiten gesucht, daß die deutsche Wirtschaft in ihren Grundmauern geborsten sei. Und sie begründeten diese Auffassung mit dem Hinweis auf die Bewertung der deutschen Banknoten im Ausland. Ein ganz neues Moment für die Erforscher der wahren Natur des Kredits. Weil die Franken, Rubel und Lire, holländischen Gulden und amerikanischen Dollars plötzlich über ihren Wert hinaus stiegen, während die deutsche Reichsmark im Ausland unter ihren Normalpreis sank, wird dem Deutschen Reich der wirtschaftliche Tod prophezeit. Ein rührend einfaches Exempel, das natürlich stimmen muß, da alle Zwischenglieder, der Einfachheit halber, beseitigt wurden und sich, nach dieser Prozedur, ein höchst unkomplizierter Zusammenhang ergab. Durch den Krieg sind manche Ansichten gewandelt worden. Daß nicht jedes Dogma dem Rieseneuer einer Weltkatastrophe gewachsen sein werde, konnte man voraussehen. Aber eine so gründliche Umkehrung der nationalökonomischen Wissenschaft, wie sie Franzosen und Engländer vorgenommen haben, schlug selbst die kühnsten Erwartungen. Der Elementargrundsatz für die Entstehung des Preises, das Verhältnis von Angebot und Nachfrage, ist beseitigt worden. In Paris und London weiß man von diesen Dingen nichts mehr, sobald es sich um deutsches Geld handelt. Und daß dieser Gegenstand eine Ware ist, wie Baumwolle, Petroleum und Eier, gilt als unnahbares Problem. In Frankreich und England. Es genügt, die ganze Weisheit von den volkswirtschaftlichen Grundgesetzen in die aufmunternde Erklärung zu spannen: „Die deutsche Mark gilt auf dem Erdenrund heute weniger, als je zuvor: ergo hat Deutschland Bankrott gemacht.“ Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

Was aber folgt für den Menschen mit ungeweihtem Hirn aus dieser Verkündung? Daß von den Völkern, die Deutschland den wirtschaftlichen Erfolg neiden, eine eigene Geldtheorie erfunden wurde. Die natürlich nur:

für den besonderen Fall gilt. Man stelle sich vor, daß die deutsche Kapitalkraft die stärksten Proben ablegte, die von einem Vermögen gefordert werden können; daß die Reichsbank Woche für Woche Millionen Mark in guten deutschen Goldstücken auf Lager nimmt und einen Goldschatz gehäuft hat, der doppelt so hoch ist, wie die beste Friedensleistung je war; daß die Decke der Banknoten ständig ein gutes Stück über das letzte, ihr vom Gesetz bestimmte, Ende hinausreicht; daß die neuen Zahlungsmittel, die zur Erleichterung des Geldumlaufs geschaffen wurden, nie mehr als den dritten Teil der möglichen Gesamtsumme ausgemacht haben: daß, alles in allem, ein notorischer Geldüberfluß herrscht, der 9000 Millionen Mark deutscher Kriegsanleihe gezahlt sein ließ, weit rascher, als im Programm vorgesehen war —, und vergleiche mit diesen Tatsachen die wundervolle Lehre vom Niedergang der deutschen Finanzen. Man stelle sich weiter vor, daß die Summe der französischen Banknoten von 6800 auf 12000 Millionen gedehnt wurde, die Golddecke aber seit Beginn des Krieges unverändert blieb (4100 bis 4200 Millionen); daß die Bank von England Indien, Ägypten, Argentinien um ihre Goldguthaben brachte, damit sie ihren Goldstandard verbessern konnte; daß es ihr trotzdem nicht gelang, auf der höchsten Goldstapel zu bleiben, und daß sie sich von Paris und Petersburg Goldhilfe versprechen ließ; daß die russische Staatsbank sich die Freiheit verschaffte, für 2500 Millionen Rubel ungedeckten Papiergeldes auszugeben, obwohl das Bankgesetz ihr nur 300 Millionen genehmigt —, und vergleiche mit diesen Tatsachen die von Frankreich und England verbreitete Wissenschaft, daß die deutsche Währung in einen bedenklichen Zustand geraten sei. Kann es noch einen Zweifel geben, daß die Lehre von der Valuta ganz neue Gesichtspunkte bekommen hat?

Früher wurde das Geld eines Landes als unmittelbarer Ausdruck seiner wirtschaftlichen Leistungen angesehen. Die Gesamtheit dieser Eigenschaften bildete die Grundlage des Kredits, das heißt des allgemeinen Vertrauens in die geschäftlichen Fähigkeiten. Und von dem Maß dieser Anerkennung hing das Urteil über die Valuta ab. Günstige Vorurteile konnten Einfluß auf den Schiedsspruch üben. Verweis: England. Der Sterlingwechsel genoß den unbegrenzten Respekt, auf den eine, für heilig gehaltene, historische Überlieferung Anspruch erheben darf. Wer von der Bank oder von der City sprach, dämpfte in Ehrfurcht die Stimme. Die britische Währung galt als feinste Blüte der Geldtechnik, und durch diese Anschauung gingen alle Ansichten von der Macht, Größe und Herrlichkeit der englischen Wirtschaft. Das ist die anglo-gallische Währungstheorie in der Anwendung auf Großbritannien. Sie unterscheidet sich in ihrem Ergebnis durch nichts von ihrer Anwendung auf Deutschland; denn sie hat sich in beiden Fällen als falsch erwiesen. Nur der Ursprung ist hier wie

dort ein anderer. Die englische Valuta im Frieden war ein Ding, dem der Erdball zu Füßen lag. Es gab überhaupt keine Zweifel. Oder hätte je einer ausdenken gewagt, daß das Pfund Sterling sterblich sein könne! Nun braucht man nur zu fragen, auf welchem Fundament die Bewunderung für die Noten der Bank von England ruhte, und man wird schon da einen Gegensatz zwischen Theorie und Folgeerscheinung, zwischen Frieden und Krieg finden. Der Sterlingwechsel wurde als Wunderwerk aller Geldschöpfungen betrachtet, weil London für den unverrückbaren Mittelpunkt des Welverkehrs galt. Man konnte sich nicht vorstellen, daß dieses Zentrum je anderswo sein werde. Nun kam der Krieg und zertrat die Kreise, die England gezogen hatte. Die Yantkee usurpierten Londons Thron. Und die Folge war, daß der amerikanische Dollar das englische Pfund Sterling schlug. Britannien erlitt die erste große Niederlage seiner durch Jahrhunderte geschützten Währung. Damit war bewiesen, daß das Geld im internationalen Verkehr nach gleichen Bedingungen lebt, daß also die Folge einer Änderung sich auf jede Valuta in derselben Weise äußert. Der Rückgang des Sterlingkurses in Newyork hatte die im Wesen gleiche Ursache wie die Beeinträchtigung des Marktkurses in Paris. Trotzdem wird für diese eine neue Theorie erfunden, während niemand daran denkt, den geschäftlichen Bankerott des Britenlandes festzustellen, weil die Amerikaner den Preis für englisches Geld heruntersetzten.

Die neue deutschfeindliche Lehre vom Geld ist im Ausland Allgemein- gut geworden. Ein Beweis für ihre Unsachlichkeit; denn es gibt auch im Bereich der Feinde und der Neutralen Leute, die den richtigen Blick für die Zusammenhänge haben. Daß sie ihn nicht anwenden, beweist, daß sie Grund haben, es nicht zu wollen. Und es gibt nur einen Grund: Haß und Abneigung. Gefühlsmomente sind die Quellen der Valutareform, die an Deutschland vollzogen wird. Die Schweizer, Holländer, Amerikaner denken nicht viel anders über das Phänomen des deutschen Geldkriegskurses wie die Briten und Franzosen. Es herrscht eine internationale Massensuggestion mit Bezug auf die deutsche Währung; und das unbedingt Neue ist, daß ein krankhafter Zustand seelischer Art unmittelbare Ursache einer währungspolitischen Erscheinung werden konnte. Wenn einem fremden Volk, das von deutschen Dingen einen nur oberflächlichen Begriff hat, immer wieder gepredigt wird, die deutsche Banknote verliere ihren Goldrand und nähere sich der ungemischten Papierverfassung, so ist die natürliche Folge, daß jeder, der deutsche Noten besitzt, sie schleunigst verkauft. Legt er dabei keinen Wert auf den Preis, sondern schlägt er zu jedem Kurs, den er kriegen kann, los, so hört die normale Preisregelung auf und es entsteht eine künstliche Bewertung, die jeden willkürlichen Schluß zu einer überzeugenden Folgerung macht. Erst wird also die öffentliche

Meinung mit falschen Anschauungen geladen, und dann werden sinnlose Verkäufe deutscher Banknoten sich selbst überlassen. Das Ergebnis aber ist: niedriger Stand der deutschen Valuta als gewünschte Grundlage für eine neue Geldtheorie. Solche Kunststücke sind dem französischen Verständnis angepaßt. Je albernere ein Handel ist, desto begeisterter wird er aufgenommen. Der Kampf gegen die deutsche Valuta ist eine Volksbelustigung ohne Gleichen.

In Frankreich ist das Spiel mit der Währung eine ererbte Kunst. Kein Volk hat sich so intensiv für falsches Geld begeistert wie die französische Nation. Von John Law, dem man die wertlosen Papierzettel aus den Händen riß, bis zu Rochette hat jeder Fabrikant von Wertpapieren unbestrittenen Erfolg gehabt. Der Schotte, der nach Paris kam, um Geld zu machen, war der Erfinder des Papiergeldes. Alles Metall wurde aus dem Verkehr entfernt, und die papierene Valuta gewann durch die Riesenkurse, die Law für die Aktien seiner berühmten Mississippi-Bank erzielte. Daß die Noten der Law'schen Generalbank nur in Paris mit einem Aufgeld von zehn Prozent gehandelt wurden, während sie in London ein bedeutendes Disagio genossen, lehrt die Wandlungen in der Auffassung der Valuta verstehen. Man sieht, daß die Franzosen stets eine eigene „Note“ hatten. Sie war entschieden einfacher als die Methode, die sie heute anwenden. Nur hätten sie aus der Geschichte lernen müssen, daß sogar eine wirklich schlechte Valuta Mittel zum Zweck einer guten Politik sein kann. Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges bespöttelte man in Paris les thalers du margrave de Brandebourg. Das waren die sogenannten Ephraimiten: die Taler, die Friedrich prägen ließ, um die Kriegskosten aufzubringen. Der Münzpächter Ephraim verdiente an dieser Währung ein schönes Stück Geld; und die nicht sehr gewichtigen Münzen verschwanden, nachdem der Krieg zu Ende war. Sie sind nichts anderes wie Kriegsgeld gewesen, das seinen Zweck erfüllt hatte; das Preußen Friedrichs aber wurde der Sockel des Deutschen Reiches, obwohl zwanzig Ephraimtaler auf den Louisdor gingen. Die Weltgeschichte ist eine tüchtige Lehrmeisterin: sie zeigt, daß die Valutafrage im Jahr 1915 nicht wichtiger ist als sie anno 1760 war. Und der Vergleich fällt nicht einmal zu Ungunsten des Reiches aus, trotzdem daß die deutsche Reichsbank ohne Ephraimiten auskommt.

Wir brauchen hier nicht zu beweisen, daß das deutsche Geld von den Voraussetzungen, die seinen Wert ausmachen, nichts verloren hat. Durch eine bloße Außerlichkeit hat es auf dem internationalen Markt am Kurs eingebüßt. Und durch die gehässige Propaganda, mit der falsche Lehren über die Lebensbedingungen der Geldwährung verbreitet werden. Es ist ein grotesker Zufall (eine von den Überraschungen, die der Krieg stiftete), daß der säumige Schuldner das bessere Geld hat. Als der Krieg begann,

schützten sich die auf ihren Reichtum stolzen Länder durch Moratorien. Das geschah sofort. Nur Deutschland verschmähte diese Zuflucht und hielt die Zahlungspflicht gegen das Ausland aufrecht. Die Folge war, daß Geld aus dem Lande ging, ohne daß welches hereinkam. Die deutschen Zahlungen wurden geleistet, die ausländischen blieben weg. Fremde Zahlungsmittel wurden in großer Menge gebraucht, während nach deutscher Valuta im Ausland keine Nachfrage herrschte. Aus diesem Gegensatz, der auf der höheren ethischen Auffassung wirtschaftlicher Verbindlichkeiten in Deutschland beruhte, ist das Mißverhältnis im Geldpreis entstanden. Wiederum ein Moment, dessen valutarische Bedeutung erst im Kriege sichtbar wurde. Der Haß und die Erbik als Bildner der Geldwährung! Kurz gesagt: die deutsche Valuta leidet unter der Anständigkeit der deutschen Geschäftspolitik. Dieses Opfers darf sich Deutschland rühmen. Sein Wohlstand wurde nicht davon berührt, daß der „Zemps“ oder die „Times“ Räubergeschichten von den Schleichigkeiten des deutschen Papiergeldes erzählen; und die Neutralen sind wenigstens klug genug, aus dem Preis der deutschen Banknoten Nutzen zu ziehen, indem sie amerikanische, russische, japanische, argentinische Papiere von Deutschland kaufen und damit wieder für die Auffüllung des deutschen Barvorrates sorgen. Die Fremden, die nur das momentane Ausweichen des Kurses sehen, für die Feinheiten des ganzen technischen und wirtschaftlichen Apparats dagegen blind sind, ahnen nicht, wie eng der internationale Kredit des Geldes mit der wirtschaftlichen Leistung zusammenhängt. Sie wissen nur, daß Deutschland weniger Güter nach den fremden Märkten schaffen kann, als in Friedenstag, und daß die Störung seines Außenhandels, in Verbindung mit der ausgeprägt nationalen Kapitalpolitik, den Begehr nach deutschen Zahlungsmitteln verringert hat. Eng wie diese Auffassung ist auch der Schluß, der aus ihr gezogen wird. „Wenn Deutschland nach dem Kriege geschlossener Handelsstaat bleibt, wird sich auch die Bewertung seiner Valuta im Ausland nicht ändern.“ So ungefähr lautet der Weisheit letzter Schluß. Aber diese Weisheit ist eben nicht klug genug, das Wesen der deutschen Finanzkraft zu durchschauen. Blicke Deutschland vom Weltmarkt abgeschlossen, so würde es sein Kapital dazu verwenden, sich wirtschaftlich vom Ausland ganz unabhängig zu machen. Dann gäbe es schließlich keine fremden Forderungen mehr, und die deutsche Valuta könnte auf ihre Auslandskurse pfeifen. Eine solche Isolierung ist jedoch ausgeschlossen, weil die gleichen Eigenschaften, die Deutschland frei machen können, seinen Wert bei den fremden Nationen unterstreichen. Das ist eine doppelte Sicherung für die deutsche Reichsmark; und die Neutralen (von den offiziellen Feinden kann mans nicht verlangen) dürfen überzeugt sein, daß die ihnen sehr angenehmen Erfahrungen mit der deutschen Valuta unter allen Umständen nur Kriegserlebnis bleiben werden.



Im deutschen Arbeitsbezirk kümmert sich kein Mensch um die Bewegung der Valuta an den fremden Geldplätzen. Das Riesenskapital, das zur Deckung der Kriegskosten aufgebracht wurde, bleibt bis zum letzten Pfennig im Lande; und jeder Sextaner weiß heute (besser als Lord George und Monsieur Ribot), daß der Hundertmarkschein eine Umweisung auf hundert Mark geblieben ist, wie er es stets war. Kunststücke mit Agio und Disagio bleiben den romanischen Völkern überlassen, die ihre eigene, temperamentvoll und kunstfertig angelegte Münzphilosophie haben. Im Deutschen Reich genügt die Staatsgewalt, um Experimente mit der Währung im Keim zu ersticken. Die Länder, die zur lateinischen Münzunion gehören, sind, durch das Gemisch kuranter und veralteter Geldstücke, in ihrer valutaren Weltanschauung beeinflusst. Sie nehmen die Dinge leichter, als die Goldwährungsleute zu tun pflegen, und lassen dem Gefühl und der Phantasie die Zügel schießen, wenn sie einen Zusammenhang wittern, der ihren eigenen Geldverhältnissen eine Folie bieten kann. Daher der Jubel über die veränderte Parität zwischen schlechterem und besserem Geld. Daß die deutsche Mark je vom Franken oder von der Lira gedrückt werden könnte, haben sich die unter dem silbernen Fünffrankensstück lebenden Völker niemals träumen lassen. Kein Wunder, daß die Überraschung die Köpfe aus den Fugen brachte. Dabei ist der kluge Franzose im Innern sehr betrübt, daß er sein Geld nicht im Lande der boches anlegen kann. Dort ist die Industrie eine rüstige Schafferin und sorgt für reichlichen Zins. Statt in Deutschland zu ernten, muß der gallische Kapitalist sich mit der Schweiz begnügen, die den Pariser Franken Gelegenheit zur Betätigung bietet. Wenn der Krieg zu Ende ist und die Zahlungsverbote aufhören, wird sich erst zeigen, wo in Europa das Gold am wenigsten Chimäre ist. Das Deutsche Reich kann diese Probe abwarten. Es ist nicht unmöglich, daß ein allgemeiner seelischer Umschwung das Angebot von deutschem Geld in lebhaftes Begehren wandelt, und daß besonders die Neutralen sich dem Einfluß der für den Krieg geschaffenen Währungsparole entziehen. Nach dem Kriege regiert nicht mehr der Zufall, sondern die Golddecke; und die wird an einzelnen Stellen bedenklich kurz geworden sein. Wehe dem Land, das diese „Valutareform“ nicht zu bestehen vermag.

# U n m e r k u n g e n

Graf Wittes Vorlesungen über  
Volks- und Staatswirtschaft

Der Graf Witte hat auf Grund seiner ‚Vorlesungen über Volks- und Staatswirtschaft‘ eine ähnliche Erfahrung machen können, wie manche Männer des Handelns, von denen man wegen allgemeinerer Auslassungen über den Gegenstand ihres Tuns mit Bewunderung feststellt, daß sie auch ‚Theoretiker‘ seien, bei welchen Urteilen dann üblicherweise das Verhältnis von Theorie und Praxis völlig mißverstanden wird.

Wenn der wahrhaft Handelnde von großem Schlage sich in besinnlichen Stunden, etwa in den Spätjahren seines Lebens, entschließt, etwas über sich und den Gegenstand seines Werkes zu sagen, so wird in solcher Darstellung irgendwie der ‚alte Heldengeist‘ eingefangen, das dramatische Tempo seines Tuns irgendwie als ein inneres Gesetz des betrachteten Stoffes erkennbar sein. Was dann geschrieben wird, ist nicht Theorie, sondern Geschichte, ist eine nachfermende Wiederholung des Erlebnisses in dem Abstände der anschaulich gemachten Erinnerung.

Daß ein Handelnder das Gebiet seines Tuns mit der bis zur Darstellung führenden Intention des Theoretikers betrachtet, ist selten. Der Irrtum des gewöhnlichen Lebens begnügt sich freilich, schon den als ‚Theoretiker‘ anzusprechen, der eine Anweisung für das praktische Verhalten innerhalb bestimmter Aufgaben gibt, und der zuweilen nur durch einen äußeren Mangel, etwa das Fehlen der zweiten juristischen Prüfung, verhindert ist, auch seinerseits ‚Praktiker‘ zu werden. Diese Begriffe sind

hier nicht gemeint; aber wo der Graf Witte als ein zu beiden Verhaltensweisen Befähigter gelebt wurde, da haben sie mitgewirkt.

Hier soll Theoretiker nur heißen, wer um den Aufbau der geistigen Welt bemüht ist. Und zwar kann dies Bemühen ein zweifaches sein: einmal um eine Systematik des Geschehens, welche die Dynamik der Beziehungen dem Erkennen bloßlegt, und sodann um eine Darstellung der normativen Bedingungen des Geistigen, welche der verbegrifflichen Wirklichkeit Formwert und Gestalt geben. Es ist falsch, zu sagen, daß der Theoretiker ‚nur‘ zusehend, der Praktiker aber handelnd sei. Beide haben vielmehr ein aktives Verhältnis zum strömenden Leben und ihre Ziele sind in ganz großer Ferne die gleichen. In ihren Begegnungen in der Empirie aber sind sie sich so fremd wie zwei Suchende, welche einen Kristall finden, und an ihm das gleiche Interesse zu haben glauben, obwohl der eine nur den Oктаeder, der andere nur den verwertbaren Diamanten sieht. Die Vermischung beider Verhaltensweisen ist jedoch so viel naheliegender in einer Zeit, welche von den theoretischen Werken eigentlich die unmittelbare Anwendbarkeit verlangt, und, wo diese sich ihrem niedrigen Denken nicht ohne Umwege ergibt, zwar dann erst recht die Leistung als eine ‚theoretische‘ kennzeichnet, jedoch nun, um damit zu sagen, daß sie überhaupt wie etwas Unnützes und besser gar nicht Vorhandenes anzusehen sei.

Dieses alles, welches nach gehöriger Berücksichtigung nicht dazu dienen kann, den Vorlesungen Wittes einen sonderlichen Rang in der Literatur zu belassen, mußte

aus zwei Gründen voraufgeschickt werden. Erstens leidet gerade die Nationalökonomie besonders unter den Begehrungsverstellungen derer, die sie „anwenden“ möchten. Zweitens findet sich oft auch in ihren eigenen Kreisen nicht eine genügend hoch gespannte Ansicht von dem, was sie als Wissenschaft eigentlich zu leisten habe. Sie muß ihren Weg zumeist durch ungewöhnliche Mengen empirischen Stoffes gehen; aber die Notwendigkeit, diesen verdauend abzustößen, bleibt darum nicht minder dringlich, und die sich in seiner breiten Zurschaustellung bekundende Naivetät kann nicht als Entföhnung für die unterlassene Durchformung entgegengenommen werden.

Es ist wahr: Die Vorlesungen beginnen mit Betrachtungen über die Bedürfnisse des Menschen, schreiten fort zu Erörterungen über Privat- und Gemeinwirtschaften, sagen etwas über Entwicklungsstufen und Handelspolitik, über Verkehr und Bevölkerungsfragen, über das Geld und den Kredit, und schließen mit einem kurzen Abriss der Finanzwissenschaft. Sie sind aber weder nach einem Gesetz der Persönlichkeit noch einem der Sache angelegt, sind nicht synoptisch, sondern nur panoptisch, und erhalten ihren Aufbau nicht durch eine Systematik, in welcher eine innere Kraft ihrer Steigerung und Entwicklung zudrängte, sondern, wie so viele jener zwitterhaften, halb theoretisch, halb praktisch-nationalökonomischen Werke, durch eine Disposition, was nicht viel anderes bedeutet, als daß man über mehrere Gegenstände nicht gleichzeitig, sondern nur hintereinander sprechen kann. Daß psychologische, ethnologische, hysterische und betriebstechnische Einteilungsgründe durcheinander gehen, ist, da es sich um einen nach üblicher Art geschriebenen Abriss handelt, selbstverständlich.

Dennoch hat auch dieses Werk seine persönlichen Züge. Es ist typisch für das Wesen eines untheoretischen Menschen, eines solchen also, welcher sich in keinem Augenblick mit der gelassenen Kopfhaltung

des Weisen dem inneren Schauen überläßt, sondern der überall mit seiner kurzatmigen Unruhe an den Dingen zerrt und sie zu kleinen menschlichen Leistungen hochreißen will. Nach dem bekannten Schema der westeuropäischen Lehrbücher senkt sich ein jedes theoretische Kapitel schließlich auf den Boden des eigenen Landes nieder, um so zu der erlebten Anwendung zu gelangen. Aber was dann geschieht, ist nicht eine mystische Hochzeit zwischen einer kühlen Geistigkeit der Form und der Schwere des russischen Urgrundes, sondern ein unruhewolles Deuten an dem langsamen Gang der russischen Entwicklung, eine unheilige Begehrde, den Boden als „Terrain“ dem Kapitalismus einzufügen. Wo die Lehre Friedrich List's von den produktiven Kräften aufgenommen ist, für welche sich Witte schon in jungen Jahren durch eine kleine Schrift einsetzte, geschieht es ohne das innere Recht, welches ihr aus den Forderungen des deutschen Lebens zuteil geworden war, vor allem aber ohne eheliche und durchgeführte Anpassung an russische Notwendigkeiten.

Daß in dem Buche auch größere Abschnitte voll klarer Sachlichkeit sind, soll nicht verschwiegen werden; dahin sind die über Wittes besondere Gebiete, Eisenbahn und Finanz, zu rechnen. Aber auch sie zeigen nur den geschickten und geschickten Faiseur, welcher nicht von den Dingen her, sondern vom täglichen Wellen aus spricht. Sucht man in den Vorlesungen nach einer wahrhaft staatsmännischen oder menschlichen Intention, nach etwas, was mehr ist als sichere Hand und rasitlose Bestrebung, so findet man nichts.

Vielmehr ist der „weltanschauliche“ Hintergrund der Vorlesungen gekennzeichnet durch eine fatale Verwechslung von Kultur und Zivilisation, welche an keiner Stelle fehlt, wo eine unklare Vermengung beider Begriffe möglich ist. Demgemäß wird das Wissen nicht nur als eine der „wesentlichsten Kapitalformen“ bezeichnet, sondern auch gesagt, daß es, wie das Kapital, kein

Vaterland habe. Die Darstellung setzt schon auf der ersten Seite mit einem rationalistischen Luftstakt ein, wo Wirtschaft definiert wird als ‚das Bestreben des Menschen, die größten Resultate durch den geringsten Kraftaufwand zu erzielen‘. Entsprechend wird als Kennzeichen der wirtschaftlichen Arbeit betont, daß sie auf ‚Berechnung‘ basiert sei. Überhaupt wird in dem Tun des Menschen nicht das Strömen ungeheurer Kräfte erkannt, sondern spitz und dürrig daran herumgerechnet; über alle Arten von ‚Ausnutzung‘ wird sorgsam nachgedacht, so daß mit einigem Bedauern über technische Rückständigkeit auf die sich überstürzenden Wellen auf der Oberfläche des Meeres als auf unerschöpfliche ‚Kraftreservoir‘ hingedeutet werden kann. Die Eisenbahn heißt ein ‚Ferment der Kulturgärung‘, Kulturentwicklung ist ‚brandende geistige Tätigkeit‘, und das ganze peinliche Durcheinander von wirtschaftlich-zivilisatorischen Maßstäben und kulturellen Normen findet erschreckenden Ausdruck in einem Satz wie dem folgenden: ‚Der Reichtum ist das Ideal, dessen Erlangung das Ziel der wirtschaftlichen Betätigung sowohl der Privatperson wie auch des ganzen Volkes bildet. Und wie groß die Erfolge der neuen Kulturvölker in dieser Hinsicht auch sein mögen, so ist doch kaum zu erwarten, daß jemals auf Erden das goldene Zeitalter eintreten wird. Das entspricht kaum der menschlichen Natur, in die durch die göttliche Vorsehung das Streben nach unendlicher Entwicklung gelegt ward, zu unaufhörlichem Suchen nach Höherem und Vollkommenerem. Die Wünsche der Menschen kennen keine Grenzen, und ihre Bedürfnisse können niemals ganz gedeckt werden.‘ (II, 98).

Von der schwer schwingenden Weite des großrussischen Rhythmus weiß Witte nichts. Während uns Russen und andere (zuletzt Kuedorffer) deutlich zu machen suchen, daß Rußland noch eine ungeheure Zeit zu eigen habe, schreibt Witte: ‚ein

großes Land kann nicht warten‘. Aber auch er, der sein Antlitz in kalter Ekstase dem Westen zuwendet, bleibt Russe. In die westlichen Begriffe des volkswirtschaftlichen Denkens dringt er nicht ein, obwohl er sie von allen Seiten betastet. Um die Notwendigkeit modernen Fortschreitens darzutun, läßt er sogar die Arbeiterfrage als grauen Schatten bedrohlich und wirkungsvoll durch diese Fürstenlehre huschen.

Dennoch: will man dies vor der Wissenschaft nichtige Bemühen eigenen Denkens wenigstens als Ausdruck eines Charakters gelten lassen, so bleibt auch dann nichts Geschlossenes: zuckende Hände greifen unehrerbietig nach vielen Dingen, statt eines Systems aber entsteht nur ein Bademeikum durch die Terminologie innerlich nicht ergaßter geistiger Formen. Und wo man einen Mann zu sehen wünscht, mit ruhigen, festen Bewegungen, auf der Bahn und dem rechten Weg, erscheint nur ein rastloser und irrender Typus des Ostens, eine funktionelle Begabung ohne das Pathos eigener Schwere: ein Gaukler.

Die Mischform seines Werkes aber durfte nicht nur wegen ihrer zweifachen Aktualität hier besprochen werden, sondern, weil auch die westeuropäische Wissenschaft dauernd der Gefahr unterliegt, ähnliche Erzeugnisse hervorzubringen und für sie unangemessene Anerkennung zu erschleichen.

Eduard Rosenbaum

### Münsterbergism

**U**nter diesem Titel erschien vor zwei Monaten in einer Londoner Zeitung ein Aufsatz, den ein ebenso gut unterrichteter wie schlecht gesinnter Verfasser geschrieben hatte. Münsterbergism bedeutete hier nicht — gleich Darwinism — eine wissenschaftliche Richtung, sondern die Auflehnung des deutschen Elements in Amerika gegen die Politik der Vereinigten Staaten. Der Name war von dem Vor-

kämpfer, dem Harvard-Professor Hugo Münsterberg, entnommen.

In welchem Sinne Münsterberg drüber tätig ist, wußten wir schon aus dem Buche „The War and America“. Jetzt gelangt ein zweites Kriegsbuch aus seiner Feder zu uns\*. Es ist für die Amerikaner bestimmt, aber auch für die Deutschen von Wert. Und zwar in mehreren Beziehungen.

Am unmittelbarsten gibt sich das Büchlein in seiner Eigenschaft einer Bekenntnisschrift. Als ein richtiger „Professor“, dazu mit einer erfrischenden und den Mankelesern besonders angemessenen Unbekümmertheit spricht Münsterberg von persönlichen Erlebnissen, Stimmungen, Überzeugungen: nicht ohne Behagen holt er aus dem Schatzkästlein der Erinnerung allerhand Begegnungen und Gespräche hervor. An andern Stellen aber erweitert sich der Rückblick zu einer Schau auf das Schicksal der Deutsch-Amerikaner überhaupt. Da leben jenseits des Meeres fünf Millionen Amerikaner deutscher Abstammung, erfüllt von dem Gedanken, daß ihre neue Heimat nicht mehr ein englisches Land sein dürfe, doch zersplittert und unfähig, ihren gemeinsamen Willen zur Geltung zu bringen. Seit Kriegsbeginn haben sie Qualen erdulden müssen, die nicht geringer sind, als die Leiden der Kämpfenden und ihrer Angehörigen: alle fühlen sich in ein unsichtbares Konzentrationslager verbannt, viele werden das Opfer tragischer Verwickelungen. Wie kann man ihnen helfen? Münsterberg macht keine bestimmten Vorschläge, sondern er tröstet sich mit der Zuversicht: „der Weltfriede wird kommen und der soziale Friede zwischen den amerikanischen Volksgenossen wird folgen“. Auch wir in der Heimat hoffen es, und wir vertrauen darauf, daß gerade Männer wie Münsterberg an der Neugestaltung einen entscheidenden Anteil erhalten werden.

Der Weltfriede kann nach Münsterbergs

Meinung nur durch Eingreifen der Neutralen herbeigeführt werden, und von diesen nur, wenn sie anerkennen, daß jedes Volk aus geschichtlichen Notwendigkeiten zum Krieg getrieben wurde. Wenn solche Weisheit unangemessen erscheint, der lasse sich durch das ganze Buch davon überzeugen, daß der Verfasser in der Aufrichtigkeit deutscher Gesinnung niemand nachsieht, vielmehr lediglich die Vernunft in der Herrschaft sichern und „intellectually honest“ bleiben will. Da der Krieg, entstanden aus den widerstreitenden nationalen Ansprüchen auf einen Weltberuf, erst dann sein Ende finden kann, wenn der gute Wille der Völker lebendig geworden ist, so muß alles geschehen, um diesen guten Willen zu wecken. Wie die Dinge jetzt liegen, wünscht zwar jeder der Kriegführenden einen dauernden Frieden, doch erst nach Vernichtung des Feindes, und die Unbeteiligten verlassen sich auf das natürliche Wachstum der Friedensbewegung. Würde in der Tat mit der Zerschmetterung Deutschlands das Ziel erreicht werden? Münsterberg antwortet mit einem entschiedenen und gut begründeten Nein. Überdies hätten nach seiner Ansicht nur zwei Völker, Rußland und Japan, einen Vorteil davon, wenigstens einen Vorteil in weltgeschichtlichem Stil, während England durch die zu erwartende große Handelsflotte der Vereinigten Staaten in erhebliche Schwierigkeiten kommen muß.

Mitten unter solchen politischen Erwägungen finden sich in unserm Buch völkerysychologische Betrachtungen. Es fehlt Münsterberg nicht an Bereitwilligkeit, fremder Nationen Verdienste und Eigenart anzuerkennen, aber sein Bestes gibt er doch mit der Schilderung deutschen Geistes. Aus einer Zergliederung des vielgeschmähten Begriffes „Kultur“ gewinnt er als letzten Sinn den Selbstwert des geistigen Lebens und seinen Einfluß auf den Staatsgedanken. In der deutschen Kultur sind Wissenschaft, Kunst usw. nicht dazu da, die Einzelwesen zu besücken oder die staats-

\* The Peace and America. New York and London, D. Appleton and Co., 1915.

liche Gemeinschaft zu stärken, sondern sie tragen ihren Wert in sich selber. Wenn in Amerika die Selbstbestimmung des Individuums das wirtschaftliche Leben leitet, wenn in England die Unterordnung des Individuums unter gesellschaftliche Konventionen persönlichen Nutzen bringt, so findet in Deutschland der Einzelne seine Aufgabe darin, überpersönlichen Zwecken mit der Vollkraft der Persönlichkeit zu dienen. Der Staat aber soll alle Bemühungen um höchste Werte fördern und das ganze Volk mit dem Geist der Hingabe an diese Werte erfüllen. So verstanden ist in der Tat das Heer die Verkörperung deutscher Kultur.

Als ein weiterer Bestandteil der Aufsätze-Sammlung (denn darin besteht das Buch) wäre eine Fülle allgemein-psychologischer Bemerkungen anzusehen. Sie beginnen mit Aufdeckung der Schwierigkeit, die sogenannten Tatsachen festzustellen, zumal wenn der Bericht durch Vermittelungen hindurchgegangen ist. Hinzu tritt die unvermeidliche Verschiedenheit in der Beurteilung der Tatsachen. Die Deutschen meinen, Elsaß-Lothringen sei — bis auf ein Zwischenspiel — stets deutsches Land gewesen, die Franzosen nehmen es für sich in Anspruch. Ist unsre militärische Stellung (Münsterberg schreibt im März) ein Erfolg oder ein Mißerfolg? Es kommt ganz auf die Zielvorstellungen an. Solche Vorstellungen ändern sich bei der Masse wie beim Einzelnen. Außerdem kreuzen sich gleichzeitig im Bewußtsein mehrere Absichten: Sir Edward Grey mag in voller Aufrichtigkeit versucht haben, Europas Frieden aufzubauen und daneben den europäischen Krieg vorzubereiten.

Nir hat es wohlgetan, in einer Zeit der Überhitzung diese kühlen Betrachtungen kennen zu lernen; ich sollte denken, daß es auch andern nicht schaden wird, auf die Bedingtheit der Tatsachen und Werturteile hingewiesen zu werden. Die Mischung wissenschaftlicher Objektivität mit persönlicher Ergreifenheit hat einen großen Reiz.

Weshalb in aller Welt soll gerade der Philosoph scheu darauf verzichten, zu den Ereignissen seiner Gegenwart Stellung zu nehmen? Selbst Platos Meisterwerke sind zum guten Teil politische Tendenzschriften gewesen.

Max Dessoir

## Karl Lamprecht

Karl Lamprecht, wäre er nicht Historiker geworden, er würde Bauer gewesen sein. Als Bursch grobschlächtig, erfinderisch, arbeitsam, drauffschlagend am Sonntag, — hätte er als Mann, in prächtiger, weitgespannter Ordnung herrschend über strotzende Felder und ein Heer von Knechten und Tieren, mit den Erfahrungen seines alten Bauerngeschlechts und den Kunst- und Gewaltmitteln neuer Zeit dem thüringisch-sächsischen Heimatboden reichste, letzte Frucht abgezwungen . . . unendliche Ernten in Scheunen, Gold in Kisten raffend, ein Schrecken der Getreidehändler und des Gemeinderats.

Er ward Historiker, und fuhr wie ein Gewitter mit Donner und Blitz durch die Wissenschaft seiner Epoche; blendete, schreckte, verwirrte, ärgerte Zünftler und Jaghafte, während er Sehnsüchtigen, Jünglingen, Aufstrebenden lüftereimigend Blick und Weg in zaubrische Sphären eröffnete.

Wer gedanklich sein Werk erfassen will, erspüre im Geist sich diese Bahn: Herder, Hegel, Lamprecht. Allen dreien war Thema: das Geschehen des Universums als rhythmischen Ablauf nach unentrinnbaren Gesetzen nachzuformen wie Gott es in der Realität hatte abrollen lassen; dies Universum ist bestrahlt, befruchtet, getrieben von der Idee der Entwicklung, neunzehnten Jahrhunderts herrschendster Idee.

Herder, anfängerisch, lehrt als Entwicklung eine Qualitätsverfeinerung alles von Urfang an Seienden, das sich mit

jeder großen Welle des Geschehens erhöht, veredelt. — Hegel, romantisch ein Gott im Gehäus des Gelehrten, pflanzt aller Entwicklung als Movens das formale Prinzip seines Triadensystems (Thesis, Antithesis, Synthesis) ein; als Sinn der Welt flutet Gott, der Weltgeist, aus sich selbst und strömt durch alle Purgatorien der irdischen Entwicklung geläutert, gereinigt, von sich selbst erkannt, in sich zurück.

Lamprecht will mit dem Evolutionsprinzip der Naturwissenschaften das Weltgeschehen zu kunstvollem, gesetzmäßigem Ablauf zwingen. Aber größte Gedanken sind stets intuitive Erleuchtungen. Lamprecht selbst schwer zwar tausendmal gegen seine Gegner, daß seine Lehre aus rein empirisch-induktiv erzielten Erkenntnissen erwachsen sei. Wer aber erlebte, wie in Kollegs und Seminar; während der Unruhige fast spielerisch tändelnd sprach, plöglich inmitten der Rede aus diesem graubäurischen, breitgestirnten Zeuschädel Gedanken aufblitzten, die er dann sofort improvisatorisch, viele Tatsachen anhäufend, stützte und zu Überzeugungen weiterspann, der fühlte, daß so auch die Hauptgedanken des Lamprechtschen Systems zu blühenden Zeiten seines Lebens intuitiv, jähüberwältigend in ihm aufgesprungen waren. So daß fast immer das Resultat vor der Untersuchung schon feststand.

So glaubte er ekstatisch, enthusiastisch an seine Lehre: an die Möglichkeit einer Universal-Menschheitsgeschichte, die alles, was je dem menschlichen Bewußtsein entströmt war als Werk und Tat, zu einem gewaltigen, nach steten Gesetzen eines kunstvollen Entwicklungsschematismus geschaffenen, System aufstürmte. Jeder Augenblick, jede Arbeit seines Daseins ward ihm zu einer bauenden oder schützenden Seite für dies System. Ein Verserker sagte er über seine Schöpfung, schlug abwehrend, angreifend um sich, schrie in Vorträgen und Kampfschriften, reiste gierig betrachtend und fanatisch über-

redend durch die Länder, erzwang von den Reichen Europas und Amerikas Riesenerlöbungen für seine phantastischen Forschungsgründungen, baute sich umächtst eine kleine eigene Universität als Stütze seines Systems (genannt Institut für Kultur- und Universalgeschichte) in der großen Universität, an der er lebete, und die er schließlich nach dem Muster seiner kleinen in ungeheurem Maßstabe neu-schaffen wollte. Bibliotheken kaufte er zusammen und Sammlungen aus allen Wissenschaftsgebieten, raffte die Gundergebnisse von Millionen Untersuchungen an sich, gewann Tugende von Gelehrten für seine Lehre, ferrespondierte mit tausend Spezialforschern, ließ Schüler und Freunde ruheles erzerpieren, referieren, konstatieren...

Alle von den Geisteswissenschaften gefundenen Tatsachen packte er als Unzahl winziger Steine in sein Systemgebäude; bog willkürlich (ohne es recht zu merken) Tatsachen um, damit sie ins System paßten; verwinzigte Großes, vergrößerte Unwesentliches, auf daß Lücken und lästige Ecken vermieden würden. Und so, Kunst der Primitiven, Wirtschafts-geschichte, Dichtung, Verfassungswesen, Malerei, Wissenschafts- und Religionsgeschichte sich unter-suchend, entrollte er seine Lehre vom parallelen, immer sich wiederbelenden Entwicklungsablauf aller Menschenvölker nach dem steten Schema gewisser, unentriubar aufeinanderfolgender Perioden.

Von unverwirrbarer Energie geseigt, dickköpfig, schlau, usurpatorisch rückte er langsam-schnell voran. Jugendlich erwies er aus dem Bezirk der Wirtschafts-geschichte einige seiner Grundanschauungen. Formte dann die einzige zu Ende geführte große Geschichte des deutschen Volkes, jenes zwanzigbändige Monumentalwerk, in dem sich unzählige falsche Einzelheiten, unzählige herrliche, erleuchtete, erleuchtende Gewißheiten, wie die Abteilungen eines schimmernden Riesenkinofilms zu bezaubernder Gesamtheit abrollen. Und noch während er diese Bände zusammenraffte,

schuf er schon in einem Schramm begeisterter Gelehrten, Mäzene und Schüler mit der sicheren, unermüdenen Hand eines Trüstergründers die mannigfaltigste Organisation zum Grundbau seiner Universalgeschichte, die er sicherlich mit der Hilfsarbeit dieser Forschungsinstitute vollendet hätte, wenn sein Leben statt sechzig Jahre zweihundert gewährt hätte.

Nicht ist heut kritisch-wissenschaftlich sein Werk zu bewerten. Dennoch aber soll gesagt sein, weshalb viel Tausend Jünglinge und Männer ihm danken, — selbst wenn sie später Zweifler und Gegner wurden —, danken, weil seine Erscheinung als erscbütendstes, förderndstes Ereignis ihrer Studienjahre in ihnen schimmert.

Lamprecht lehrte, daß die Weltgeschichte nicht die Feststellung und zu kausaler Folge gezwungene Darstellung politischer Tatsachen sei. Er wies die politische Historie, die arrogant sich schlechtbin Geschichte nannte, nebengeordnet zu den übrigen philosophischen Hilfswissenschaften, über deren stügender Gesamtheit sich der Himmel der Universalgeschichte wölbte. Und so befreite er sehnüchtige Herzen und Köpfe von der Demütigung und Unfruchtbarkeit der Spezialwissenschaften, die, als Selbstzweck betrieben, oft des Jünglings seligste Jahre zerquälten und zerschüären.

Lamprecht, der Schüler von Darwin und Marr, rang sich allmählich los von der Marxistischen Doktrin, unter deren Einfluß viele Jahre seine Untersuchungen verbarren. Er bekante und verkündete unermülich, daß nicht die wirtschaftlichen Bedürfnisse und der Trieb zu ihrer Befriedigung, sondern der Geist, die Idee, der aus den Tiefen des Bewußtseins ursprünglich springende Strahl die Bewegung, Entwicklung alles menschlichen Geschehens verursachen. So mündete die Realität der Geschichte in das metaphysische Geheimnis der Seele. Weltgeschichte ward zur Menschheitsgeschichte, Menschheitsgeschichte zur Geschichte des menschlichen Geistes. Und die Universalgeschichte erwies die Ent-

wicklung des Bewußtseins zu immer reinerer Klarheit.

Zwar erkannten Einsichtige in der starren Periodisierung der parallelen Volkswicklungen die lockenden Gefahren des Lamprechtschen Schematismus, dessen Gerüst Halt und Steigestufen den Schwachen und Bluffern gewährt, Zaghafte und Epigonen hemmt und irreführt. Aber als sich die ungeheuren Bege und Ketten bindend und ordnend durch das wirre Gefüge des Weltgeschehens spannten, empfanden wir das Siegesgefühl der Befreiung und Sicherheit, das uns zu Herren der Dinge machte, denen wir in den Spezialwissenschaften Diener und Kärner sein mußten. Die Tatsachen selbst sind für die Nachlebenden ein anekdotisches Nichts, und erst der erkennende Geist des Menschen erhebt, indem er sie formt, ordnet und auf sich bezieht, die Tatsachen zur Wesentlichkeit. Und mehr: des Geistes intuitiv-enthusiastisch aufschäumender Gedanke wirkt und wächst mächtiger als alles logisch-empirisch erzwungene Resultat. Der Menschengestalt, der das Objekt unserer Studien gewesen war, wuchs auf zum Herrscher aller Realität, — die Idee triumphierte als bewegendes Moment über Sein und Geschehen.

Alle großen Systeme finden mit ihrem Schöpfer, unentwickelbar, zugleich Vollendung und Ende. Das gilt von Lamprechts System wie von dem Hegels, der in kindlich geständiger Konsequenz verkündete, daß mit seiner Lehre der Weltgeist in sich zurückgekehrt, Wissenschaft und Weltgeschichte zum Ziel gedrungen sei. Doch die Weltgeschichte, nichtachtend und hohnlachend jedes Systems und Schemas, wälzt sich weiter über das Grab des Gelehrten, dessen Erscheinung in dem Unzulänglichen aller Menschlichkeit und Erkenntnis Trost und Triumph verkündet: sie offenbart die Herrlichkeit des Menschengestes, der einen strahlenden Frühlingstag in sich aufnimmt und formt wie zugleich alles Geschehen der Welt.

Kurt Pinthus











BINDING 0507, JUL 7 - 1915

AP                    Neue Rundschau  
30  
N5  
1915  
Bd.1  
Heft 4-6

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

